00099707

Gcd
Ger 930
Sch/Wel
99707

THE
ASIATIC SOCIETY OF BOMBAY
TOWN HALL, BOMBAY-400 023.

00099707

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC
WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018

Neuere Geſchichte.

Von

Friedrich Chriſtoph Schloſſer.

Dritter Theil.

(Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts.)

Frankfurt a/M. 1850.

Verlag der Expedition von Schloſſer's Weltgeſchichte.

F. C. Schlosser's

Weltgeschichte

für das

deutsche Volk.

99707

Verfaßt und unter G. L. Kriegk's Mitwirkung bei der Redaction

herausgegeben

von

F. C. Schlosser.

VOL 11 (Eleven)

Elfter Band.

Frankfurt a/M. 1850.

Verlag der Expedition von Schlosser's Weltgeschichte.

99707

Druck von August Osterrieth
in Frankfurt a. M.

Geſchichte der neueren Zeit.

II. Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts.

I. Italien bis auf die Zeit des Einfalles der Franzoſen unter Karl VIII.

1. Venedig um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts.

Wenn der höchſte Glanz und Wohlſtand eines Staates zu einem Schluſſe auf die Vortrefflichkeit ſeiner Verfaſſung und Regierung berechtigen, ſo hat Macchiavelli unſtreitig Recht, die Verfaſſung und Regierung von Venedig als muſterhaft und unübertrefflich zu preiſen. Hieraus würde ſich aber zugleich, was auch durch die Art der engliſchen Regierung bewieſen zu werden ſcheint, die Folgerung ergeben, daß eine induſtrielle Nation und eine kluge, den Handel ausſchließlich begünſtigende ariſtokratiſche Regierung der Grundſätze der Sittlichkeit, ſowie der Idealität der Anſichten ganz entbehren könne. Wenn äußere Größe, Reichthum, Glanz und ſtolzes Nationalbewußtſein der Beherrſchten den Herrſchern und den Formen der Herrſchaft zugeſchrieben werden müſſen, ſo verdienen allerdings die oligarchiſche Tyrannei von Venedig und die engliſche plutokratiſch-ariſtokratiſche Regierung des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts das große Lob, welches ihnen ſo reichlich geſpendet wird. Anders iſt es jedoch, wenn man Grundſätze der Moral, menſchliches Gefühl und ſtrenge Gerechtigkeit von Regierungen fordert. Macchiavelli erhebt die politiſche Klugheit der venetianiſchen Regierung über Alles, er ſtellt ſie als Muſter auf, weil er, wie ſeine Anſicht vom Treiben eines Cäſar Borgia am beſten beweiſt, durchaus keine Rückſicht auf Moral nimmt. Dieſe Art von politiſcher Klugheit wird man in Bezug auf Venedig aus

allem dem erkennen, was wir früher über die Entstehung der venetianischen Macht und über ihre Erwerbung der Herrschaft in Dalmatien, im Peloponnes und auf dem festen Lande von Italien berichtet haben; sie zeigt sich besonders auch in der Geschichte des gegen die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts regierenden Dogen Franz Foscari und seines Sohnes Jakob, und da unsere Zeit ganz auf Macchiavelli's Grundsätze zurückzukommen scheint, so wollen wir, ohne Nutzanwendung, ohne Lob oder Tadel, an Foscari's Beispiele nachweisen, wie in Venedig verfahren wurde.

Franz Foscari ward im einundfünfzigsten Jahre seines Lebens durch die einundvierzig Wahlherren, unter denen er selbst der jüngste war, zum Dogen erwählt, und bekleidete diese Würde vierunddreißig Jahre lang (1423—1457). Während der Zeit seiner Regierung erreichte Venedig den Gipfel der Größe, der Macht und des Reichthums; er selbst aber erlitt von der herrschenden Oligarchie alles, was für einen Fürsten demüthigend und für einen Vater herb sein kann. Auch sein Sohn wurde ein Opfer dieser Oligarchie, und weder der große Rath, noch die Verdienste, die der Vater sich während seines langen Lebens erworben hatte, konnten den unglücklichen Jakob Foscari retten. Zur Zeit des Dogen Foscari ward die Seemacht der Venetianer in steten Kriegen mit den Türken nicht allein an den egyptischen und syrischen Küsten, sowie im griechischen Inselmeere bis nach Constantinopel hin und an den Gestaden des schwarzen Meeres furchtbar, sondern Venedig faßte auch festen Fuß im Peloponnes, gebot in Dalmatien und Illyrien, und breitete seine Herrschaft in der Lombardei bis über Brescia, Bergamo und Crema aus. Auch Mailand wäre von den Venetianern unterworfen worden, wenn nicht Franz Sforza noch schlauer gewesen wäre, als der alte Doge Franz Foscari, und sich im entscheidenden Augenblicke durch Vertrag zum Herzoge von Mailand gemacht hätte (s. Th. IX. S. 394). Franz Foscari war kriegerisch, reich, freigebig und glänzend, und der niedere Adel hing an ihm; die eigentliche Staatsgewalt blieb aber in den Händen von zehn Senatoren, welche, aus den alten erfahrenen Staatsmännern ergänzt, ein unsterbliches Collegium der venetianischen Regierung bildeten (s. Th. VIII. S. 325 f.). Diese jedem Venetianer furchtbaren zehn Männer beobachteten den Dogen ängstlich,

und brachten ihn schon 1433 dahin, daß er seine Stelle niederlegen wollte. Dies wäre unter den damaligen Umständen politisch nachtheilig und gefährlich gewesen, Foscari wurde daher genöthigt, seinen Vorsatz aufzugeben. Zehn Jahre später (1443) wollte er aufs neue seiner Würde entsagen, und diesmal scheint es ihm aufrichtig ernst damit gewesen zu sein; allein auch jetzt gab man es nicht zu, ja, er mußte damals sogar versprechen, daß er die Stelle bis zu seinem Tode behalten wollte.

Im folgenden Jahre vermählte sich der einzige seiner vier Söhne, welche am Leben geblieben waren, Jakob Foscari, mit einer Contarini. Die Hochzeit desselben ward von Fremden gleich einer königlichen, von den Einheimischen als ein Nationalfest gefeiert; sie war aber für Vater und Sohn auch das Ende ihres Glückes. Jakob Foscari wurde bald nachher beschuldigt, von fremden Staaten und Fürsten, besonders vom letzten Herzoge von Mailand, Geschenke genommen zu haben*); man warf ihn daher nach der schrecklichen Sitte der Oligarchie auf Befehl der Zehn in den Kerker. Die drei Staats-Inquisitoren führten das peinliche Verhör über ihn; das ganze Verfahren wurde aber so geheim gehalten, daß es ein Todesverbrechen war, von dem Angeklagten auch nur zu reden. Die Anzeige, auf welche hin man den Sohn des Dogen in gerichtliche Untersuchung gezogen hatte, war von einem Florentinischen Verbannten, Michael Bevilacqua, gekommen. Ein Geständniß erpreßte man von dem Angeklagten durch harte Tortur (datagli la corda). Jakob Foscari wurde hierauf von den Richtern, welche seine Feinde waren, in geheimer Sitzung verurtheilt, und der alte Vater war genöthigt, am 20. Febr. 1445 im großen Rath seinem durch die Tortur verkrüppelten Sohne das harte Urtheil der Zehn bekannt machen zu lassen**).

Der Unglückliche wurde nach Napoli di Romania (im Peloponnes) verbannt, wo er unter polizeilicher Aufsicht bleiben oder mit anderen Worten sich jeden Tag vor dem venetianischen Statthalter (rettore) stellen sollte. Das Schiff, auf welchem er nach

*) Doni e presenti mediante alcuni suoi famigli di danari, giojelli e altri simili cose.

**) Chiamato il consiglio de' dieci colla giunta, nell' quale fu messer lo doge, fu sentenziato il detto Jacopo Foscari.

Napoli gebracht werden sollte, lief jedoch in Triest ein, und der Verbannte erlangte dort wegen seines gebrechlichen Zustandes die Erlaubniß, sein Exil im Trevisanischen nehmen zu dürfen. Auch hier verfolgte ihn bald die Eifersucht der Zehn. Im Jahre 1450 ward nämlich der Präsident dieser Behörde, Almoro Donato, einer der drei Staats-Inquisitoren, meuchelmörderisch getödtet, die beiden Collegen desselben warfen Verdacht auf Jakob Foscari, dessen Diener zur Zeit der Ermordung in Venedig gesehen worden war, ein falscher Ankläger war bald gefunden, und Jakob Foscari wurde zur Untersuchung nach Venedig gebracht. Der alte Doge mußte hierauf noch einmal mitansehen, wie sein Sohn, welcher nebst seinem Diener ungeachtet einer langen und schrecklichen Folter sich nicht schuldig bekannte, aufs neue verurtheilt ward. Man schickte den Unglücklichen diesmal nach Kanea auf der Insel Kandia, wo die Venetianer ebenfalls Besitzungen hatten; er wurde aber bald wieder nach Venedig zurückgebracht, weil er in Folge der grausamen Tortur Beweise von Irresein gab und man ihn dadurch zu heilen hoffte, daß man ihn auf kurze Zeit wieder mit seiner Familie vereinigte. Der alte Doge und seine Gemahlin mußten also 1451 den geistesschwachen, verkrüppelten Sohn sehen und trösten; sie durften ihn aber nicht in Venedig behalten, sondern Jakob ward trotz aller Bitten nach Kanea zurückgeschickt. Selbst nachdem Nikolaus Erizzo sich als den Mörder des getödteten Staats-Inquisitors angegeben hatte, ward der unglückliche Jakob nicht freigelassen. Ja, das Schicksal oder vielmehr die unerhörte Grausamkeit rachsüchtiger, egoistischer Oligarchen, welche nichts desto weniger von aller Welt und auch von Machiavelli bewundert werden, verhängte sogar noch eine dritte Folterung über ihn, und sein Vater mußte, nachdem er bei dieser Gelegenheit aufs neue der Dogen-Würde hatte entsagen wollen, 1456 noch einmal an der Verfolgung seines Sohnes Theil nehmen. Jakob Foscari hatte nämlich in seiner Geistesverwirrung aus dem Exil einen Brief an den Herzog Franz Sforza von Mailand geschrieben, und diesen ersucht, sich in Venedig für ihn zu verwenden, obgleich nach den Gesetzen seiner Vaterstadt ein solcher Schritt ein Todesverbrechen war; der Überbringer des Briefes aber hatte, weil er sich nicht verdächtig machen wollte, denselben an das Collegium der Zehn

übergeben, und dieſes ließ hierauf den Verbannten zur Unterſuchung nach Venedig bringen. Hier ſagte der unglückliche Mann, der durch die Tortur geiſtesſchwach geworden war, er habe den Brief nur deshalb geſchrieben, weil er um jeden Preis noch einmal ſeine Vaterſtadt habe ſehen wollen. Die Zehn, die ſich zum Verhör zwanzig andere Senatoren zugeſellt hatten, ließen diesmal den halbverrückten Mann noch grauſamer foltern, als die beiden erſten Male *). Erſt als ſein durch die Folter ganz zerriſſener Leib verbunden wurde, durften ihn endlich ſeine alte Mutter und ſein Vater, der auf einem Stabe gelehnt zu ihm kam, im Kerker (gli torricelli) beſuchen, aus welchem er nachher auf die Inſel Kandia zurückgebracht wurde. Der unglückliche Mann bat bei dieſer letzten Zuſammenkunft mit ſeinen Eltern den Vater, wenigſtens das Eine zu bewirken, daß er die ihm noch übrige kurze Lebenszeit in ſeinem Hauſe zubringen dürfe; der Vater wies aber die Bitte des Sohnes mit den Worten zurück: „Geh und gehorche ohne Murren dem Gebote deines Vaterlandes!“ **). Dieſe Antwort wird als ein Beweis des altrömiſchen Patriotismus der venetianiſchen Nobili geprieſen; wir ſind jedoch eben ſo wenig Bewunderer der römiſchen als der venetianiſchen Patricier, und enthalten uns deshalb jeder Bemerkung über den Heroismus Beider. Übrigens fügt dieſelbe Chronik, welche uns jene Antwort überliefert hat, hinzu, daß der alte Mann gleich nach der unnatürlichen Anſtrengung ohnmächtig hingefallen ſei. Der unglückliche Jakob wurde, bald nachdem man ihn in ſein früheres Exil zurückgebracht hatte, durch den Tod von ſeinen Leiden erlöſt.

Wir haben aus hundert ähnlichen Beiſpielen der Art und Weiſe, wie die kluge Regierung des größten und reichſten Staates im Mittelalter zu verfahren pflegte, dieſen einen Fall ausgewählt, um deutlich zu machen, durch welche Mittel große politiſche Zwecke

*) Ebbe per sapere la verità da 'que' che lo collegiarono trenta squassi di corda.

**) Die Bitte des Sohnes und die Antwort des Vaters finden wir in der Chronik der venetianiſchen Dogen aufbewahrt. Es heißt dort: E Jacopo disse: Messer padre, vi prego, che procuriate per me, acciocche io torni a casa mia. Il doge disse: Jacopo, va e ubbedisci a quello che vuole la terra, e non cercar non più oltre.

erreicht werden. Wir fügen noch die Erwähnung der Kabalen bei, welche dem alten Foscari, nachdem sie ihn sein langes Leben hindurch verfolgt hatten, auch noch sein Ende verbitterten. Wir wagen jedoch dabei nicht zu entscheiden, wer schlechter, rachsüchtiger, tückischer und habsüchtiger war, Franz Foscari und sein Sohn Jakob oder ihre politischen Gegner; nicht einmal die Wahrheit des Einzelnen wollen wir genau prüfen, sondern blos andeuten, wie die gepriesene Staatsweisheit beschaffen war, von deren Urhebern man solche Geschichten erzählen und glauben konnte.

Der alte Doge, so erzählt man uns, hatte seit der Zeit seiner Wahl stets mit der Familie Loredano zu kämpfen gehabt, und der häufige Verdruß, welchen der Anhang derselben ihm machte, war es besonders gewesen, was ihn dreimal zu dem Entschlusse getrieben hatte, seine Stellung aufzugeben. Einer aus diesem Hause, der Admiral Peter Loredano, hatte die ihm für seinen Sohn angebotene Hand der Tochter des Dogen ausgeschlagen, und der Bruder desselben, Marcus Loredano, hatte als Avogador der Republik den Schwiegersohn des alten Foscari, Andreas Donato, wegen Erpressung auf Tod und Leben angeklagt. Der Doge soll daher gesagt haben, daß er erst dann Fürst von Venedig heißen könne, wenn Peter Loredano nicht mehr am Leben wäre. Als nun der Letztere und sein Bruder Marcus, gerade nachdem dieser den Proceß gegen Donato angefangen hatte, plötzlich starben, so verbreitete sich, nach der leider auf tausend Erfahrungen gegründeten Sitte jener Zeit, das Gerücht, daß Franz Foscari, der Feind beider Männer, dieselben habe vergiften lassen. Obgleich diese Beschuldigung auf keine Weise begründet war, so stellte sich doch des Marcus Sohn, Jakob Loredano, als wenn er glaube, daß Franz Foscari am Tode seines Vaters und seines Oheims schuld sei. Er arbeitete daher zehn Jahre lang bei jeder Gelegenheit dem Dogen entgegen, und betrieb namentlich auch die Verfolgung des Jakob Foscari mit teuflischer Schadenfreude. Nachher benutzte er in Verbindung mit dem Anhange seiner Familie den Umstand, daß der Doge seit der letzten traurigen Zusammenkunft mit seinem Sohne nicht mehr in den Sitzungen der Zehn und im Ausschusse der Regierung (ne in consiglio de' dieci e meno in pregadi) erschien, um den sechsundachtzigjährigen Mann auch noch am Ende

seines Lebens zu kränken. Jakob Loredano, Girolamo Donato und Girolamo Barbarigo, welche an der Spitze des Raths der Zehn standen, setzten durch, daß fünf und zwanzig der angesehensten Männer erwählt wurden, um mit dem Collegium der Zehn zu berathschlagen, wie bei der Unfähigkeit des Dogen die Geschäfte geleitet werden sollten. Diese Commission stellte den Antrag, den Dogen zur Niederlegung seiner Stelle zu zwingen. Sie fand jedoch hierbei so großen Widerspruch, daß über ihren Antrag nicht weniger als acht Tage lang Debatten geführt wurden, welche stets bis vier oder fünf Uhr des Morgens dauerten, und daß der Rath der Zehn endlich aus Furcht vor dem Adel und dem Volke sich dazu verstehen mußte, den Procurator der Republik einzuberufen. Dadurch hätte leicht die Absicht der Feinde Foscari's vereitelt werden können, weil ein Bruder des Dogen, Marcus Foscari, die Stelle des Procurators bekleidete; die Zehn machten daher durch Gewalt und Drohung den Einberufenen unschädlich. Sie sperrten ihn ein und nöthigten ihn durch Drohungen, sich jeder Abstimmung zu enthalten *), nichtsdestoweniger aber den Beschluß mit zu unterschreiben. Dieser Beschluß lautete dahin, daß Franz Foscari, den man vierzehn Jahre früher zu dem eidlichen Versprechen, die Stelle eines Dogen bis an seinen Tod bekleiden zu wollen, gezwungen hatte, jetzt genöthigt werden sollte, dieselbe niederzulegen. Eine Deputation der gemischten Commission (gli dieci colla giunta) wurde (Oktober 1457) an den Dogen geschickt, um ihn aufzufordern, daß er einem Platze entsage, den er seit fünfzehn Monaten nicht mehr eingenommen habe. Der alte Mann berief sich auf den früher von ihm geleisteten Eid, und erklärte, daß er nicht freiwillig abtreten, wohl aber sich fügen werde, wenn man ihn absetze. Dies geschah dann unmittelbar nachher, und es ward dem alten Manne durch ein Decret, welches Loredano ihm überreichte, geboten, den Dogen-Palast zu verlassen, die Insignien seiner Würde abzuliefern und ein Jahrgeld von fünfzehnhundert Dukaten anzunehmen. Franz Foscari verließ den Palast am 23. Oktober, da schon am 20. ein neuer Doge gewählt worden war. Ganz Venedig gab seinen Unwillen über die Härte gegen den alten Mann zu erkennen; aber

*) E il serrarono col dargli giuramento solenne, che nulla dicesse.

der Schrecken, den die ſchreckliche Oligarchie zu verbreiten wußte, war ſo groß, daß vor ihm auch das Mitleid verſtummen mußte. Der Rath der Zehn erließ nämlich eine Verordnung, nach welcher Jeder, der von der Abſetzung des Dogen reden würde, vor das Gericht der Staats-Inquiſitoren gezogen werden ſollte. Der alte Foſcari, unter deſſen Regierung auf ſein Betreiben der Krieg gegen die Türken mit kurzen Pauſen dreißig Jahre lang geführt und 1454 der erſte Frieden mit denſelben geſchloſſen worden war, ſtarb wenige Tage nach ſeiner Abſetzung. Die Oligarchie ward nach ſeinem Tode furchtbarer, als ſie je zuvor geweſen war.

Zwei Veränderungen, Beide zu Gunſten der oligarchiſchen Einrichtung des Staates, werden auf die Regierungszeit Foſcari's zurückgeführt; die eine gehört unbeſtreitbar dieſer Zeit an, die andere aber wird ſtatt deſſen von Einigen in das ſechszehnte, von Anderen ſogar in das ſiebenzehnte Jahrhundert verlegt. Was die Erſtere betrifft, ſo wurde nach Foſcari's Abſetzung, ehe man zur Wahl eines anderen Dogen ſchritt, die Verordnung gemacht, daß künftig keinem Dogen mehr erlaubt ſein ſolle, irgend eine an ihn gerichtete Depeſche anders als in Gegenwart der ihm beigeordneten Senatoren zu öffnen und zu leſen. Die zweite Veränderung betraf die vermehrte Gewalt der drei Staats-Inquiſitoren, deren Entſtehung in den Anfang des Jahrhunderts fällt, in deſſen erſter Hälfte ihrer ſchon oft gedacht wird. Die drei Staats-Inquiſitoren bildeten damals noch keine beſondere Behörde, ſie gehörten dem Rathe der Zehn an, dem ſie nachher ebenſo wie allen anderen Bürgern furchtbar wurden, und hatten im Auftrage desſelben das Geſchäft, den Leuten, welche Staatsgeheimniſſe verriethen, nachzuſpüren und die Ergebniſſe ihrer Forſchungen den Zehn vorzulegen; drei Jahre vor Foſcari's Tode aber wurde, wie zuerſt Darü in ſeiner Geſchichte von Venedig urkundlich nachgewieſen hat, der Grund zu der furchtbaren Macht jener drei Männer gelegt. Am 16. Juni 1454 beſchloß nämlich der Rath der Zehn, einem Ausſchuſſe von drei Männern ſeine ganze Gewalt zu übertragen, befreite denſelben von aller Förmlichkeit bei ſeinem Verfahren, verbot den Avogadoren, ſich in irgend eine von ihm vorgenommene Sache zu miſchen, und ertheilte den drei Männern eine ganz unbegrenzte Gewalt. Am 19. Juni ernannte hierauf der Rath

der Zehn die drei Staats-Inquisitoren, und bestimmte durch eine von ihm erlassene Verordnung die Befugnisse derselben. Die drei Inquisitoren sollen nach dieser Verordnung unbeschränkte Gerichtsbarkeit über Alle ohne Unterschied üben, über Adelige und Geistliche wie über die Gemeinen, ja selbst über die Mitglieder des Rathes der Zehn. Sie können jedermann öffentlich oder insgeheim hinrichten lassen, sobald alle drei einstimmig dies beschließen. Jeder Einzelne von ihnen kann verhaften lassen, nur muß er nachher die Sache seinen beiden Collegen anzeigen. Die Kasse des Rathes der Zehn steht zu ihrer Verfügung, ohne daß sie Rechnung abzulegen brauchen. Sie können mit allen Statthaltern, Generalen, Admiralen und Abgesandten correspondiren und ihnen Befehle und Aufträge ertheilen. Ihre Instruction endlich entwerfen sie selbst. Das Letztere thaten die drei Staats-Inquisitoren am 23. Juni. Die von ihnen damals gemachte Instruction bestand aus achtundvierzig Artikeln, wurde aber nachher bis auf hundertunddrei vermehrt. Sie war von einem der Inquisitoren eigenhändig geschrieben, blieb selbst den Secretären derselben unbekannt, und wurde in einem Kästchen aufbewahrt, zu welchem einer der Inquisitoren allein den Schlüssel hatte.

Diese berüchtigte Staatsbehörde von Venedig, welche bis zur Vernichtung des venetianischen Staates durch Bonaparte unzählige Grausamkeiten und Morde begangen, unsäglichen Jammer, den man nicht einmal äußern durfte, veranlaßt und die schändlichsten Ungerechtigkeiten verübt hat, wurde zwar, wie anfangs auch der Sicherheits-Ausschuß der Franzosen um 1794, von Zeit zu Zeit mit anderen Personen besetzt, die Behörde blieb aber immer dieselbe. Die drei Staats-Inquisitoren übten seit Foscari's Zeit eine ganz unbeschränkte, an keinerlei Form gebundene Gewalt. Sie folterten und tödteten, so oft sie es für gut fanden, ganz in der Stille Menschen, und ließen von Allem, was sie thaten, auch von dem vergossenen Blut keine Spur übrig. Wenn jemand vermißt wurde und man nur vermuthen konnte, daß er auf Befehl der Staats-Inquisitoren verhaftet worden sei, so wagten seine nächsten Anverwandten aus Furcht vor dem schrecklichen Gerichte nicht einmal zu fragen, wohin er gekommen sei.

2. Italien um die Mitte des 15. Jahrhunderts.

Während in Venedig nicht allein die Herrſchaft des Adels unerſchütterlich feſt ſtand, ſondern auch die Regierung von Tag zu Tag mehr einigen wenigen Familien überlaſſen und die Gewalt dieſer Wenigen durch die grauſamſten Mittel befeſtigt wurde, dauerte in Genua der Kampf zwiſchen Plebejern und Patriciern fort, und ſelbſt die Letzteren waren wieder in zwei Parteien getheilt. Der Kampf der Parteien hatte die Republik Genua genöthigt, zuerſt die Franzoſen in die Stadt aufzunehmen und dann den Viſconti's zu huldigen (ſ. Th. IX. S. 288—290. 322.), und kaum war im Jahre 1435 das fremde Joch wieder abgeworfen worden (ſ. Th. IX. S. 372.), als die inneren Unruhen auf's neue begannen. Auch in Genua war, was in jedem Handelsſtaate unvermeidlich iſt, die Regierung fortdauernd gewiſſen mächtigen und reichen Familien überlaſſen; dieſe ſtützten ſich aber, ihrem Urſprunge nach, auf verſchiedene Theile der Bevölkerung: die patriciſchen Geſchlechter der Grimaldi, Doria, Spinola und Fieſchi waren durch die Ritterſchaft, aus der ſie ſtammten, mächtig, die Adorni und Fregoſi dagegen wurden vom Bürgerſtande unterſtützt, dem ſie urſprünglich angehörten. Es brach daher auch, ſobald die Mailänder aus Genua vertrieben waren, der Streit der patriciſchen Familien ſogleich wieder aus. Die Adorni und Fieſchi verbanden ſich gegen den Dogen Peter Fregoſo, belagerten ihn in der Stadt, und riefen den König von Neapel, Sicilien und Aragonien, Alphons V., herbei. Dieſer ſtarb jedoch (1458) während der Belagerung von Genua.

In Neapel ſtiftete nach Alphons V. Tode deſſen natürlicher Sohn, Ferdinand I., eine Nebenlinie; Sicilien und Sardinien dagegen behauptete Johann II. von Aragonien, Alphons Bruder. Alphons hatte den Pabſt dahin gebracht, ſeinen natürlichen Sohn für einen in rechtmäßiger Ehe erzeugten Prinzen zu erklären und demſelben die Nachfolge in Neapel zuzuſichern; er hatte aber auch zugleich das alte Recht der Stände, ſich einen König und Geſetze zu geben, wieder hergeſtellt, damit ein ſpäterer Pabſt nicht wieder nehmen könne, was ein früherer gewährt hatte. Dieſe Stände bildeten nach alter Sitte zwei Kammern: in der erſten ſaßen die

Fürsten, Grafen, Barone und die mit großen Lehen begabten Prälaten, unter denen der Abt von Monte Cassino und der Erzbischof von Reggio die vornehmsten waren; die zweite Kammer bestand aus den Schöffen der Städte und einem Deputirten der Stadt Neapel. Dem Rechte nach sollten die Stände gemeinschaftlich mit dem Könige die Verwaltung der Gerechtigkeit und der Finanzen ordnen; dieses Recht wurde aber selten befolgt, und wenn man auch das Parlament des neapolitanischen Reiches seither niemals gesetzlich aufgehoben hatte, so war dasselbe doch oft in langen Zwischenräumen nicht versammelt worden und auf diese Weise in Vergessenheit gerathen. Alphons erneute es dadurch, daß er die Stände 1443 bei der wichtigsten Angelegenheit des Reiches wieder berief, um ein Gesetz über die Thronfolge zu erlassen. Das Parlament erkannte, daß ihm der König ein Recht einräume, welches bisher die Päbste in Anspruch genommen hatten, oder daß, um einen modernen Ausdruck zu gebrauchen, Alphons die Souverainität vom Volke herleiten wolle; es kam daher den Wünschen des Königs zuvor, und erklärte seinen Sohn Ferdinand zum Nachfolger. Zwei Päbste, Eugen IV. und Nikolaus V., ließen sich bewegen, Ferdinand's Thronfolge anzuerkennen, und bei Alphons Tode zweifelte niemand, daß auch des Pabstes Nikolaus Nachfolger, der alte Calixtus III., dies thun werde, da er als Kardinal die Unterhandlungen seiner beiden Vorgänger mit Alphons geleitet hatte; allein Calixtus erklärte sich heftig gegen Ferdinand.

Calixtus war aus der spanischen Familie Borgia und schadete der römischen Kirche ungemein durch die Begünstigung seiner Familie, deren Laster und Frevel die Welt mehr ärgerten, als das Benehmen einer anderen päbstlichen Familie dieses Jahrhunderts. Er verlieh die Kardinals-Würde seinem Neffen, welcher später als Pabst Alexander VI. alle Laster, Frevel und schändlichen Lüste öffentlich trieb und begünstigte, die jemals von irgend einem Verbrecher geübt worden sind. Einem anderen Neffen verschaffte er nicht nur das Herzogthum Spoleto, sondern er wollte ihm auch zum Besitze des Königreiches Neapel verhelfen. Er nahm daher durch eine Bulle, die er bekannt machte, Neapel als erledigtes Lehen der Kirche in Anspruch, und wandte sich an Franz Sforza von Mailand, um mit dessen Hülfe seinem Neffen dieses Königreich

zu verschaffen; Franz Sforza hatte aber politische Gründe, Ferdinand auf dem Throne zu erhalten. Calixt's Nachfolger, der als Gelehrter, als Geschichtschreiber und als Diplomat unsterblich berühmte Pius II. (Aeneas Sylvius Piccolomini), erkannte Ferdinand als König an, ließ sich aber für die Bulle, durch welche dies geschah, eine jährliche Rente zusichern und Benevent, Pontecorvo und Terracina, welche den Päbsten lange vorenthalten worden waren, zurückgeben.

Der Charakter des jungen Königs von Neapel, welcher später durch Grausamkeit und Ausschweifungen allgemein verhaßt wurde, war dem Volke anfangs unbekannt; dieses jubelte daher, daß es in ihm einen König erhalten habe, der im Lande geboren und mit einer Neapolitanerin (einer Nichte des Fürsten Orsini von Tarent) vermählt sei. Die Barone dagegen und besonders die nächsten Anverwandten Ferdinand's kannten den neuen König besser. Sie suchten sich deshalb auch seiner Herrschaft zu entziehen, und wandten sich in dieser Absicht zuerst an den von seinem eigenen Vater verfolgten Neffen des Königs Alphons V., den unglücklichen Prinzen Karl von Viana, welcher bei Alphons Zuflucht gesucht hatte (s. Th. X. 466 ff.); Karl war aber selbst zu sehr im Gedränge, als daß er sich mit den Neapolitanern hätte einlassen können. Auch Karl's Vater, Johann II. von Aragonien, konnte die ihm angebotene Krone nicht annehmen. Die unzufriedenen Barone, an deren Spitze der Fürst von Tarent stand, wandten sich daher an einen Prätendenten, welchen der König Karl VII. von Frankreich begünstigte, und in allen seinen vielen abenteuernden Unternehmungen unterstützte. Dies war Johann, Herzog von Calabrien, der Sohn Rainer's oder Renatus I. von Anjou, des von uns schon oft erwähnten Titularkönigs von Neapel. Er war zuerst, als die Florentiner ihn 1454 gegen Alphons gerufen und an die Spitze ihres Heeres gestellt hatten, mit einem Haufen von Miethlingen nach Toscana gegangen, weil er seines Vaters Königreich wieder erobern zu können hoffte; die Florentiner hatten sich aber damals ohne ihn geholfen, und er war ihnen 1455 sehr zur Last gewesen. Karl VII. hatte ihn darauf im folgenden Jahre, als Peter Fregoso, vom König Alphons bedrängt, sich an ihn gewandt und ihm gehuldigt hatte, als französischen Statthalter oder Stellver-

treter (Procurator) nach Genua geschickt, wo er sich Fregoso's und der Partei desselben annehmen sollte. Hier hatte jedoch Johann einen schweren Stand gehabt, da er nicht nur mit Peter Fregoso zerfiel, sondern auch der Herzog von Mailand, Franz Sforza, an welchen dieser sich um Hülfe wandte, siebenhundert Reiter schickte, und zugleich Ferdinand's Flotte die Schiffe Johann's im Hafen belagerte. Am Ende war jedoch Johann glücklich gewesen. Peter Fregoso hatte nämlich an der Spitze der Unzufriedenen mit Gewalt in die Stadt eindringen wollen, und war schon durch die Thore derselben hindurch gekommen, als die Gegenpartei eine außerordentliche Anstrengung machte, und Johann von der Provence her mit Schiffen und Truppen verstärkt wurde. Fregoso ward völlig geschlagen, und auch die siebenhundert Reiter, welche Franz Sforza ihm gesendet hatte, erlitten bei dieser Gelegenheit eine Niederlage, weshalb denn auch der Geschichtschreiber Simonetta (s. Th. IX. S. 447) als Lobredner Franz Sforza's sich wohl hütet, der mailändischen Hülfsschaar und ihres Zuges Erwähnung zu thun. Bald nachher (1459) langte in Genua die Botschaft des unzufriedenen Adels von Neapel an, welcher einen Krieg gegen Ferdinand begonnen und Johann, als den ältesten Sohn Rainer's und somit als den Erben der Ansprüche des jüngeren Hauses Anjou, für seinen rechtmäßigen König erklärt hatte. Johann ging auf diese Botschaft um so schneller ein, da er bereits das ganze letzte Jahr aus keinem anderen Grunde in Genua geblieben war, als weil er von den neapolitanischen Baronen gerufen zu werden erwartete.

Johann von Lothringen brachte nur wenige Truppen mit nach Neapel; sein Unternehmen schien aber anfangs gelingen zu wollen, da nicht nur die angesehensten Barone des Reiches, unter ihnen der kriegserfahrene Anton Caldora (s. Th. IX. S. 375 u. 377), sich mit ihm vereinigten, sondern auch Herkules I. von Este, dessen Bruder Borso in Ferrara und Modena regierte, zu ihm übertrat, die Stadt Nocera ihm die Thore öffnete, und der berühmte Condottieren-Führer Jakob Piccinino (s. Th. IX. S. 388) ihm zu Hülfe eilte. Der Letztere zog durch die Marken in die Abruzzen, wurde aber von Franz Sforza's Truppen verfolgt, weil dieser sehr gute Gründe hatte, die Entstehung einer französischen Herrschaft in Neapel zu scheuen. Der Herzog Karl von Orleans nämlich, welcher bereits im

Beſitze der Stadt Aſti war, machte als Sohn der Valentine Visconti (ſ. Th. IX. S. 386) dem Franz Sforza ſein Recht an Mailand ſtreitig, ſoweit dieſes auf deſſen Heirath mit Blanca, der natürlichen Tochter des letzten Herzogs aus dem Hauſe Visconti, beruhte; Sforza fürchtete ihn daher als einen Prätendenten, und würde, wenn es dem Herzog Johann gelungen wäre, ſich in Neapel feſtzuſetzen, durch die Franzoſen, welche damals auch Genua inne hatten, zugleich von Norden und von Süden her bedroht geweſen ſein. Er ſchickte alſo, um jenes zu verhindern und um namentlich Piccinino's Truppen in den Marken aufzuhalten, im März 1460 einen ſeiner Brüder ab; dieſer kam zwar zu ſpät, vereinigte ſich aber mit ſeinem anderen Bruder, ſowie mit dem Fürſten von Urbino, und eilte dem Piccinino in die Abruzzen nach. Während Piccinino hier nach dem Lande Neapel durchzudringen ſuchte, traf Ferdinand, welchen auch Pabſt Pius II. mit Truppen unterſtützte, am Sarno auf das Heer Johann's von Calabrien, und brachte ſich durch ſeine Unbeſonnenheit in eine bedenkliche Lage Anſtatt nämlich, dem verſtändigen Rath der italiäniſchen Generale gemäß, in ſeiner Stellung am Sarno, wo die Franzoſen ſich nicht halten konnten, ruhig zu verharren, ließ er ſich (Sommer 1460) in ein Treffen ein, und ward, wie man ihm vorausgeſagt hatte, ſo vollſtändig geſchlagen, daß ſein Heer ſich zerſtreute. Er verdankte nachher, wenn wir den gleichzeitigen Chroniken glauben dürfen, die Erhaltung ſeiner Krone nur ſeiner Gemahlin Iſabella, der Nichte des Fürſten von Tarent. Wir geben die in dieſer Beziehung überlieferte Anekdote ſo wieder, wie wir ſie finden; ſie kann wenigſtens als Zeitungsartikel gelten, wenn auch nicht als Geſchichte. Als Ferdinand, heißt es, in Neapel, wohin er von dem Schlachtfelde ſich geflüchtet hatte, ganz von Geld entblößt war, ging ſeine Gemahlin Iſabella bei allen Vermögenden von Haus zu Haus umher, um wie für einen Armen Spenden zu ſammeln, und brachte auf dieſe Weiſe eine ſehr bedeutende Summe zuſammen. Nachher wandte ſie ſich, heißt es weiter, an ihren Oheim, den Fürſten von Tarent, welcher den Herzog Johann in das Land gerufen hatte und deſſen Stütze war, und bewog ihn, daß er, als bereits viele Orte des Reiches von den Franzoſen beſetzt waren, durch ſeinen Rath und ſeine Zögerung den Herzog Johann antrieb, nicht ge-

radezu auf Neapel zu marſchiren, ſondern ſich mit der Eroberung von weniger bedeutenden Städten aufzuhalten. Das Letztere jedoch, nämlich daß Iſabella den Fürſten von Tarent zum heimlichen Verrath bewogen habe, wagt auch die für das Volk geſchriebene neapolitaniſche Chronik nicht als gewiß zu behaupten; ſie ſagt vielmehr nur, man erzähle, daß Iſabella als Franziskaner-Mönch verkleidet ſich in ihres Oheims Lager begeben und dieſen zum Zögern bewogen habe. (Sono alcuni che dicono, che la regina Isabella di volontà del marito andata al principe di Tarento sus zio in habito di frate Zoccolante e se li buttasse a li piedi etc.).

Als ſich nachher der Krieg in die Länge zog und 1461 Karl VII. von Frankreich, der Schützer des alten Rainer und ſeines Sohnes, ſtarb, änderte ſich in den Jahren 1461 bis 1464 der ganze Stand der Dinge in Italien. Zuerſt verloren die Franzoſen noch vor dem Tode ihres Königs Karl die Herrſchaft über Genua, weil ſie die Bürger der Stadt mit ſchweren Auflagen gedrückt und dieſe beſonders auf das Volk gewälzt, viele Glieder der Ariſtokratie aber von ihnen befreit hatten. Der Haß gegen die Fremden vereinigte die Fregoſi, Adorni und Spinola, zugleich ließ Franz Sforza das Volk aufregen, Geld ſpenden und Hülfe verſprechen, und es gelang dann am 10. März 1461 den von der Stadt ausgeſchloſſenen Adorni, mit Hülfe des Volkes und der von ihnen und den Fregoſi nach Genua gebrachten Landleute, die Stadt zu beſetzen und die Franzoſen mit ihren Freunden in der Burg (castelletto) einzuſchließen. Hierauf wurde zwar noch bis in den Sommer um Genua gekämpft, und ſowohl der alte Rainer, als König Karl VII. ſchickten ihren in der Burg belagerten Landsleuten Hülfe; allein da andererſeits Franz Sforza die Genueſen, welche unterdeſſen Prosper Adorno zu ihrem Dogen erwählt hatten, mit bedeutenden Geldſummen und mit mehreren tauſend Mann Soldaten unterſtützte, ſo erlitten die Franzoſen in und außer der Stadt ſo bedeutende Verluſte, und waren ſo ſehr von Geldmitteln entblößt, daß ihr Heer ſich endlich gänzlich auflöſte, und daß der alte Rainer, welcher aus der Provence nach Genua gekommen war, die Burg einem ſeiner genueſiſchen Freunde, dem Ludwig Fregoſo, überließ. Der Letztere war kurz vorher Doge geworden, nachdem zuerſt die Adorni und Fregoſi aufs neue zerfallen waren, und dann

Spineta Fregoso, welchem Prosper Adorno die Dogen-Würde hatte überlassen müssen, wieder von Ludwig Fregoso verdrängt worden war. Auch dieser herrschte jedoch, obgleich er Doge hieß, nicht, sondern er und die Stadt gehorchten seinem Vetter, dem bösen Erzbischof Paul Fregoso.

Während des Kampfes um Genua und Neapel starb im Juli 1461 Karl VII. von Frankreich. Sein Sohn Ludwig XI. hatte in allen Dingen eine Politik, welche mit dem, was sein Vater gethan hatte, in Widerspruch stand. In Italien nahm Ludwig sich scheinbar der Franzosen an; insgeheim aber befolgte er, wie in allen Dingen, ein ganz anderes System, als dasjenige war, zu welchem er öffentlich sich bekannte. Von seinen eigenen Verwandten und von den Großen des Reiches bekriegt, entsagte Ludwig im Stillen der Aussicht auf Eroberung und Herrschaft in Italien, und schloß mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand eine Verbindung, in Folge deren dieser ihm nicht allein Subsidien gab, sondern auch seinen ältesten Sohn, Galeazzo Maria, mit einer auserlesenen Mannschaft nach Frankreich schickte, um dem Könige in seinem Kriege mit den unzufriedenen Großen oder mit dem Bunde für das öffentliche Wohl (s. Th. X. S. 161 f.) Hülfe zu leisten. Den grausamen und verhaßten König Ferdinand von Neapel hatten Franz Sforza und Pabst Pius II. gegen die Franzosen unterstützt, indem sie ihm nicht nur fortwährend Geldsummen gezahlt, sondern auch ihre Feldherren mit den Leuten, welche aus dem Kriegführen ein Handwerk machten, zu Hülfe geschickt hatten. Durch den Pabst war namentlich auch der unter dem Namen Skanderbeg berühmt gewordene Georg Castriota (s. Th. IX. S. 91 ff.) bewogen worden, dem König Ferdinand seinen Beistand gegen die Franzosen zu gewähren. Pius II. hatte nämlich diesem Helden versprochen, einen glänzenden Kreuzzug zu Stande zu bringen, an dessen Spitze derselbe gegen die Türken ziehen sollte; er hatte deshalb eine Kirchenversammlung in Mantua gehalten und die Christenheit durch eine Türkensteuer gebrandschatzt, aber nicht nur das auf solche Weise erhaltene Geld zur Unterstützung des furchtbaren Tyrannen Ferdinand gegen den milden Herzog Johann angewandt, sondern auch den Helden Skanderbeg vermocht, sich zu diesem Zwecke gebrauchen zu lassen, und der Letztere hatte an der

Spitze von achthundert Mann den Anhängern des Hauses Anjou die Insel Ischia entreißen helfen. Am 18. August 1462 war endlich König Ferdinand so glücklich, den mit seinen Feinden verbundenen Herzog Johann und dessen Franzosen in einem Treffen bei Troja zu schlagen, und seit dieser Niederlage war für Johann keine Aussicht mehr, sich in Italien zu behaupten; denn gleich darauf (im September) gelang es dem Pabste und dem Herzoge von Mailand, auch den Fürsten von Tarent von ihm abzuziehen. Dies war um so vortheilhafter für Ferdinand, als er bald nachher (1463) von jenem Oheim seiner Gemahlin unermeßliche Reichthümer erbte, während sein Nebenbuhler Johann blutarm war. Nach dem Tode des Fürsten von Tarent war es dem von Allen verlassenen Prätendenten nicht länger möglich, sich auch nur in einem Winkel des Reiches zu behaupten, obgleich sein Vater, der alte Rainer, mit einer in Marseille gesammelten Flotte nach Neapel gekommen war. Vater und Sohn mußten schon im Jahre 1464 die ganze Unternehmung aufgeben, weil Ludwig XI. sie völlig ihrem Schicksal überließ, und sie selbst weder Geld noch Truppen hatten; sie schlossen sich deshalb auch nachher in Frankreich anfangs an die zahlreichen Feinde Ludwig's an.

In Genua hatten unterdessen die bürgerlichen Unruhen fortgedauert; das Gebiet der Stadt wurde aber endlich von den Franzosen ganz geräumt, und Ludwig XI. ließ 1464 seine Leute auch noch aus dem letzten Platze, der von ihnen besetzt war, abziehen. Der milde Doge Ludwig Fregoso wollte sich im Jahre 1462 nicht länger zu den Gewaltthätigkeiten seines Vetters, des Erzbischofs Paul Fregoso, gebrauchen lassen; dieser bot daher alle die nach Genua gezogenen Abenteurer und Freischärler, von denen es während jener Zeit der Revolutionen ebenso in Italien, wie jetzt bei uns, überall wimmelte, gegen den Dogen auf. Er drang am 14. Mai in den Palast desselben ein, nöthigte seinen Vetter, den er selbst eingesetzt hatte, seine Stelle niederzulegen, und vereinigte dann die weltliche Macht des Dogen mit der geistlichen Würde. Dies war jedoch mehr, als das genuesische Volk trotz seines Aberglaubens zu ertragen vermochte. In kurzer Zeit strömten aus der Stadt und vom Lande her Tausende von Menschen bei dem Regierungspalast zusammen, drohten dem Erzbischof und den von ihm gedungenen

Bösewichtern den Tod, und nöthigten den geistlichen Herrscher, seinem schwachen Vetter den entrissenen Platz wieder einzuräumen (Juni 1462). Der Erzbischof behielt jedoch seine räuberischen Söldlinge, deren Zahl er eher vermehrt als vermindert hatte, im Dienste, und wartete eine günstige Gelegenheit ab, um seine militärisch-priesterliche Herrschaft in der Stadt aufs neue zu errichten. Noch vor Ende des Jahres gelang es ihm, seinen Vetter wieder zu verjagen, obgleich dieser die Burg (castelletto) mit seinen Leuten besetzt hatte. Der Erzbischof nahm nämlich den Dogen, als derselbe sich von der Burg herab in die Stadt begeben hatte, gefangen, rückte dann vor die Burg, ließ einen Galgen errichten, und drohte den Dogen aufknüpfen zu lassen, wenn man ihm die Burg nicht übergebe. Dies geschah, und nun wurde der Erzbischof wieder als Doge anerkannt.

Wohin es damals mit dem Kirchen-Regimente und mit dem Misbrauche der geistlichen Gewalt in weltlichen Dingen gekommen war, zeigte sich bei dieser Gelegenheit auf eine betrübende Weise, und das Traurigste dabei ist, daß nicht ein lasterhafter oder ungebildeter Mann, nicht ein schamloser und himmelstürmender Spanier wie die Borgia's Calixtus III. und Alexander VI., sondern der gelehrteste und gebildetste Mann der Christenheit, dessen Schriften nur edele Gesinnungen verrathen, Aeneas Sylvius Piccolomini oder Pius II., Pabst war. Der Erzbischof wandte sich nämlich, nachdem er durch Vertreibung seines Vetters zum dritten Male eingesetzt worden war, an Pabst Pius II., und dieser schämte sich nicht, in einem Briefe, der ein wahres Muster von heuchlerischer, salbungsvoller Sophistik ist, den Frevler als rechtmäßigen Dogen anzuerkennen (Januar 1463). Der Pabst spricht in seinem Briefe allerlei Lehren und Warnungen aus, deutet an, daß der Erzbischof ein Tyrann sei, und gibt ihm Winke über den allgemeinen Unwillen, der ihm verderblich werden müsse; nichtsdestoweniger aber ertheilt er ihm seinen vollen Segen, und erkennt ihn unter der Bedingung, daß der Erzbischof den vom Pabste zum Schein auch damals noch betriebenen Kreuzzug fördere, als rechtmäßigen Herrscher von Genua an. Der Erzbischof gab nicht allein den Ermahnungen des Pabstes, mit denen es, wie er wohl wußte, nicht viel auf sich hatte, kein Gehör, sondern übte auch täglich Raub,

Gewalt und Mord, und gestattete seinen Banditen unerhörte Freveltaten, bei denen weder die Geistlichen noch die ersten Familien der Stadt verschont wurden. Dies gab dann dem Herzog Franz Sforza von Mailand Gelegenheit, sich der Herrschaft über die Republik Genua aufs neue zu bemächtigen. Er brachte nämlich eine Verbindung der Adorni und Fieschi gegen den wilden geistlichen Tyrannen zu Stande, wußte zu bewirken, daß auch Spineta Fregoso sich mit denselben vereinigte, und gewann besonders auch den Ibletto Fieschi, den Paul Doria und den Hieronymus Spinola. Diese Alle geboten ihren zahlreichen Vasallen im Genuesischen, die Waffen zu ergreifen, und rückten an ihrer Spitze vor die Stadt. Da nun in derselben Alles gegen den Tyrannen erbittert war und Franz Sforza ein Heer zur Unterstützung der Unzufriedenen marschiren ließ, so wagte der Erzbischof nicht, in Genua zu bleiben. Er überließ die Burg der Wittwe eines seiner Brüder, sowie den Oberbefehl in der Burg und in der Stadt seinem Bruder Pandolf, schiffte sich mit einer Schaar seiner Banditen ein und trieb einige Jahre hindurch Seeräuberei. Unmittelbar nach seiner Entfernung gerieth Genua in die Gewalt des Herzogs von Mailand; denn Ibletto Fieschi, welcher in der Stadt commandirte, ließ am 13. April 1464 das mailändische Heer unter Jakob von Vimercato ein, Paul's Schwägerin aber glaubte deshalb klug zu handeln, wenn sie auch die Burg verkaufe, und öffnete die Thore derselben ohne Wissen Pandolf's den Mailändern für Geld, worauf die Genuesen alsbald dem Herzog Franz Sforza durch eine Gesandtschaft den Schutz und die Oberherrschaft unter denselben Bedingungen übertragen ließen, unter welchen die Stadt vorher an König Karl VII übergeben worden war. König Ludwig XI. räumte nachher dem Herzoge auch noch Savona ein, den letzten Platz, den die Franzosen bis dahin noch besetzt gehalten hatten. Wenn es übrigens für die Sitten jener Zeit und für die Geschichte der Entartung des Christenthums schon merkwürdig ist, daß ein Erzbischof zuerst als Räuberhauptmann und als Doge Jahre lang ungescheut die Tyrannei und Grausamkeit eines Phalaris üben konnte, so ist es doch noch merkwürdiger, daß derselbe Mann später nicht allein wagen durfte, wieder nach Genua zurückzukehren, sondern daß er dort auch noch größeres Ansehen erlangte, als er je zuvor gehabt

hatte. Er ward nämlich wieder Erzbischof, und erhielt auch die Würde eines Dogen wieder; ja, 1480 ward er sogar noch dazu Kardinal.

3. Italien in der Zeit von 1464 bis 1476.

Das Jahr 1464 ist eines der merkwürdigsten in der Geschichte von Italien, weil endlich einmal überall Ruhe und Frieden herrschte, und alle Staaten von Eingeborenen regiert wurden. Nur in Sicilien hatten die Aragonier noch Einfluß; die Franzosen dagegen waren, wenn man den Besitz von Asti ausnimmt, aus Italien entfernt, und Ferdinand I. tyrannisirte die Neapolitaner, ohne Franzosen oder Aragonier fürchten zu dürfen. In Florenz herrschte der alte Kosmus von Medicis milde und demokratisch nicht als Fürst, sondern als unermeßlich reicher, gebildeter und freigebiger Bürger, und war im besten Einverständnisse mit den Venetianern, sowie mit dem Herzog Franz Sforza von Mailand. Der Letztere herrschte monarchisch-militärisch, aber gerecht und weise in der Lombardei, deren Besitz er mit den Venetianern theilte, und zugleich in der Stadt Genua. Alle Päbste dieser Zeit waren bemüht, während ihrer kurz dauernden Regierung ihre Verwandten nicht blos zu bereichern, sondern auch mit Fürstenthümern und Herrschaften zu versehen, was dann die Veranlassung gab, daß jeder neue Pabst oder doch dessen Verwandte die Angehörigen seines Vorgängers wieder zu verdrängen und zu bekriegen suchte. Wir wollen daher auch die kleineren Fürstenthümer Italien's nicht aufzählen, weil ihre Existenz oft vorübergehend war; es mag die Bemerkung genügen, daß unter den vielen kleinen Herren in der Romagna außer dem Hause Este die Malatesti in Rimini die bedeutendsten waren, und daß Modena und Reggio von Borso d'Este regiert wurden, welchem Kaiser Friedrich III. den herzoglichen Titel und die Rechte des Reiches über diese Herrschaften verkaufte, und später (1471) Pabst Paul II. schmählichen und scheuslichen Andenkens Ferrara überließ, das nachher dem Hause Este eigen geblieben ist.

Der Tod zweier Männer von ganz verschiedenen Eigenschaften, aber von gleicher politischen Klugheit, deren innige Verbindung die vier Hauptstaaten Mailand, Venedig, Florenz und Neapel fest

zusammengehalten hatte, rief neue bürgerliche Kriege in Italien hervor, welche später den Franzosen Anlaß zu dem Versuche gaben, sich in Italien festzusetzen. Diese Männer waren Franz Sforza und Kosmus von Medicis. Der Erstere starb am 8. März 1466, nachdem er im Jahre vorher, durch die Vermählung seiner wegen ihrer Bildung und Gelehrsamkeit berühmten Tochter Hippolyta mit dem Kronprinzen von Neapel, den König Ferdinand enger an sein Interesse geknüpft hatte. Er hinterließ fünf Söhne, von welchen nur zwei, Galeazzo Maria und der wegen eines Muttermales il Moro zubenamte Ludwig, historische Bedeutung haben. Beide waren übrigens ihrem Vater sehr unähnlich. Kosmus von Medicis, welcher die unruhigen Florentiner seit 1434 friedlich regiert hatte, war schon vor Franz Sforza gestorben (im August 1464). Er hatte einen Sohn, Peter, hinterlassen, welcher seinem Vater ebenso wenig glich, als Franz Sforza's Söhne dem ihrigen. Peter von Medicis sah sich bald genöthigt, die Zahl der seit 1434 verbannten Florentiner, die sich in den italiänischen Städten aufhielten, durch neue Verbannte zu vermehren, und schon dies veranlaßte wieder Versuche, den Anhang der Medicis von den Staatsgeschäften zu entfernen.

Schon Kosmus hatte während der letzten acht Jahre seines Lebens eine sehr scharfe Polizei und Justiz für nöthig gehalten, und deswegen einen furchtbar strengen Mann, Luca Pitti, zum obersten Schultheiß (gonfaloniere di giustizia) wählen lassen, damit alles Gute von Kosmus, alles Harte dagegen von Pitti hergeleitet werde. Er selbst, welcher alt und schwach geworden war *), und gleich ihm das Florentinische Volk betrachteten das von Pitti acht Jahre lang geführte Regiment anders als Machiavelli, der dasselbe hart und unerträglich (insopportabile e violento) nennt. Der Rath (la Signoria) und Kosmus selbst beschenkten Pitti mit großen Summen, und das Ansehen desselben stieg so sehr, daß Pitti mehr gefürchtet, als Kosmus geliebt ward **). Was uns Machiavelli von der Art erzählt, wie Pitti die Mittel zusammen-

*) Già vecchio e stracco e per mala disposizione del corpo fatto debile.

**) Che non Cosimo mà messer Luca la città governava.

brachte, um mit mehr als königlicher Pracht den Palast Pitti zu erbauen, welcher noch gegenwärtig eine Hauptzierde der Stadt Florenz ist und wegen der in ihm aufgestellten Kunstwerke von jedem Fremden besucht wird, gibt uns keinen vortheilhaften Begriff von dem Manne, dem der milde, freundliche, der Freiheit günstige und bis zur Verschwendung freigebige Kosmus die Regierung seiner Vaterstadt überließ. Daß er sich von einzelnen Bürgern und Privatleuten Bau-Materialien als Geschenk liefern ließ, und daß Gemeinden wie ganze Staaten Beiträge zu seinem Bau gaben, könnte man leicht entschuldigen; allein er gebrauchte, um als Beschützer der Künste zu glänzen, auch andere Mittel, welche nur ein Künstler, Dichter und Ästhetiker billigen wird. So konnten sich z. B. alle Verwiesenen, Mörder, Diebe und andere Verbrecher der Strafe entziehen und in der Stadt ihren Wohnsitz nehmen, wenn sie an Pitti's Bau arbeiteten oder zur Förderung desselben brauchbar waren.

Als Kosmus starb, erbte sein Sohn Peter das Vermögen, sowie den Anhang des Vaters und folglich auch das Ansehen desselben im Staate, weil fast alle bedeutenden Handelshäuser Summen von Kosmus geliehen hatten oder in Verlegenheiten von ihm unterstützt worden waren; Peter besaß aber weder die Erfahrung noch die Klugheit seines Vaters. Dieser hatte ihm deshalb anempfohlen, sowohl in seinen Vermögensangelegenheiten, als auch in den öffentlichen Geschäften nichts ohne den Rath des Diotisalvi Neroni vorzunehmen, welcher dem Kosmus sehr befreundet gewesen war und für den klügsten Mann in Florenz galt. Diotisalvi benahm sich jedoch treulos gegen Peter. Er verband sich, um denselben zu verdrängen, mit Pitti, welcher nach des Kosmus Tode der erste Mann in Florenz zu werden gehofft hatte und es nicht ertragen konnte, daß ein junger Mann wie Peter den Rang vor ihm haben sollte. Beide Männer und ihre Freunde, Agnolo Acciajuoli und Nicolo Soderini, suchten zuerst das enge Bündniß zwischen Mailand und Florenz aufzuheben, vermöge dessen die Sforza's in Mailand und die Medicis in Florenz gegen Angriffe von außen sicher waren. Dazu benutzten sie den Augenblick, als Franz Sforza's Sohn, Galeazzo Maria, der sich beim Tode seines Vaters noch in Frankreich befand, unter vielen Gefahren

nach Mailand zurückgekehrt war und die Regierung übernommen hatte. Sie behaupteten, jener Bund sei nur mit Franz Sforza persönlich geschlossen gewesen; die Florentiner waren aber anderer Meinung, und die Aufrechthaltung des mailändischen Bündnisses trug nicht wenig dazu bei, daß der Plan, welchen die vornehmsten und ältesten Staatsmänner von Florenz gegen den jungen und unbesonnenen Erben des weisen Kosmus geschmiedet hatten, gänzlich scheiterte. Die Verschworenen ließen die Unterschriften aller ihrer Freunde sammeln, und verabredeten, den Einfluß der Mediceischen Partei mit Gewalt zu vernichten, sobald die neuen Obrigkeiten des folgenden Jahres erwählt wären; sie verfehlten jedoch nicht nur ihren Zweck, sondern bewirkten auch, daß die bisherige rein kaufmännische und bürgerliche Gewalt der Medicis, bei welcher die äußere Form der Republik und deren Gesetze fortbestanden, in eine fürstliche verwandelt wurde. Es gelang zwar den Verschworenen, den Nicolo Soderini, welcher heftig genug war, um einen Aufstand hervorzurufen, zum Oberschultheißen (gonfaloniere di giustizia) wählen zu lassen; allein der Bruder desselben, Thomas Soderini war von langsamerer Natur, und hielt die Sache zurück, bis eine neue Regierung gewählt war. Auch diesmal fiel die Wahl günstig für die gegen Peter Verbundenen aus; denn Bernardo Lotti, welcher dem Peter von Medicis nicht befreundet war, ward Oberschultheiß. Man machte also jetzt den Versuch einer Volkserhebung; Peter kam aber seinen Feinden zuvor. Er entfernte sich unter dem Vorwande einer von Bologna oder Ferrara her drohenden Gefahr aus der Stadt, sammelte seine ritterlichen Freunde und Miethlinge, und kehrte dann nach Florenz zurück, wo sich der Anhang seines Hauses zu ihm gesellte. Auch die Verschworenen wollten Gewalt brauchen; aber Thomas Soderini war dem Hause Medicis im Stillen gewogen, die Herren vom Rathe (la Signoria) blieben neutral und hielten sich im Regierungsgebäude wie in einer Festung eingeschlossen, und Peter erlangte ohne Blutvergießen ein fürstliches Ansehen in Florenz, welches sein Vater Kosmus nicht gewollt hatte, weil dieser, nach Machiavelli, jeden Schein einer aristokratischen Auszeichnung verschmähte *).

*) Tanto fu temporato dalla prudenza sua, che la civil modesta mai non trapassò.

Nach dem vereitelten Versuche seiner Gegner wartete Peter, bis nach Bernardo Lotti's Austritt der ihm ganz ergebene Roberto Lioni Oberschultheiß geworden war. Dann änderte dieser, nachdem er eine große Volksversammlung gehalten hatte (chiamato il popolo in piazza), die ganze Regierung (fece nuova balia). Die Verschworenen geriethen, als die Ämter mit ihren heftigsten Gegnern besetzt wurden, in Schrecken und verließen die Stadt (1466): Agnolo Acciajuoli begab sich nach Neapel, Diotisalvi Neroni und Nicolo Soderini gingen nach Venedig; Luca Pitti blieb zwar in Florenz, fand aber bald, daß er alles Ansehen verloren habe. Sogar der Erzbischof von Florenz, Johann Neroni, zog sich nach Rom zurück, weil seine ganze Familie zersprengt und alle die, welche die Stadt verlassen hatten, für Feinde des Vaterlandes erklärt wurden. Eine große Anzahl anderer Bürger wurden an verschiedene Orte verbannt und zuletzt ein Fest gefeiert, um Gott zu danken, daß die Demokratie gerettet und die Einigkeit wieder hergestellt sei. Die Gewaltthätigkeiten, welche bei dieser Gelegenheit geübt wurden *), bezeichnen den Augenblick, wo Peter den Florentinischen Staat, an dessen Spitze sein Vater als der reichste, freigebigste und wohlwollendste der Bürger gestanden hatte, dictatorisch zu regieren begann.

Die damals in die Verbannung geschickten Florentiner vereinigten sich im Auslande mit den 1434 nach Kosmus Rückkehr in seine Vaterstadt vertriebenen Bürgern, zu denen besonders die Strozzi und andere aristokratische Familien gehörten, welche überall, wohin sie kamen, besonders aber in dem vom Adel beherrschten Venedig, durch ihren Reichthum und durch die Gründung großer Handelshäuser großen Einfluß erlangten. Diese Feinde der Mediceer, am meisten jedoch der geflüchtete Erzbischof, suchten zuerst Peter dadurch zu verderben, daß sie den Credit des Hauses Medicis in Rom wankend machten. Wirklich schien es auch eine Zeit lang, als wenn das größte Handlungshaus in Europa schwanke; allein weil dies selbst in Paris und in Avignon gefühlt ward, so flossen demselben bald viele Hülfsquellen zu, und es behauptete

*) Furono alcuni cittadini presi e tormentati e di poi parte di loro morti e posti in esilio.

ſich *). Nachher erlangten die in Venedig lebenden Flüchtlinge durch Palla Strozzi's Sohn, Franz Strozzi, der in Ferrara ein ſehr großes Haus errichtet hatte und in Venedig viel vermochte, den Beiſtand der Venetianer. Dieſe unterſtützten, obgleich ſie ſich öffentlich durchaus nicht zu Gunſten der Verbannten erklärten, dieſelben insgeheim, und erlaubten ihnen, ſich in Venedig zu ſammeln und ihre Truppen auf venetianiſchem Gebiete aufzuſtellen. Namentlich entließen ſie, damit die Verbannten einen General erhielten, den Condottieren-Hauptmann Bartholomäus Coleoni, einen Mann von großem Ruf, wiewohl von geringem Talent, den ſie bis dahin in Dienſten gehabt hatten. Beide Theile, die in Florenz herrſchende Partei und die Vertriebenen, hatten bald ein Heer geſammelt, weil Beide über große Summen geboten und alſo die kleinen Herren, welche, um ſich behaupten oder um Andere berauben zu können, Truppen hielten, in ihre Dienſte nahmen. Die Mediceiſche Partei, welche gegen fünfzehntauſend Mann gemiethet und den Fürſten von Urbino, Friedrich von Montefeltro, zu ihrem Feldhauptmann gemacht hatte, erneuerte den Bund mit Galeazzo Maria von Mailand und mit Ferdinand von Neapel, und von dieſen ſchickte der Letztere Hülfstruppen, der Erſtere aber traf ſelbſt bei dem Florentiniſchen Heere ein. Die Mediceer beſchloſſen hierauf, die Sache zu einer ſchnellen Entſcheidung zu bringen. Da aber Galeazzo Maria ſich bei zwei Gelegenheiten unfähig oder feig zeigte, ſo ſuchten ſie ihn durch eine Liſt vom Heere entfernt zu halten, damit er durch ſeine Gegenwart ihren Feldhauptmann nicht hindere, ein Treffen zu wagen. Zu dieſem Zwecke ließen ſie den Herzog von Mailand einladen, ihre Stadt zu beſuchen, und befahlen ihrem General, die Feinde anzugreifen, während ſie jenen durch Ehrenbezeugungen und Feſte in Florenz zurückhielten. Das von ihnen gewünſchte Treffen wurde am 25. Juli 1467 bei Molitello geliefert. In demſelben blieb der Sieg zweifelhaft, obgleich auf beiden Seiten viele Menſchen getödtet wurden. Galeazzo Maria war ſehr beleidigt, daß man ſeine Abweſenheit benutzt habe, um eine Entſcheidung zu ſuchen; er kehrte daher mit ſeinen Reitern

*) Si sforzarono di torre il credito alla ragione de Medicei, che in Roma si travagliava. A che Piero con difficultà provvide.

ſogleich nach Mailand zurück. Dagegen traf gerade damals des Königs Ferdinand Sohn, Alphons, Herzog von Calabrien, bei dem Mediceiſchen Heere ein. Die Venetianer hatten in der Hoffnung, daß ihr Colleoni über die Verbündeten des Herzogs von Mailand ſiegen werde, den Plan entworfen, in das Mailändiſche einzufallen, und deshalb auch dem Herzog Amadäus IX. von Savoyen eine ſehr bedeutende Summe gezahlt, damit ſein Bruder Philipp die Mailänder von Weſten her beſchäftige, während ſie ſelbſt auf der öſtlichen Seite Eroberungen machten. Aus dieſem Grunde wollte ſich Galeazzo Maria mit ſeinem Heere gegen Amadäus wenden; der König von Frankreich brachte aber einen Frieden zwiſchen Savoyen und Mailand zu Stande. Dagegen blieb Venedig ſowohl mit Mailand als mit Florenz entzweit. Doch kam es zwiſchen dieſen Staaten nicht zum Kriege, weil der Plan gegen Peter von Medicis geſcheitert war, und im Februar des folgenden Jahres (1468) wurde ein Frieden geſchloſſen, welchen zuerſt der Herzog von Ferrara und dann Pabſt Paul II., ein geborener Venetianer, vermittelte.

Von dieſem Augenblicke an wurden Peter von Medicis und ſeine Söhne als Tyrannen und Verfolger der edeln Familien, durch welche Florenz groß und berühmt geworden war, verhaßt, ſtatt daß Kosmus als Begünſtiger der niederen Volksklaſſen, die er beſchäftigte und ernährte, allgemein geliebt geweſen war. Die Republik Florenz nämlich, an deren Spitze Peter und ſeine Söhne ſtanden, übte furchtbare Rache an den Verwandten der Männer, welche den Krieg veranlaßt hatten, ſtatt ihnen, wie der Pabſt wünſchte, wenigſtens den Genuß ihrer Güter wieder zu geſtatten. Über dieſe Verfolgungen gibt Machiavelli ſehr gute Auskunft, während er über den vorhergehenden Krieg ſehr unvollſtändig und oft unrichtig berichtet. Man verbannte ſogar eine Anzahl anderer ariſtokratiſcher Familien, beſonders die vorher nicht vertriebenen Glieder der Häuſer Capponi, Strozzi, Pitti, Aleſſandri und Soderini, und der Oberſchultheiß Bardo Altoviti verfolgte nicht nur die bekannten Feinde der Medicis, ſondern auch diejenigen, welche blos verdächtig waren, feindliche Geſinnungen gegen ſie zu hegen. Machiavelli nennt dieſe Art von Regierung, welche in Florenz zu einer Zeit geführt wurde, als (1469) die Hochzeitsfeier von Peter's Sohn Lorenzo mit Clarice Orſini von

allen feilen Dichtern gepriesen, durch alle Künste verherrlicht und in ganz Italien bewundert ward, eine Plage, die Gott über seine Vaterstadt geschickt habe *). Doch fühlte, nach der Versicherung Machiavelli's und der lateinischen Geschichtschreiber von Florenz, Peter von Medicis zuletzt selbst, daß die Fanatiker des Systems einer Partei leicht den Sturz seiner Söhne herbeiführen könnten; er rief deshalb insgeheim den Agnolo Acciajuoli zu sich, um mit ihm sowohl wegen der Rückgabe der den Verbannten entzogenen Güter, als auch wegen der Ergreifung milderer Maßregeln zu berathschlagen. Der Tod raffte ihn aber schon im Anfang December des Jahres 1469 hinweg, ehe ein Entschluß gefaßt war. Übrigens wurden Grausamkeit und Treulosigkeit von allen italiänischen Regenten dieser Zeit, besonders vom Pabst Paul II., vom neapolitanischen König Ferdinand und vom Sohne des Letzteren, Alphons, als höchste Staatsweisheit geübt und gepriesen.

Peter hinterließ zwei Söhne, Julian und Lorenzo, von welchen der Letztere sonderbarer Weise den Kanzlei-Beinamen Magnificus, der Prächtige oder Durchlauchtige, beibehalten hat, weil er in der That Pracht und Glanz über Alles liebte. Dieser beiden Söhne Peter's nahm sich Thomas Soderini, welcher früher seinen Bruder Nicolo abgehalten hatte, die Verschwörung gegen Peter als Oberschultheiß zur rechten Zeit zu unterstützen, anfangs kräftig an; er unterstützte sie mit ihrem Rathe und bewirkte, daß man ihnen das Ansehen, welches ihr Vater gehabt hatte, einräumte.

Gegen Venedig und gegen jede von außen drohende Gefahr blieb Florenz mit Mailand und Neapel enge verbunden. Am 22. December 1470 wurde sogar, um die Ruhe Italien's zu erhalten und die italiänische Nationalität zu schützen, zwischen den Florentinern, dem Pabste, dem König Ferdinand, dem Herzog Galeazzo Maria, dem Herzog Borso von Modena und Ferrara ein heiliges oder patriotisches Bündniß geschlossen, welchem viele kleinere Herren und Staaten beitraten. Übrigens war der Glanz der Höfe und der Reichthum der Medicis, deren Credit sogar

*) In modo si governavano, che pareva che Iddio e la fortuna avesse data loro quella città in preda.

dadurch litt, daß ihre Commis in der Fremde ebenso wie sie selbst fürstlich glänzten, allen schönen Künsten, der Wissenschaft und der geselligen Bildung so förderlich, daß wir uns nicht wundern dürfen, wenn die Schriftsteller eines Volkes, dessen Religion mehr Sache der Phantasie und des Gefühls, als des Verstandes war und ist, ohne Rücksicht auf die ganz gesunkene Moralität diese Zeit die schönste ihrer Geschichte nennen. Als ein Beispiel des Reichthums und Glanzes, welcher damals in Italien zu finden war, könnten wir die zuvor erwähnte Hochzeit des Lorenzo von Medicis anführen; wir wählen aber hierzu lieber zwei Ereignisse des Jahres 1471. Das erste ist der Aufzug, welchen Borso von Este in Rom hielt, als Paul II. ihm den Titel eines Herzogs von Ferrara verlieh. Ein Zug glänzender Ritterschaft, eine Leibwache, hundert Reitknechte und viele andere Diener jeder Art umgaben ihn, und nicht weniger als hundert und achtzig Maulthiere, welche theils mit Sammt, theils mit buntfarbigen Stoffen bedeckt waren, trugen sein kostbares Geräthe, so daß selbst die Römer, die doch an prächtige Aufzüge gewöhnt waren, mit Staunen auf die von Borso entfaltete Pracht blickten. Übrigens starb Borso, welcher vom 13. März bis zum 18. Mai in Rom geblieben war, gleich nach seiner Rückkehr von dort (27. Mai), und so gewöhnlich war in jener Zeit die Giftmischerei, daß man bei seinem Tode ebenso, wie bei dem zwei Monate später erfolgten schnellen Ende Paul's II., und bei jedem plötzlichen Todesfalle, allgemein an Vergiftung glaubte. Borso's Bruder, Herkules I., ward an seiner Stelle Herzog von Ferrara, Modena und Reggio. Zwar wollten der Herzog Galeazzo Maria und der Markgraf von Mantua die beiden letzteren Herrschaften einem Prätendenten aus einer Nebenlinie verschaffen; die Venetianer rückten aber in das Parmesanische ein, und zwangen den Prätendenten nebst seinen Schützern, dem rechtmäßigen Erben zu weichen. Das zweite prachtvolle Schauspiel, dessen wir gedenken wollen, ist die im März 1471 von Lorenzo und Galeazzo Maria vor den Augen der Florentiner aufgeführte Festlichkeit. Alle Geschichtsbücher sind von der Pracht derselben voll, und Corio hat in seiner mailändischen Geschichte die Einzelnheiten ausführlich angegeben, so daß jeder, welcher Lust dazu hat, den Bericht desselben mit den beiden bekannten, ebenfalls sehr ausführlichen Beschreib-

ungen vergleichen kann, die in französischer und in deutscher Sprache von den Frivolitäten der 1814 und 1815 in Wien versammelten großen Welt erschienen sind (vgl. Th. X. S. 242). Wir unseres Theiles sind dem monarchisch-aristokratischen Leben, welches die moralische Kraft tödtet, zu sehr abgeneigt, um dabei zu verweilen, und begnügen uns mit einigen wenigen Andeutungen über die Sitten der Zeit. Die Festlichkeit wurde dadurch veranlaßt, daß der Herzog Galeazzo Maria, von seinem ganzen Hofstaat begleitet, den Privatmann Lorenzo von Medicis in Florenz besuchte. Der gesammte hohe Adel der Lombardei umgab den Herzog, jeder Einzelne hatte bis zum geringen Landedelmann herab wieder seinen Hofstaat bei sich, und alle diese Personen erschienen prächtig ausgerüstet und gekleidet. Der Herzog selbst brachte außer den Hofleuten eine prunkend ausgeschmückte Leibwache von zweitausend Reitern mit nach Florenz, zweihundert aufgeputzte Maulthiere trugen sein reiches Gepäck, und diesen folgten fünfhundert Kuppeln Hunde von verschiedenen Gattungen nebst vielen Habichten und Falken für die herrschaftlichen Jagdbelustigungen. Galeazzo Maria soll zweimalhunderttausend Dukaten auf den Prunk dieser Reise gewendet haben. Die Kosten seines Empfanges und seiner Bewirthung in Florenz, sowie der Schaugepränge, welche ihm zu Ehren dort veranstaltet wurden, müssen noch größer gewesen sein, da es heißt, die Lombarden seien über dies Alles vor Staunen ganz außer sich gewesen. Die Mailänder waren freilich mit der Verschwendung und mit der furchtbaren Polizei ihres Herzogs, welcher gern König der Lombardei geworden wäre, durchaus nicht zufrieden, und die Genuesen, deren Stadt Galeazzo Maria damals ebenfalls besuchte, bewiesen sich so feindlich, daß er die Burg und die Forts neu befestigen ließ, um die Einwohner militärisch im Zaum zu halten.

Auch Pabst Sixtus IV., der Nachfolger Paul's II., machte sich in Italien, sowie bei der Christenheit überhaupt verhaßt, weil er alle seine Anverwandten auf unerhörte Weise begünstigte, und den Plan eines Kreuzzuges gegen die Türken für seine Finanzen benutzte. Er erhob Türken-Steuern, ließ die reichlich eingehenden Gelder verwalten, schickte auch zuweilen seine und der Venetianer Flotte aus, und machte großen Lärm in Betreff eines Kriegszuges; ausgerichtet ward aber nichts, sondern die Türken streiften viel-

mehr Triest bedrohend im Friaul, und die Gelder flossen in die Kasse der päbstlichen Nepoten. So großes Aergerniß indessen auch in einer Zeit, wo in allen italiänischen Städten und Staaten nur Eingeborene die Regierung führten, durch die Höfe und die ganze Aristokratie Italien's gegeben wurde, so war doch gerade damals die Blüthe Italien's unglaublich groß, und dieses Land bildete den Mittelpunkt alles Handels, aller Künste und aller Wissenschaften von ganz Europa. Wir übergehen die kleinen Fehden, welche in dieser Zeit einer engen Verbindung der größeren Staaten zur Aufrechthaltung des Friedens im Inneren von Italien geführt wurden, weil sie zu unbedeutend waren, als daß sie in einer allgemeinen Geschichte Erwähnung verdienten. Auch der Verlust, den Genua erlitt, als ihm Kaffa in der Krimm von den Türken entrissen wurde, und der Gewinn, welchen Venedig durch die Besitznahme der Insel Cypern machte, hatten auf die allgemeinen Angelegenheiten wenig Einfluß. Die Revolutionen in Genua, in Mailand und in Florenz waren allein entscheidend für das Schicksal Italien's. —

In Mailand machte man 1476, wie bald nachher in Florenz, den gewaltsamen Versuch, die aristokratische Republik wieder herzustellen; denn die ersten Familien jener Stadt waren über die Grausamkeit und Wollust, welche der entartete Sohn Franz Sforza's übte, ebenso erbittert, als die für die Verfassungen der antiken Staaten begeisterten Söhne des hohen Adels in Florenz über die beiden Enkel des edeln Kosmus. Doch war die am zweiten Weihnachtstage des Jahres 1476 vollzogene Ermordung Galeazzo Maria's nicht die Frucht einer republikanischen Verschwörung, sondern nur eine Wirkung der Privatrache und eine Folge der mit Gewaltthaten verbundenen schändlichen Lüste des Herzogs. Auch blieb die Regierung in den Händen seines Sohnes und auf militärische Gewalt gestützt. Dagegen änderte sich seit jenem Morde das Verhältniß der Staaten unter einander gänzlich. Galeazzo Maria trieb, gleich den Tyrannen des griechischen und römischen Alterthums, das Foltern, Quälen und Morden der Menschen, welche er lebendig begraben oder auf andere teuflisch ausgedachte Weise zu Tode peinigen ließ, als eine Belustigung. Er fand außerdem ein Vergnügen daran, nicht blos Jungfrauen und Weiber der angesehensten Familien zu entehren und nachher seinen Leuten

preiszugeben, sondern er rühmte sich auch seiner Frevel und machte die Familien und Ehemänner kund, die er um ihr häusliches Glück gebracht hatte. Unter den von ihm Gekränkten befanden sich zwei Männer, welche durch ihre Geburt der regierenden Familie gleich waren oder vielmehr wegen ihres uralten Adels vor den Nachkommen des Bauers Attendolo Sforza (s. Th. IX. S 292) einen Vorzug des Ranges hatten. Es waren Karl Visconti und Girolamo Olgiati. Diese besuchten zugleich mit einem anderen Patricier, Johann Andreas Lampugnani, dem sie durch enge Freundschaft verbunden waren, die Vorlesungen eines berühmten, von den Alten begeisterten und durch Beredsamkeit ausgezeichneten Grammatikers, Nikolaus von Montano aus Bologna, der wie alle die Männer, welche damals in den italiänischen Städten die Wissenschaft der Alten wieder ins Leben riefen, in seinen Vorlesungen gegen Tyrannei und Tyrannen heftig eiferte (vgl. Th. IX. S. 317). Nikolaus hatte, weil sein Talent und seine Beredsamkeit ausgezeichnet waren, auch dem Herzoge in seiner frühen Jugend Unterricht gegeben, nichtsdestoweniger scheint Galeazzo Maria ihm das Predigen des Republikanismus sehr übel genommen zu haben; denn er ließ seinen Lehrer auf einem öffentlichen Platze auspeitschen. Von diesem Augenblicke an predigte Nikolaus aus Rachsucht und aus klassischem Tyrannen-Haß den jungen Edelleuten den Patriotismus eines Brutus und Cassius, und die genannten drei Jünglinge verschworen sich zur Ermordung Galeazzo Maria's. Sie wählten, da ihnen bei Festlichkeiten der erste Platz neben dem Herzoge gebührte, eine Gelegenheit, bei welcher das versammelte Volk sogleich die Freiheit ausrufen könne. Der Tyrann sollte am 26. December im Dom getödtet werden, und zwar in dem Augenblicke, wo bei einer sonderbaren Festlichkeit *) von der Geistlichkeit die Worte: „So vergeht die Herrlichkeit der Welt!" gesungen wurden. Alle Vornehmen, der Adel und die Hofbeamten, die Garde und die Bogenschützen, die Gesandten von Mantua und Modena und das ganze Volk waren im Dom vereinigt; da grüßte Lampugnani den Herzog, wie wenn er ihn um etwas bitten wollte, mit der Linken, faßte aber zu gleicher

*) Festum bombocis igniti a coelo templi descendentis.

Zeit mit der Rechten den Dolch und durchbohrte mit diesem zuerst die Hüfte, dann die Kehle und endlich auch die Brust des Tyrannen, während Karl Visconti und Girolamo Olgiati unter dem Scheine, als wenn sie dem Herzoge Hülfe leisten wollten, herbeieilten und demselben ebenfalls mehrere Dolchstiche versetzten. Alle Drei wurden das Opfer ihrer That, da sich niemand für die Republik erklären wollte. Lampugnani ward sogleich in der Kirche selbst niedergehauen; Karl Visconti und Olgiati entkamen zwar anfangs, wurden aber zwei Tage nachher entdeckt und der Erstere bei seiner Gefangennehmung von den Garden zusammengehauen, der Andere vor Gericht gestellt, unmenschlich gefoltert und dann grausam hingerichtet. Die von Olgiati mitten unter den schrecklichen Folter-Qualen dictirten Geständnisse über seine heroische That und die von ihm dabei ausgesprochenen, aus der Quelle der Alten geschöpften Ansichten über Staat und Menschen sind uns aufbewahrt worden, und Sismondi hat längere Stellen daraus in seine Geschichte der italiänischen Freistaaten aufgenommen.

Der achtjährige Sohn des ermordeten Herzogs, Johann Galeazzo, wurde ohne Widerspruch als Nachfolger seines Vaters anerkannt. An eine Revolution war nicht zu denken; wohl aber strebten die fünf Brüder des ermordeten Herzogs, der Mutter ihres Neffen, Bonne von Savoyen, einer Schwägerin Ludwig's XI., die vormundschaftliche Regierung zu entziehen, bei welcher diese die Staatsgeschäfte von Anfang an dem als Gelehrten, Diplomaten und Minister gleich berühmten Ciecco oder Franz Simonetta (s. Th. IX. S. 447) überließ, der schon dem Herzog Franz Sforza zur Seite gestanden und sich in der Gunst des Galeazzo Maria zu behaupten gewußt hatte, obgleich er die Grausamkeiten und Ausschweifungen des Letzteren nie gebilligt hatte. Von den fünf Schwägern der Regentin, unter welchen Ludwig Moro (s. oben S. 23) der furchtbarste war, befanden sich drei bei Galeazzo Maria's Tode nicht in Mailand, weil sie von ihrem Bruder verbannt worden waren; diese kehrten aber alsbald zurück. Sie erhielten in Mailand einen Antheil an der Regierung, und zwei von ihnen, Ludwig Moro und Octavian, erwarben sich, als die verbannten genuesischen Patricier im April 1477 ihre Vaterstadt von Mailand loszureißen suchten, das Verdienst, diesen Plan zu vereiteln. Die Regentin

gab nämlich, als Genua abfiel, den in Mailand gefangen gehaltenen Prosper Adorno frei, damit er nach Hause zurückkehre, und die beiden genannten Sforza begleiteten ihn, ließen ihn Besitz von seiner früheren Stelle nehmen, und gewährten den Genuesen billige Bedingungen ihrer Abhängigkeit von Mailand.

Nach der Rückkehr Ludwig's und Octavian's machten diese mit ihren Brüdern im Mai einen Anschlag gegen die Regentin, an welchem Donato del Conte, Robert von Sanseverino und eine große Zahl der ehemals von den Visconti's begünstigten Barone Theil nahmen. Man wollte Bonne und Simonetta mit Gewalt von der Regierung verdrängen. Die Sache wurde aber dem schlauen Minister verrathen, und dieser ließ am 25. Mai den Donato auf die Burg zur Herzogin rufen, dort festnehmen und als Gefangenen nach Monza bringen. Hierauf griffen zwar die Brüder Sforza und etwas später auch Robert von Sanseverino zu den Waffen, und forderten Donato's Befreiung; Simonetta hatte aber seine Maßregeln zu gut genommen, so daß es nicht einmal zu einem Gefecht in der Stadt kam. Die Verschworenen zerstreuten sich daher: Robert von Sanseverino entrann nach Asti, Octavian Sforza, welcher ebenfalls die Flucht ergriff, wurde verfolgt und ertrank, als er über die Adda setzen wollte; von den übrigen Brüdern mußte der Eine, Sforza Maria, in das ihm gehörige Herzogthum Bari zurückkehren, Ludwig Moro aber nach Pisa und Ascan nach Perugia auswandern.

4. Italien vom Jahre 1477 an bis zum Zuge Karl's VIII. nach Italien.

Zur Zeit der Ermordung des Herzogs Galeazzo Maria von Mailand war, wie uns Machiavelli berichtet, ganz Italien in zwei Parteien getheilt. Die Einen hatten sich an Pabst Sixtus IV. und an den König von Neapel, welche innig verbündet waren, angeschlossen, die Anderen an die Staaten Florenz und Mailand, welche seit dem letzten Kriege ihr Bündniß mit Venedig erneuert hatten. In Florenz bestand dem Scheine nach noch immer eine Republik; diese wurde aber seit der Vertreibung der Gegner des Hauses Medicis von den beiden Söhnen Peter's, Julian und Lorenzo dem Prächtigen, beherrscht. Julian und Lorenz

waren es, welche bewirkt hatten, daß die aus acht Personen bestehende Balia oder außerordentliche Regierung nicht mehr, wie sonst, nur auf bestimmte Zeit, sondern bleibend eingesetzt wurde, und daß die Erwählung derselben ein bloßer Schein war, weil eigentlich die beiden Medicis die Mitglieder ernannten. Diese Balia vereinigte alle Rechte des Volkes in sich, erließ Gesetze, sprach Recht, ernannte die Prioren und den Oberschultheiß (gonfaloniere), welcher die Rechte und Ehren eines Präsidenten derselben hatte, und schrieb auch die Auflagen aus, deren Ertrag dem Großhandel der Medicis eine sichere Stütze ihres Credits gab. Gegen die beiden Mediceer entstand daher im Jahre 1478 eine Verschwörung, welche von der Familie Pazzi ausging und geleitet wurde. Übrigens war Julian weit republikanischer gesinnt, als sein berühmter Bruder, welcher königlichen Aufwand machte und, wie wir vorher bemerkt haben, mit dem grausamen und wollüstigen Galeazzo Maria in Üppigkeit und Verschwendung wetteiferte. Auch war die Verschwörung der Familie Pazzi, deren Opfer Julian ward, eigentlich gegen Lorenzo gerichtet.

Die Familie der Pazzi zu Florenz war nach der Mediceischen die reichste und angesehenste. Auch hatte Kosmus die seinige durch Heirath mit den Pazzi zu verbinden gesucht, und Julian wollte ihnen, um sie an sich zu knüpfen, neue Ehren und Reichthümer verschaffen; Lorenzo aber suchte sie entfernt zu halten, und sein Bruder hatte ihm deshalb schon längst von dieser Seite her Unheil geweissagt.

Ein Glied der zahlreichen und wohlhabenden Familie Pazzi hatte ein großes Handlungshaus in Rom errichtet, wo damals Pabst Sixtus IV. herrschte, der mit den Medicis ebenso unzufrieden war, als die Pazzi, weil sie seinen Verwandten entgegen wären, die er in unerhörter Weise auf Kosten der Kirche, der Staaten Italien's und der Privatleute groß und reich machen wollte. Unter diesen Nepoten des Pabstes Sixtus sind Peter, Johann und Julian von Rovere die berüchtigtsten; denn das vom Pabste begünstigte Treiben derselben hat dem weltlichen und geistlichen Ansehen des römischen Stuhles in der damaligen Zeit, wo dieser von allen Seiten angegriffen wurde, unendlich geschadet. Peter von Rovere wurde unter dem Namen Kardinal St. Sixti von seinem Oheim so sehr mit kirchlichen Pfründen und Würden

überhäuft, daß man, als er 1474 an den Folgen seiner Ausschweifungen in blühendem Alter starb, die Behauptung aussprach, seine Neider im höheren Klerus hätten ihn vergiften lassen. Der Aufwand, welchen dieser Kardinal St. Sixti im Jahre 1473 machte, als Siegmund von Este, der Bruder des Herzogs Herkules I. von Ferrara, auf seiner Rückkehr von Neapel durch Rom reiste, kann am besten zeigen, wie weit damals die Üppigkeit und Verschwendung der Kirchenfürsten, ihrer Verwandten und ihrer Günstlinge getrieben ward. Der Kardinal ließ den ganzen großen Apostel-Platz mit kostbaren Stoffen belegen, auf demselben in der Eile einen hölzernen Palast mit drei großen, durch vergoldete Säulen getragenen Sälen erbauen und in diesen allerlei Arten von Spielen aufführen. Wir wagen nicht, aus dem ausführlichen Berichte, welchen Muratori in den Alterthümern des Hauses Este über diese prunkenden Bauten und Feste gegeben hat, einen Auszug zu machen; sonst würden wir hier von den zierenden Kunstarbeiten an dem ephemeren Bau, von den angebrachten Springbrunnen und von der Menge goldener und silberner Gefäße, welche auf den Schenktischen dasgestellt waren, erzählen müssen. Mag es auch übertrieben sein, wenn man von Peter berichtet, er habe auf ein einziges Gastmahl zwanzigtausend Dukaten gewendet, so beweist doch diese Angabe, was man ihm zutraute. Er kaufte außerdem kurz vor seinem Tod die Stadt Imola von Thaddäus Manfredi, den die Bürger verjagt hatten, für vierzigtausend Dukaten, und schenkte sie seinem Bruder Hieronymus von Rovere, welchen Andere einen Sohn des Pabstes Sixtus nennen. Ein anderer Neffe des Letzteren, Leonhard von Rovere, ward Statthalter von Rom, und als er starb, erhielt Hieronymus diese Stelle. Auch das Herzogthum Urbino brachte der Pabst an seine Familie. Er stattete nämlich seinen Neffen Johann von Rovere zuerst mit bedeutenden Gütern aus, indem er ihm zur großen Unzufriedenheit des Kardinals-Collegiums die Statthalterschaft Sinigaglia gab, und vom Besitze der Kirche Mondavio mit dem umliegenden Gebiete schenkte, und nachdem er ihn so würdig gemacht hatte, in eine fürstliche Familie zu heirathen, verschaffte er ihm die Tochter Friedrich's von Urbino zur Gemahlin, durch welche Heirath dann jenes Herzogthum an die Familie Rovere kam. Zwei andere Neffen

machte Sixtus IV. faſt zu gleicher Zeit zu Kardinälen; von dieſen iſt der Eine, Julian von Rovere, ſchon als Kardinal, noch mehr aber ſpäter als Pabſt Julius II. durch ſehr unevangeliſche Thaten berühmt geworden.

Der Pabſt ſelbſt, beſonders aber ſein Neffe Hieronymus von Rovere nahmen auch an der von der guelfiſchen Adels-Partei in Florenz gebildeten Verſchwörung der Pazzi gegen die Brüder Medicis einen ſehr großen Antheil. Franz Pazzi, Bankier und Schatzmeiſter des Pabſtes, und Hieronymus von Rovere entwarfen den Plan gegen die Medicis in der ſicheren Vorausſetzung, daß ſowohl der Pabſt als der König von Neapel ihr Unternehmen unterſtützen würden, um dadurch Florenz vom Bunde mit Venedig und Mailand zu trennen. Auch wurde wirklich der Pabſt in die Verſchwörung gezogen, und ebenſo erhielt der neapolitaniſche König Kunde von dem, was vorgehen ſollte. Die genannten beiden Leiter der Verſchwörung ſetzten ſich auch mit dem Erzbiſchof von Piſa, Franz Salviati, welcher kurz vorher von den Medicis beleidigt worden war, in Verbindung. Der Plan war: bei irgend einer Gelegenheit ſowohl Lorenzo als ſeinen Bruder Julian niederzuſtoßen, durch die mit den Salviati und Pazzi verbundenen Familien die beſtehende Regierung zu ſtürzen und mit Hülfe der Miethlinge des päbſtlichen Condottieren-Hauptmanns Johann Franz von Tolento, welcher an der Spitze von zweitauſend Mann nahe bei Florenz ſtand, die Verfaſſung der Republik zu ändern. Zu dieſem Zwecke ſollte des Hieronymus Neffe, der Knabe Raphael von Rovere, welchen der Pabſt ſeiner geiſtlichen Studien wegen auf die Univerſität Piſa geſchickt hatte, jetzt aber auf Erſuchen der Verſchworenen zum Kardinal und Legaten ernannte, nach Florenz reiſen, damit in ſeinem Hauſe und unter ſeinem Schutze die Verſammlungen der Verbündeten gehalten werden könnten, und damit ſeine Anweſenheit in Florenz Gelegenheit gebe, die beiden Medicis bei einem Gaſtmahle oder einem anderen Feſte zu gleicher Zeit zu tödten. Der Verſuch der Ausführung wurde zuerſt auf einer Villa der Pazzi in Fieſole gemacht, wohin dieſe den Kardinal einluden; Julian erſchien aber nicht. Ebenſo ließ er ſich bei einem anderen, in Florenz ſelbſt veranſtalteten Feſtmahle entſchuldigen. Man glaubte deshalb, daß der Anſchlag nicht ganz verborgen geblieben ſei, und

beeilte sich, die Sache auf eine andere Weise zur Ausführung zu bringen. Der Erzbischof von Pisa, welcher nach Florenz gekommen war, und der Kardinal Raphael von Rovere, der den Befehl hatte, sich als päbstlicher Legat ganz nach den Rathschlägen desselben zu benehmen, sollten am 26. April 1478 ein feierliches Hochamt halten, bei welchem die beiden Brüder Medicis unmöglich fehlen durften, und bei dieser Gelegenheit sollten Beide in der Kirche ermordet werden. Die Vollziehung der That ordneten die Verschworenen so an, daß Johann Baptista von Montesecco, ein päbstlicher Feldhauptmann und Söldner-Führer, der sich damals in Florenz aufhielt, den Lorenzo, Franz Pazzi und Bernhard Bandini aber den Julian niederstoßen sollten. Dieser Plan mußte jedoch zum Theil wieder aufgegeben werden, weil der Soldat Johann Baptista nicht nur schon vorher das ganze Unternehmen, welches er durch Reisen und Unterhandeln hatte betreiben helfen müssen, zu tollkühn gefunden hatte, sondern auch mehr Scheu vor dem Heiligen hegte, als der Kardinal und der Erzbischof, und sich deshalb weigerte, dem Befehle des Pabstes gemäß an Gottes Altar einen Meuchelmord zu begehen. Man sah sich also nach einem anderen Gehülfen der That um, und fand diesen sowohl in dem päbstlichen Kanzleischreiber Antonio von Volterra als in dem Priester Stephano, welcher den Pazzi große Verbindlichkeiten schuldete, obgleich Machiavelli von beiden Männern sagt, sie seien zu der von ihnen übernommenen Rolle ganz unfähig gewesen *). Zum Signal der Mordthat war die Erhebung der Hostie beim Haupt-Act der Messe gewählt. Übrigens sollte der Erzbischof in Verbindung mit Jakob Poggio und seinen Leuten zu derselben Zeit, in welcher Julian und Lorenzo ermordet würden, das Regierungsgebäude (il palagio publico) besetzen und die Mitglieder der Regierung zwingen, sich, sobald der Tod der beiden Medicis gemeldet würde, zu Gunsten der Revolution zu erklären.

Die Kirche war mit Menschen angefüllt und der Gottesdienst hatte schon begonnen, als Julian, dessen Bruder bereits in der Kirche anwesend war, noch fehlte. Franz Pazzi und Bernhard Bandini, welche die Ermordung desselben übernommen hatten,

*) Duoi che per pratica e per natura erano a tanta impresa inettiissimi.

begaben sich daher in seine Wohnung, um ihr Opfer abzuholen. Kaum war Julian mit ihnen in der Kirche erschienen, als Bandini ihn durch einen kräftigen, tief in die Brust eindringenden Dolchstich todt niederstreckte, und dann Franz Pazzi sich auf die Leiche stürzte und seinen Dolch mit solcher Heftigkeit in dieselbe stieß, daß er dabei sich selbst verwundete. Dagegen wurde Lorenzo von Antonio und Stephano nur leicht am Halse verwundet, und rettete sich in die Sacristei, deren Thüren geschlossen wurden, bis seine Freunde und das erbitterte Volk zur Hülfe herbeikamen. Wir enthalten uns jeder Bemerkung über den Zustand und die Art der Bildung einer wissenschaftlich und materiell so weit vorgeschrittenen Nation, deren Adel an heiliger Stätte, vor den Augen der zahlreichsten Versammlung, im Augenblicke der Darbringung des Leibes Christi ein so gräßliches Schauspiel geben konnte! Schrecklicher ist es freilich noch, daß das sichtbare Haupt der christlichen Kirche den Mord vorbereiten, daß die diesem zunächst stehenden Geistlichen denselben billigen und unterstützen, und daß ein Geistlicher am Altare den Dolch zücken konnte. Übrigens bewirkte die tolle Unternehmung der Pazzi gerade das Gegentheil von dem, was der Pabst und die Verschworenen hatten erreichen wollen. Der Erzbischof und seine Freunde waren der getroffenen Verabredung gemäß nach dem Regierungspalast geeilt; hier leisteten ihnen aber der Oberschultheiß selbst, die Priören und die Diener so lange Widerstand, bis Soldaten und das Volk, welches die Waffen ergriffen hatte und den Palast der Medicis bewachte, zu Hülfe kamen. Der Erzbischof wurde hierauf gefangen genommen und, wie nachher auch Jakob Salviati und Jakob Poggio, an den Fenstern des Regierungsgebäudes aufgeknüpft. Dann übte das Volk vier Tage lang auch noch an anderen Männern summarische Justiz. Es tödtete siebenzig angesehene Personen. Nachher sollen außerdem noch zweihundert Andere das Leben verloren haben. Der Knabe, welcher als Legat eine Rolle bei dem schändlichen Unternehmen gespielt hatte, blieb verschont. Er hatte sich nach Julian's Ermordung auf den Altar gerettet, wo er von den Priestern umgeben und durch sie vor dem Tode, wiewohl nicht gegen Mißhandlung geschützt wurde. Man hatte ihn dann gefangen gesetzt, entließ ihn jedoch bald wieder, weil die Florentiner den Pabst, der

sie und besonders Lorenzo von Medicis wegen der tumultuarischen Hinrichtung der vielen in die Verschwörung verwickelten Priester ohnehin schon mit dem Banne belegte, nicht noch mehr erbittern wollten.

Alle Fürsten Europa's außer dem Könige von Neapel und auch die Republik Venedig erklärten sich für Lorenzo gegen den Pabst; selbst der türkische Sultan half dem Mediceer die Mörder seines Bruders bestrafen, indem er den Bernhard Bandini, der sich nach Constantinopel geflüchtet hatte, an die Florentiner ausliefern ließ, die denselben dann 1479 hinrichteten. Allein der Pabst und König Ferdinand von Neapel trotzten mit unbeschreiblicher Kühnheit der laut ausgesprochenen öffentlichen Meinung, sowie den dringenden Vorstellungen des Kaisers Friedrich III., der Könige Matthias von Ungarn und Ludwig von Frankreich, der mailändischen Regierung und der Republik Venedig. Alle diese Staaten forderten, daß der Pabst das Geld, welches er für den Kreuzzug hatte erheben lassen, auch zum Kriege gegen die Ungläubigen anwenden solle; Sixtus warb aber mit demselben Söldlinge und Hauptleute, um das von ihm zweimal mit dem Banne belegte Florenz zu bekriegen. Die Florentiner waren übrigens sehr im Gedränge, weil sie damals keine Truppen in Sold hatten und auch keinen der kleinen Herren, welche vom Vermiethen ihrer Soldaten lebten, augenblicklich anwerben konnten. Als sie nachher den Herzog Herkules von Ferrara und die Herren von Rimini, Pesaro und Faenza in ihre Dienste nahmen, belegte Sixtus IV. auch diese mit dem Banne. Das Betragen des Pabstes bewirkte dann freilich, daß in Italien niemand mehr auf seinen Bann achtete. Bei der Bekriegung der Florentiner gebrauchte Sixtus 1479 den oben (S. 35) erwähnten Robert von Sanseverino, der sich überall, wo Krieg geführt wurde und Raub zu hoffen war, gebrauchen ließ und im vorhergehenden Jahre auf Betreiben des Pabstes, welcher selbst Genuese war, oder vielmehr auf Veranlassung des Statthalters von Rom, Hieronymus von Rovere, nach Genua geschickt worden war, um diese Stadt von Mailand abzureißen und zu dem Bunde des Pabstes und des neapolitanischen Königs herüberzuziehen.

In Genua war, als diese Stadt sich von Mailand zu trennen drohte, Prosper Adorno von Mailand aus als Statthalter ein-

gesetzt worden (s. S. 34 f.), damit er durch seinen und seiner Familie Einfluß auf das Volk, dem die Adorni angehörten, dem Adel, bei welchem die Fregosi und die Spinola mehr Anhang hatten, das Gleichgewicht halte. Die neue mailändische Regierung hatte damals Genua's Abhängigkeit an sehr billige Bedingungen geknüpft, obgleich die Burg und die Forts der Stadt von mailändischen Truppen besetzt blieben. Nach der Verschwörung in Florenz ließ Sixtus IV. den Prosper Adorno bewegen, gegen die Mailänder feindlich aufzutreten, und zugleich versprach Ferdinand von Neapel demselben seinen Beistand zur Wiederherstellung der Freiheit von Genua. Die mailändische Regierung schickte deshalb (1478) den Bischof von Como nach Genua, um an Prosper Adorno's Stelle die Statthalterschaft zu übernehmen; dieser Geistliche fing aber seine Sache so ungeschickt an, daß Prosper Adorno das Volk bewaffnen und die Mailänder in der Burg und in den Forts einschließen konnte. Da nun zu gleicher Zeit auch König Ferdinand zwei Galeeren mit einer Anzahl Soldaten sandte, so blieb dem Bischof von Como nichts Anderes übrig, als sich mit Gewalt der Waffen in den Besitz der Statthalterschaft zu setzen. Die mailändische Regierung schickte, um dies zu Stande zu bringen, ein Heer ab, an dessen Spitze Sforza Visconti und Peter Franz Visconti standen. Beide Führer zeigten sich jedoch in gleichem Grade ungeschickt, und begingen die Unvorsichtigkeit, ihren Weg nach Genua durch die Bocchetta zu nehmen. In diesem Passe griff Robert von Sanseverino, welcher auf Veranlassung des Hieronymus von Rovere den Genuesen zu Hülfe gezogen war und die ganze streitbare Bevölkerung der genuesischen Thäler um sich gesammelt hatte, das mailändische Heer plötzlich an und brachte ihm eine vollständige Niederlage bei (7. August 1478). Der Verlust an Menschen, welchen die Mailänder in diesem Treffen erlitten, war so groß, und ihre Truppen in den befestigten Orten befanden sich in einer so bedenklichen Lage, daß die Herzogin-Regentin von Mailand für rathsam hielt, die Stadt Genua ganz aufzugeben. Doch überließ sie dieselbe nicht dem Prosper Adorno und seiner Partei, sondern sie schickte damals aus Mailand ebenso den Baptista Fregoso, wie früher den Prosper Adorno, nach Genua. Baptista Fregoso war nebst seinem alten Anhange anfangs eben so glücklich, als vorher

Prosper Adorno. Ibletto Fieschi und des Königs Ferdinand General erklärten sich für ihn, er war bald im Stande, den Prosper Adorno und den Robert von Sanseverino mit seinen Truppen aus der Stadt zu treiben, und ließ sich dann zum Dogen wählen.

Mailand war um so mehr genöthigt, Genua wieder ganz aufzugeben, als der Pabst auch die Ur-Cantone der Schweiz und die Brüder des verstorbenen Herzogs gegen dessen Wittwe und ihren Minister Simonetta aufgeregt hatte. Zu den Schweizern sandte Sixtus IV. einige schlaue italiänische Bischöfe mit Ablaßbriefen. Diese wußten zuerst durch die Art und Feierlichkeit der Verkündigung und durch Hunderte von Geistlichen, deren sie sich dabei bedienten, ihren Ablaßbriefen unter dem unwissenden und abergläubigen Landvolk großen Absatz und große Bedeutung zu verschaffen. Die Schweizer lebten von dem Rauben und Morden im Dienste jedes großen oder kleinen Herrn, der sie bezahlen konnte. Sie bezeugten daher dem Pabste den lautesten Dank, als er ihnen versichern ließ, daß seine Briefe ihnen alle Reue und alle Strafe ihrer Sünden zu erlassen vermöchten, und sie glaubten dies gern, weil ein solcher Glauben zugleich leicht und vortheilhaft war. Aus Dankbarkeit und aus Gewohnheit, sich zu päbstlichen Executionen gebrauchen zu lassen, wenn diese ihnen, wie kurz vorher beim Streite des Herzogs von Tyrol mit Pabst Pius II. (s. Th. X. S. 258 f.), Nutzen brachten, schenkten sie dann auch gern dem Sünden-vergebenden Legaten des Pabstes Gehör, als dieser sie aufforderte, die Gelegenheit zu benutzen, um dem Pabste zu Gefallen den unmündigen Herzog von Mailand eines Theiles seiner Besitzungen zu berauben. Im Levantiner Thal nämlich, welches, weil es jenseit des Gotthard liegt und Italiänisch redende Bewohner hat, zu Mailand gehörte, war ein Kastanienwald, den die Urner dem Herzoge von Mailand streitig machten; diese ließen sich daher von dem Legaten bereden, die Verlegenheit, in welche die mailändische Regierung 1478 gerathen war, zu benutzen, um den Wald an sich zu reißen, und durch sie wurden dann auch die anderen Eidgenossen in den Krieg mit Mailand gezogen. Durch Bern, Zürich, Freiburg und andere Cantone bedeutend verstärkt, fielen die Urner im December 1478 in das Levantiner Thal ein, und drangen raubend und brennend bis nach Bellinzona vor. In dieser Stadt lagen jedoch mailändische

Truppen, und die Bürger der ſchweizer Handelsplätze wünſchten nicht, daß ein für ſie ſehr wichtiger Ort von ihren Landsleuten, den Bergbauern, mit Sturm eingenommen werde. Die Schweizer zogen daher wieder von Bellinzona ab, und richteten ihren Marſch über den Mont Cenere gegen Lugano hin, um in Italien ſelbſt einzubrechen. Sie kehrten aber, da die Jahreszeit ihnen ſehr ungünſtig war, bald wieder über die Berge zurück, und ließen nur eine kleine Beſatzung in Giornico und etwa ſechshundert Urner im Thale zurück. Gegen dieſe rückte dann das mailändiſche Heer, welches mit Hülfe des Markgrafen von Mantua auf fünfzehntauſend Mann gebracht worden war, vom unteren Thale aus heran. Nun beſetzten die Urner zuerſt die ſteilen Höhen und dämmten den Ticino-Fluß ab, ſo daß das Waſſer desſelben alle Wieſen überſchwemmte und die heraufziehenden Mailänder auf dem Eiſe keinen feſten Tritt hatten, während die Schweizer auf den Höhen ſich gehörig rüſteten, um auf dem Eiſe fechten zu können. Nachdem ſie nun durch ihre Schützen und durch herabgerollte Felſenſtücke die Feinde in Unordnung gebracht hatten, drangen ſie von oben her auf dieſelben ein; die Mailänder konnten nicht vorwärts und nicht rückwärts, weil ihre nicht geſchärften Pferde hinſtürzten und ihnen den Weg verſperrten, und ein Maulthier, das ſich zufällig losgemacht hatte, verbreitete plötzlich einen ſo lächerlichen Schrecken, daß ihr ganzes Heer ſich auflöſte und die Flucht ergriff, was übrigens nach Machiavelli in jener Zeit bei den Condottieren oft der Fall war *). Die Italiäner ſollen, obgleich ſie den Schweizern an Zahl um das Achtfache überlegen waren, nach den ſchweizeriſchen Berichten funfzehnhundert, nach den italiäniſchen Nachrichten nur achthundert Todte gehabt haben, und ihre Feinde machten auf der Flucht und im Lande ſo viele Gefangene, daß ſie, nachdem zuerſt ein Theil derſelben dem Könige von Neapel für ſeine Galeeren verkauft worden war, die größere Mehrzahl von ihnen der Kleider und ſogar des Hemdes beraubten und dann nackt heimſchickten. Die Urner hätten gern den Krieg fortgeſetzt; die anderen Eidgenoſſen aber nahmen die Vermittelung des Königs Ludwig

*) Di tanta poltroneria e disordine erano allora quelli eserciti ripieni, che nel voltare un cavallo la testa o la groppa dava la perdita o la vittoria d'una impresa.

von Frankreich an und schlossen unter leidlichen Bedingungen einen Frieden, der ihnen für ihre Butter, ihren Käse, ihre Pferde, ihre Felle und ihr Leder Erleichterung der Einfuhr verschaffte. Dieser Frieden hinderte jedoch die Schweizer, die ihren Broderwerb damals schon im fremden Solde fanden und sich längst dem Dienste Ludwig's auf immer verkauft hatten, keineswegs, mit dem Pabste einen Vertrag über die Stellung von Truppen zu schließen. Der Pabst sollte von ihnen, so oft er sie mahne, Truppen erhalten, und dagegen ihnen, so oft er sie mahne und soviele Jahre er die Truppen in seinen Diensten habe, nicht nur tausend Dukaten zahlen, sondern auch jedes Mal noch einen bedeutenden Vorschuß für die Ausrüstung des zu stellenden Heeres machen und jedem Fußknecht monatlich fünf, jedem Reiter zehn Gulden Löhnung geben. Zu bemerken ist hierbei, daß, wie Johannes von Müller nachweist, der Pabst die Subsidien wenigstens zum Theile von dem Gelde zahlte, welches man den Bergbauern für seinen letzten Ablaß abgeschwätzt hatte.

Zu derselben Zeit, als Pabst Sixtus IV. Genua von dem Herzogthum Mailand trennte und die Schweizer gegen das Letztere in seinen Sold nahm, ließ er, um Lorenzo von Medicis und dessen Partei zu verderben, nicht nur die Bekriegung der Florentiner fortsetzen, sondern er regte auch die Brüder des ermordeten Herzogs von Mailand gegen die Regentin Bonne und ihren Minister Simonetta auf. Florenz wurde von den päbstlichen Hauptleuten und ihren gedungenen Schaaren bald heftig bedrängt; denn Lorenzo war weder selbst Feldherr, noch hatte er, wie die Venetianer, beständig eine Anzahl von Miethlingen und Bandenführern auf Wartegeld in seinen Diensten, und außerdem fiel auch Alphons von Calabrien, der Sohn des Königs Ferdinand von Neapel, mit einem Heere in Toscana ein. Die Florentiner nahmen freilich, wie wir bereits (S. 41) bemerkt haben, den Herzog Herkules von Ferrara, sowie den Malatesta von Rimini, den Costanzo Sforza von Pesaro und den Manfredi von Faenza, welche kurz vorher dem Pabst gedient hatten, in ihren Sold, und die Venetianer überließen ihnen ihre Condottieren-Führer Karl von Montone und Deiphobus von Anguillara; alle diese Leute schonten aber die Miethlinge, welche ihr Eigenthum waren, und zogen hin und her,

ohne etwas Bedeutendes auszuführen. Im Jahre 1478 und im Anfange des folgenden hielten die Florentiniſchen Anführer, beſonders Herzog Herkules, den päbſtlichen General, Robert von Sanſeverino, vom Vordringen ab; im Juli 1479 jedoch wurde Herkules von Alphons von Calabrien geſchlagen, und Robert von Sanſeverino ſchloß zugleich mit den drei vertriebenen Vatersbrüdern des jungen Herzogs von Mailand (ſ. S. 35) eine Verbindung, welche die Mailänder nöthigte, ihre Truppen aus Toscana zurückzuziehen. Übrigens ſtarb damals einer von jenen drei Brüdern Sforza, der Herzog von Bari, nachdem zwiſchen ihnen und dem päbſtlichen Feldhauptmanne ein Zug gegen Mailand verabredet worden war, eines plötzlichen Todes, und man beſchuldigte nach der damals herrſchenden Gewohnheit, bei dem unerwarteten Ende eines jeden Fürſten oder angeſehenen Mannes an Vergiftung zu denken, ſeine beiden Brüder, daß ſie ihn aus dem Wege geräumt hätten. Freilich rechtfertigte nicht nur der Charakter der italiäniſchen Fürſten überhaupt einen ſolchen Verdacht, ſondern auch der eine Bruder des Verſtorbenen, Ludwig Moro, beging ſpäter ſo viele Gräuelthaten, daß jene Beſchuldigung leicht Glauben finden konnte.

Ludwig Moro, welcher Bari von ſeinem Bruder erbte, vereinigte ſeine Miethlinge mit den Schaaren Robert's von Sanſeverino, und erſchien am 10. Auguſt unerwartet vor der mailändiſchen Stadt Tortona. Hier wurde er, da er ſchon vorher Einverſtändniſſe angeknüpft hatte, dreizehn Tage ſpäter eingelaſſen. Er wandte ſich dann, indem er Robert von Sanſeverino in Tortona zurückließ, gegen Mailand. Hier öffnete ihm der Befehlshaber der Burg, den er ebenfalls ſchon früher gewonnen hatte, die Thore derſelben, und nun regte Ludwig Moro die Gegner der Regierung auf. Man rieth daher der Regentin, ihn auch in die Stadt aufzunehmen und mit ſich und ihrem Sohne auszuſöhnen. Dies geſchah am 8. September 1479, und das Volk jubelte, als die ganze Familie Sforza wieder in der Stadt beiſammen war. Auch in alle anderen feſten Plätze des Landes wurden Ludwig's Truppen eingelaſſen, da er die Schlauheit gehabt hatte, Tortona nicht in ſeinem, ſondern in ſeines Neffen Namen zu beſetzen. Nicht weniger als zweiundvierzig feſte Orte ſollen ihm an einem einzigen Tage die Schlüſſel ihrer Thore überſchickt haben. Daß die Herzogin

Regentin ihn in die Stadt Mailand aufnahm und an ihrem Hofe fürstlich empfing, wurde besonders dem Einflusse Anton Tassoni's, eines in Ferrara geborenen Hofdieners von niederer Herkunft, zugeschrieben, welcher sich der Gunst der Herzogin ganz bemächtigt hatte, und den alten Simonetta mit seinem Kabinet zu stürzen wünschte. Auch wurde wirklich schon drei Tage nach Ludwig's Einzug in Mailand Simonetta nebst seinem Sohne, seinem Bruder und allen seinen Freunden verhaftet und in die Burg von Pavia gebracht.

Mit diesem Schritte begann das unglückliche Schicksal, welches den Neffen Ludwig's, Johann Galeazzo, bis an sein Ende verfolgte. Zuerst wurde nämlich der um die Familie Sforza und um Mailand unsterblich verdiente Simonetta, nachdem man ihn auf unerhört grausame Weise gefoltert hatte, in Pavia enthauptet (Oktober 1480), dann aber die Regierung in Mailand geändert. Tassoni nämlich ward nebst seiner Familie verhaftet und aus der Stadt gebracht, der erst acht Jahre alte Herzog Johann Galeazzo für volljährig erklärt (7. November), die Mutter desselben der Vormundschaft enthoben und die Regierung auf Ludwig übertragen. Die Herzogin verließ darauf die Stadt, und nahm ihren Wohnsitz zu Abbiate Grosso. Sobald Ludwig Herr von Mailand geworden war, schloß er sich an Lorenzo von Medicis und an Ferdinand von Neapel an, die sich gegen Venedig und gegen die Eroberungspläne des Pabstes Sixtus IV. und seiner Neffen mit einander verbunden hatten. Ferdinand gab ihm damals das Herzogthum Bari, welches Ludwig von seinem älteren Bruder geerbt hatte, zurück.

Mittelpunkt der politischen Verhandlungen Italien's war Florenz, dem Scheine nach eine demokratische Republik, in Wahrheit aber von Lorenzo dem Prächtigen und seinen Creaturen fürstlich beherrscht. Dieser Staat ward im Jahre 1479, als Ludwig Moro's Unternehmen ihn des mailändischen Beistandes beraubte, von den päbstlichen und neapolitanischen Herren so bedrängt und von Venedig so schlecht und treulos unterstützt, daß die Volksmänner, welche an der Spitze der Regierung standen, schon zu verzweifeln begannen; ein kühnes Wagestück Lorenzo's aber rettete den Staat. Lorenzo benutzte nämlich am Ende des Jahres 1479 einen Waffenstillstand, welcher zwischen Florenz, dem Pabste und dem König

Ferdinand von Neapel unter dem Vorbehalte einer zehntägigen Aufkündigungsfriſt geſchloſſen worden war, um ſelbſt nach Neapel zu gehen und mit Ferdinand zu unterhandeln. Jedermann erſtaunte über den unerwarteten und unvorſichtigen Schritt des Hauptes der Florentiniſchen Republik; aber Lorenzo verließ ſich dabei weniger auf die Geleitsbriefe des grauſamen neapolitaniſchen Tyrannen, als auf die großen Summen, die er für den König und ſeine Hofleute zu verwenden beabſichtigte. Nachdem er ſich zum Bevollmächtigten der Republik in Neapel mit ganz unbeſchränkter Vollmacht hatte ernennen laſſen, übergab er die Verwaltung der Stadt Florenz der unter ſeinem Einfluſſe gewählten Behörde, vertraute ſeine Stelle im Staate einſtweilen dem Thomas Soderini an, und reiſte dann nach Neapel. Er ward hier gleich einem Könige empfangen, und ſetzte, wie uns Machiavelli berichtet *), den König Ferdinand durch ſein Rednertalent und ſeine tiefen Einſichten in die verwickelte Politik Italien's und in das Verhältniß der päbſtlichen Kirche zum Staate ſo ſehr in Erſtaunen, daß er ihn ganz für ſich gewann. Machiavelli fügt freilich hinzu, Ferdinand ſei nichts deſto weniger auch bei dieſer Gelegenheit ſich gleich geblieben, indem er auf einen von der ariſtokratiſchen Partei in Florenz erhaltenen Wink, daß man Lorenzo's Abweſenheit zu einer Revolution benutzen wolle, mit dem Abſchluſſe eines Bündniſſes gewartet habe, bis er geſehen, daß Alles in Florenz ruhig bleibe. Im März 1480 kam dann ein Frieden zwiſchen Neapel und Florenz zu Stande, welchem nachher auch Ludwig Moro beitrat, ſo daß im Jahre 1481 auf der einen Seite Neapel, Mailand und Florenz, auf der anderen Venedig und der Pabſt ſtanden.

Sixtus IV. hoffte damals Ferrara für ſeinen Hieronymus von Novere erobern zu können. Man muß in der That ſtaunen, daß Päbſte wie Sixtus IV. nach den furchtbaren Stürmen, welche das Anſehen Rom's zur Zeit der beiden Concilien von Conſtanz und Baſel ſogar von Seiten der höheren Geiſtlichkeit erlitten hatte, nach dem gänzlichen Abfalle der Böhmen, nach der Erlaſſung des

*) Quel rè si maravigliò più, poi che l'ebbe udito, della grandezza del ânimo suo e della destrezza dell' ingegno e gravità del giudizio, che non s'era prima dell' avere egli solo potuto sostenere tanta guerra maravigliato.

Statuts Præmunire in England (s. Th. X. S. 8) und nach der Aufstellung der pragmatischen Sanction in Frankreich (s. Th. IX. S. 252 f.) so thöricht auf das Bestehende vertrauten, und nicht blos dem Volke, sondern auch den Fürsten trotzten. Im Jahre 1480 bediente sich Sixtus eines Theiles der von der Christenheit zur Bekriegung der Türken erhobenen Gelder, um zum Besten seines Neffen Hieronymus das Haus Ordelaffi seiner Besitzungen in der Romagna berauben zu lassen, und hielt anderes Theils die Venetianer dadurch, daß er sie zu Hause beschäftigte, von der Unterstützung der Rhodiser Ritter ab, welche damals im Kampfe mit Sultan Mohammed II. unsterblichen Ruhm erwarben. Ja, es geschah damals sogar, daß die Türken nach dem Lande des einzigen Fürsten der Christenheit übersetzten, welcher den heldenmüthigen Vertheidigern von Rhodus Hülfe geschickt hatte, während der Pabst Heere unterhielt, um christliche Fürsten zu berauben. Der furchtbare Eroberer von Constantinopel hatte, als sein Ende herannahte, den Lauf seiner Siege über Christen und Christenthum damit krönen wollen, daß er die Insel Rhodus den Rittern entrisse, welche auf dieselbe Weise den Islam, wie Mohammed das Christenthum, bekriegten und ihm in seiner eigenen Hauptstadt oder doch im Archipelagus und an den Küsten desselben niemals Ruhe ließen. Mohammed hatte daher seine gesammte kolossale Macht zu Wasser und zu Lande gegen die Insel Rhodus vereinigt und die Ritter auch beinahe unter den Trümmern ihrer zerstörten Mauern und Thürme begraben; er sah sich aber zuletzt dennoch genöthigt, die ganze Unternehmung wieder aufzugeben. Die aus dem Kern des streitbaren Adels von ganz Europa, besonders aber von Frankreich, bestehenden Rhodiser Ritter ernteten damals unsterblichen Ruhm, und Ferdinand von Neapel theilte diesen Ruhm, weil die Flotte, welche er den heldenmüthigen Kämpfern zu Hülfe schickte, nicht wenig dazu beitrug, daß der Sultan zur Aufhebung der Belagerung von Rhodus gezwungen ward. Die Türken rächten sich dafür durch einen Angriff auf das Land des neapolitanischen Königs, und die Venetianer hatten sich so sehr mit Schande bedeckt, daß man sie beschuldigte, diesen Zug veranlaßt zu haben.

Im Juli 1480 erschien die türkische Flotte an der Küste von Apulien, und setzte ein von Achmed Pascha befehligtes Heer ans

Land, welches sogleich die blühende, gut befestigte Stadt Otranto angriff. Die Neapolitaner lagen damals gerade unter ihrem Kronprinzen Alphons in Toscana gegen eine Kriegsmacht zu Felde, welche die Venetianer, der Pabst und die vielen in den Bund derselben aufgenommenen kleinen Herren aufgestellt und der Führung des päbstlichen Nepoten Hieronymus von Rovere und des Gonfaloniere oder Oberfeldherrn Friedrich von Urbino untergeben hatten. Schon am 21. August wurde daher die Stadt Otranto erstürmt. Die Türken mishandelten die Bewohner derselben durch furchtbare Grausamkeiten, welche sowohl den rohen und wilden Charakter dieses Volkes, als auch den Grimm des Sultan Mohammed II. bezeichneten, der den Achmed Pascha ausdrücklich nach Italien geschickt hatte, um wegen der auf Rhodus erlittenen Schmach Rache zu nehmen. Die Türken begingen in Otranto jede Art von roher Gewaltthätigkeit und Brutalität; nichts desto weniger aber bezweifeln wir, daß, wie gemeldet wird, über zehntausend Christen von ihnen zusammengehauen und unbeerdigt an das Ufer der See hingeworfen worden sind. Achmed Pascha ließ, als er gleich nachher von Mohammed zurückgerufen wurde, siebentausend Mann zu Fuß und fünfhundert Reiter in Otranto zurück, welches noch stärker als vorher befestigt ward. Die Absicht der Türken war offenbar, sich in Apulien festzusetzen. Sie hatten einen Zug gegen Brindisi im Sinne, als Alphons zur Vertheidigung seines Landes aus Toscana herbeieilte. Dieser beging übrigens vor seinem Abzuge aus Toscana noch einen argen Gewaltstreich, indem er sich treuloser Weise der Republik Siena bemächtigte, die ihn früher gegen Florenz zu Hülfe gerufen hatte.

Jetzt erst ertheilte der Pabst den Florentinern die Verzeihung und Aussöhnung mit der Kirche, um welche sie ihn lange vergebens ersucht hatten. Sie mußten sich aber dabei sehr demüthigende Bedingungen wegen des Frevels gefallen lassen, den sie gegen die in der Verschwörung der Pazzi auf frischer That ertappten Priester begangen hatten. Wider die Türken in Apulien wurde ein Bund geschlossen, dessen Mitglieder der Pabst, der Herzog von Mailand, der König Matthias Corvinus von Ungarn, der Herzog von Ferrara, die Markgrafen von Mantua und Montferrat und die Städte Florenz, Genua, Siena, Lucca und Bologna waren. Auch Por-

tugal und Aragonien erklärten sich bereit, Truppen zu schicken. Der einzige Staat dagegen, welcher augenblicklich hätte helfen können, die Republik Venedig, wollte nichts von der Sache wissen. Wirklicher Beistand wurde den Neapolitanern nur von den Ungarn, den Genuesen und dem Pabste geleistet: Matthias Corvinus von Ungarn schickte siebzehnhundert Mann zu Fuß und dreihundert Reiter, die Genuesen und der Pabst gaben zweiundzwanzig Galeeren. Diese Schiffe wurden von dem uns bereits als Erzbischof, als Dogen von Genua und als Seeräuber bekannten Paul Fregoso (s. S. 19 ff.) befehligt, welchen der Pabst im Mai 1480 zum Kardinal gemacht hatte. Sie vereinigten sich vor Otranto mit der aus achtzig Galeeren bestehenden und vom Admiral Caraccioli commandirten neapolitanischen Flotte. Ungeachtet aller dieser Ausrüstungen und ungeachtet des großen Lärms, mit welchem der erwähnte Bund geschlossen worden war, würde man die Türken nicht wieder aus Apulien vertrieben haben, wenn nicht der Tod Mohammed's II. (Mai 1481) und Unruhen im osmanischen Reiche die Absendung von Verstärkungen aus demselben gehindert hätten. Alphons lag nicht blos bis zum Tode Mohammed's vergebens vor der Stadt Otranto, sondern die Türken behaupteten auch den Besitz derselben noch bis zum Oktober, und zogen selbst dann nur aus dem Grunde ab, weil jener Unruhen wegen die ihnen versprochenen Verstärkungen nicht ankamen.

Der Pabst und die Republik Venedig hatten unterdessen Anstalten getroffen, den Herzog von Ferrara, Herkules von Este, seines Gebietes zu berauben und dasselbe zwischen Venedig und dem Neffen des Pabstes zu vertheilen. Hieronymus von Rovere begab sich deshalb 1481 selbst nach Venedig, und die Venetianer erklärten im folgenden Jahre dem Herzog Herkules den Krieg. Sie gaben dadurch, ohne es zu wissen oder zu wollen, die erste Veranlassung, daß nachher aufs neue französische, deutsche und spanische Heere in Italien erschienen.

Der Angriff auf den Herzog von Ferrara bewog sowohl den Regenten von Mailand, Ludwig Moro, der seinen Neffen in einer Art leichter Gefangenschaft hielt, als auch die Florentiner und den König Ferdinand, schon im Mai 1482 ihre Gesandten aus Rom abzurufen und zu erklären, daß sie dem mit ihnen enge ver-

bundenen Hause Este Hülfe leisten würden. Es entstand also ein allgemeiner Krieg, um dessentwillen die ganze Christenheit den Pabst und das Haus Rovere verwünschte, dessen Einzelnheiten aber nicht in das vorliegende Werk gehören. In diesem Kriege stritten die Bentivoglio von Bologna, so wie die Colonna und Savelli im Kirchenstaate gegen den Pabst, die Fieschi von Genua aber und die Orsini im Kirchenstaat für ihn; das venetianische Heer commandirte Robert von Sanseverino, der mit Ludwig Moro, nachdem er demselben zur Herrschaft von Mailand verholfen hatte, völlig zerfallen war. Der Pabst bemerkte bald, daß die Venetianer, welche nicht unbedeutende Vortheile im Felde erlangten und dem Herzoge von Ferrara viele Orte entrissen, ebenso ihn und seine Verwandte zu betrügen im Begriffe seien, wie sie bis dahin Alle betrogen hatten, mit denen sie in Berührung gekommen waren; er wechselte daher ganz unerwartet die Partei. Er schloß nämlich am Ende des Jahres 1482, auf Antrieb seiner Kardinäle und des Hieronymus von Rovere, den die Feinde durch große Versprechungen gewonnen hatten, einen Frieden mit Neapel, und trat dann dem Bündnisse bei, welches zur Erhaltung des Herzogs Herkules von Ferrara gemacht worden war. Es stand also zu Anfang des Jahres 1483 fast ganz Italien gegen Venedig im Felde, dessen Macht und Reichthum gerade um diese Zeit den höchsten Gipfel erreicht hatte, dessen Besitzungen auf dieselbe Weise, wie jetzt die brittischen, mit jedem Jahre zunahmen, dessen Politik und furchtbare Polizei selbst ein Ludwig XI. bewunderte und bei sich einzuführen suchte, da Religion, Menschlichkeit und Scheu vor dem ewigen Sittengesetze die venetianische Oligarchie nie abhielten, das zu thun, was für den Augenblick nützlich war. Einige Niederlagen schreckten die Venetianer nicht; ihr Reichthum setzte sie in den Stand, Schaaren der Leute, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, zu miethen, wie sie denn damals nicht nur den jüngeren Renatus von Lothringen anzuwerben suchten, sondern auch von den fünfhundert Türken, welche Alphons von Calabrien bei der Eroberung Otranto's in Dienst genommen und dem Pabste zu Hülfe geführt hatte, anderthalbhundert zu sich herüberlockten. Auch vor der geistlichen Gewalt des Pabstes fürchteten sich die Venetianer durchaus nicht; im Gegentheil, sie lachten ebenso der

Bannsprüche desselben wie seiner geistlichen Ermahnung, während die Florentiner sich noch kurz vorher schimpflichen Bußen und kirchlichen Strafen unterworfen hatten, um des Bannes entledigt zu werden. Der Pabst bestürmte nämlich, als die Venetianer den Herzog von Ferrara in seiner Hauptstadt bedrängten, zuerst ihren Senat mit Vorstellungen, und belegte nachher ihre Stadt mit dem Banne und das Gebiet derselben mit dem Interdict, obgleich sogar der Patriarch von Aquileja ihm öffentlich vorwarf, daß er im Kardinals-Collegium die Venetianer wegen einer Sache verfluche, die er selbst vorher befohlen und eifrig betrieben habe. Die Venetianer setzten ohne Rücksicht auf Bann und Interdict ihren Krieg fort; sie appellirten von dem Pabste und dem Kardinals-Collegium an eine künftige Kirchenversammlung, bestraften die Priester, welche keinen Gottesdienst hielten, erlaubten ihren Geistlichen nicht einmal, die päbstlichen Briefe zu eröffnen, und ließen durch ihren Patriarchen ein Concilium berufen, welches den Pabst selbst vorlud.

Im Jahre 1483 wurde zwar Ferrara gerettet, weil sowohl die mailändischen als die neapolitanischen Truppen die venetianischen Besitzungen in der nördlichen Lombardei von Bergamo und Brescia an bis nach Verona verheerten; dagegen geriethen aber auf der anderen Seite der Herzog von Calabrien und der Regent von Mailand schon in diesem Jahre in Zwietracht mit einander und zerfielen im folgenden völlig. Der Hauptgrund des Zwistes zwischen Alphons von Calabrien und Ludwig Moro war folgender. Alphons hatte seine Tochter Isabella dem jungen Herzog Johann Galeazzo zur Gemahlin versprochen, während seines Einfalles in die Lombardei aber erkannt, daß derselbe nie zur Regierung gelangen werde, weil sein Oheim, Ludwig Moro, sich aller Gewalt in Mailand bemächtigt hatte. Darüber war es zwischen ihm und Ludwig zu einem heftigen Zank gekommen. Die Venetianer hatten hiervon kaum Kunde erhalten, als sie dem Regenten von Mailand versprachen, ihm zum Besitze dieses Herzogthums zu verhelfen, und dadurch seine Thätigkeit für den Bund lähmten. Auch der Pabst und Hieronymus von Rovere wurden damals durch Händel und Unruhen im Kirchenstaate abgehalten, etwas zu unternehmen, während zugleich die Florentiner ihr Geld zu schonen suchten. Die Venetianer trotzten daher leicht dem ganzen gegen sie verbündeten

Italien. Pabst Sixtus IV. bemühte sich vergebens, sie durch geistliche oder weltliche Waffen zu demüthigen; er konnte nicht einmal Ludwig Moro und die vielen kleinen Herren Ober-Italien's bei seinem Bunde erhalten. Ludwig Moro verständigte sich mit den Venetianern über die Bedingungen eines Friedens, und berief dann seine Verbündeten nach Bagnolo. Hier nahmen Alle an Einem Tage jene Bedingungen an, und es ward am 7. August 1484 ohne den Pabst und den König von Neapel ein Frieden geschlossen, welcher wenigstens in Ober-Italien von Lucca an bis zu den Seen im Norden und bis nach Ferrara im Osten die Ruhe wieder herstellte. Die Venetianer allein gewannen dabei, alle kleinen Herren dagegen verloren, und der Herzog von Ferrara büßte nicht blos Rovigo, sondern auch das ganze Land Polesine ein. Im Kirchenstaat, im Neapolitanischen und in Toscana dauerten freilich die Unruhen fort; doch ward wenigstens kein eigentlicher Krieg geführt.

Pabst Sixtus IV., welcher seinem Neffen, dem Kardinal Julian, bedeutende feste Plätze eingeräumt und den Bruder desselben, Johann, zum Fürsten von Sinigaglia und zum Präfect von Rom gemacht hatte, starb schon in der Nacht auf den 13. August; der zuerst genannte von seinen Neffen aber behauptete auch unter dem folgenden Pabste, Innocenz VIII., die ganze kriegerische Macht, die ihm Sixtus eingeräumt hatte. Der neue Pabst war nicht so kriegliebend wie sein Vorgänger; er war außerdem schwach und ohne alle Energie oder Grundsatz, und hatte, um Pabst zu werden, mit den Kardinälen Capitulationen schließen müssen, welche ihm die Hände banden. Er hatte sieben Kinder, Söhne und Töchter, die er förmlich als die seinigen anerkannte, wiewohl er sie nicht in der Art seines Vorgängers begünstigte. Seine Gewissenhaftigkeit war nicht groß, da er gleich beim Antritte seines Amtes öffentlich zu erkennen gab, daß er eingegangene Verbindlichkeiten nicht für bindend halte, wenn sie ihm Zwang auferlegten.

Innocenz ward in die Streitigkeiten der neapolitanischen Großen mit ihrem Könige verwickelt, während Lorenzo von Medicis an den Kabalen in der Romagna, in Bologna und in Rom selbst großen Antheil nahm. Wir wollen jedoch, anstatt dem Einzelnen zu folgen, nur einiger Vorfälle der ersten Regierungsjahre dieses

Pabstes erwähnen, um den schauderhaften Zustand der Sittlichkeit in den Staaten zu bezeichnen, welche vor den übrigen als rechtgläubige, kirchliche und fromme glänzten. Das erste dieser schrecklichen Ereignisse ist die Ermordung des Hieronymus von Rovere, eines Neffen des Pabstes Sixtus IV., welcher nicht nur unter seinem Oheim Herr von Imola geworden war, sondern dem derselbe auch mit Verdrängung der Ordelaffi die Herrschaft von Forli verschafft hatte. Hieronymus war mit Katharina Sforza, der Schwester des jungen Herzogs von Mailand, vermählt, welche beim Tode des Pabstes Sixtus im Besitze der Engelsburg gewesen war und dieselbe nicht eher an die Kardinäle übergeben hatte, als bis ihr von diesen eine bedeutende Geldsumme gezahlt worden war. Beide hatten sich damals nach Forli und Imola zurückgezogen. Hier blieben sie im ungestörten Besitze ihrer Herrschaften, bis im Jahre 1488 der Kardinal Julian den einst zu ihren Gunsten beraubten Fürsten von Forli, seinen Verwandten, wieder einzusetzen beschloß. Julian scheute sich nicht, zu diesem Zwecke einen Meuchelmord zu veranstalten. Drei Mörder stießen am 14. April zu Forli den Hieronymus in seinem eigenen Hause nieder, bemächtigten sich seiner Söhne, riefen das Volk der Stadt zur Freiheit auf, und schlossen die Wittwe des Getödteten in der Burg ein. Diese That billigte nicht nur Lorenzo von Medicis, der sogar im Verdachte stand, sie angestiftet zu haben, sondern auch Pabst Innocenz, welcher in der Hoffnung, Imola und Forli wieder an sich zu bringen, den Mördern Truppen zu Hülfe schicken wollte. Die Standhaftigkeit der Katharina Sforza vereitelte des Kardinals Julian Absichten. Vergebens bedrohte man sie, ihre Kinder vor ihren Augen aufknüpfen zu wollen; sie ließ sich dadurch nicht einschüchtern, und bat Ludwig Moro von Mailand um Hülfe; dieser schickte ihr Truppen, sie würde befreit, und ihr Sohn erhielt des Vaters Fürstenthum. Lorenzo suchte seinen Antheil an der Sache zu verbergen, und der Pabst fügte sich aus Feigheit den Umständen.

Fast zu gleicher Zeit ward in Faenza ein noch weit schmählicherer Mord begangen. Der dort herrschende Manfredi war mit Franziska, der Tochter Johann Bentivoglio's, vermählt, dessen Familie zu Bologna dasselbe Ansehen und dieselbe Macht besaß, wie die Medicis in Florenz, und welcher die der Katharina Sforza

zu Hülfe gesandten mailändischen Truppen commandirte. Franziska glaubte sich von ihrem Gemahle beleidigt, und beschloß, ihn zu tödten. Sie versteckte in ihrem Schlafzimmer einen Meuchelmörder, welcher ihren Gemahl, sobald er eintrete, fassen und festhalten sollte, bis drei andere, die unter dem Bette verborgen waren, hervorkämen, um ihn zu ermorden. Manfredi war dem Banditen überlegen, und nun sprang Franziska selbst aus dem Bette und stieß ihrem Gemahle einen Degen in den Leib. Nach dem Morde eilte der Vater der Franziska, um aus demselben Vortheil zu ziehen, mit den mailändischen Truppen von Forli herbei; die Bewohner von Faenza ergriffen aber die Waffen, schlugen die Mailänder und nahmen Bentivoglio selbst gefangen. Da sie jedoch einsahen, daß sie sich auf die Dauer nicht würden behaupten können, so wandten sie sich an Lorenzo von Medicis. Dieser gewährte ihnen den Schutz der Florentiner, gab dem Bentivoglio die Freiheit wieder, und breitete so die Herrschaft von Florenz auch im Kirchenstaate aus.

Diese beiden aus vielen ähnlichen Geschichten gewählten Begebenheiten können genügen, um den Zustand, die Sitten, die Politik und den Wechsel von Regierungen und Regenten in Mittelitalien an Beispielen deutlich zu machen; wir wollen jetzt, ehe wir zu der Erscheinung der Franzosen in Italien übergehen, noch einen Blick auf Neapel werfen. In diesem Reiche hatten die drei letzten Päbste den Tribut, welchen der Pabst als Oberlehnsherr in Anspruch nahm, nicht gefordert, sondern sich mit der Ablieferung eines Zelters als Zeichen der Abhängigkeit begnügt. Sie hatten sich hierbei theils durch politische Gründe leiten lassen, theils aber auch durch die Rücksicht, daß der König von Neapel sehr große Summen auf den Türken-Krieg verwenden und nebst den Rhodiser Rittern die Küsten Italien's gegen die Übermach. der Ungläubigen schützen mußte. Innocenz VIII. dagegen suchte absichtlich Streit mit Neapel, weil er die große Unzufriedenheit der Barone mit dem Könige und namentlich mit dessen Sohne und Nachfolger, Alphons von Calabrien, kannte, und aus den Unruhen in Neapel für seinen Sohn, Franzeschino Cibo, Vortheil ziehen zu können hoffte. Wirklich erfolgte auch in demselben Jahre 1485, in welchem der Pabst die Annahme des ihm beim Antritt seiner Regierung vom

Könige überschickten Zelters verweigerte, ein Aufstand der neapolitanischen Barone gegen die Tyrannei des Königs und seines Sohnes. Der Herzog von Calabrien wollte nämlich nicht allein von den Baronen Steuern erpressen, welche sie bisher nicht bezahlt hatten, sondern ließ auch den Grafen von Montorio und den Herzog von Ascoli, als sie die Zahlung nicht leisteten, mit ihren Familien in den Kerker werfen, und nun brach ein allgemeiner Aufstand der Barone aus, die sich vorher mit dem Pabste verständigt hatten und ihn als Oberlehensherrn und Richter ihres Königs um Recht und Gericht anriefen. An der Spitze der Empörung standen zwei Männer, von welchen der eine durch seine großen Handelsgeschäfte im Morgen- und Abendlande den Ruhm und Credit der Medicis und unermeßliche Reichthümer erlangt hatte, so daß die angesehensten Familien und der König selbst dem Hause desselben große Summen anvertrauten, der andere aber durch Gelehrsamkeit und Geschäftskenntniß, sowie durch die Gunst des Königs, zu einem übermäßig großen Vermögen gekommen war. Der erste dieser beiden Männer war der vom König zum Grafen von Sarno erhobene Franz Coppola, der andere Antonello Petrucci, welcher Secretario war oder mit anderen Worten an der Spitze des Kabinets stand, und vom Könige sehr begünstigt wurde, weil er einer der besten Schüler des unter den Wiederherstellern der alten Wissenschaft und Sprache berühmten Laurentius Valla (s. Th. IX. S. 451 und 461) war. Beide wurden in demselben Grade, in welchem der König sie bevorzugte, von dem habsüchtigen, grausamen und tyrannischen Herzog Alphons von Calabrien gehaßt, und zettelten daher gegen diesen eine Verschwörung an. Sie veranstalteten, daß bei Gelegenheit der Hochzeitsfeier des Trojano Caraccioli, eines Sohnes des Herzogs von Melfi, alle Barone sich versammelten, und dann den Pabst ersuchten, einen Sprößling des Hauses Anjou nach Neapel zu rufen. Von dem Hause Anjou war jedoch nur noch ein einziger Mann übrig, welcher für die Zwecke des Pabstes brauchbar schien, Renatus oder Rainer II. von Lothringen (s. Th. X. S. 254); dieser erschien aber nicht, als er vom Pabste eingeladen wurde, seine Rechte an Neapel geltend zu machen. Dagegen rückte der König von Neapel oder vielmehr sein Sohn in den Kirchenstaat ein, und bedrängte den Pabst dort und in

Rom ſelbſt drei Monate lang; denn Mailand und Florenz leiſteten gegen Alphons nur eine ſolche Hülfe, daß man wohl ſah, wie wenig es ihnen Ernſt ſei. Da nun überdies die ſchlecht bezahlten Truppen der Barbaren dem päbſtlichen Lande ſehr läſtig waren, ſo ergriff Innocenz mit Freuden eine ſich darbietende Gelegenheit, mit Ehren aus der Sache zu kommen. König Johann II. von Aragonien nämlich und ſein Sohn, Ferdinand der Katholiſche, welche nebſt der Gemahlin des Letzteren zufällig nach Sicilien gekommen waren, erboten ſich zur Vermittelung des Streites, und Innocenz nahm dieſe an. So wurde denn am 12. Auguſt 1486 ein Frieden geſchloſſen, den ſich der König von Neapel und ſein Sohn gefallen ließen, weil ſie ihn zu halten nicht Willens waren und doch recht gut wußten, daß der Pabſt ſich nach dem Abſchluſſe nicht weiter um die Barone bekümmern werde. König Ferdinand verpflichtete ſich in dem Friedensvertrage, dem Pabſte die jährlichen Zahlungen zu leiſten, die ſeine Vorgänger geleiſtet hatten, und die Barone nicht weiter in ihren Rechten, ſowie die Stadt Aquila, welche der Empörung beigetreten war, nicht in ihren Freiheiten zu kränken, noch weniger aber an den Erſteren Strafe oder Rache zu üben.

Dieſe Verſprechungen wurden zwar durch den König von Aragonien und durch Lorenzo von Medicis verbürgt; die neapolitaniſchen Tyrannen wußten aber, daß der Erſtere bald ſehr weit von Neapel entfernt ſein werde, und daß dem Letzteren die Sache der Barone wenig am Herzen liege. Sie nahmen alſo an ihren Großen, die ſich auf das eidliche Verſprechen ihres Königs verließen, bald eine furchtbare Rache, und betrogen auf dieſelbe Weiſe, nur etwas ſpäter, auch den Pabſt. Alle neapolitaniſchen Barone, welche an der Empörung Antheil gehabt hatten, wurden das Opfer ihrer Zuverſicht; nur der Fürſt von Salerno und die Söhne des Fürſten von Biſignano trauten dem Frieden nicht, ſondern flohen zum Pabſt und, als ſie dieſen nicht zu einem Kriege bewegen konnten, nach Frankreich, wo Ludwig's XI. Nachfolger, Karl VIII., die Grille gefaßt hatte, die Rechte auf Neapel, welche ſein Vater durch Karl von Maine (ſ. Th. X. S. 309) erlangt hatte, geltend zu machen. Ferdinand und ſein Sohn Alphons luden die Theilnehmer des letzten Krieges nach Neapel ein, wo der König die Hochzeit des jungen Grafen von Sarno mit der Tochter des Herzogs von Amalfi, eines Neffen

Ferdinand's, glänzend feiern lassen wollte. Sie erschienen alle, und die Hochzeit ward im Castel nuovo auf sehr feierliche Weise gehalten; plötzlich ließ aber Ferdinand den Bräutigam und dessen Vater sammt allen ihren Verwandten und Freunden verhaften und ihre Paläste in Neapel und in Sarno plündern. Dann ward, weil sich überall der größte Unwille kund gab, zum Scheine ein Gericht bestellt und ein förmlicher Proceß angefangen; die Art aber, wie das Gericht zusammengesetzt war, machte es leicht, die vier angesehensten Herren des Reiches als Hochverräther verurtheilen zu lassen. Sie wurden nachher Einer nach dem Andern hingerichtet. Dies geschah nicht sogleich, weil man nicht wagte, rasch zu verfahren. Zwei von ihnen, der Graf von Sarno und der Minister (Secretario), erlitten schon im Mai 1489 den Tod. Nach der Hinrichtung dieser Beiden zögerten die Tyrannen aus Furcht vor einem allgemeinen Aufstande einige Zeit, ehe sie auch die übrigen Großen aus der Welt schafften. Am 11. October 1489 ließen sie den Fürsten von Altamura, den Fürsten von Bisignano, den Herzog von Melfi, den Herzog von Nardo, den Grafen von Morcone, den Grafen von Lauria, den Grafen von Melito, den Grafen von Noja und noch viele andere Herren in den Kerker werfen, und nachher wurden diese insgesammt zu verschiedenen Zeiten und auf ganz verschiedene Weise umgebracht. Auch der Herzog von Suessa, welcher schon seit fünfundzwanzig Jahren im Gefängnisse war, wurde damals hingerichtet. Übrigens suchte man die Meinung zu verbreiten, daß die verhafteten Barone noch am Leben seien, und der König ließ zu diesem Zwecke sogar fortwährend Essen in die Gefängnisse bringen. Auch die Kinder und Frauen der Hingerichteten wurden unter dem Vorwande, daß sie Unruhen zu erregen suchten, eingekerkert und ihre Güter eingezogen.

Der König von Aragonien und sein Sohn Ferdinand äußerten heftigen Unwillen über diese Treulosigkeiten und Gräuelthaten, und wiesen eine angetragene Heirathsverbindung mit der neapolitanischen Königsfamilie zurück. Der Pabst konnte sich selbst nicht helfen, geschweige denn den Baronen; Lorenzo von Medicis aber suchte zugleich die Freundschaft des Pabstes und die des Königs von Neapel. Den Pabst gewann Lorenzo dadurch, daß er dem Sohne desselben, Franzeschino Cibo, seine Tochter vermählte; wo-

gegen der Pabst Lorenzo's Sohn, Johann von Medicis, welcher später unter dem Namen Leo X. Pabst ward, schon in seinem vierzehnten Lebensjahre zum Kardinal machte. In demselben Jahre, in welchem Innocenz der Christenheit dieses neue Ärgerniß gab (1489), gerieth er mit Neapel wieder in Zwist, weil König Ferdinand und sein Sohn, nachdem sie sich der lästigen Großen entledigt hatten, endlich den Lehnszins, den sie früher versprochen hatten, geradezu verweigerten. Der Pabst versuchte es diesmal mit den geistlichen Waffen, fand dieselben aber ganz ohne Kraft und Wirkung (telum imbelle sine ictu) gegen Leute, welche, wie die königliche Familie von Neapel, gewohnt waren, den Menschen, der Gottheit und dem Teufel Trotz zu bieten. Er that den König Ferdinand zuerst (Juni 1489) in den Bann, und erklärte ihn dann, als derselbe einige Monate hindurch dabei ganz ruhig blieb, des Reiches verlustig (11. September). Der König machte hierauf zwar einige Rüstungen; Lorenzo aber, welcher zugleich sein und des Pabstes Freund war, bewirkte, daß es bei Worten, beim Fluchen auf der einen und beim Protestiren auf der anderen Seite blieb. Ferdinand ließ nämlich eine Appellation vom Pabste an die künftige Kirchenversammlung bekannt machen.

Im Ganzen genoß Italien bis auf den im Jahre 1494 erfolgten Tod des Königs Ferdinand von Neapel einer Ruhe und eines Friedens, deren es sich seit Jahrhunderten nicht erfreut hatte; aber die Feindschaft zwischen Ludwig Moro von Mailand und dem Nachfolger Ferdinand's, Alphons von Calabrien, bahnte bald nachher den Franzosen den Weg nach Italien, mischte dadurch den deutschen Kaiser in die italiänischen Händel, und veranlaßte später die Spanier, aus Sicilien nach Neapel herüberzugehen. Alphons von Calabrien und Ludwig Moro waren schon während des letzten Krieges mit Venedig einander feind geworden, weil Ludwig die Regierung von Mailand ganz allein führte, ohne seinem Neffen, Johann Galeazzo, welcher mit Alphons Tochter, Isabella, verlobt war, einen Antheil daran oder auch nur volle persönliche Freiheit zu gönnen. Als daher im Februar 1489 die Heirath Johann Galeazzo's wirklich geschlossen ward, glaubte Ludwig sich gegen jeden Einfluß der neapolitanischen Prinzessin sicher stellen zu müssen. Er erlaubte zwar, daß die Hochzeit mit königlicher Pracht

gefeiert wurde; ſobald er aber merkte, daß Iſabella die Abhängigkeit, in welcher ihr Gemahl gehalten wurde, nicht dulden wolle, verſicherte er ſich nicht blos der Truppen und Burgen, ſondern auch der Perſon des Herzogs. Er beſetzte die Burg von Mailand, ließ den jungen Herzog durch Miethlinge gleich einem Gefangenen bewachen, nahm die Burg von Trezzo und andere Feſtungen in Beſitz, entfernte aus dem Heere alle alten Hauptleute, die Johann Galeazzo's Vater und Großvater in Dienſt gehabt hatten, ſetzte Leute, welche ihm ſelbſt unbedingt ergeben waren, an ihre Stelle und dergleichen mehr. Er wagte freilich nicht, ſeinen Neffen aus dem Wege zu räumen, und gönnte ihm auch Ehre, geſtattete ihm aber dagegen keine Macht. Dieſes Verhältniß des jungen Herzogs und ſeiner Gemahlin zu Ludwig Moro ließ erwarten, daß Alphons, welcher 1494 ſeinem Vater in der Regierung von Neapel nachfolgte, nicht lange ruhig zuſehen werde; Ludwig begünſtigte daher die abenteuerliche Unternehmung des franzöſiſchen Königs Karl VIII. gegen Neapel.

II. Frankreich, Spanien, Deutſchland und Italien am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts.

1. Frankreich, Deutſchland und die Niederlande vom Tode Ludwig's XI. an bis zum Tode des letzten Herzogs der Bretagne.

Karl VIII. von Frankreich, Ludwig's XI. Sohn und Nachfolger, war beim Tode ſeines Vaters (1483) ſchon im vierzehnten Lebensjahre. Er wurde daher der alten franzöſiſchen Sitte gemäß (ſ. Th. VIII. S. 414.), als volljährig betrachtet; da er aber ſehr ſchwächlich und verwachſen war, und folglich nicht nur noch jünger zu ſein ſchien, ſondern auch unfähiger war, als er ſeinem Alter nach hätte ſein können, ſo konnte er nicht ſelbſt regieren. Sein Vater, welcher nichts außer Acht ließ und, ohne jemand zu fragen, Alles anordnete, hatte durch ein Teſtament verfügt, daß die viel ältere Schweſter Karl's, Anna, welche mit Peter von Bourbon, Erbherrn von Beaujeu, vermählt war und deshalb gewöhnlich die Dame von Beaujeu genannt wird, die Regierung ſo lange führen ſollte, bis Karl dieſelbe übernehmen könne. Sie ſelbſt, nicht ihr Gemahl, ſollte regieren, weil Ludwig XI. der Meinung war, daß die noch immer nicht an ſtrengen Gehorſam gewöhnten Großen die Herrſchaft einer Dame am leichteſten dulden würden. Allein gegen dieſe Anordnung lehnte ſich der Herzog Ludwig von Orleans auf, weil er als erſter Prinz von Geblüt das nächſte Recht zur Regentſchaft zu haben glaubte. Dieſer Prinz, welcher nachher als König Ludwig XII. durch ſeine Liebe zum Volke und durch die Liebe desſelben zu ihm ebenſo

berühmt geworden ist, als Ludwig XI. durch seine italiänische treulose Staatsklugheit und seinen unbarmherzigen Egoismus, gewann alsbald einige der ersten Großen des Reiches, sowie die Herzöge Franz II. von Bretagne und Maximilian von Burgund für seine Sache. Allein die Regentin erwarb sich durch die ersten Maßregeln, die sie traf, das Vertrauen des Volkes in ihre Verwaltung. Sie suchte das Volk und die Großen zu überzeugen, daß sie ihren Bruder nicht an die Fortsetzung des von seinem Vater befolgten Systems gewöhnen wollte. Sie opferte Ludwig's niederträchtigen Vertrauten, Olivier Teufel oder Dammhirsch (s. Th. X. S. 288), und andere ähnliche Werkzeuge desselben dem Hasse des Volkes, und nöthigte später sogar Philipp von Comines, sich zurückzuziehen. Sie hob ferner die drückendsten Erpressungen ihres Vaters sogleich auf, schränkte deshalb die Ausgaben ein, und entließ namentlich die sechstausend Schweizer Ludwig's ganz, die geworbenen Miethsoldaten desselben aber zum Theil. Die letztere Maßregel gereichte übrigens dem Lande nicht zum Vortheil; denn die Entlassenen wurden zum Theil von den Landherren in Dienst genommen, die Privatkriege begannen also wieder, und die Straßen wurden aufs Neue unsicher.

Große Besorgnisse erregte es, daß noch vor der Krönung des jungen Königs eine allgemeine Stände-Versammlung gehalten werden sollte, deren Berufung besonders von den Prinzen mit stürmischer Heftigkeit gefordert wurde, weil sie dieselben zu ihrem Vortheil zu benützen hofften. Diese am 14. Januar 1484 in Tours eröffnete und zwei Monate lang dauernde Versammlung ist für den Forscher des Zustandes der mittelalterlichen Reiche und Völker weit wichtiger, als sie durch ihre Wirkung für das französische Volk war, welche wir sehr gering anschlagen. Es hat sich nämlich von Masselin, der eine Hauptrolle in der Versammlung spielte, ein in lateinischer Sprache geschriebener, sehr starker Band Reden, Schriften und Verhandlungen derselben erhalten, den die französische Regierung neuerdings vollständig abdrucken ließ, welchen aber schon Garnier in einem ausführlichen Auszuge französisch mitgetheilt hatte. Wir lernen aus diesem Werke, wie es damals in Frankreich mit Verwaltung, Regierung, Gesetzgebung, Finanzsystem, Gerichtsbarkeit und Hierarchie beschaffen war; doch

fassen wir für unseren Zweck nur das Resultat der Versammlung ganz kurz zusammen. Der Dame von Beaujeu, würden wir sagen, war es anfangs vor der Versammlung ebenso angst, wie im Jahre 1848 den Fürsten und dem hohen Adel Deutschland's vor dem Parlament; als sie aber sah, wer die Leute waren, die am lautesten schrieen, und welcher Art die schreibenden oder in ermüdend langen Reden glänzenden Hofleute und Juristen seien, da faßte sie Muth und bewirkte, daß die Versammlung gleich einem deutschen Reichstage zu Ende ging. Sie ließ, wie wir dies auch in unseren Tagen gesehen haben, vermittelst ihrer Leute und der Partei-Männer, welche durch Geld und Ehren zu gewinnen waren, die Redner und Enthusiasten, die Prinzen und die Vertheidiger der Volks-Interessen so tief in den Sumpf hineinführen, daß dieselben in ihm stecken blieben und froh waren, als man ihnen heraushalf. Dies geschah durch das Auflösungs-Decret vom 7. März. Die Dame von Beaujeu hatte übrigens von ihrem Vater Regierungsklugheit genug erlernt, um die Mächtigeren unter den Getäuschten durch Vergabungen zu trösten: sie gab dem Herzoge von Orleans und den Grafen von Angouleme und Dünois je ein Regiment (compagnie) von hundert Lanzen und ein ansehnliches Jahrgeld.

Nachdem die allgemeine Stände-Versammlung beseitigt und die Prinzen befriedigt waren, schienen keine Unruhen mehr zu fürchten zu sein. Bald nachher veranlaßte zwar der früher (Th. X. S. 383ff.) erwähnte Minister und Liebling des Herzogs von Bretagne, Landois, einen Aufstand; dieser gab aber der Regentin Gelegenheit, ebenso die Bretagne mit dem französischen Reiche zu vereinigen, wie Ludwig XI. Burgund, die Grafschaft Charolais und Anderes demselben einverleibt hatte. Herzog Franz II. von Bretagne war der letzte männliche Sprößling des Hauses Montfort, und hatte zwei Töchter. Von diesen ward also einst die ältere, Anna, Erbin seines Herzogthums, welches kein eigentliches Mannslehen war, und dessen Adel sich fürchtete, dem in den letzten Zeiten sehr beeinträchtigten französischen Adel einverleibt zu werden. Auch der Herzog wünschte, daß die Bretagne nach seinem Tode als eigener Staat fortbestehe, und war deshalb geneigt, seine beiden Töchter an Männer aus dem burgundischen Hause zu verheirathen, mit

welchem er stets gegen Ludwig XI. und die Franzosen verbunden gewesen war; Anna sollte den Erzherzog Maximilian, ihre Schwester, Isabella, den Sohn desselben, Philipp, zum Gemahle erhalten. Allein Maximilian war in den Niederlanden ebenso ohnmächtig, als Franz II. in Bretagne, und während er mit diesem noch über die Art, wie er mit Truppen zu ihm gelangen und die Heirath vollziehen könne, unterhandelte, ward der Adel von Bretagne durch den Minister Landois zur Empörung getrieben. Franz II. hatte nämlich von seinen Vasallen so viel zu leiden, daß ihm ein so ganz verächtlicher und gewissenloser Mann, wie Landois war, unentbehrlich schien, um dieselben im Zügel zu halten. Dies that Landois mit denselben Mitteln der Willkür, Grausamkeit, Treulosigkeit und Erpressung, wie Ludwig XI. es gegen die französischen Großen gethan hatte. Als er jedoch den edelsten Mann des Landes, den Kanzler Chauvin, zuerst grausam quälen und dann tödten ließ, ward der heftige Adel, den er auf jede Weise vom Herzoge entfernt hielt, gegen ihn aufs Äußerste erbittert, und die ersten Herren des Herzogthums machten endlich einen gewaltsamen Versuch, den verhaßten Günstling zu stürzen oder auch zu erschlagen. Ein Theil der Barone brach plötzlich in Nantes ein, und besetzte die Burg der Stadt, um sich des Ministers zu bemächtigen; dieser entkam jedoch nicht nur ihren Händen, sondern hetzte auch durch die Erklärung, daß der Aufstand gegen den Herzog selbst gerichtet sei, die Bürger von Nantes und die Bauern der Umgegend auf, und die Barone sahen sich genöthigt, Burg und Stadt wieder zu verlassen. Sie sammelten sich darauf in der dem Marschall von Rieux gehörenden Stadt Ancenis; Landois aber, welcher endlich inne ward, daß er ohne fremde Hülfe sich nicht werde behaupten können, entwarf einen Plan, um den Beistand der Herzogs von Orleans zu erlangen.

Ludwig von Orleans war mit der ganz häßlichen zweiten Tochter Ludwig's XI., Johanna, vermählt. Diese war ihm, obgleich er sich lange heftig dagegen gesträubt hatte, von Ludwig aufgezwungen worden, und er hatte seine Abneigung gegen sie nie verhehlt. Auf diesen Umstand gründete Landois seinen Plan. Er wollte sich den Beistand des Herzogs dadurch verschaffen, daß er ihn zur Scheidung von seiner Gemahlin und zur Vermählung mit

der Erbin von Bretagne bewege. Er lud im Einverständniß mit Franz II. den Herzog von Orleans nach Bretagne ein; dieser folgte der Einladung und ging, als er die durch Eigenschaften des Geistes und des Körpers ausgezeichnete Prinzessin Anna sah, auf die Sache ein, und zwar, wie es allgemein hieß, nicht blos aus Politik, sondern auch aus Leidenschaft. Die Regentin gerieth, als sie die Nachricht von der Verbindung der Herzöge von Bretagne und von Orleans erhielt, in Schrecken, und benutzte die bald darauf vorgenommene Krönung des Königs, um Ludwig von Orleans an den Hof zu rufen. Ludwig folgte zwar dem Rufe, blieb aber nicht nur mit dem Herzoge von Bretagne in Verbindung, sondern wußte auch den jungen König so für sich einzunehmen, daß die Regentin sogar von dieser Seite her besorgt ward. So viel scheint gewiß zu sein; dagegen glauben wir dem Berichterstatter Brantome überall zu wenig, um ihm nachzuerzählen, daß die Dame von Beaujeu über den Herzog von Orleans ungewöhnlich erbittert gewesen sei, weil er, der Geliebte und Liebhaber aller möglichen Weiber, bei ihr allein den keuschen Joseph gespielt habe.

Die Regentin setzte sich mit den Unzufriedenen des Herzogthums Bretagne in Verbindung, um Ludwig's von Orleans Absichten auf dasselbe zu vereiteln, und dies benutzte dann Landois, um die Einwilligung des schwachen Herzogs Franz zu einer Reihe furchtbarer Maßregeln gegen den Adel seines Landes zu erlangen. Obgleich man den empörten Großen bei ihrem Abzuge aus Nantes völlige Straflosigkeit zugesichert hatte, so wurden sie doch jetzt nicht nur öffentlich für Majestäts-Verbrecher erklärt, sondern gegen sie auch die Verordnung erlassen, daß ihre Häuser geschleift, ihre Wälder niedergehauen werden sollten, und daß bei schwerer Strafe keiner ihrer Unterthanen irgend einen Verkehr mit ihnen haben und ihnen Lebensmittel, Waffen oder Pferde verkaufen dürfe. Die unerhörte Strenge, mit welcher dieser Beschluß ausgeführt wurde, trieb den Adel der Bretagne zu einem in seinen Folgen sehr wichtigen Schritte. Es wurden nämlich im Oktober 1484 die ersten Herren des Herzogthums, der Prinz von Oranien (Johann von Chalon), Peter von Villebranche und Johann le Bouteiller, Herr von Maupertuis, an die Regentin geschickt, um den Schutz derselben anzurufen und dagegen im Namen des Adels eidlich zu

versprechen, daß dieser nach dem Tode des Herzogs Franz den König von Frankreich als seinen einzigen und natürlichen Herrn anerkennen wolle. Dabei machte man jedoch acht Bedingungen, welche die französische Regierung annahm. Diese verdienen hier angeführt zu werden, weil auf ihnen das spätere Verhältniß der Provinz Bretagne zu Frankreich und das bleibende Gefühl der Selbstständigkeit des dortigen Adels beruhte; denn Bretagne behielt nicht nur, selbst als es 1532 ganz mit Frankreich vereinigt wurde, ebenso wie die vorher einverleibten Länder Dauphiné und Provence sein Herkommen, seine eigenen Gesetze und seine besonderen Stände, sondern es behauptete dieselben auch gleich den genannten beiden Provinzen bis auf die Revolution. Die acht Bedingungen waren folgende: „Die Gerechtigkeitspflege bleibt wie unter den Herzögen und wird nur von Eingebornen besorgt; jeder Stand behält seine besonderen Vorrechte; es dürfen ohne Zustimmung der Stände keine Auflagen gemacht werden; der Adel kann nur in den Fällen und an den Orten, welche der König durch Gesetze zu bestimmen hat, gezwungen werden in den Krieg zu ziehen; alle Stellen im Heere und im Staatsdienste dürfen nur von Eingeborenen bekleidet werden; der Gemahlin des Herzogs Franz II. wird nach dem Tode desselben von den Ständen ein Wittwengehalt ausgesetzt; seine beiden Töchter sollen mit Beirath der Stände standesgemäß verheirathet werden; endlich soll das Herzogthum, wenn Karl VIII. mehrere Söhne erhält, an einen derselben übergehen und also nicht bei Frankreich bleiben." Auf diese Bedingungen hin gewährte die Regentin dem Adel der Bretagne ihren Schutz. Sie ließ im Namen des Königs dem Herzog Franz erklären, daß er sich jeder Gewaltthätigkeit gegen die Barone zu enthalten und ihnen allen zugefügten Schaden zu ersetzen habe. Der Herzog und sein Minister geriethen dadurch in Verlegenheit, und wandten sich deshalb aufs neue an den Erzherzog Maximilian, welcher damals seine Kriege mit den unzufriedenen Ständen und Städten der Niederlande glücklich beendigt zu haben schien.

Maximilian hatte sich, erst als die Unruhen in Lüttich, Utrecht und Holland gedämpft worden waren (s. Th. X. S. 316 ff.), gegen die Fläminger wenden können, denen er ebenso seinen Sohn Philipp und die in dessen Namen zu führende Regierung hatte

überlassen müssen, wie er durch den Frieden von Arras genöthigt worden war, seine Tochter Margaretha als Braut Karl's VIII. zur Erziehung nach Frankreich zu schicken. In Gent, wo die vormundschaftliche Regierung von Flandern ihren Sitz hatte, herrschten die Ältesten der zwei und fünfzig Zünfte als völlig demokratische Behörde. Diese Regierung conspirirte mit den Franzosen gegen den Vater des jungen Herzogs, und nach Maximilian's Rückkehr aus Holland kam es zwischen ihm und den Flämingern zu einem harten Kampfe. Maximilian nahm Roermonde und Dendermonde ein; die Genter aber rächten sich, als er den Rücken wandte, durch einen verheerenden Zug gegen die seeländische Stadt Vliessingen. Gleich darauf erschien jedoch Maximilian mit bedeutenden Verstärkungen in Flandern, verwüstete das Land, eroberte Sluys und Brügge, schloß sogar die Stadt Gent selbst enge ein und nöthigte sie zuletzt zu einer Capitulation (1485). Nach dieser Capitulation behielten zwar die Genter ihre Verfassung und ihre demokratisch-republikanische Regierung, sie mußten aber dafür nicht nur Maximilian, welchem sein Sohn zurückgegeben wurde, als vormundschaftlichen Regenten anerkennen und mit ebenso vielen Truppen, als dies in den anderen niederländischen Städten geschehen war, in ihre Stadt einlassen, sondern ihm auch siebenmalhunderttausend Gulden Kriegskosten in Terminen bezahlen, alle diejenigen, welche wegen ihrer Anhänglichkeit an ihn verbannt oder ihrer Güter beraubt worden waren, zurückrufen und ihnen den erlittenen Schaden ersetzen. Kaum war dieser Capitulation gemäß Maximilian mit fünftausend Mann in Gent eingezogen, als es in der Stadt selbst aufs neue zum Kampfe zu kommen schien. Einige deutsche Soldaten wurden nämlich wegen eines groben Verbrechens verhaftet und vor das republikanische Gericht gezogen, alsbald aber durch ihre Kameraden befreit; der Magistrat ließ deshalb Sturm läuten, es sammelten sich hierauf sogleich Tausende vor Maximilian's Wohnung, und dieser war gewissermaßen gefangen. Er stellte daher sogleich seine Leute auf, und schon drohte jeden Augenblick ein blutiger Kampf zu beginnen, schon hatten Maximilian's Soldaten den Befehl erhalten, die Häuser der Stadt anzuzünden, als es den Prinzen von Chimay und von Nassau gelang, die wüthende Menge zu beruhigen. Maximilian benutzte diesen Auf-

stand, um die ihm zu Hülfe geschickten Truppen der anderen Städte in Gent einziehen zu lassen und strenge Justiz zu üben. Er ließ dreiunddreißig Anstifter des Aufruhrs hängen, über hundert Andere verbannen, die Festungswerke von Gent schleifen und einen Theil der Mauern niederreißen, nahm der Stadt ihre Geschütze, und erhöhte die von ihr zu bezahlende Summe. Ja, er zerriß sogar öffentlich die Freibriefe der Stadt, schaffte die demokratische Regierung der Zweiundfünfzig ab und setzte eine aristokratische Behörde ein. Dies Alles geschah um so leichter, weil die Regentin von Frankreich in den Jahren 1484 und 1485 mit inneren Unruhen zu thun hatte und also den Flämingern nur insgeheim helfen konnte.

In Frankreich hatte nämlich der Herzog von Orleans einen von der Stände-Versammlung von Tours gefaßten Beschluß, nach welchem der König als volljährig betrachtet und die Verwaltung, bis er selbst sie übernehmen könne, von seiner Schwester geführt werden sollte, durch das Parlament aufheben lassen, und dann mit dem Herzoge von Bretagne, dem Grafen Dünois, dem Herzoge von Alençon und sogar mit dem alten Connetable des Reiches, dem Herzoge von Bourbon, eine Verbindung gegen die Regentin geschlossen Diese beraubte hierauf, nachdem sie vergebens gesucht hatte sich der Person des Herzogs von Orleans zu bemächtigen, sowohl ihn als seinen Freund Dünois der ihnen nach dem Reichstage von Tours gewährten Vortheile, und belagerte ihn in der dem Herzoge von Alençon gehörenden Stadt Verneuil in Perche, in welche er sich geflüchtet hatte. Der Herzog mußte bald capituliren und die Verzeihung annehmen, die man ihm aus Rücksicht auf sein Verhältniß als voraussichtlicher künftiger Thronerbe unter der Bedingung gewährte, daß er fortan am Hofe oder mit anderen Worten unter Aufsicht lebe. Die ihm entrissenen Stellen und Jahrgelder erhielt er nicht zurück, obgleich er wieder in den Staatsrath aufgenommen wurde. Als er nachher den König auf dessen Reise in die Normandie begleitete, schloß er aufs neue mit dem alten Connetable und allen denen, welche Ludwig's XI. Gunst genossen hatten und nach dessen Tode zurückgedrängt worden waren, ein Bündniß, und suchte in der ihm gehörenden Stadt Blois alle Unzufriedenen zu vereinigen.

Die Hoffnung des Herzogs von Orleans und seiner Partei beruhte vorzüglich auf dem Herzog Franz von Bretagne und dem allgemein gehaßten Günstlinge desselben, Landois. Die Regentin, die in allen Dingen der Politik ihres Vaters treu blieb, suchte daher die Unruhen in der Bretagne zu unterhalten. Sie schickte, als Landois die noch immer in Ancenis versammelten Barone überfallen wollte, denselben unerwartet Hülfe. Schon standen beide Theile gerüstet einander gegenüber und waren im Begriffe ein blutiges Treffen zu liefern, als es den königlichen Beauftragten gelang, die Befehlshaber des bretagnischen Heeres, bei welchem Landois selbst sich befand, zu überzeugen, daß sie das Spielwerk eines Böswichts seien. Die ganze Wuth der herzoglichen Truppen richtete sich hierauf gegen Landois. Dieser hatte kurz vorher nicht nur die Bürger und Bauern zu Gewaltthaten gegen den Adel zu reizen gesucht, sondern er wollte auch in des Herzogs Namen offene Briefe ausschicken, in welchen alle mit den unzufriedenen Baronen in irgend einer Berührung stehenden Edelleute, Officiere und Beamte für Hochverräther erklärt und einem Jeden preisgegeben wurden, und der Kanzler, Franz Chretien, war bereits beauftragt, diese Patente mit dem großen Siegel zu versehen. Als jedoch der Kanzler durch Abgeordnete des Heeres von dem, was vorgefallen war, unterrichtet wurde, weigerte er sich nicht allein dies zu thun, sondern er ließ sich sogar bewegen, einen Verhaftsbefehl (prise de corps) gegen Landois auszufertigen. Landois floh hierauf in die Burg von Nantes zu dem Herzoge. Dieser konnte ihn nicht retten, da auch die Bürger von Nantes sich erhoben und alle Versuche, den Aufruhr zu stillen, scheiterten. Doch gab er den verhaßten Minister nicht unmittelbar der Wuth des Pöbels preis, weil der Kanzler sich dazu gebrauchen ließ, der Volks-Justiz die Form eines gerichtlichen Verfahrens zu verleihen. Landois ward dem Kanzler übergeben, und dieser machte ihm auf kurze Weise den Proceß. Obgleich nämlich Landois des Bösen so viel gethan hatte, daß man leicht Zeugen und Urkunden gegen ihn hätte beibringen können, so wurde doch statt dessen nach der Sitte jener Zeiten die Folter gegen ihn angewendet, und durch diese alle Geständnisse, die man wünschte, erpreßt. Da dessen ungeachtet der Herzog sich nimmer dazu verstanden haben würde,

ein Todesurtheil über ihn zu unterschreiben, so gab der Anführer der französischen Hülfstruppen, Lescun, als Repräsentant des Königs den Rath, die Sache ohne Rücksicht auf den Herzog summarisch abzuthun. Dies geschah denn auch: man ließ, während einige der Herren den Herzog durch ihre Unterhaltung beschäftigten, einen hohen Galgen errichten, und zum größten Verdruß des Herzogs den Minister und Liebling desselben an ihm aufknüpfen (17. Juli 1485).

Durch die erwähnten Ereignisse ward der ganze Plan der Partei des Herzogs von Orleans vereitelt. Dieser und seine Freunde hatten, im Vertrauen auf den Herzog von Bretagne und auf Maximilian, bereits alle ihre Vasallen und Miethlinge bewaffnet. Sie konnten aber jetzt um so weniger etwas ausrichten, als die Regentin ihr Maßregeln sehr gut getroffen hatte, und das Ansehen des jungen Königs, den man gegen sie ins Feld ziehen ließ, einen allgemeinen Aufstand verhinderte. Die von ihnen angestifteten Unruhen, welche den Namen des tollen Krieges (guerre folle) erhielten, waren daher bald völlig erstickt, und die drei Haupturheber derselben, der Herzog von Orleans, der Graf Dünois und der alte Connetable, waren froh, als sie sich auf erträgliche Weise aus der Sache ziehen konnten. Der Graf Dünois wurde nach Piemont in die dem Herzoge von Orleans gehörende Stadt Asti verwiesen; der Herzog selbst mußte sich gefallen lassen, daß alle seine festen Plätze von königlichen Truppen besetzt wurden; von dem Connetable endlich, welcher blos um des Letzteren Willen die Waffen ergriffen hatte, verlangte man nichts weiter, als daß er dieselben niederlege, weil er sich bereits dem Ende seiner Tage näherte und der Gemahl der Regentin sein Erbe war. Was den Herzog von Bretagne betrifft, so war es nicht nöthig, ihm eine neue Verpflichtung aufzulegen, da ja alles, was man wünschen konnte, schon mit seinen Ständen ausgemacht worden war. Man ließ ihn daher blos in einem Vertrage, der zu Bourges geschlossen wurde, das Versprechen geben, daß er ebenso, wie seine Vorfahren, Vasall von Frankreich sein wolle; die Frage, ob dieses Verhältniß ein enges (hommage lige) oder weites sei (s. Th. X. S. 155), ward auch diesmal unbeantwortet gelassen. Die Hauptsache war, daß der Herzog, indem er allen Verbindungen

außerhalb seines Landes entsagte, sich ganz in die Hand seiner Stände und der französischen Regierung gab, und daß seine Stände schon früher (s. oben S. 67) die künftige Vereinigung des Herzogthums Bretagne mit Frankreich ausgesprochen und die Bedingungen derselben festgesetzt hatten.

Erst nach Beendigung des Streites mit den Herzögen von Bretagne und Orleans konnte die Regentin ihre Aufmerksamkeit auf den treuen Verbündeten Beider, Maximilian, richten. Dieser hatte damals eine Kabale, welche die Franzosen mit Renatus II. von Lothringen und mit dem bekannten Eber der Ardennen, Wilhelm von der Mark (s. Th. X. S. 306), angesponnen hatten, auf eine keineswegs rühmliche und ehrliche Weise vereitelt. Die Regentin hatte nämlich den Herzog von Lothringen und Wilhelm von der Mark, welche bis dahin heftige Feinde gewesen waren, mit einander ausgesöhnt, und Beide waren hierauf übereingekommen, zusammen in Brabant einzufallen. Deshalb hatte Maximilian sich mit Friedrich van Hoorn, einem Bruder des Bischofs von Lüttich, verbunden, um, wie wir bereits früher (Th. X. S. 319) angedeutet haben, den furchtbaren Herrn von der Mark auf dieselbe Weise aus dem Wege zu räumen, wie Ludwig XI. und die italiänischen Tyrannen ihrer Feinde sich zu entledigen pflegten. Friedrich van Hoorn, welcher mit Wilhelm nach langem Streite in großer Freundschaft gelebt hatte und zuletzt in Maximilian's Dienste getreten war, lud Wilhelm zu einem Besuche ein, und bewog ihn dann, mit ihm zum Bischof von Lüttich zu reisen; dieser aber machte nach Tische mit Beiden einen Spazierritt, auf welchem Friedrich seinen Freund zu einem Wettrennen veranlaßte und ihn so bis zu einem Orte brachte, an dem er eine Schaar seiner Miethlinge versteckt hatte. Diese bemächtigten sich Wilhelm's und brachten ihn nach Maastricht, wo Maximilian ihn vor eine schnell ernannte Commission stellen und dann hinrichten ließ. Durch Handlungen solcher Art waren freilich die demokratischen Fläminger nicht für die Regierung des ritterlichen und romantischen deutschen Feudalfürsten zu gewinnen. Übrigens begab sich Maximilian, nachdem er auf die oben erwähnte Weise die Genter gezüchtigt hatte, nach Deutschland, um sich zum römischen König wählen und krönen zu lassen.

Deutschland war damals ganz sich selbst überlassen; Maximilian's Vater aber, Kaiser Friedrich III., war nicht blos, wie alle Könige jener Zeit, beständig mit den mächtigen Vasallen seiner Erbstaaten und zuweilen mit den Bürgerschaften seiner nach Unabhängigkeit strebenden Städte in Streit, sondern auch die ketzerischen Böhmen mit ihrem frei gewählten König Georg Podiebrad und namentlich der König von Ungarn, Matthias Corvinus, machten ihm viel zu schaffen. Der Letztere war seit 1480 nicht mehr von Östreich abzuhalten gewesen, und als die Bürger der von ihm belagerten Hauptstadt, welche Unglaubliches litten und sich mit bewunderungswürdiger Standhaftigkeit vertheidigten, dringend um Entsatz baten (1485), stellte sich der alte egoistische Kaiser sogar, als wenn er keine Lust habe, ihnen Hülfe zu leisten. Er soll ihnen nämlich die kalte Antwort gegeben haben: es sei ihm ganz lieb, daß jetzt die Wiener ebenso hungern müßten, wie er selbst einst gehungert habe, als sie ihn in ihrer Burg belagert hätten (s. Th. X. S. 215). Friedrich selbst mußte endlich (1485), von nur fünfzehnhundert Reitern begleitet, das Land verlassen, um von den deutschen Fürsten Hülfe zu erbetteln, und er hatte dabei keinen anderen Trost, als den Ausspruch oder vielmehr die elende Ausflucht, daß es, wenn man eine verlorene Sache nicht wieder erlangen könne, am besten sei, sie ganz zu vergessen. Matthias Corvinus eroberte hierauf ganz Niederöstreich mit Ausnahme von Wieneriſch-Neustadt, sowie einen Theil von Kärnthen, Krain und Steiermark, und ließ sich auf einem Landtage zu Wien als Herzog huldigen; Friedrich aber mußte in seiner Noth endlich die Erwählung seines Sohnes Maximilian zum römischen König zugeben, welche er bisher zu hindern gesucht hatte, weil er mit Recht fürchtete, daß man nach derselben ihn selbst als einen jeder kräftigen Handlung unfähigen Mann seinen unfruchtbaren gelehrten Studien gänzlich überlassen werde. Er begab sich als Flüchtling an den Rhein, belehnte dort mit vieler Feierlichkeit und der üblichen feudalen Etikette den Kurfürsten von Köln, Hermann von Hessen, den Herzog von Jülich und Berg, Wilhelm den Jüngeren, und den Herzog von Gennep, Mark und Cleve, und reiste dann mit Maximilian, den er damals in acht Jahren nicht gesehen hatte, nach Frankfurt. Er hatte bisher seinen Sohn stets für durchaus

unpraktisch und allzu ideal gehalten, und mit Recht die ritterliche Kühnheit desselben, sowie seinen unruhigen Unternehmungsgeist gefürchtet; jetzt schlug er selbst ihn den versammelten Fürsten zum römischen König vor. Die Wahl Maximilian's fand im Februar 1486 zu Frankfurt Statt, und im April ward der neue König zu Aachen gekrönt. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, auf welche Weise schon damals die französische Regierung sich bemühte, die deutschen Angelegenheiten zu verwirren und den Egoismus der deutschen Fürsten und ihrer Diener zu benutzen, um im Trüben zu fischen. Französische Gesandten arbeiteten nämlich der Wahl Maximilian's auf jede Weise entgegen, und mehrere patriotische Fürsten übergaben dem Sohne des Kaisers sogar Briefe, welche im Namen des französischen Königs an sie geschrieben worden waren; nichts desto weniger beschwerte sich die Dame von Beaujeu, daß Maximilian seinen künftigen Schwiegersohn, den König von Frankreich, nicht zur Krönung eingeladen habe.

Das Einzige, was um jene Zeit Maximilian für seinen Vater und für Östreich that oder auch thun konnte, war ein Aufruf an die Östreicher, sich tapfer gegen die Ungarn zu wehren. Er versprach ihnen zwar auch seinen Beistand, konnte aber diese Zusage nicht halten, da er nicht nur an den Franzosen, welche von Artois aus den Flämingern Hülfe geleistet hatten, Rache nehmen wollte, sondern auch in Flandern, wohin er gleich nach seiner Krönung zurückreiste, genug zu thun fand. Die Fläminger, besonders die Genter und Brügger, welche viele Tausende rüstiger Arbeiter in Dienst hatten, machten in Verbindung mit den Franzosen während der beiden folgenden Jahre ihm selbst nicht weniger zu schaffen, als die Ungarn seinem Vater, so daß er sogar genöthigt war, diesen und die Deutschen um Beistand zu ersuchen. Uebrigens entfaltete er auf der Reise durch die Niederlande nach Flandern wieder großen Prunk, und hielt auf derselben viele pedantische Festlichkeiten, welche er, sein Sekretär und sein Bewunderer, der Verfasser des Theuerdank, nachher ebenso ausführlich als langweilig beschrieben haben. Auch nahm er ganze Schaaren von deutschen Söldnern mit, die er mit dem Gelde der Fläminger bezahlte. Diese Leute, welche aus dem Kriege ein Handwerk machten, wurden besser als die Künstler und Gelehrten bezahlt, waren aber

ebendeshalb auch mehrentheils lästiger für diejenigen, in deren Sold sie standen, als für die Feinde.

Maximilian suchte nach seiner Rückkehr in die Niederlande der Regentin von Frankreich, die ihm an Staatsklugheit und politischer Weisheit weit überlegen war, und welche, weil sie in ihres Vaters Spuren trat und den hohen Adel zu demüthigen verstand, nicht wie er bei der Ritterschaft, sondern beim Volke sich große Gunst erworben hatte, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Er unterhielt ebenso mit dem hohen Adel in Frankreich, wie die Regentin mit den deutschen Fürsten, Verbindungen, schloß in der Erwartung, daß die Herzöge von Bretagne und Orleans einen neuen Krieg gegen die Regentin beginnen würden, ein förmliches Bündniß mit diesen Beiden, und fiel trotz des bestehenden Waffenstillstandes in Artois ein. In jenem Bündnisse, welches im März 1487 zu Brügge geschlossen wurde, übernahmen Maximilian und der Herzog von Bretagne gegenseitig die Verpflichtung, daß Beide sich jedem Versuche der französischen Regierung, ihre Herrschaft auszubreiten, mit Gewalt widersetzen und den jungen König zwingen wollten, die Leute, welche ihm seither so schlecht gerathen hatten, aus seiner Nähe zu entfernen. Einen Monat vor dem Abschluß dieses Bündnisses hatte Franz II. von Bretagne sein Herzogthum auch noch auf andere Weise gegen die Absichten der Regentin zu schützen gesucht. Die Regentin hatte nämlich nach dem Frieden von Bourges (s. S. 71) recht wohl eingesehen, daß die künftige Vereinigung der Bretagne mit Frankreich, trotz des mit den Ständen derselben geschlossenen Vertrages, immer noch sehr ungewiß sei, weil der Herzog Franz dieser Vereinigung durchaus abgeneigt war; sie hatte daher die Anwartschaft ihres Bruders auf einem anderen Wege zu sichern gesucht, indem sie die Ansprüche an das Herzogthum Bretagne, welche Ludwig XI., um einen scheinbaren Rechtstitel zu erhalten, von Jean de Brosses und dessen Gemahlin erkauft hatte (s. Th. X. S. 309), durch die Letztere nochmals bestätigen ließ. Dadurch war der schwache und noch dazu kranke Franz II. heftig gereizt worden. Er hatte deshalb im Februar 1487 seine Stände versammelt und sich von ihnen auf eine geweihte Hostie, auf die Reliquien des heiligen Kreuzes und auf die Evangelien den Eid schwören lassen, daß sie nach seinem Tode nur

ſeine beiden Töchter als einzige und ausſchließliche Erbinnen der Bretagne anerkennen und ſich einem jeden, der dieſelben ihrer Rechte zu berauben ſuchen würde, mit aller Macht widerſetzen wollten.

Dieſer Schritt des Herzogs Franz und der von ihm mit Maximilian geſchloſſene Bund gaben ſodann den Anlaß oder Vorwand, um Ludwig's XI. militäriſchen und finanziellen Druck oder mit anderen Worten die von der Regentin zum Schein abgeſchaffte ſtreng monarchiſche Gewaltregierung wieder in Frankreich einzuführen. Die Dame von Beaujeu legte nämlich zuerſt dem Lande eine neue Heerſteuer auf, indem ſie verordnen ließ, daß je zwei und fünfzig Familien (feux) im Reiche einen Mann ſtellen, denſelben zum Kriege ausrüſten und ihn, ſo lange er im Dienſte ſei, mit ſechszig Sous beſolden müßten. Dann nahm ſie auch die beim Tode ihres Vaters entlaſſenen ſechstauſend Schweizer-Soldaten wieder in Dienſt, und erfand, um ohne neue Auflagen dieſelben bezahlen zu können, eine Art Erhöhung der gewöhnlichen Steuer (des crues), welche wir mit den jetzt gebräuchlichen Centimes additionnels vergleichen würden. Das Volk kam alſo durch das neue Regierungs-Syſtem, welches auf Ludwig's XI. Verwaltung folgte, zwar nicht aus dem Regen in die Traufe, wohl aber aus dem Regen in einen feuchten Nebel; denn anſtatt der abgeſtellten Räubereien, Befehdungen und anderen feudalen Gewaltthätigkeiten, die dem Lande ſtets nur hier und da beſchwerlich geweſen waren, wurde ein gleichmäßiger Druck, von welchem alle Privilegirten befreit waren, auf das geſammte Volk vertheilt, und außerdem erhielten die Könige die nöthigen Geldmittel, um fremde Söldner halten zu können, durch welche eine jede Sache, mochte ſie auch noch ſo ungerecht ſein, vertheidigt wurde. Übrigens iſt es für die Art und Weiſe, wie man in Frankreich nicht blos während des Mittelalters, ſondern auch bis auf die Zeit der Revolution zu verfahren pflegte, charakteriſtiſch, daß der Kanzler, welcher mit jener Steuererhöhung ſehr unzufrieden war, die Regentin erſuchte: ſie möchte doch wenigſtens die großen, guten und angeſehenen (notables) Perſonen von der Entrichtung derſelben ausnehmen.

Was Maximilian's Krieg mit den Franzoſen betrifft, ſo hatte der neue römiſche König 1486 ein beträchtliches Söldnerheer zu-

sammengebracht und überdies vom englischen König Heinrich VII., wir wissen nicht recht, aus welchem Grunde, eine Anzahl Krieger erhalten. Er machte deshalb anfangs einige Fortschritte und richtete auf französischem Boden Verheerungen an; nachher aber endigte der muthwillig angefangene Krieg zu seiner Schande. Maximilian bewies sich auch diesmal wieder als bloßen Rittersmann und tapferen Streiter, während dagegen der Anführer des französischen Heeres, Desquerdes, Herzog von Crevecoeur, sich als Feldherrn zeigte. Der Letztere hielt sich so lange innerhalb der festen Plätze, bis Maximilian die zur Bezahlung seiner Söldner nöthigen Gelder verschwendet hatte; dann verlockte er einen Theil der Truppen seines Gegners (wie es heißt, mehr als dreitausend Mann) zum Übertritt; die Übrigen aber zerstreuten sich hierauf bis auf ein kleines Häuflein, mit welchem Maximilian nach Flandern zurückkehrte. Im folgenden Jahre (1487) erfochten die Franzosen sogar bei Bethüne einen Sieg, wobei sie unter Andern auch den Herzog Karl von Geldern, einen Sohn des wegen seiner Ruchlosigkeit gegen den eigenen Vater berüchtigten Herzogs Adolf (s. Th. X. S. 310), gefangen nahmen. Doch ward der Krieg damals von beiden Theilen nicht sehr eifrig geführt, weil einerseits Maximilian wieder mit den Gentern und Brüggern in Streit gerieth, und andererseits die Regentin von Frankreich zuerst mit den Herzögen von Orleans und Bretagne und deren Verbündeten fertig sein wollte, ehe sie ein stärkeres Heer in Artois aufstellte.

Die republikanischen Niederländer, welche auf ihre Rechte eifersüchtig waren und an das göttliche Ansehen eines römischen Königs nicht glaubten, waren von Maximilian durch den Versuch einer ähnlichen Gewaltthat, wie die gegen den Eber der Ardennen geübte gewesen war, aufs neue zur Empörung gereizt worden. Er hatte nämlich den von ihm aus Gent verbannten Adrian von Vilain, einen der ritterlichen Demagogen, die sich der Volksmänner sehr schlau zu ihren aristokratischen Zwecken zu bedienen verstanden, in Kortryk aufheben und nach Brabant abführen lassen; der Gefangene war aber unterwegs entschlüpft und nach Gent zurückgekehrt, wo es ihm sogleich gelang einen Aufstand zu erregen. Den Vorwand zur Empörung nahm man daher, daß Maximilian nicht nur durch sein Verfahren gegen jenen Herrn einen Staatsbürger seinem

natürlichen Richter entzogen, sondern auch durch seine deutschen Kriegsleute und durch die Art, wie er die ihm anvertrauten Gelder gebrauche, die Rechte der Bürger auf mancherlei Art verletzt habe. Ehe der Aufstand ausbrach, begab sich Maximilian unvorsichtiger Weise in die Gewalt der unzufriedenen Fläminger, welche von Desquerdes durch das Versprechen französischer Hülfe ermuthigt wurden. Maximilian ward nämlich, was wahrscheinlich mit der Empörung der Genter in Verbindung stand, von den Bürgern der Stadt Brügge gebeten, die Lichtmesse des Jahres 1488 bei ihnen zu feiern, und nahm diese Einladung an, obgleich alle seine Freunde ihm abriethen. Kaum war er in Brügge angekommen, als man die Nachricht erhielt, daß Gent die Waffen ergriffen habe und in vollem Aufstande sei (10. Februar 1488). Maximilian wollte hierauf sogleich gegen die Genter zu Felde ziehen; allein die Brügger verschlossen ihm ihre Thore, und forderten dann mit Lärmen und Toben die Auslieferung seiner verhaßten Räthe. Maximilian weigerte sich diese preiszugeben, redete das erbitterte Volk vergebens mehrere Male auf dem Markte an, und schwebte drei Tage lang in steter Lebensgefahr. Die Ruhe und Besonnenheit, welche er damals unter dem Toben des Pöbels einer von gemeinen Arbeitern und Knechten wimmelnden Stadt zeigte, machen ihm mehr Ehre, als alle die kühnen Wagstücke, die von ihm erzählt werden. Am vierten Tage wurde er förmlich gefangen genommen. Man verbreitete nämlich das zwiefache Gerücht, es zögen zu seiner Befreiung Reiter gegen die Stadt heran und in seinem Palast seien Waffen versteckt, deren sich seine Freunde gegen das Volk bedienen sollten. Der Pöbel ließ sich dadurch antreiben, plündernd in seinen Palast einzudringen. Maximilian floh in das auf dem Markt gelegene Haus eines Krämers, und wurde in demselben gleich einem Gefangenen bewacht; denn man versah die Fenster mit Gittern. Später brachte man ihn in ein anderes Haus, welches mehr abgelegen war, als jenes. Seine Anhänger wurden von dem rasenden Pöbel verfolgt, mehrere, die sich nicht wie einige Andere durch die Flucht retten konnten, grausam gefoltert, sechszehn derselben hingerichtet und einer von diesen, der Scout (Schultheiß) von Brügge, Peter de Langhals, so lange gemartert, daß man nachher seine Hinrichtung als eine That der Barmherzigkeit ansah.

Überhaupt gleichen die Scenen, welche uns von dem damaligen Aufstande in Brügge und in Gent erzählt werden, demjenigen, was 1790 bis 1794 in Paris oder neuerdings in verschiedenen Städten Deutschland's vorfiel, wie ein Ei dem anderen.

Vergebens suchten die von den Ständen der anderen Provinzen gesandten Abgeordneten durch Bitten und Drohungen die Freilassung Maximilian's zu erwirken. Er wurde erst am 16. Mai freigegeben, nachdem er mit den Flämingern einen für ihn selbst sehr lästigen, für das deutsche Reich schimpflichen Vertrag geschlossen, ihn mit den heiligsten Eiden öffentlich beschworen und noch dazu drei Glieder des höchsten Adels als Bürgen gestellt hatte. Dieser Vertrag kam unter Vermittelung der übrigen Provinzen, die sich mehr an Deutschland hielten, zu Stande. Wir erwähnen nur einiger Bedingungen desselben, hauptsächlich um auf den Unterschied aufmerksam zu machen, welcher zwischen der Regierung von Deutschland und Belgien einerseits und der Regentschaft der Dame von Beaujeu andererseits bestand. Maximilian willigte ein, Flandern stillschweigend von der Verbindung mit Deutschland zu lösen, welche für die anderen niederländischen Provinzen beibehalten wurde. Er versprach ferner den Empörern in Gent und Brügge, daß er in Betreff Frankreich's Alles auf den Frieden von Arras (s. Th. X. S. 314) zurückführen, der Vormundschaft über seinen Sohn Philipp, welche er in den anderen Provinzen behielt, für Flandern entsagen und die demagogische Regierung in Brügge und Gent, die er früher abgeschafft hatte, wieder dulden wolle. Endlich mußte er noch geloben, alle seine deutschen Truppen binnen drei Tagen aus Flandern und binnen acht Tagen aus den Niederlanden überhaupt zu entfernen. Maximilian verstand sich also dazu, daß Flandern in Verbindung mit Frankreich blieb, und dies zu derselben Zeit, wo die Regentin von Frankreich ihr Land, welchem Ludwig XI. schon Burgund, die Freigrafschaft, die Picardie mit Boulogne, sowie Provence, Maine und den größten Theil von Artois hinzugefügt hatte, auch noch durch die Bretagne zu vergrößern suchte. Während also in Frankreich unter der Dame von Beaujeu der Umfang des Reiches erweitert, und zugleich das System Ludwig's XI. durchgeführt oder mit anderen Worten der hohe Adel gedemüthigt, die allgemeine Nationalität gefördert und die Einheit

der königlichen Regierung vollständig begründet wurde, mußte dagegen das zerstückelte deutsche Reich mit ansehen, daß sein Kaiser aus der Hauptstadt verjagt, der Thronfolger desselben aber sogar aus seinem Palaste getrieben, von wuchernden Krämern gefangen gehalten und, um nur wieder frei zu werden, zu einem schimpflichen Vertrage gezwungen wurde. Es schien zwar damals, als wenn die Deutschen endlich sich entschlossen hätten, die Ehre der Nation zu retten; allein es zeigte sich bald, daß das in unzählige, zum Theil winzig kleine Staaten zertheilte, in engherzigen egoistischen Bestrebungen erstarrte deutsche Volk nicht im Stande war, sich zu Maximilian's Romantismus zu erheben oder doch wenigstens dafür zu sorgen, daß das lächerliche Ritterthum eines römischen Königs nicht auch die Nation selbst lächerlich mache. Ehe wir dies durch Thatsachen erläutern, müssen wir berichten, welche Maßregeln die Regentin von Frankreich ergriff, um das Herzogthum Bretagne ihrem Reiche einzuverleiben.

Maximilian hatte, weil er in den Niederlanden genug zu thun fand, den Herzog von Bretagne und die mit ihm verbündeten französischen Herren sich selbst überlassen müssen. Diese hatten aber unter der Leitung des nach Asti verwiesenen und bald nachher von dort zurückgekehrten Grafen Dünois einen mächtigen Bund gegen die Regentin geschlossen. Es gehörten demselben der Herzog von Orleans und der Graf von Angouleme an, ferner das ganze Haus Foix, der regierende Herr (sire) d'Albret und sein Sohn Johann, welcher durch Heirath König von Navarra geworden war (s. Th. X. S. 472), der Prinz von Oranien, der Statthalter von Guyenne, Lescun, der alte Graf von Nevers, die Herren von Pons und d'Orval, ja sogar der über Ludwig von Orleans früher so heftig erbitterte Herzog von Lothringen und die beiden Staatsräthe Ludwig's XI., Philipp von Comines und Cülant. Die Verbündeten waren jedoch weder unter sich einig, noch unmittelbar gerüstet; es gelang deshalb der Regentin leicht, Guyenne, von woher die größte Gefahr drohte, schnell zu besetzen, Lescun zu bestrafen und Angouleme und d'Albret zur freiwilligen Unterwerfung zu bringen. Die übrigen Unzufriedenen flohen nach der Bretagne. Hier kamen sie jedoch in eine bedenkliche Lage: die Häupter des bretagnischen Adels waren auf den Herzog von Orleans eifersüchtig,

und hielten Lescun und den Prinzen von Oranien der Verrätherei für verdächtig, sie knüpften daher Unterhandlungen mit der französischen Regierung an, und es wurde zwischen dieser und mehr als fünfzig adeligen Herren ein förmlicher Bund geschlossen, um den Herzog von Bretagne zur Entfernung der französischen Großen zu zwingen. Hierauf rückte ein französisches Heer in die Bretagne ein, und als Herzog Franz diesem entgegenzog, wurde er nicht nur vom größten Theile seiner Truppen verlassen, sondern er wäre auch in Gefangenschaft gerathen, wenn nicht der Prinz von Oranien ihm zu Hülfe geeilt wäre und ihn nach Nantes gerettet hätte.

Während nachher diese Stadt von dem vereinigten Heere der Franzosen und der mit ihnen verbündeten Barone der Bretagne belagert wurde, trat eine unerwartete Änderung der Dinge ein. Die Regentin erbat sich nämlich von ihrem Bruder den Besitz der Stadt Nantes, obgleich sie vorher versprochen hatte, keine neuen Rechte in Bretagne geltend zu machen, und kein Stück des herzoglichen Gebietes für Franzosen in Anspruch zu nehmen; die Barone erkannten also hieraus, daß die Regentin den mit ihnen geschlossenen Vertrag nicht halten wolle, und wechselten die Partei, während zu gleicher Zeit die Bewohner der Nieder-Bretagne sich für ihren Herzog rüsteten, und fünfzehnhundert auserlesene deutsche Streiter, welche Maximilian geschickt hatte, im Hafen von Nantes landeten. Jetzt zogen aber aus Frankreich immer mehr Truppen nach der Bretagne, diese eroberten viele feste Plätze, und die Bretagne konnte weder von Maximilian, noch von dem englischen König Heinrich VII., welcher dringend um Hülfe ersucht worden war, Unterstützung erhalten. Maximilian wurde damals durch die Genter und Brügger verhindert, der ihm zur Gemahlin bestimmten Prinzessin von Bretagne beizustehen; Heinrich VII. aber, welcher dem Herzog Franz große Verbindlichkeiten schuldete, wollte ebenso wenig dem Herzoge von Orleans oder dem Fürsten d'Albert, der sich gleichfalls um die Hand der Anna bewarb, als dem Könige von Frankreich zum Besitze der Bretagne verhelfen. Dagegen führten einige englische Herren auf eigene Rechnung Hülfstruppen in die Bretagne, und außerdem ward das Heer des Herzogs von Bretagne auch durch unzufriedene Franzosen verstärkt. Dies konnte freilich nicht viel helfen, da die vier vornehmsten Herren des bre-

tagnischen Heeres, der Herzog von Orleans, der Prinz von Oranien, der Marschall von Rieux und der Herr von Albret, unter einander in Zwietracht lebten, die Franzosen aber nicht nur unter sich einig waren, sondern auch an la Tremouille einen geschickten Anführer hatten. Übrigens waren die sämmtlichen verbündeten Herren, namentlich auch die Herzöge von Bretagne und Orleans, schon im Februar 1488 von dem französischen Parlament, welches durch Einberufung der Pairs zur Pairs-Kammer gemacht wurde, dreimal vorgeladen und, als sie nicht erschienen, im Mai für Majestäts-Verbrecher erklärt worden.

Die Regentin, deren Gemahl durch den am 1. April erfolgten Tod des alten Connetable Herzog von Bourbon, Graf von Auvergne, Forez und Lille Jourdain und somit einer der mächtigsten Landherren in Frankreich geworden war, schickte ein neues Heer von zwölftausend Mann unter la Tremouille in die Bretagne, um jenen Urtheilsspruch in Ausführung zu bringen. La Tremouille machte gleich anfangs bedeutende Fortschritte, und als die Verbündeten sich zu einem Treffen entschlossen, hatte ein offener Zwist, welcher zwischen dem Prinzen von Oranien und dem Herzoge von Orleans einerseits und dem souverainen Herrn von Albret andererseits entstanden war, den Ausgang desselben schon im Voraus entschieden. D'Albret und Orleans hatten sich nämlich, nach den an wahren und erdichteten Intriguen reichen, stets nach dem Effect haschenden Geschichtsbüchern der Franzosen, darüber tödtlich entzweit, daß Anna von Bretagne die Liebe des Ersteren verschmäht und den Herzog von Orleans vorgezogen hatte. Als daher die Truppen der verbündeten Herren bereits dem Feinde gegenüber lagen, machte d'Albret, wie es heißt, einen Mordversuch gegen den Herzog von Orleans, indem er denselben mit einer Anzahl handfester Leute während des Dunkels der Nacht in seinem Zelte zu überfallen suchte; die Sache war aber verrathen worden, und Orleans ging nebst dem Prinzen von Oranien dem Herrn von Albret entgegen, der sich vergebens durch eine leere Ausflucht gegen den Vorwurf des Mordanschlages zu vertheidigen suchte. Am folgenden Morgen wurde d'Albret im Kriegsrathe ganz öffentlich des Mordversuches angeklagt, und alle angesehenen Männer im Heere nahmen für den einen oder den anderen der streitenden

Theile Partei; doch ward der Zwist dem äußeren Scheine nach beigelegt. Das unmittelbar darauf gelieferte Treffen bei St. Aubin (27. Juli 1488) endigte mit einer vollständigen Niederlage der Verbündeten: diese verloren zwölf- oder dreizehnhundert Mann an Todten und fünf- bis sechstausend an Gefangenen, der Rest ihres Heeres aber wurde gänzlich zerstreut, weil niemand den Rückzug deckte. Unter den Gefangenen befanden sich auch der Herzog von Orleans und der Prinz von Oranien. Die Engländer in ihrem Heere wurden insgesammt ohne Schonung niedergehauen.

Nach dem Treffen bei St. Aubin fielen alle Städte der Bretagne in die Hände des Feindes. Nur Rennes behauptete sich, und ertheilte den königlichen Herolden, welche die Bürger der Stadt durch Drohungen schrecken sollten, eine sehr trotzige Antwort *). Nachdem auch St. Malo gefallen war, mußte sich der Herzog Franz am 21. August 1488 entschließen, die sieben harten Bedingungen anzunehmen, die ihm im Namen des Königs zu Sablé vorgeschrieben wurden. Eine der Hauptbedingungen war, daß keine der beiden Töchter des Herzogs ohne Erlaubniß des französischen Königs verheirathet werden dürfe. Der Vertrag war kaum unterzeichnet, als der Herzog Franz starb (9. September 1488).

2. Frankreich, Deutschland und die Niederlande unmittelbar nach dem Tode des letzten Herzogs von Bretagne.

Franz II. von Bretagne hatte in seinem Testamente den Marschall von Rieux zum Vormund seiner beiden Töchter und somit auch zum Beschützer der Rechte seines Landes ernannt. Dieser drang, weil der Herzog von Orleans schon eine Gemahlin hatte,

*) Die Schlußworte lauteten: Seigneurs hérauts, il y a dans cette bonne ville de Rennes quarante mille hommes, dont vingt mille combattrons si bien, que vous y gagnerez tout autant que vous avez gagné devant la ville de Nantes. — — Nous ne craignons le roi ni toute sa puissance. Partant retournez au seigneur de la Tremouille, et faites lui rapport de cette joyeuse réponse; car de nous n'aurez autre chose pour le présent.

auf eine Vermählung der Erbin des Herzogthums mit d'Albret; allein die Herzogin widerſetzte ſich ſeinem Verlangen, und fand an dem Kanzler des Landes, am Grafen Dünois und an mehreren anderen Herren eine Stütze. Rieux und d'Albret gaben jedoch ihren Plan nicht auf, und trieben Anna ſo ſehr in die Enge, daß dieſelbe ſich nach Rhedon flüchten mußte. Hier ward die unglückliche, aber unerſchrockene Herzogin, deren Land von den Franzoſen beſetzt war und deren Vormund ihr einen gehaßten Mann zum Gemahle aufdringen wollte, durch die Bürger von Rennes eingeladen, ihren Wohnſitz bei ihnen zu nehmen. Sie folgte dieſer Einladung, und die Bewohner von Rennes ſetzten ſie durch reichliche Beiträge, zu welchen Alle, Reiche wie Arme, freiwillig ſteuerten, in den Stand, anſtändig zu leben, bis Heinrich VII. von England ihr Hülfe ſende.

Dieſer König glaubte in der That, daß die Zeit gekommen ſei, wo ihm die Politik gebiete, dem dringenden Wunſche ſeiner Unterthanen gemäß ſich der Herzogin von Bretagne anzunehmen. Der Entſchluß dazu hielt ihm ſehr ſchwer, weil er jede Ausgabe ſcheute und emſig Geld ſammelte, um die Herrſchaft über England, die er mit den Waffen erworben hatte, auch mit den Waffen behaupten zu können. Ehe er endlich beſchloß, unter den läſtigſten Bedingungen der Herzogin Hülfe zu leiſten, ließ er ſich durch die Unterhandlungen, welche der Marſchall von Rieux mit ihm anknüpfte, und durch die Lügen, mit welchen derſelbe ihn umſtrickte, ſo ſehr täuſchen, daß er, um die Vermählung der Erbin von Bretagne mit Maximilian auch für die Folge zu hintertreiben, ſich zuletzt ſogar des Herrn von Albret annahm. Aus dem Vertrage, den er mit Anna ſchloß, erkennt man deutlich den ganzen Umfang ſeiner Liebe zum Gelde, ſowie ſeinen unter allgemeine Ausdrücke verſteckten Willen, für d'Albret zu handeln. Er läßt ſich nämlich eines Theils dafür, daß er ſechs- bis zehntauſend Mann nach der Bretagne ſchicke und von Februar bis November 1489 daſelbſt ſtehen laſſe, nicht nur den Erſatz aller Koſten, ſondern auch eine von fünf beſtimmten Städten als Unterpfand zuſichern; anderes Theils aber heißt es im dritten Artikel, welcher die verfängliche Bedingung enthält: „Die Herzogin und die vier erſten Herren von Bretagne, unter welchen der Marſchall von Rieux ſein muß, ſchwören den

heiligſten Eid, daß in Betreff der Verheirathung der Herzogin keine Verpflichtung mit irgend jemand, wer es auch ſei, eingegangen werden ſoll, ohne zuvor die Einwilligung des engliſchen Königs dazu eingeholt zu haben, ſowie daß derſelbe auch von allen anderen Verbindungen, welche die Herzogin mit fremden Mächten anzuknüpfen geſonnen ſei, Kunde erhalten ſoll." Die engliſchen Truppen wurden in der Bretagne keineswegs günſtig aufgenommen. Sie hatten übrigens vielleicht ſogar den Befehl, ſich wo möglich der Herzogin zu bemächtigen; dieſe erhielt jedoch zur gelegenen Zeit Hülfe aus Spanien. Ferdinand der Katholiſche von Aragonien ſchickte ihr nicht nur eine Truppenſchaar, welche in Verbindung mit den von Maximilian geſendeten Deutſchen und mit den Anhängern des Grafen Dünois und des Herzogs von Orleans die Herzogin gegen des Marſchalls Tücke ſicherte, ſondern er verſprach auch, ſelbſt mit einem Heere über die Pyrenäen zu ziehen und die Franzoſen im Rücken zu bedrohen.

Für Heinrich VII. war die Unterſtützung der Herzogin von Bretagne eine ſehr gute Finanz-Spekulation; denn ſeine Geiſtlichkeit gab ihm dazu ein Zehntel ihrer Einnahme, und dies war reiner Gewinn, da der König ſich ja die Zurückerſtattung aller Koſten ausbedungen hatte und bis zu derſelben ein ihm übergebenes Unterpfand behalten durfte. Sein Beiſpiel ward von der Regentin Frankreich's nachgeahmt, und zwar auf eine etwas rückſichtsloſe Weiſe. Sie wagte nicht den Klerus zuſammenzurufen, um, wie Recht und Gewohnheit es forderten, von ihm ſelbſt den Zehnten zu verlangen, ſondern ſie ließ durch zwei Commiſſäre das Parlament unter Hinweiſung auf die Lage der Dinge erſuchen, die Erhebung des geiſtlichen Zehntens anzuordnen. Das Parlament gab jedoch die Erklärung: es ſei dem Könige zwar ſehr dankbar dafür, daß er es mit dem Stande der Dinge bekannt gemacht habe, glaube ihm aber am treueſten zu dienen, wenn es ihm die reine Wahrheit ſage; dieſe ſei, daß es ihn bitte, in Betrachtung ziehen zu wollen, daß das Parlament zum Recht-Sprechen eingeſetzt ſei, und daß es ein in Frankreich neues und unerhörtes Verfahren ſein würde, wenn man von der Geiſtlichkeit eine Steuer fordere, ohne ſie deshalb vorher zuſammengerufen zu haben. Alle Bemühungen, das Parlament auf andere Gedanken zu bringen, waren vergeblich.

Man wandte sich daher an Pabst Innocenz VIII., welcher sehr froh war, daß der König von Frankreich selbst ihn in weltlichen Angelegenheiten, die dem geistlichen Amte des Pabstes ganz fremd waren, zum Gesetzgeber mache. Er befahl recht gern der Geistlichkeit die Entrichtung des Zehntens, machte dabei aber auch sogleich sich selbst für seine Gefälligkeit bezahlt, indem er ein Drittel der zu erhebenden Summe unter dem Vorwande des Türkenkrieges für sich in Anspruch nahm.

Mit dem englischen Könige, welcher endlich abließ der Anna von Bretagne den Herrn von Albret aufzudringen, und mit den Unzufriedenen in Bretagne ward die Regentin von Frankreich dadurch fertig, daß sie den römischen König Maximilian durch die vorgespiegelte Verwirklichung seiner Vermählung mit Anna täuschte und sich so von seiner Seite her Friede schaffte, um alle ihre Kräfte gegen die Bretagne und gegen die Aragonier richten zu können. Diese Wendung ihrer Politik macht es nöthig, zur Geschichte Maximilian's zurückzukehren. Maximilian hatte seine Freilassung aus der Gefangenschaft der Bürger von Brügge durch einen harten Vertrag erkaufen müssen. Diesen wollte sein dreiundsiebenzigjähriger Vater, Friedrich III., durchaus nicht als gültig anerkennen. Friedrich hatte bereits ein Aufgebot erlassen, um die durch Gefangenhaltung eines römischen Königs dem Reiche angethane Schande an den Flämingern und Franzosen zu rächen, und obgleich der in alchimistische und astrologische Studien und Träumereien versunkene Mann den wenigen praktischen Verstand, der ihm zu Theil geworden war, in seinen letzten Lebensjahren vollends verloren hatte, so stellte er sich doch, als wenn er selbst an der Spitze der Deutschen in den Krieg ziehen wollte. Es ging indessen auch diesmal in Deutschland wie immer. Auf einem Reichstage, welchen Friedrich wegen eines Zuges in die Niederlande hielt, wurden lange und breite Berathungen gepflogen, langweilige Reden gehalten und Materialien für künftige deutsche Historiker zusammengeschrieben; als aber der Kostenpunkt zur Sprache kam, wußten weder der Kaiser, noch die Städte, welche immer am zähesten waren, noch die Fürsten Rath zu schaffen. Von allen Gliedern des Reiches zeigte nur Herzog Albrecht von Sachsen bei dieser wie bei anderen Gelegenheiten wahrhaft patriotische Gesinnungen, indem er auch

in einem untauglichen, trägen, stets von Pfaffen und Mystikern irre geleiteten Manne, wie Friedrich war, seinen Oberherrn und Kaiser ehrte. Wir müssen daher, um auch der rühmlichen Eigenschaften deutscher Fürsten zu gedenken, bei der Geschichte Albrecht's und seines Oheims Wilhelm etwas länger verweilen.

In Sachsen waren 1464 auf Friedrich den Friedfertigen (s. Th. IX. S. 203) die beiden Söhne desselben, Ernst und Albrecht, die Stifter der Ernestinischen und Albertinischen Linien, gefolgt; sie hatten anfangs gemeinschaftlich regiert, 1485 aber ihr Land getheilt, und der ältere von ihnen, Ernst, hatte die Kurwürde erhalten. Albrecht suchte bei jeder Gelegenheit mit Aufopferung seines eigenen Vortheiles die Ehre des Reichsbanners, welches er vortrug, zu behaupten. Er leistete 1475 in der Kölner Fehde (s. Th. X. S. 252 f.) dem Kaiser Friedrich treffliche Dienste. Als damals die sächsischen Grafen, nach Ablauf der ersten von Friedrich gesetzten Frist des Kriegsdienstes, heimkehren wollten, erließ Albrecht's Oheim, Wilhelm III. von Thüringen, den nachher seine Neffen Ernst und Albrecht beerbten, ein drohendes Schreiben, um sie zurückzuhalten; und am Ende des zweiten Termins schrieb Albrecht an diesen einen Brief, in welchem er die Überzeugung ausspricht, daß Kaiser und Reich nicht von einander zu trennen wären, und daß die Ehre des Kaisers auch die der Nation sei. Es heißt in diesem Schreiben unter Andern: „Es gebeut die Ehre und das Herkommen in solchem thun von einem Römischen Keyser, von unserm Herrn, von unserm angebohrenen Fründe und Mage, indem das, sein Gnade, als ein Vorsteher des heiligen Reichs, Kurfürsten und Fürsten, Herrn, Grafen und allen des Reichs Unterthanen in des heiligen Reichs nöthigen Sachen, zu Ere und Glimpf, zu Schutz und Handhabung hoch betreffe, nicht auszuweichen." Der Kaiser ertheilte daher damals auch, weil der Kurfürst von Sachsen nicht anwesend war, dem Herzog Albrecht das Erzmarschall-Amt, also das Recht des Reiches Haupt-Panier zu tragen. Gleich nachher leistete Albrecht dem Kaiser seine Dienste gegen die Ungarn, obgleich man in Deutschland schon in jener Zeit allgemein erkannte, daß das Haus Habsburg die Deutschen auf schmähliche Weise für die Händel seiner Erbstaaten misbrauche. Dies geschah 1480 bis 1482, als Matthias Corvinus in Östreich eingefallen war; noch viel nachdrücklicher

aber that Albrecht es im Jahre 1485, als die Ungarn einen großen Theil von Friedrich's Erbstaaten besetzt hatten (s. oben S. 73). Albrecht übernahm damals die höchst undankbare Stelle eines kaiserlichen und Reichs-Feldhauptmannes, oder mit anderen Worten, er stellte sich an die Spitze eines Reichsheeres, welches nicht beisammen war, und führte kaiserliche Truppen an, zu deren Bezahlung der Kaiser kein Geld schaffen konnte; denn Friedrich's Finanzen waren in demselben Zustande, in welchem die des habsburgischen Hauses stets gewesen und bis auf unsere Tage geblieben sind. Unter diesen Umständen konnte freilich Albrecht's Kampf mit den Ungarn keinen Erfolg haben; der Herzog hatte sich vielmehr sogar seiner eigenen Soldaten zu erwehren, weil diese mit stürmischer Gewalt auf Bezahlung drangen. Er mußte endlich aus seiner eigenen Schatzkammer für Kaiser und Reich die in jenen Zeiten bedeutende Summe von dreißigtausend Dukaten (Goldgulden) vorstrecken, und erregte dadurch die Unzufriedenheit seiner Sachsen, welche von dem Patriotismus ihres Herzogs nichts wissen wollten. Nichtsdestoweniger hielt er, obgleich zuletzt die unbezahlten kaiserlichen Truppen sich zerstreuten, bis in den November 1487 aus, wo er in Friedrich's Namen den Waffenstillstand von Märgendorf schloß, durch welchen der Ungarn-König im Besitze seiner Eroberungen blieb.

Als hierauf der Kaiser nach Nürnberg kam, wollte Albrecht ihm und den Reichsständen Rechnung ablegen; Friedrich erlaubte es aber nicht, und zwar, wie uns Albrecht's Rentmeister Rathalter berichtet, aus dem schmutzigen Grunde, weil er nicht wußte, woher er die zweiundfünfzigtausend sechshundert Dukaten nehmen sollte, welche Albrecht zu fordern hatte. Dessenungeachtet war Albrecht im folgenden Jahre, als der Kaiser die Gefangennehmung seines Sohnes mit den Waffen rächen wollte, einer der Ersten, welche zum Kriege mit den Niederländern bereit waren. Er versammelte, weil seine Sachsen nicht wie er Ehre und Vaterland höher stellten, als das Geld und die Sonderinteressen, die Landstände derselben in Dresden, und sprach vor diesen Grundsätze aus, welche schon damals den deutschen Fürsten längst fremd geworden waren. „Sollte ich auch, sagte er zu den Ständen, ganz ärmlich leben müssen, ich würde mich doch lieber dazu entschließen, als daß ich

eine solche Schmach, wie sie dem römischen Könige und folglich dem Reiche und der Nation angethan worden ist, ungerächt erdulden möchte. Ich will daher mit Gottes Beistande ins Feld ziehen, und werde allen denen dankbar sein, die mir freiwillig folgen."

Bei dem Zuge gegen die Flämінger erhielt Albrecht die Anführung des Reichsheeres, sowie später die Stelle eines Reichsstatthalters in den Niederlanden. Der Kaiser selbst befand sich bei dem Heere. In Mecheln hielt er einen Reichstag, auf welchem die von Maximilian zu Brügge geleisteten Eide für erzwungen und ungültig erklärt und die heftigsten Beschlüsse gegen die Flämінger gefaßt wurden. Maximilian selbst, der eine ängstliche Gewissenhaftigkeit zeigte, billigte seines Vaters Zug gegen Brügge und Gent erst dann, als die anderen Städte der Niederlande ihre Zustimmung zu demselben ertheilt hatten. Der Krieg begann mit der Belagerung von Gent, die jedoch schon im Juli (1488) wieder aufgehoben werden mußte. Die Flämінger hatten Philipp von Cleve, einen früheren Anhänger Maximilian's, welcher zu den Republikanern übergetreten war, zu ihrem Anführer gemacht; dieser brachte ganz Brabant in Aufruhr, besetzte die Stadt Brüssel, und zog auch die Franzosen unter Desquerdes herbei. Philipp hielt übrigens auch die Demagogen zu Brügge im Zaum und hinderte sie, durch tumultuarische Justiz das Völkerrecht zu verletzen. In Brügge saßen nämlich zehn Herren in Haft, welche im vorhergehenden Jahre zugleich mit Maximilian gefänglich eingezogen worden waren. Als nun Maximilian die Bürger der Stadt unter Drohungen auffordern ließ, diese in sein Lager zu schicken, wurden die zwölf Häupter der Zünfte darüber so sehr erbittert, daß sie beschlossen, den Abgeordneten Maximilian's anstatt der Personen die Köpfe der Gefangenen mitzugeben. Schon war der Vorsteher der Schusterzunft, dem sie die Ausführung übertragen hatten, umgeben vom Pöbel und begleitet vom Scharfrichter, mit zehn ledernen Beuteln, in welche die Köpfe gesteckt werden sollten, nach den Gefängnissen gezogen, als Philipp von Cleve einschritt und nicht nur die zehn Gefangenen rettete, sondern auch bewirkte, daß jedem Versuche einer tumultuarischen Hinrichtung Schranken gesetzt wurden.

Bald erhoben sich auch die unruhigen Lütticher; sie verjagten ihren Bischof Jan van Hoorn, welcher früher zum Morde des

furchtbaren Wilhelm von der Mark behülflich gewesen war (siehe S. 72), und wählten Eberhard und Robert von der Mark zu Häuptern ihres Staates. Ebenso vertrieb Franz von Brederode, das Haupt der Hoeks in Holland (s. Thl. X. S. 316 ff.), im Herbst 1488 den von Maximilian eingesetzten Amman Wilhelm von Reikerswaale und die ganze Partei der Kabbeljauwen aus Rotterdam, und Maximilian mußte sich deshalb nach Holland begeben, wo er übrigens im Jahre 1489 seine Gegner mit Glück bekämpfte, während der Kaiser schon im November 1488 nach Östreich zurückkehrte. Hätten die Franzosen damals fortgefahren, die Flämінger kräftig zu unterstützen, so würde Albrecht von Sachsen, welcher an der Spitze des deutschen Heeres zurückblieb, nichts ausgerichtet haben; die Politik derselben erhielt aber gerade um jene Zeit die oben (S. 86) angedeutete veränderte Richtung, weil die Regentin von Frankreich, um nicht zugleich mit England, mit Aragonien und mit Deutschland Krieg zu haben, einen vorübergehenden Frieden mit Maximilian und mit Anna von Bretagne für rathsam hielt. Albrecht war 1489 den Franzosen, deren Oberanführer, Desquerdes, mit den belgischen Demokraten stets in Zwist war, den Flämingern und Brabantern zwar nicht durch Zahl der Truppen, wohl aber, wie die Franzosen selbst eingestehen, durch Einheit des Willens, sowie durch die schnelle und geheime Ausführung seiner Plane überlegen. Da nun überdies die Regentin durch ihre Kundschafter benachrichtigt wurde, daß es den deutschen Fürsten, an deren Höfen Maximilian selbst umherreiste, endlich mit ihren Rüstungen wirklich ernst sei, so hielt sie für das Beste, den Sturm zu beschwören. Sie schickte daher drei Gesandte in Begleitung des Grafen Engelbert von Nassau, welcher in französische Gefangenschaft gerathen war, nach Frankfurt am Main, wo Maximilian die Reichsstände versammelt hatte. Maximilian wollte in seinem Zorn über die Franzosen diese Gesandten nicht einmal anhören; allein die deutschen Fürsten, deren Hülfe ihm durchaus nöthig war, wurden von Engelbert und den Gesandten für die französischen Anträge gewonnen, und der römische König mußte sich deshalb am 22. Juli 1489 zu dem vorgeschlagenen Frieden mit Frankreich verstehen. Sein bitterer Haß gegen die Franzosen wurde dadurch sehr vermehrt; denn er trug damals in

sein Gedenkbuch aller der Streiche, welche ihm von den Franzosen gespielt wurden, auch die Bemerkung ein, daß diese ihn durch Lügen, durch glatte Reden und durch Bestechungen gerade in dem Augenblicke um den Sieg gebracht hätten, als er desselben endlich ganz sicher gewesen sei.

Der zu Frankfurt zwischen Maximilian und Karl VIII. geschlossene Frieden war ein Meisterstück jener treulosen diplomatischen Künste, welche Ludwig XI. beständig geübt und seine Tochter von ihm geerbt hatte. Den Worten nach sollte Maximilian's Vermählung mit Anna von Bretagne gefördert und die früher verabredete Ehe seiner Tochter Margaretha, der in Frankreich erzogenen Braut Karl's VIII., mit diesem vollzogen werden; die eigentliche Absicht des Vertrages aber war, Beides zu verhindern und statt dessen eine Vermählung zwischen Karl und Anna zu Stande zu bringen. Im ersten Artikel wird festgesetzt, daß Maximilian mit Karl, welcher dessen Schwiegersohn genannt wird, in Tournay zusammenkommen solle, um die Streitigkeit wegen des Herzogthums Burgund und der Grafschaft Charolais mündlich auszugleichen. In den folgenden fünf Artikeln, die sich auf Flandern beziehen, verspricht Karl, dem römischen Könige die von Gent und Brügge geforderte Genugthuung zu verschaffen und den Herzog von Orleans in Freiheit zu setzen, wogegen Maximilian dem Philipp von Cleve, welcher mit der Reichsacht belegt worden war, volle Verzeihung ertheilt. Der siebente und achte Artikel endlich legen dem Könige von Frankreich die Verpflichtung auf, Alles, was er seit dem Tode des Herzogs Franz II. in Bretagne erobert hat, wieder zurückzugeben, jedoch unter der Bedingung, daß auch die Engländer dieses Land räumen; außerdem sollen die Städte St. Malo, Fougères, Dinan und St. Aubin dem Prinzen von Oranien und dem Herzoge von Bourbon überlassen und von diesen so lange behalten werden, bis eine zu bestellende gemischte Commission hierüber entschieden hat. In diesem Vertrage waren also die Angelegenheiten der Bretagne auf eine solche Weise geordnet worden, daß man voraussehen konnte, die in den beiden letzten Artikeln vorbehaltenen weiteren diplomatischen Berathschlagungen würden, wie es auch bei vielen Staatsverträgen unserer Tage der Fall war, ein Mittel abgeben, um Alles ganz leicht vereiteln zu können.

Nachdem die Franzosen den Kampf aufgegeben hatten, wurden Albrecht und Maximilian mit den unter sich uneinigen Niederländern leicht fertig. Maximilian, welcher seine Anhänger unter dem Namen Stände von Holland in Leyden versammelte, setzte seinen Krieg mit den Hoeks fort und nahm ihnen im Jahr 1489 die Stadt Rotterdam. Sein Glück in Holland bewirkte, daß auch Philipp von Cleve und die Fläminger sich fügten. Die drei Hauptstädte von Flandern schlossen am 1. Oktober 1489 einen Vertrag, in welchem sie zugestanden, daß Maximilian, der dafür ihre alte Privilegien bestätigte, als Vormund und Regent anerkannt werde, daß er als Schadenersatz dreimalhunderttausend Goldstücke (Lilien) baar erhalte, und daß alle diejenigen, welche zur Zeit seiner Gefangennehmung im Rathe gesessen, ihm knieend und mit entblößtem Haupte öffentlich Abbitte thun sollten. Nachdem dieser Vertrag abgeschlossen worden war, reiste Maximilian nach Östreich, um auch dort das Ansehen seines Hauses wieder herzustellen; Albrecht aber blieb nebst dem Grafen von Nassau und dem Prinzen von Chimay als Generalstatthalter in den Niederlanden zurück, und setzte die Bekriegung der holländischen Hoeks fort. Seine aus achtunddreißig Schiffen bestehende Flotte, welche von dem Kabbeljauwischen Statthalter Jan von Egmont befehligt ward, besiegte am 21. Juli 1490 die Hoeks gänzlich, und nahm bei dieser Gelegenheit den Führer derselben, Franz von Brederode, gefangen, der dann einige Wochen nachher an seinen Wunden starb. Herzog Albrecht blieb als kaiserlicher und Reichsstatthalter in den Niederlanden, bis er im Jahre 1500 während der Unruhen in Friesland dort starb.

3. Karl VIII. von Frankreich und Maximilian I. von Deutschland in den Jahren 1490 bis 1493.

Die junge Herzogin von Bretagne und ihre Umgebung fürchteten noch immer, daß man ihr den Herrn von Albret zum Gemahle aufdringen möchte, da Anna sich in Bretagne in derselben Lage befand, wie Maximilian in Flandern. Sie ließ daher den Letzteren ersuchen, nach Bretagne zu kommen, um sich mit ihr zu vermählen. Dies erlaubten jedoch damals die Umstände nicht. Maximilian's

Rathgeber kamen deshalb auf den Gedanken, die Ehe durch einen Stellvertreter (per procurationem) vollziehen zu lassen, eine nach deutschem Brauche eingerichtete Ceremonie, die nachher von den Franzosen so lächerlich gefunden wurde, daß Alle, welche von ihr reden, sich über sie lustig machen. Der Graf Engelbert von Nassau wurde mit Wolfgang Polhaim und Maximilian's Geheimschreiber, Gundebald, nach Bretagne geschickt, um diese Ceremonie vorzunehmen. Sie gelangten glücklich und unter dem Schutze des französischen Königs dahin, weil sie vorgaben, sie seien beauftragt, die Ausführung dessen, was im letzten Friedensvertrage wegen der Bretagne ausgemacht worden war, zu überwachen. Gleich nach ihrer Ankunft in Rennes ward die Trauung vorgenommen, aber so geheim, daß selbst ganz vertraute Leute nichts davon erfuhren, und daß uns nicht einmal der Tag derselben mit Sicherheit überliefert worden ist. Als die Herzogin mit dem ersten Gesandten Maximilian's, Engelbert von Nassau, oder, was uns wahrscheinlicher ist, mit dem Prinzen von Oranien getraut worden war, wurde die Ehe nach der Erzählung der Franzosen auf folgende Weise formell vollzogen. Die Herzogin begab sich zu Bette, ein Schwert ward neben sie gelegt, und nun legte Maximilian's Stellvertreter, indem er die Vollmacht seines Herrn in der Hand hielt, sein nacktes Bein neben das Schwert. Diese lächerliche Art von seiner Braut Besitz zu nehmen wurde anfangs als rechtmäßige Vollziehung der Ehe betrachtet. Da aber Maximilian nicht gleich nachher selbst in die Bretagne kommen konnte, so fanden die französischen Juristen Zeit, die ganze Sache für nichtig zu erklären. Die Regentin von Frankreich berief den gesammten königlichen Rath, und dieser faßte, nachdem er alle berühmten Kanonisten und Juristen des Reiches zugezogen hatte, über die Ehe der Tochter des ersten Reichsvasallen einen Beschluß, welcher gleich darauf öffentlich bekannt gemacht wurde. Er lautete: die Herzogin von Bretagne habe als minderjährige Frau, als Prinzessin von Geblüt und als Vasallin der Krone ohne Zustimmung ihrer Verwandten und des Königs, ihres Lehensherrn, weder eine gültige Ehe schließen, noch über ihr Lehen eine Verfügung treffen können; da nun überdies die deutsche Ceremonie ihrer Vermählung eine unschickliche Posse sei, so sei ihre angebliche Ehe sowohl in bürger-

licher, als in kirchlicher Beziehung ganz und gar ungültig und nichtig.

Damals wurde am französischen Hofe auch der Beschluß gefaßt, den ganz jungen und noch dazu schwächlichen und verwachsenen König Karl mit der weit älteren Erbin von Bretagne zu vermählen. Man wandte sich, um die Sache zu Stande zu bringen, an d'Albret, welcher seit jener procuratorischen Verheirathung der Herzogin nicht mehr hoffen konnte, ihre Hand zu erlangen. Dieser ließ sich auch gewinnen und ward seinem alten Freunde, dem Marschall de Rieux, der sich mit Anna ausgesöhnt hatte, ungetreu, da er die Herzogin lieber mit seinem Könige als mit Maximilian vermählt sehen wollte. Der Marschall von Rieux stand damals mit den Engländern in Unterhandlung und wollte sie durch den Besitz der Stadt Nantes, in welcher d'Albret commandirte, in den Stand setzen, die Herzogin und ihren Gemahl Maximilian vollständig zu schützen; d'Albret übergab aber Nantes verrätherischer Weise den Franzosen (Anfang 1491). Dadurch gerieth die junge Herzogin zu Rennes in eine sehr bedenkliche Lage, und da die Franzosen zu gleicher Zeit auch ihren Gemahl oder, wie sie sich ausdrückten, ihren Bräutigam durch neue Unruhen in den Niederlanden zu beschäftigen wußten, so ward der von ihnen beabsichtigte Zweck erreicht. Maximilian hatte damals wieder dasselbe Unglück, welches ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte: er verlor, während er dem einen Gewinn nachjagte, den anderen aus den Händen, und ward um so ärmer an Macht und an Geld, je reicher er an Land und an Ansprüchen wurde. Um dies näher anzugeben, müssen wir zunächst berichten, auf welche Weise Maximilian in den Jahren 1490 und 1491 seinem Vater gegen die Ungarn beistand.

Als Maximilian aus den Niederlanden nach Östreich reiste, begab er sich zuerst nach Tyrol, um von seinem alten Oheim Siegmund, der ihn längst an Kindesstatt angenommen hatte, die Herrschaft dieses Landes zu empfangen. Der schwache Siegmund hatte wegen der üblen Wirthschaft seiner Räthe, von denen er sich ganz leiten ließ, stets Zank und Streit mit seinen Landständen; diese hatten daher auch Maximilian schon längst als seinen Nachfolger anerkannt, und Siegmund selbst trat seinem Neffen gern die Regierung ab. Am 18. März 1490 wurde zwischen Beiden

eine Übereinkunft geschlossen, vermöge deren Siegmund nebst seiner Gemahlin einen Jahrgehalt von zweiundfünfzigtausend Dukaten (Gulden) und Maximilian die Grafschaft Tyrol erhielt. Von Tyrol begab sich Maximilian nach Östreich. Hier brachte ihn der schmutzige Geiz seines Vaters um den Gewinn der ungarischen Krone, welche Maximilian nach seiner durchaus unverständigen Weise ebenfalls zu erlangen strebte. Matthias Corvinus hatte schon 1463 für den Fall seines kinderlosen Todes dem Kaiser Friedrich durch einen förmlichen Erbvertrag die Nachfolge in Ungarn zugesichert. Er lag jetzt todtkrank in Ofen, und schickte nicht nur seinen Minister und General Johann von Proßnitz, Bischof von Großwardein, zu Friedrich und Maximilian nach Linz, sondern erwies sich auch sehr freundlich gegen den Letzteren, indem er ihm vierhundert Fässer Wein, vierhundert Ochsen und zwölftausend Dukaten sandte; ja, er erbot sich sogar, Nieder-Östreich gegen die Zahlung von siebenzigtausend Dukaten Kriegskosten zurückzugeben. Mit dieser Summe würde Friedrich sicher nicht blos den Frieden und den Wiederbesitz des verlorenen Landes, sondern wahrscheinlich auch die Erfüllung jenes Erbvertrages erkauft haben; allein er war zu geizig dazu, während sein Sohn, wie es bei Kindern geiziger Väter der Fall zu sein pflegt, ein Verschwender war. Friedrich hoffte nämlich, daß der baldige Tod des ungarischen Königs ihm das Verlorene auch ohne Geld wieder verschaffen werde. Als jedoch Matthias Corvinus im April 1490 starb, ohne daß seinem Wunsche gemäß die ungarischen Stände sich vor seinem Tode über eine Königswahl vereinigt hatten, konnte der von den Ungarn eroberte Theil Östreich's nur mit den Waffen wieder erlangt werden, und dem Sohne des Kaisers ward die Hoffnung auf den Besitz der ungarischen Krone vereitelt.

Als Matthias starb, waren seine Gemahlin, Beatrix von Neapel, und sein natürlicher Sohn, Johann Corvinus, mit einander in Streit, die Erwählung seines Nachfolgers aber lag in der Macht der drei angesehensten Herren des Reiches, Stephan Zapolya's, des Bischofs Urban Dotzi von Erlau und des zuvor erwähnten Bischofs von Großwardein, Johann von Proßnitz, welcher alle Soldtruppen und die schwarze Legion in Mähren und Schlesien unter seinem Befehle hatte. Diese Drei brachten es dahin,

daß die Wahl vor dem Frieden mit dem Kaiser und seinem Sohne bewerkstelligt wurde, und daß dieselbe auf den schwachen, an die oligarchische Herrschaft der Großen gewöhnten König von Böhmen, Ladislaus VII., fiel. Ladislaus war des polnischen Königs Kasimir II. Sohn und nach Georg Podiebrad's Tode sowohl dem Sohne des Letzteren, als dem Kaiser Friedrich und seinem Sohne vorgezogen worden, weil die böhmischen Landherren ihr Wahlreich nicht in ein Erbreich verwandelt und ihren eigenen Einfluß nicht geschmälert haben wollten. Er hatte um die böhmische Krone einen mehrjährigen Krieg mit Matthias Corvinus führen müssen und sich zuletzt (1479) genöthigt gesehen, diesem nicht nur das Recht, den Titel König von Böhmen ebenfalls gebrauchen zu dürfen, sondern auch den Besitz von Mähren und vom größten Theile Schlesien's zuzugestehen. Auch mit Friedrich und Maximilian war er in Streit gerathen, weil er bei des Letzteren Erwählung zum römischen König nicht als Kurfürst von Böhmen zugezogen worden war; doch hatte er sich nachher wieder mit Beiden verständigt. In Böhmen selbst hatte er bald mit diesem, bald mit jenem Landherrn zu kämpfen gehabt, und war außerdem besonders durch die Streitigkeiten der katholischen und utraquistischen Geistlichen in große Sorge gebracht worden. Er hatte übrigens im nationalen Sinne regiert und den Landherren, sowie den Municipalitäten eine gewisse Unabhängigkeit zugestanden. Das Letztere war es auch hauptsächlich, was ihn beim Tode des Matthias Corvinus den ungarischen Großen empfahl. Diese wollten keinen kräftigen, zum Selbstregieren geneigten König haben, sondern ihre oligarchische Verfassung aufrecht erhalten, obgleich sie unter Matthias erfahren hatten, wie sehr ihnen eine militärisch-monarchische Regierung vortheilhaft sei, um sowohl den Misbrauch der Freiheit im Inneren zu verhindern, als auch die Türken von ihrem Lande abzuwehren. Die Erwählung des Ladislaus, dessen Mitbewerber Johann Corvinus und der römische König Maximilian waren, setzten die vorgenannten drei Herren durch eine angewandte List, durch das Geld ihrer Partei-Genossen und durch einen kühnen Angriff auf die Freunde und Truppen des Johann Corvinus durch. Sie wußten nämlich erstens die Wahl immer aufs neue hinauszuschieben, bis der Adel die Kosten einer langen Anwesenheit auf dem Wahlfelde

nicht länger tragen konnte und sich deshalb entschloß, aus seiner Mitte sechszig Bevollmächtigte zu ernennen, welche den König wählen sollten, und mit denen natürlich leichter, als mit dem ganzen Adel, fertig zu werden war. Dann ließen sie den Großen ihrer Partei durch Ladislaus gewisse Güter und Privilegien urkundlich versprechen, und bewogen sie dadurch, hunderttausend Dukaten zusammen zu bringen, mit welchen Johann von Proßnitz den größten Theil des Soldes der schwarzen Legion bezahlte und diese bewog, derjenigen Partei zu schwören, welche die mächtigste in Ungarn war. Hierauf zog Johann an der Spitze dieser Legion nach Ungarn, schlug den jungen Corvinus, vertrieb ihn aus der Nähe des Wahlfeldes, und bewirkte auf solche Weise, daß am 14. Juli 1490 Ladislaus zum Könige von Ungarn gewählt wurde. Als dies geschehen war, banden die ungarischen Magnaten dem Erwählten die Hände durch Capitulationen aller Art; sie schrieben ihm sogar vor, daß er ohne ihre Einwilligung nicht mehr als hundert Bauern vergaben dürfe.

Maximilian hatte unterdessen, obgleich sein Vater auch jetzt noch kein Geld hergab, ein kleines Heer geworben, um den Ungarn die von ihnen besetzten Theile seiner Erbstaaten wieder zu entreißen und dann sein Recht auf ihre Krone mit den Waffen geltend zu machen. Das Erstere ward ihm durch die große Erbitterung, welche die Ungarn in Oestreich erweckt hatten, sehr erleichtert. Die Wiener pflanzten, als er noch bei Kloster-Neuburg stand, den kaiserlichen Adler auf, und riefen dann ihren Fürsten durch eine Deputation in ihre Stadt. Maximilian zog am 19. August in Wien ein, und griff alsbald die Burg der Stadt an, in welcher vierhundert Ungarn lagen. Sein erster Sturm wurde zwar abgeschlagen und er selbst dabei verwundet; wenige Tage darauf aber nahmen die Belagerten die ihnen von Maximilian angebotenen günstigen Bedingungen an und zogen ab. Nachher entriß er den Ungarn auch noch andere Städte des Landes, und brach dann in Ungarn selbst ein; doch blieb damals, wie wir aus den Artikeln des im folgenden Jahre geschlossenen Friedens sehen, eine beträchtliche Zahl seiner Städte und Schlösser noch von den Feinden besetzt. Maximilian fiel mit achtzehntausend Mann in Ungarn ein, drang, weil zu gleicher Zeit die Türken im Süden streiften und ein poln-

iſches Heer im Norden eingebrochen war, unaufhaltſam vor, und eroberte im November Stuhlweißenburg. Bei der Einnahme dieſer Stadt begingen jedoch die Schwaben in ſeinem Heere ſo arge Gräuelthaten, daß ſie dadurch ſich und ihren Herrn allgemein verhaßt machten, und Maximilian ſelbſt kam in die größte Verlegenheit, weil er nicht den dritten Theil ſeines Heeres regelmäßig zu bezahlen vermochte und deshalb von einem Aufſtande ſeiner eigenen Soldaten bedroht ward. Die Ungarn wieſen alle ſeine Aufforderungen zurück und erwarteten die Ankunft der ſchwarzen Legion. Er fand daher im December rathſam, ſich nach Deutſchland zu begeben, wo er von den Ständen des Reiches ein Heer gegen die Ungarn zu erhalten hoffte.

Die deutſchen Reichsſtände, welche im April 1491 in Nürnberg zuſammen kamen, redeten und ſtritten hier nach ihrer Weiſe lange über die Art der ihrem Kaiſer zu leiſtenden Hülfe, konnten aber nicht einig werden, ob ſie Geld zahlen oder Leute ſtellen ſollten, und thaten am Ende weder das Eine noch das Andere. Es ging alſo in Deutſchland auch diesmal wie immer: die ſtatt des Volkes befragten Fürſten und Herren ließen es auf dem Reichstage dabei bewenden, daß ſie ſchrieben, redeten und tranken. Die Ungarn erhielten dadurch Zeit, das von ihnen belagerte Stuhlweißenburg auszuhungern. Am 19. Juli 1491 mußte dieſe Stadt capituliren. Jetzt beſchloß Maximilian, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Schon am 8. Auguſt erſchienen öſtreichiſche Geſandte bei Ladislaus, und es ward hierauf in Preßburg ein Congreß gehalten, welcher am 7. November einen für das öſtreichiſche Regentenhaus ſehr merkwürdigen Vertrag zu Stande brachte. Wir führen von den zehn Artikeln desſelben nur diejenigen an, welche für die Geſchichte des ſechszehnten Jahrhunderts von beſonderer Bedeutung ſind. In dieſen wurden Ladislaus VII. und ſeine männlichen Nachkommen als rechtmäßige Beſitzer von Ungarn, das Haus Habsburg aber nach dem Ausſterben des Mannsſtammes derſelben als ihr Erbe anerkannt, natürlich mit Vorbehalt der Beſtätigung des ungariſchen Reichstages, deſſen ſchleunige Berufung angeordnet ward. Außerdem ſollte Maximilian alle von den Ungarn noch beſetzten Städte und Burgen ſeines Stammhauſes zurückerhalten und dagegen ſeinerſeits Alles, was er in Ungarn und Kroatien erobert hatte, räumen.

Ferner wurde dem Kaiser Friedrich eine Schuldverschreibung von hunderttausend Dukaten, die er früher den Ungarn ausgestellt hatte, zurückgegeben. Endlich machte Ladislaus sich verbindlich, binnen zwei Jahren hunderttausend Goldgulden für Kriegskosten zu bezahlen und überdies dem habsburgischen Hause auch zur böhmischen Königswürde zu verhelfen.

Während des Krieges mit den Ungarn waren in den Niederlanden aufs neue Unruhen ausgebrochen. Dort hatten Albrecht von Sachsen, der Graf von Nassau und der Prinz von Chimay nicht allein in Flandern bei der Erhebung der ausbedungenen Strafsumme Bedrückungen geübt, sondern dieselben auch über Brabant und Hennegau ausgedehnt, und überdies, um ihre Truppen bezahlen zu können, die Münzen verschlechtern und in allen Provinzen eine Reitersteuer erheben lassen. Dazu kam noch, daß der überall herrschende Mangel eine allgemeine Unzufriedenheit erzeugte. Es brachen hierauf in drei Provinzen Empörungen aus. Zuerst erhoben sich die Fläminger, als man bei ihnen die schlechte Münze außer Curs setzen wollte und zu diesem Zwecke eine Verordnung erließ, nach welcher von einem bestimmten Tage an der Werth aller Geldstücke um den dritten Theil verringert sein sollte. Alle Schuldner eilten, ihre Gläubiger noch vor jenem Termin zu befriedigen, und Maximilian ward laut beschuldigt, daß er durch diese Maßregel die Last von sich und seinen verschuldeten Freunden auf das Volk wälzen wolle. Die Erbitterung darüber rief zuerst in der Stadt Gent, welche durch die Herabsetzung des Geldwerthes am meisten einbüßte, einen Aufstand hervor, und dieser verbreitete sich dann schnell über ganz Flandern. Die zweite Empörung brach im Kennemer und im Waterlande der Friesen aus. Dort wollte Jan von Egmont im April 1491 die Erhebung der Reitergelder mit Gewalt durchsetzen, ließ zwei Männer, die sich gegen ihn auflehnten, öffentlich hinrichten, und veranlaßte dadurch einen allgemeinen Bund zur Verweigerung der drückenden Steuer. Das Volk sammelte sich unter einer Fahne, welche Käse und Brod als Wappen führte, und nach der man deshalb die Empörten *Käse- und Brodvolk* nannte, und besetzte am Ende des Jahres 1491 Alkmaar. Ein dritter Aufstand wurde durch die Franzosen hervorgerufen. Diese bewogen den in französischer Gefangenschaft befindlichen

jungen Herzog Karl von Geldern (s. oben S. 77), dessen Land Maximilian eingezogen hatte, zu einem Einfall in Geldern und unterstützten ihn dabei mit tausend Reitern. An ihn schlossen sich nicht nur Robert und Eberhard von der Mark, Maximilian's unversöhnliche Feinde, sondern sogar der Bischof von Lüttich an, und auch Rainer II. von Lothringen ließ sich bewegen, an diesem Bunde Theil zu nehmen.

Während die Franzosen auf diese Weise einen neuen bürgerlichen Krieg in den Niederlanden erregten, brachten sie zugleich die Vereinigung der Bretagne mit Frankreich zu Stande. Zur Erreichung dieses Zweckes trug auch Herzog Ludwig von Orleans viel bei. Das Letztere hängt mit der Art und Weise zusammen, wie König Karl VIII. sich endlich der Vormundschaft seiner Schwester, der Dame von Beaujeu, entzog und die Zügel der Regierung selbst ergriff. Karl's zweite Schwester, Johanna, die sich durch eine auffallende Häßlichkeit auszeichnete, war von Ludwig XI. dem Herzoge von Orleans mit Gewalt zur Gemahlin aufgezwungen worden, und hatte in der Ehe mit diesem viel Hartes erdulden müssen. Auch hatte ihr Gemahl schon längst gar kein Geheimniß daraus gemacht, daß er sich von ihr scheiden lassen wolle, um Anna von Bretagne zu heirathen. Nichtsdestoweniger benahm sich Johanna sehr freundlich gegen ihren Gemahl, den sie selbst liebte, ohne von ihm geliebt zu werden. Als Ludwig 1488 in Gefangenschaft gerieth (s. S. 83), theilte sie drei Jahre lang sein Loos, bis es ihren rastlosen Bemühungen gelang, ihm die Freiheit zu verschaffen. Sie bat während dieser Zeit ihre Schwester, die Regentin, lange vergebens um die Freilassung ihres Gemahls; endlich wandte sie sich an ihren Bruder, den jungen König, warf sich ihm im Trauergewande, mit fliegenden Haaren und weinend zu Füßen, und wurde wirklich von ihm erhört, obgleich Karl ihr dabei die Ahnung aussprach, daß die Gewährung ihrer Bitte ihr einmal bitteren Kummer bereiten werde*). Johanna gab bei dieser Gelegenheit auch die Veranlassung, daß ihr Bruder den ersten Schritt that, um sich der Vormundschaft seiner älteren Schwester zu entziehen. Karl wagte nämlich damals zum ersten Male, seinen

*) Fasse de ciel, que vous n'ayez jamais lieu de vous en repentir.

Willen dem der Regentin entgegenzusetzen; er entfernte sich insgeheim aus der Nähe derselben, schickte hierauf den Befehl zur Freigebung seines Schwagers ab, und ließ diesen sogleich zu sich kommen. Es fand eine rührende Aussöhnung zwischen ihm und seinem Schwager Statt; nachher folgten noch zwei ähnliche Scenen, indem nicht nur der König sich mit seiner älteren Schwester, welche durch Ludwig's Freilassung und durch ihres Bruders Weigerung, noch länger unter ihrer Herrschaft zu stehen, beleidigt war, sondern auch der Gemahl der Regentin mit dem Herzoge von Orleans sich feierlich aussöhnte. Der Letztere, welcher damals zum Statthalter der Normandie ernannt wurde, gab hierauf theils aus Patriotismus, theils aus Dankbarkeit gegen seine Gemahlin seine Liebe zu Anna von Bretagne auf. Ja, er half nachher vielleicht sogar die Herzogin von Bretagne bereden, daß sie auf die ihr angetragene Vermählung mit Karl VIII. einging.

Nachdem mittlerweile die Engländer aus der Bretagne wieder abgezogen waren, rückten drei königliche Heere zu gleicher Zeit in dieses Land ein. Zwei derselben marschirten unter la Tremouille und dem Könige selbst auf die Stadt Rennes los, in welcher Anna sich befand. Diese Stadt zu vertheidigen war der Herzogin um so weniger möglich, als sie von den Männern, auf welche sie allein ihre Hoffnung setzen konnte, vom Prinzen von Oranien, vom Grafen Dünois, vom Marschall von Rieux und Anderen, mit der dringenden Bitte bestürmt ward, durch eine Uebereinkunft mit dem Könige sich und ihren Unterthanen die Rechte und Vortheile zu sichern, welche ihnen, wenn man das Äußerste wage, nicht zugestanden werden würden. Anna ging wirklich darauf ein und schickte den Prinzen von Oranien an den die Stadt belagernden König. Dieser nahm die ihm gemachten Anträge an, und übte in Folge derselben sogleich eine Handlung der Souverainität im Lande aus, indem er die Stände der Bretagne nach Vannes berief. Einen Monat später (15. November 1491) wurde dann in der Vorstadt von Rennes eine Capitulation abgeschlossen, welche so abgefaßt war, daß durch sie die deutschen Truppen und Commissäre in Rennes getäuscht wurden und folglich Anna sich ihnen leicht entziehen konnte. Es hieß nämlich in derselben, Anna gebe zwar das Versprechen, alle Fremden aus der Bretagne fortzuschicken, sie behalte

sich aber ausdrücklich vor, daß sie selbst zu ihrem Gemahle in die Niederlande gehen und alle Bretagner, welche ihr folgen wollten, mitnehmen dürfe. Sobald ein Theil der französischen Truppen in Rennes eingelassen worden war, zog auch König Karl in die Stadt ein und verlobte sich insgeheim mit Anna. Bald nachher verließ die Herzogin, während die Deutschen in ihrer Umgebung sie mit den Vorbereitungen zur Reise nach den Niederlanden beschäftigt glaubten, in Begleitung ihrer Räthe und des Kanzlers heimlich die Stadt, und reiste auf das Schloß Langeais in Touraine, wo der König sich aufhielt. Hier ward dann ein Heirathsvertrag zwischen Karl VIII. und Anna geschlossen und gleich darauf die Hochzeit gehalten (6. December), nachdem der König vorher in Vannes den Ständen die Erhaltung der Verfassung, der Privilegien und des Herkommens ihres Landes zugesagt hatte. Nach jenem Heirathsvertrage übertrug Anna, deren einzige Schwester im Jahre vorher gestorben war, für den Fall ihres kinderlosen Todes dem Könige von Frankreich alle ihre Rechte auf das Herzogthum Bretagne, sowie auf die Grafschaft Nantes und ihre übrigen Herrschaften und Güter. Der König dagegen überließ ihr, im Falle er vor ihr sterben sollte, alle Rechte, welche er über das Herzogthum in Anspruch nehmen könne; doch mußte Anna dabei die Verpflichtung eingehen, sich später mit niemand anders zu vermählen als mit Karl's Nachfolger im Reiche oder, wenn dies nicht möglich sei, mit dem nächsten Reichserben, welcher dann nicht nur dem Könige die Huldigung leisten und alle Lehensabgaben entrichten müsse, sondern auch kein Gut und keine Herrschaft anders als an den König veräußern dürfe. Anna und ihr neuer Gemahl waren übrigens in jeder Hinsicht von einander sehr verschieden. Anna war eben so ausgezeichnet schön, von kräftiger Gestalt und majestätischem Ansehen, als tüchtig zum Regieren und energisch in ihrem Wesen; Karl dagegen war ungestaltet am Leibe, sowie romantisch und phantastisch in seinen Planen.

Die Vermählung Karl's VIII. mit Anna war eine doppelte Beleidigung für Maximilian: es ward ihm nämlich nicht nur seine Gemahlin geraubt, sondern man kränkte ihn auch in der Person seiner Tochter Margaretha, welche als Braut des Königs in Paris lebte, auf eine empfindliche Weise. Er entschloß sich sogleich, für

die ihm angethane Schmach Rache zu nehmen, konnte aber dabei weder von Seiten seines Vaters, noch von den Deutschen, noch von den Niederländern Unterstützung erwarten. Gleichwohl begann er einen Krieg mit Frankreich, weil er darauf rechnete, daß Heinrich VII. von England die Einverleibung der Bretagne in das französische Reich nicht zugeben könne. Der englische König war aber klüger, als Maximilian, welcher immer das, was er in der Hand hatte, fahren ließ, um nach etwas Anderem zu haschen, das er nachher doch nicht erreichen konnte. Heinrich erkannte — was Maximilian immer vergaß — daß das Geld ein Haupterforderniß zum Kriege und die Hauptmacht der neueren Zeit sei; er bekümmerte sich daher auch wenig um jenen bekannten Spruch des Dichters Horaz, welchen Maximilian zur Richtschnur seines Wandels gemacht hatte *). Er verband sich damals zwar mit Maximilian gegen Frankreich, weil auch er beleidigt worden war; es war ihm aber dabei weniger darum zu thun, Genugthuung zu erhalten, als vielmehr bei dieser Gelegenheit von seinen Unterthanen und von den Franzosen, deren König schon damals von seinem Zuge nach Italien träumte, Geld eintreiben zu können.

Maximilian überließ die Beendigung der Händel in den Niederlanden dem Herzog Albrecht von Sachsen, welcher auch glücklich mit denselben fertig ward. Er selbst richtete seine Gedanken ganz auf die französischen Angelegenheiten. Er ließ durch Gesandte, die er an alle Höfe schickte, heftig und mitunter grob über die Franzosen schmähen und Manifeste verbreiten, in welchen er nach deutscher Art ausführlich bewies, daß er selbst Recht, der französische König aber Unrecht habe. Außerdem schickte er den Grafen von Nassau nach Frankreich, um seine Tochter abzuholen und ihre Mitgabe, die Grafschaften Artois und Burgund, zurückzufordern. Der König von Frankreich gab eine ausweichende Antwort, weil er durch seinen Feldherrn Desquerdes Kabalen in

*) Virtus populum falsis
Dedocet uti
Vocibus, regnum et diadema tutum
Deferens uni propriamque laurum,
Quisquis ingentes oculo irretorto
Spectat acervos.

Flandern hatte anspinnen lassen und auf den Erfolg derselben hoffte. Hierin täuschte er sich jedoch; denn die Fläminger waren aus Patriotismus nicht geneigt, die ihrem Fürsten angethane Kränkung zu dessen Nachtheil zu benutzen. Nur Philipp von Cleve, welcher bisher von Sluys aus Seeräuberei getrieben hatte, warf sich in die Arme der Franzosen. Dieser wurde indessen bald durch die Flotten Maximilian's und Heinrich's VII. in Sluys so bedrängt, daß er zu den Franzosen entfliehen mußte.

Der englische König hatte unterdessen schon längst angefangen, die Verhältnisse der Niederlande und Frankreich's zu seinen Zwecken auszubeuten. Schon im Juli 1491 hatte er allerlei kriegerische Anstalten gemacht und in den Grafschaften seines Reiches unter dem milde klingenden Namen freiwilliger Gaben (benevolence) Geld erpressen lassen. Im Oktober desselben Jahres, noch ehe Karl Herr der Bretagne geworden war, hatte Heinrich von dem Parlament eine Steuer verlangt, um den französischen König wegen seiner Treulosigkeit zu züchtigen, und das Parlament hatte ihm zwei Zehntel und zwei Fünfzehntel gewährt. Nach Weihnachten bewog er beide Häuser zu einer ganzen Anzahl von Verordnungen, durch welche die Lehensleute der größeren Vasallen in den Stand gesetzt wurden, auch ohne Einwilligung der Letzteren dem Könige in den Krieg zu folgen und den Leuten, die sie in Dienst nähmen, ihre Bezahlung zu sichern. Als er endlich im Mai 1492 den Kampf beginnen zu wollen erklärte und nachher Philipp von Cleve aus Sluys vertreiben half, merkte man deutlich, daß es ihm auch jetzt nur darum zu thun sei, unter einer passenden Form Steuern von seinem Volke erheben und seine Geldforderungen an die Franzosen steigern zu können. Er schob den eigentlichen Krieg unter allerhand Vorwänden bis in den Oktober auf, wo endlich fünfzehnhundert schwer gerüstete englische Reiter (Gens-d'armes) mit fünfundzwanzigtausend Mann zu Fuß sich vor Boulogne lagerten. Aber auch dies war nur ein leeres Gaukelspiel; denn während Maximilian noch immer sein Vertrauen auf Heinrich setzte und die Engländer aus Stolz und Nationalhaß hofften, ihr König werde Eroberungen in Frankreich machen, hatte dieser bereits Unterhandlungen mit den Franzosen anknüpfen lassen, und am 30. Oktober kam ein förmlicher Frieden zwischen Frankreich

und England zu Stande. Um sich dabei vor seinem betrogenen Volke rechtfertigen zu können, machte Heinrich Berichte seiner Gesandten bekannt, aus welchen hervorging, daß weder von Maximilian, noch von dem aragonischen Könige, auf dessen Beistand man gerechnet hatte, viel zu hoffen sei. Bei dem Friedensschlusse erhielt Heinrich vermöge eines geheimen Artikels eine Summe Geldes; auch alle Leute, welche irgend einen Einfluß auf ihn hatten, wurden damals von den Franzosen durch reichliche Spenden bestochen. Die Summe, welche Heinrich erhielt, würde sogar in unseren Zeiten bedeutend sein. Sie belief sich nämlich auf siebenmalhundert und fünfundvierzigtausend Goldkronen oder Thaler oder mit anderen Worten auf acht Millionen achttausendsiebenhundert und fünfzig Livres; denn Garnier hat in der Fortsetzung von Villaret's Geschichte von Frankreich nach technischen und historischen Angaben berechnet, daß der Werth der Goldkrone von 1492 auf zehn Livres fünfzehn Sous des französischen Geldes von 1784 anzuschlagen ist. Die Hauptartikel des Friedensvertrages bestimmten, daß der König von Frankreich nicht nur die Schuld der Anna von Bretagne im Betrage von sechsmalhundertzwanzigtausend Kronen, sondern auch die rückständigen Termine des von Ludwig XI. dem König Eduard IV. zugestandenen Jahrgeldes (s. Th. X. S. 360), die sich auf hundertfünzundzwanzigtausend Kronen beliefen, an Heinrich bezahlen sollte, und zwar beide Summen zusammen in jährlichen Terminen von je fünfzigtausend Pfund. In Hinsicht auf Maximilian und dessen Sohn Philipp wurde, ganz nach der Weise der englischen Politik unserer Tage, festgesetzt: es solle, wenn diese Fürsten angegriffen würden, den Engländern gestattet sein ihnen beizustehen, wären sie aber der angreifende Theil, so werde man ihnen von Seiten England's keine Hülfe leisten.

Maximilian hatte sich das ganze Jahr 1492 hindurch vergebens abgemüht, um von den Deutschen Geld oder Truppen zu erhalten. Es ging bei diesen damals ebenso wie immer: man hielt einen Reichstag nach dem anderen, um über Maximilian's Begehren zu verhandeln; endlich einigten die Stände sich zwar über einen sogenannten kleinen Anschlag zur Reichshülfe, sie schrieben aber zur Ausführung ihres Beschlusses eine Auflage auf jede Feuerstätte aus, oder mit anderen Worten sie schoben der Feudalsitte gemäß

die Last von denen, welche sie tragen konnten, auf die Schultern der schon übermäßig Gedrückten. Vergebens forderte Maximilian zuletzt noch in einem Mandat oder Manifest das Reich auf, „solch' Übel, Schande und Laster, so der König von Frankreich an Östreich und gemeiner deutscher Nation begangen, zu strafen"; er erlangte weiter nichts, als daß die Mitglieder des schwäbischen Bundes ihm vierhundert Reiter und sechszehnhundert Mann zu Fuß zu stellen versprachen (März 1493). Es war daher ein Glück für ihn, daß König Karl von Frankreich mit ungeduldiger Sehnsucht den Augenblick herbeiwünschte, wo er seinen Zug nach Italien antreten könne, und daß im Mai 1493 die Bürger von Arras, der Hauptstadt des Landes Artois, eine Unvorsichtigkeit des französischen Generals Desquerdes benutzten, um ihre Stadt dem römischen Könige in die Hände zu spielen. Karl ließ, damit er bei seinem italiänischen Unternehmen keinen Krieg im Rücken habe, seinem Gegner Maximilian billige Bedingungen antragen, und auf diese hin kam dann am 23. Mai 1493 zu Senlis ein Frieden zu Stande. In demselben verpflichtete sich Karl, nicht nur Maximilian's Tochter Margaretha auf seine Kosten in die Niederlande zurückreisen zu lassen, sondern auch Artois und die Freigrafschaft mit Ausnahme der Städte Tournay, Mortagne und St. Amand, welche für immer, und der Städte Hesdin, Aire und Bethune, welche bis zur Großjährigkeit von Maximilian's Sohn Philipp bei Frankreich bleiben sollten, sowie außerdem noch Charolais und die Grafschaft Noyers zurückzugeben. Die damals vierzehn Jahre alte Prinzessin Margaretha, welche in Folge dieses Friedens zu ihrem Vater zurückkehrte, war später ebenso unglücklich als Gattin, wie vorher als Braut. Sie wurde vier Jahre nach ihrer Rückkehr aus Frankreich mit dem Erben von Castilien, Don Juan, und, als derselbe bald nachher starb, mit dem Herzog Philibert von Savoyen vermählt, verlor auch diesen zweiten Gemahl schon nach einer vierjährigen glücklichen Ehe, und ward so schon vor ihrem vierundzwanzigsten Jahre zum zweiten Male Wittwe. Nachher blieb sie unverheirathet. Sie machte sich später unter Karl V. als Statthalterin der Niederlande durch politische Klugheit und durch weise Leitung der inneren Staatsangelegenheiten berühmt.

Drei Monate nach dem Frieden von Senlis starb Kaiser Friedrich III. in seinem acht und siebenzigsten Lebensjahre (August 1493). Der alte Mann muß noch in einem so hohen Alter einen sehr gesunden Appetit gehabt haben; denn die Ursache seines Todes war eine Ruhrkrankheit, die er sich dadurch zuzog, daß er acht Melonen hintereinander aß. Sein Sohn Maximilian erschien, wie wir sehen werden, bald auch als Kaiser wieder gegen Karl VIII. von Frankreich im Felde, als dieser seinen lang ersehnten Kriegszug nach Italien angetreten hatte.

4. Verhältnisse, welche mit Karl's VIII. Zug nach Italien in unmittelbarer Beziehung stehen.

Karl VIII. von Frankreich war ein Mann, welcher beständig stolze Plane und poetische Träume von Fürstengröße hegte. Er trug sich immer mit Cäsar's Thaten, lebte in Gedanken mit Karl's des Großen Paladinen, und ergötzte seinen schwachen Verstand mit jenen fabelhaften Erzählungen von Alexander dem Großen, von Troja und vom König Arthur, welche von den Dichtern seiner Zeit auf eine ganz verschiedene Weise behandelt wurden. Auch sein Zug nach Italien war ein romantischer Einfall seines schwachen, aber von Großthaten schwärmerisch träumenden Geistes. Die Möglichkeit desselben erkaufte er auf Unkosten seines Volkes um einen sehr hohen Preis. Er zahlte nicht nur, wie wir gesehen haben, dem Könige von England eine ungeheuere Summe für den Frieden mit England, und gab an Maximilian beträchtliche Landstriche zurück, um vor einem Manne, von dem er gar nichts zu fürchten hatte, Ruhe zu haben, sondern er opferte auch sehr wichtige Erwerbungen seines Vaters dem Könige von Castilien und Aragonien gegen Versprechungen, welche nicht zu halten dieser im Voraus entschlossen war. Er schloß nämlich (Januar 1493) mit Ferdinand dem Katholischen einen Vertrag, vermöge dessen er die 1462 an seinen Vater verpfändeten Grafschaften Roussillon und Cerdagne (s. Th. X. S. 471) wieder herausgab, ohne die von Ludwig XI. dafür gezahlte Pfandsumme zurückzuerhalten oder irgend einen anderen Vortheil zu erlangen, als daß in den Vertrag das Versprechen

aufgenommen wurde, er und Ferdinand wollten einander gegen Jedermann, den Pabst ausgenommen, beistehen.

Karl wollte in Italien die ererbten Ansprüche seines Vaters auf entfernte Reiche mit den Waffen geltend machen. Diese bestanden nicht blos in den Rechten des älteren und jüngeren Hauses Anjou auf Neapel, sondern auch in den vom Ersteren erworbenen, aber ganz nichtigen Ansprüchen auf das lateinische Kaiserthum oder das Reich der Griechen (s. Th. VII. S. 327). Ludwig's XI. praktische, prosaische, allen romantischen Entwürfen abgeneigte Natur hatte nie daran gedacht, diese Ansprüche geltend zu machen und da Ehre zu suchen, wo kein Vortheil zu hoffen war; er hatte, als er durch das Testament Karl's von Maine Erbe des jüngeren Hauses Anjou ward, nur Maine, Anjou und die Provence in Besitz genommen, die Ansprüche auf Länder jenseit der Alpen aber ganz unbeachtet gelassen (s. Th. X. S. 309). Auch unter seiner Tochter, der Regentin, welche mit vollem Recht die Einverleibung der Bretagne jedem Länder-Erwerb im Monde vorzog, hatten jene Ansprüche geruht. Karl VIII. dagegen, der das Nützliche und Praktische dem Ritterlichen, Romantischen und Poetischen nachsetzte, suchte dieselben wieder hervor, und glaubte die wichtige Veränderung benutzen zu müssen, welche damals die Politik Italien's in Bezug auf Mailand und Neapel erlitten hatte.

Diese Veränderung ward durch den Tod zweier Männer, des im Juli 1492 gestorbenen Pabstes Innocenz VIII. und des im April desselben Jahres gestorbenen Leiters der florentinischen Angelegenheiten, Lorenzo des Prächtigen, herbeigeführt, weil die Nachfolger von Beiden nicht nur die Verbindung mit Ludwig Moro von Mailand aufgaben, sondern auch an Neapel sich anschlossen und dadurch die Eifersucht und Besorgniß des mailändischen Usurpators erweckten. Der neue Pabst, welcher den Namen Alexander VI. annahm, war der seitherige Kardinal Roderich Borgia, von Geburt ein Spanier aus Valencia. Er hat sich durch seine Gott und Menschen verhöhnenden Grundsätze, sowie durch seine unerhörten Ausschweifungen und durch die rücksichtslose Versorgung seiner vielen Söhne und Töchter, welche ihrerseits wieder Mordthaten, Raub, Wollust und Blutschande trieben, unsterblich gemacht. Wir haben über ihn und seine Schwelgereien und Fre-

velthaten, sowie über seinen Hof und seine Kinder fast ebenso viele und genaue Nachrichten, als über die Regentschaft Frankreich's im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts und über das Privatleben Ludwig's XV. in der Mitte desselben. Namentlich haben zwei Männer uns ganz trocken und kalt, als wenn Alles in der Ordnung wäre, die anstößigsten Dinge von Alexander VI. und seiner Umgebung berichtet, der Staatssekretär des römischen Senats und Volkes (senatus populique Romani) Stephan Infessura, und der Ceremonienmeister Alexander's, Johann Burkard, dessen geheimes Tagebuch erst in späterer Zeit bekannt geworden ist. Wir müssen freilich, obgleich unsere Zeit an Scandalen ihre Freude hat, in der Benutzung dieser reichen Quellen sehr behutsam sein; nichts desto weniger läßt sich aber unser Zweck, das Wesentliche, selbst wenn es Ärgerniß geben kann, nicht zu verschweigen, recht wohl mit der Pflicht vereinigen, nichts aufzunehmen, was keuschen Ohren wehe thun und reinen Seelen gefährlich werden könnte. Wir werden nämlich bei dieser Gelegenheit blos die Sitten der damals hochgebildeten und unermeßlich reichen geistlichen und weltlichen Aristokratie Italien's anschaulich zu machen suchen und deshalb nur solche Notizen mittheilen, aus welchen der Leser ersehen kann, daß Reichthum, Bildung und hohe Civilisation zu jeder Zeit ihre großen Gefahren für die Seele haben.

Alexander VI. war ein Sohn der Isabella Borgia, einer Schwester des Pabstes Calixtus III, der ihm die Kardinals-Würde verlieh (s. S. 13.), und unter dessen Herrschaft er schon als Kardinal Roderich Borgia eine sehr gehässige Rolle spielte. Die zuvor erwähnten ganz zuverlässigen Verfasser von Tagebüchern und auch andere Schriftsteller, welche der katholischen Kirche keineswegs abgeneigt sind, sagen geradezu, er sei der schlechteste von allen Kardinälen gewesen, dessen ungeachtet aber zum Pabste gewählt worden, weil er vermittelst seiner großen, unter Calixtus erworbenen Reichthümer, sowie durch das Versprechen von Grafschaften, Herrschaften und Würden die Stimmen erkauft habe. Er hatte viele Kinder, welche in Rom zum Theil schon längst bekannt waren, und diese versorgte er auf dieselbe Art, wie man Fürstenkinder zu versorgen pflegt. Zwar hatte auch Alexander's Vorgänger seinen Sohn, Franzeschino Cibo, sowie seine übrigen Anverwandten auf

jede Weise bereichert; allein Franzeschino veräußerte nachher doch alle auf Kosten der Kirche erlangten Besitzungen außer der Grafschaft Ferentillo wieder, und wenn dessenungeachtet das Haus Cibo später Massa und Carrara besaß, so hatte dies nur darin seinen Grund, daß Franzeschino beide Länder mit der Riccarda Malaspina erheirathete. Von Alexander's Kindern waren die berüchtigsten die vier, welche er mit der durch Schönheit, Keckheit und geniale Verachtung von Sitte und Religion ausgezeichneten Vannozia, der Gemahlin eines Römers, im Ehebruch erzeugt hatte, nämlich Cäsar Borgia, dessen teuflische Politik sogar von Machiavelli als Patriotismus gepriesen wird, Johann, dem der Vater das Herzogthum Gandia in Spanien verschaffte, Gottfried und endlich eine Tochter Lucrezia, die den keuschen Namen, den sie trug, durch den unkeuschen Wandel einer Semiramis oder Messalina entweihte. Gleich vom Beginn seiner Regierung an suchte Alexander die Güter der Kirche an seine Familie zu bringen. Zwei Kardinäle, Johann von Medicis und Julian von Rovere, von welchen der Eine nachher als Leo X., der Andere als Julius II. Pabst ward, schienen dieser Absicht hinderlich werden zu können; der Erstere war aber noch zu jung, um gefährlich zu sein, und der Zweite, welchen Alexander insgeheim aus dem Wege zu räumen suchte, floh nach Frankreich, als er sah, wie von den Kardinälen, welche Alexander bestochen hatte, einer nach dem Anderen durch die damals in Italien zur höchsten Vollendung gebrachte Giftmischerei aus der Welt geschafft wurde.

Die Verbindung des Pabstes Alexander VI. und des Sohnes von Lorenzo dem Prächtigen, Peter's von Medicis, mit dem Beherrscher des neapolitanischen Reiches wurde durch Ludwig Moro's Verfahren gegen seinen Neffen, den jungen Herzog von Mailand, veranlaßt. Ludwig Moro hielt nicht nur seinen Neffen, Johann Galeazzo, auch noch dann, als derselbe das zwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, von der ihm gebührenden Regierung entfernt, sondern er hatte auch alle Schätze des Hauses Sforza an sich gerissen, alle mailändischen Truppen in seine Pflicht genommen und alle Festungen des Herzogthums besetzt. Die Gemahlin des jungen Herzogs, eine Enkelin des neapolitanischen Königs, bestürmte daher ihren Großvater und Vater mit der dringenden Bitte, sie

und ihren Gemahl aus der Gefangenschaft, in welcher sie gewissermaßen lebten, zu befreien. Dieser verband sich deshalb, obgleich er anfangs Bedenken trug, den lange erhaltenen Frieden Italien's zu stören, mit Peter von Medicis, und ließ Ludwig Moro durch eine Gesandtschaft um die Befreiung Johann Galeazzo's bitten. Ludwig gab eine ausweichende Antwort; als er aber ganz zufällig erfuhr, daß Ferdinand und Peter von Medicis sich gegen ihn verbunden hätten, so schickte er Gesandte an König Karl VIII. von Frankreich, und ließ demselben bedeutende Summen anbieten, um ihn zu einem Zuge gegen Neapel zu bewegen. Der neue Pabst hob anfangs nicht, wie Peter von Medicis, die seitherige Verbindung mit Ludwig Moro auf. Im Gegentheil, er schloß sich, der Politik seiner Vorgänger gemäß, an Ludwig Moro an, und forderte sogar den König von Frankreich auf, die Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen. Als aber Ferdinand starb, ließ Alexander sich durch dessen Sohn und Nachfolger umstimmen, weil dieser ihm günstige Aussichten für seine Söhne eröffnete.

Ferdinand starb am 25. Januar 1494. Sein Nachfolger, Alphons II., besaß keine der guten Eigenschaften, welche in einem Lande, wo Milde Schwäche genannt wird, die militärische Tyrannei, Härte und Grausamkeit Ferdinand's hatten entschuldigen können. Ferdinand war wissenschaftlich gebildet gewesen, und hatte den Eifer seiner italiänischen Zeitgenossen für Wissenschaft und Kunst getheilt, einen Laurentius Valla und Antonius Panormita (s. Th. IX. S. 451 und 479) zugleich als Gelehrte und in Staatsgeschäften verwendet und einige Briefe und Reden geschrieben, welche später (1586) gedruckt worden sind und ihm einen ausgezeichneten Platz unter den Rednern und Gelehrten seiner Zeit sichern. Unter ihm wurden ferner die Wunden, welche der Bürgerkrieg und das mit ihnen verbundene Elend dem Lande geschlagen hatten, zum Theil geheilt, und die gepriesenen Zeiten seines Vaters Alphons kehrten zurück. Er gab außerdem seinen Söhnen mit Ausnahme des ältesten, welcher ein unwissender und roher Soldat ward, eine Erziehung, wie sie die Prinzen unserer Zeit leider! nicht erhalten: einer von Ferdinand's Söhnen, Friedrich, war nicht blos gelehrt, sondern auch sehr gebildet, und ein anderer, welchen Sixtus IV. zum Kardinal gemacht hatte, glänzte als Kardinal von Aragonien

unter den Schützern der Kunst. Auch die Finanzen Ferdinand's waren, freilich in Folge der Confiscationen, welche er über die reichsten Barone des Landes treulos verhängte, sehr blühend, und er verwendete die übel erworbenen Schätze zum Vortheile seines schönen Landes und zum Besten der Städte. Endlich konnte Ferdinand, weil er Geld hatte, auch ein Heer halten, während dies, wie die deutsche Geschichte am besten beweist, den wenigsten der damaligen, von Feudalständen umgebenen und sehr karg gehaltenen, Fürsten möglich war. Ob freilich dieser Vorzug, dessen Ferdinand sich erfreute, der Freiheit seiner Unterthanen vortheilhaft oder nachtheilig war, wollen wir hier nicht untersuchen. Übrigens waren die italiänischen Miethlinge, aus denen das neapolitanische Heer bestand, nachher den französischen Truppen Karl's VIII. nicht gewachsen, obgleich Ferdinand die berühmtesten Feldherren der nächsten zwanzig Jahre, einen Virginio, einen Jakob Trivulzio, einen Prosper und Fabricius Colonna, einen Grafen von Pitiglianio und Andere, deren wir später oft gedenken werden, in seine Dienste genommen hatte.

Bei Ferdinand's Tode stand Karl VIII., welcher 1493 noch in Frankreich zurückgehalten worden war, im Begriff, nach Italien zu ziehen, um die auf ihn übergegangenen Ansprüche des Hauses Anjou an Neapel geltend zu machen. Er wurde dazu sowohl von Ludwig Moro, als auch von Pabst Alexander VI. dringend aufgefordert. Der Letztere ließ sich freilich bald nachher von König Alphons II. auf den entgegengesetzten Weg bringen, weil Alphons ihm eine demüthigende Huldigung für Neapel leistete und den Kindern des Pabstes das gab, was ihr Vater verlangte *). Karl

*) Stephan Infessura berichtet ganz ruhig und trocken in Einem Athem, wie Alexander VI. zuerst den Kaiser Maximilian zur Vertreibung des Königs Ferdinand aufgefordert und den französischen König zur Geltendmachung seiner Ansprüche an Neapel ermuntert und gleich darauf wieder Alles aufgeboten habe, um Beide von einem Zuge gegen Neapel abzuhalten. E lo papa con Alphonso fisse patte e parentele id est che un figliuolo suo bastardo diede per marito alla figlia del detto duca di Calabria. E lo papa li promise di coronarlo nel detto reame, e assettate, che furono intra loro le cose lo papa mando a dire al re di Francia, che non venisse, perche in Roma era grande peste, e che dubitava dello stato suo. Item, che in Roma era grande fame.

schickte daher auch, sobald Alexander und Alphons sich befreundet hatten, eine Gesandtschaft an die Venetianer, um sich der Unterstützung derselben zu versichern.

Was die unmittelbaren Veranlassungen zu Karl's Zug nach Italien betrifft, so findet sich in dem gleichzeitigen Berichte seines Leibarztes Alexander Benedict die Behauptung, daß besonders Ludwig Moro, Herkules I. von Ferrara, der Kardinal Julian von Rovere und die eine der beiden Parteien, welche in Genua um die Herrschaft stritten, Karl's abenteuerliche Eroberungssucht genährt hätten. Philipp von Comines führt jedoch noch andere Dinge an, die den König nach Italien lockten, und unter ihnen ganz besonders die demselben eingeflößte Hoffnung, daß Alphons II. im entscheidenden Augenblicke von den Neapolitanern werde aufgegeben werden. Diese Hoffnung beruhte darauf, daß die Söhne des Fürsten von Bisignano und der Fürst von Salerno, Anton von Sanseverino, die sich einst bei der blutigen Verfolgung des neapolitanischen Adels durch Ferdinand und Alphons gerettet hatten (s. S. 58), mit den Reichsbaronen von Neapel eine enge Verbindung unterhielten. Sie waren verkleidet nach Venedig gelangt, und hatten sich dann auf den Rath des venetianischen Senats zum König Karl von Frankreich begeben. Am Hofe des Letzteren lebten damals zwei Männer von geringer Herkunft, welche vor allen Anderen Einfluß auf den König übten und sich durch einen förmlichen, eidlich beschwornen Bund gegen einander verpflichtet hatten, sich wechselseitig beim König zu unterstützen und den Einfluß auf ihn zu theilen. Der Eine dieser Männer war Stephan de Vesc, ursprünglich Kammerdiener des Königs, nachher aber Seneschall von Beaucaire und Herr von Grimaut, der andere Wilhelm von Brissonet, einer von den sechs Ober-Finanzverwaltern Ludwig's XI., welcher nach dem Tode seiner Gattin Bischof von St. Malo und Finanzminister (chef et surintendant des finances) geworden war. An Beide schlossen jene neapolitanischen Flüchtlinge sich enge an, um durch sie den König auf eine glänzende Gesandtschaft Ludwig Moro's und des Pabstes Alexander, welcher damals noch nicht mit dem Könige von Neapel befreundet war, vorzubereiten; und so gelang es leicht, den französischen König trotz des Widerspruches aller seiner Räthe dahin zu bringen, daß er einen Vertrag mit Ludwig

Moro schloß, in welchem er sich zu einem Kriegszuge gegen Neapel verpflichtete. Die Sache wurde jedoch ganz geheim gehalten; öffentlich ward nur beschlossen, an alle italiänischen Höfe Gesandte zu schicken, um genaue Erkundigung über die Lage der Dinge einzuziehen. In jenem Vertrage versprach Karl dem Ludwig Moro, daß er selbst an der Spitze einer sehr ansehnlichen Kriegsmacht nach Italien ziehen, das Königreich Neapel erobern und dann dem Beherrscher von Mailand das Fürstenthum Tarent abtreten wolle; Ludwig Moro dagegen verpflichtete sich, dem Könige zu seinem Zuge zweimalhunderttausend Dukaten zu leihen, dem französischen Heere freien Durchzug durch das Herzogthum Mailand zu gewähren, fünfhundert Reisige (gens d'armes) zu demselben stoßen zu lassen und endlich zu gestatten, daß Karl im Hafen von Genua so viele Galeeren, als er nöthig habe, ausrüste.

Ehe noch Karl sein Heer über die Alpen führte, verschaffte sich Ludwig Moro vom deutschen Kaiser Maximilian auf ähnliche Weise einen Rechtstitel an das Herzogthum Mailand, wie einst ein Visconti von Kaiser Wenzel die Würde eines Reichsfürsten erlangt hatte (s. Th. VIII. S. 552). Er bewog nämlich durch viermalhunderttausend Dukaten und durch eine Mitgift von Edelsteinen, welche einen Werth von vierzigtausend Dukaten hatten, den armen, mit Schulden beladenen Kaiser Maximilian, sich am 16. März 1494 zu Innsbruck mit Blanca Maria, einer Schwester des unglücklichen Neffen Ludwig Moro's, zu vermählen. Diese Heirath wurde von der ahnenstolzen Zeit getadelt und geschmäht, weil man unzufrieden war, daß der Kaiser um des Geldes willen die Enkelin eines Bauern zur Gemahlin nahm; die Sache hatte aber noch eine andere Seite, welche weit schimpflicher für Maximilian war. Der Kaiser hatte sich nämlich, was erst später bekannt ward, gegen Ludwig Moro verbindlich gemacht, denselben nach der Auszahlung des letzten Termins jener Summe mit dem Herzogthum seines Neffen zu belehnen, indem Mailand ein erledigtes, dem Kaiser anheimgefallenes Reichslehen sei, weil die drei letzten Herzöge keine Belehnung nachgesucht oder erhalten hätten.

Der König von Frankreich hatte damals seine Absichten auf Neapel theils durch die von ihm nach Florenz und Venedig geschickten Gesandten, theils durch die Anwerbung von Söldnern und

von sechstausend Schweizern, welche allein es mit zwanzigtausend Mann italiänischer Miethtruppen aufnehmen konnten, hinreichend kund gegeben. Alphons von Neapel und Pabst Alexander sahen sich daher ebenso, wie Ludwig Moro es gethan hatte, nach auswärtiger Hülfe um. Sie suchten und fanden dieselbe bei dem türkischen Sultan. Dieser Schritt war in jener Zeit bei christlichen Fürsten ebenso unerhört und schimpflich, als wenn man, was damals oft geschah, einem Privatmanne nachsagte, er habe mit dem Teufel einen Bund geschlossen. Der Pabst handelte dabei gegen einen Prinzen, der sich seinem Schutze anvertraut hatte, noch weit unverantwortlicher, als Maximilian gegen den unglücklichen Herzog von Mailand; denn der Letztere versprach doch nur, ein Verbrechen, welches begangen werden sollte, nicht zu hindern, der Pabst dagegen versprach, es selbst begehen zu lassen.

5. Karl's VIII. Zug nach Italien.

Die Verbindung zwischen dem ärgsten Feinde des christlichen Glaubens und dem sichtbaren Oberhaupte der ganzen christlichen Glaubensgemeinde wurde dadurch erleichtert, daß ein türkischer Thron-Prätendent, der schon seit 1481 ein Schrecken des Sultans gewesen war, sich in der Gewalt des Pabstes befand. Kaiser Mohammed II. war nämlich am 3. Mai 1481, gleich nach seinem vergeblichen Angriff auf Rhodus, gestorben, und hatte zwei Söhne, Bajesid II. und Dschem (in Europa Zizim genannt), hinterlassen, von welchen der Erstere in Amasia, der Andere in Karaman Statthalter war. Ein Recht der Erstgeburt kennt der Orient nicht; auch hatte Mohammed nicht dafür gesorgt, daß ein von ihm gegebenes grausames Gesetz, nach welchem beim Tode eines Sultans alle Brüder des ältesten Prinzen hingerichtet werden sollten, hätte ausgeführt werden können, weil Dschem als Statthalter einer Provinz auch das Commando eines Heeres hatte. Es kam also darauf an, wer von den beiden Brüdern sich der Regierung bemächtigen könne. Der Großwesier, welcher Dschem's Schwäche kannte und ihn zu beherrschen hoffte, erklärte sich zwar öffentlich für Bajesid, begünstigte aber insgeheim dessen Bruder Dschem. Er wurde jedoch in dem Tumult der Janitscharen, welcher bei

Mohammed's Tode wie bei jedem Regierungswechsel ausbrach, erschlagen und Bajesid vom Heere als Kaiser ausgerufen. Der hierauf zwischen den Brüdern entstehende Bürgerkrieg konnte, da die Macht und die militärischen Eigenschaften Beider zu verschieden waren, nicht von langer Dauer sein. Bajesid II. siegte entscheidend, und sein Bruder mußte sich fliehend nach Egypten retten.

Mit dieser Flucht Dschem's beginnt der traurige Roman seines Lebens. Dschem ward auf der ganzen Reise durch Syrien und Palästina als kaiserlicher Prinz mit ausgezeichneten Ehrenbezeugungen aufgenommen, erhielt von den Mamlukken, welche in Egypten herrschten, als Sohn des größten mohammedanischen Fürsten, zugleich mit seiner ganzen Begleitung standesmäßige Wohnung, Bewirthung und Pflege aller Art, machte die Pilgerfahrt nach Mekka und Jerusalem, und wurde nach acht Monaten von vielen unzufriedenen Großen eingeladen, den Krieg mit seinem Bruder aufs neue zu beginnen. Er folgte diesem Rufe, sammelte in Aleppo, wo er am 6. Mai 1482 eintraf, ein Heer, rückte mit demselben in Kleinasien ein, und kam bis in die Gegend von Angora, erkannte aber, sobald einer der Herren, von denen er gerufen worden war, eine Niederlage erlitten hatte, schon am 8. Juni 1482, daß ihm nichts übrig bleibe, als entweder eine leidliche Übereinkunft mit seinem Bruder oder die Flucht ins Ausland. Die Anerbietungen seines Bruders waren nicht von der Art, daß er sie annehmen konnte; er floh also zu den Feinden desselben, und zwar zunächst nach Rhodus.

Hier ward er von den Rhodiser Rittern mit allen Ehren und mit besonderen Feierlichkeiten empfangen; als aber der Sultan dem Orden die glänzendsten Anerbietungen machte, wenn derselbe ihm seinen Bruder auslieferte, hielt man nicht für rathsam, den Prinzen länger in Rhodus verweilen zu lassen. Der Orden faßte, um die Pflicht gegen einen Schützling mit der Rücksicht auf einen mächtigen Nachbar zu verbinden, den Beschluß, daß Dschem aus der Nähe des Sultans entfernt und nach einer französischen Komthurei des Ordens in Sicherheit gebracht werden solle. Die Ritter zeigten übrigens bei dieser Gelegenheit, daß die Großmuth der streitenden hochadeligen Ordensleute nicht größer sei, als die der betenden und büßenden bürgerlichen. Dschem mußte sich nämlich in einem Document,

welches er dem Großmeister des Ordens zustellte, verbindlich machen, alle ihm erwiesene Freundschaft und Gunst sehr theuer zu bezahlen, sobald es ihm gelinge, sich des türkischen Thrones zu bemächtigen. Er versprach, als Beherrscher der Osmanen alle Häfen seines Reiches den Flotten des Ordens öffnen zu lassen, jedes Jahr dreihundert Christensklaven ohne Lösegeld frei zu geben und dem Orden hundertundfünfzigtausend Gulden als Ersatz für die Kosten seines Aufenthaltes in Rhodus zu zahlen. Noch weit schimpflicher war jedoch ein anderer Vertrag, den der Orden fast zu gleicher Zeit mit Bajesid II. abschloß, und in welchem er sich verpflichtete, seinen Schützling auch jenseit des Meeres in einer Art von freier Haft zu halten. Der Orden hatte nämlich Gesandte nach Constantinopel geschickt, in deren Begleitung dann ein Bevollmächtigter des Sultans nach Rhodus kam, und dieser schloß mit dem Großmeister der Rhodiser Ritter einen ganz geheim zu haltenden Vertrag, in welchem der Letztere versprach, den Prinzen Dschem auch noch in Frankreich im Gewahrsam des Ordens zu halten, der Sultan aber sich dafür zu einer jährlichen Zahlung von fünfundvierzigtausend Dukaten verpflichtete.

Am 16. Oktober landete Dschem mit seinem Gefolge im Hafen von Nizza. Schon hier, noch mehr aber in Roussillon, wo eine Komthurei des Rhodiser Ordens war, empfand Dschem, daß er bei aller scheinbaren Freiheit, deren er genoß, doch eigentlich ein Gefangener der Ritter sei. Er ward auf der Reise nach Roussillon von einer Anzahl Ritter begleitet und auf Burgen, welche denselben gehörten, in Gewahrsam gehalten, sein ganzes Gefolge aber hatte man schon unterwegs mit Gewalt von ihm getrennt. Bajesid II. war mit der Art, wie die Ritter seinen Bruder gleich einem Gefangenen hielten und beobachteten, so zufrieden, daß er ihnen dafür die rechte Hand des heiligen Johannes des Täufers schenkte, welche in Rhodus als eine Reliquie erster Klasse mit geistlichem und weltlichem Gepränge empfangen wurde. Der Großmeister d'Aubüsson scheint nach den genauen Nachrichten, welche Hammer im zweiten Theile seiner osmanischen Geschichte über die Schicksale und Abenteuer des unglücklichen Dschem gibt, als Kerkermeister des Prinzen mehrere Jahre hindurch mit der Bewachung desselben schändlich getrödelt zu haben. Der Sultan traute zuletzt den Rittern nicht mehr, und suchte den

König von Frankreich dahin zu bringen, daß derselbe den Flüchtling, den die Ritter in einem zu diesem Zwecke erbauten sehr festen Thurme bewahrten, dem Großmeister entziehe und an ihn ausliefere. Er schickte deshalb Gesandte nach Frankreich. Allein die Auslieferung Dschem's ließ sich mit Karl's VIII. Planen gegen Constantinopel nicht wohl vereinigen, und die Reliquien, welche Bajesid dafür anbot, waren sehr im Werthe gesunken, weil die Griechen in den letzten Jahren die Leichtgläubigkeit der Lateiner gar zu arg misbraucht hatten. Die türkischen Gesandten erreichten also ihren Zweck nicht. Dagegen hatte sich Pabst Innocenz VIII. erboten, den Prinzen nach Rom zu nehmen. Dies paßte zu Karl's Planen sehr gut, und der Großmeister, welcher von Beiden abhängig war, mußte einwilligen, daß Dschem nach Rom gebracht wurde.

Der Pabst gewährte dem Orden zum Ersatz für die fünfundvierzigtausend Dukaten, die er jährlich vom Sultan erhalten hatte, viele neue Freiheiten und Begünstigungen, und ertheilte dem Großmeister d'Aubüsson den Kardinals-Hut. Dschem, welcher vor seinem Einzuge in Rom (14. März 1489) bei des Pabstes Sohn Franzeschino Cibo eingekehrt war, lebte im Vatican freier und besser, als vorher in d'Aubüsson's Thurm. Er wurde zwar drei Jahre nachher, als Innocenz starb, in die Engelsburg gebracht, kam aber, sobald Alexander VI. gewählt worden war, in den Vatican zurück. Alexander VI., welchem Alles feil war, handelte auch über das Leben des ihm anvertrauten Verfolgten mit dem Verfolger desselben. Er trat nicht blos mit Bajesid II. in Verbindung, sondern schickte auch, was bisher noch kein Pabst gethan hatte und nicht thun durfte, Gesandte nach Constantinopel. Er erbot sich nämlich, für eine von dem Sultan jährlich zu entrichtende Summe von vierzigtausend Dukaten den Bruder desselben in Gewahrsam zu halten, für die einmalige Zahlung von dreimalhunderttausend Dukaten aber ihn aus dem Wege zu räumen. Wir würden, wenn nicht die von Belin 1759 zu Besançon aufgefundene und dem französischen Staatssekretär eingesendete Correspondenz Alexander's mit Bajesid II. uns den urkundlichen Beweis lieferte, nicht wagen, mit Roscoe im Leben Leo's X. zu berichten, daß es einen Pabst geben konnte, der dem türkischen Kaiser anbieten durfte, ihm für Geld behülflich zu sein, daß sein Bruder aus der Welt geschafft werde. Die Unterhandlung zwischen dem

Pabſte und dem Sultan war noch im Gange, als Karl VIII. in Rom eintraf. —

Karl's Zug nach Italien ward von allen verſtändigen Männern abgerathen. Philipp von Comines, welcher damals wieder in diplomatiſchen Geſchäften gebraucht wurde und dem Könige in Italien ſehr nützlich war, geſteht ein, daß Karl niemand befragt habe *). Auch war über das Unternehmen noch kein förmlicher Beſchluß gefaßt, als Karl ſchon ein Heer geworben, achttauſend Schweizer in Dienſt genommen und die Ritterſchaft zu einem glänzenden Turnier nach Lyon entboten hatte. Comines berichtet auch, daß lange Zeit hindurch bald Befehl, bald Gegenbefehl gegeben worden ſei, bis endlich am 23. Auguſt 1494 plötzlich der Marſch angetreten ward.

Die Verwaltung des Reiches überließ der König bei ſeinem Abmarſch dem Herzoge von Bourbon und der Gemahlin desſelben, ſeiner Schweſter, welche während ſeiner Minderjährigkeit die Regierung geführt hatte. Den Herzog von Orleans ſchickte er nach Marſeille und von dort nach Genua, um eine Flotte zu ſammeln, welche die Neapolitaner zur See ſchrecken ſollte. An Truppen fehlte es dem Könige nicht; denn es heißt, daß ſein dreißigtauſend Mann ſtarkes Heer ſchon in Toscana auf ſechszigtauſend Mann angewachſen ſei. Dagegen litt er aber, ſchon ehe das Heer nur ausmarſchirt war, an Geldmangel. Um nur den Marſch antreten zu können, mußte Karl von der Bank der Soli in Genua hunderttauſend Dukaten leihen und für dieſe Summe einen Zins von vierzehntauſend Dukaten in vier Monaten verſprechen; nachher nahm er noch fünfzigtauſend Dukaten bei einem Mailänder Bankier auf. Die letztere Summe erhielt er nur durch Ludwig Moro's Vermittlung und unter der Bürgſchaft verſchiedener Herren, zu welchen auch Philipp von Comines gehörte **). Dieſe geborgten Summen reichten jedoch nicht weit; denn ſchon in Turin war Karl ſo ſehr von Geld entblößt, daß er ſich von der Herzogin von Savoyen ihr Geſchmeide erbat, um auf dasſelbe

*) Tout homme sage et raisonnable blasmoit l'allée de par de là par plusieurs raisons et par éstre là sur les champs au mois d'Aoust sans argent et sans autres choses nécessaires.

**) Et y fut pour ma part pour six mille ducats.

zwölftauſend Dukaten zu leihen *). Gleich darauf, als er mit der jungen Markgräfin von Montferrat, einer Tochter des Fürſten von Servien, zuſammentraf, verſetzte er auch den Schmuck dieſer Fürſtin für zwölftauſend Dukaten.

In Pavia, wo Karl den unglücklichen Johann Galeazzo Sforza ſehr krank (wahrſcheinlich in Folge von langſam wirkendem Gifte) und nebſt ſeiner Gemahlin und ſeinen Kindern in der Burg gefangen antraf, kam Ludwig Moro zu ihm. Die wenigen freundlichen Worte, welche der König dort zu dem unglücklichen Neffen Ludwig's ſprach, weckten Beſorgniß und Verdacht in der Bruſt des gräßlichen Oheims. Als nun gar Johann Galeazzo's Gemahlin, die Tochter des Königs Alphons II. von Neapel, weinend und mit fliegendem Haare zu Karl's Füßen ſtürzte und um Frieden für ihren Vater, um Schutz für ihren Gemahl und für ihren unmündigen Sohn bat, ward Karl's Beſuch in Pavia ein Todesurtheil für Johann Galeazzo. In Piacenza, wo Karl am 22. Oktober ankam, erhielt er die Nachricht von Johann Galeazzo's Tode, welchen höchſt wahrſcheinlich Ludwig durch eine neue Doſis Gift beſchleunigt hatte. Wir wagen in dieſem Falle mit einiger Beſtimmtheit von Vergiftung zu reden, weil hierin alle Schriftſteller übereinſtimmen, und weil die Giftmiſcherei damals ſo allgemein und ſo wiſſenſchaftlich in Italien betrieben ward, daß niemand, deſſen Tod irgend einem ſchlechten Menſchen nützen konnte, ſeines Lebens recht ſicher war. Ludwig Moro, welcher ſchon im März des Jahres 1494 durch den oben erwähnten Vertrag mit Kaiſer Maximilian die Einleitung zur Benutzung des Mordes ſeines Neffen getroffen hatte, verſammelte in Mailand ſogleich eine Anzahl Herren, führte Gründe an, warum jetzt unmöglich ein Kind den Titel Herzog von Mailand erhalten könne, und ließ ſich dann ſelbſt zum Herzog krönen. Die Wittwe des Ermordeten und ſein junger Sohn Franz blieben in der Burg von Pavia gefangen. Leider iſt ein von Kaiſer Maximilian zu Antwerpen ausgeſtelltes Diplom vorhanden, in welchem das Herzogthum Mailand als erledigtes Reichslehen an Ludwig verliehen wird; doch ward daſſelbe erſt dann ausgeſtellt, als Ludwig längſt im Beſitze war.

*) Il emprunta les bagues de Madame de Savoye, fille du feu marquis de Montferrat et veufve du duc Charles de Savoye, et les mit en gage pour douze mille ducats.

Widerstand fand Karl eigentlich nirgends, obgleich Alphons II. seinen Sohn Ferdinand mit einem Heere in den Kirchenstaat und seinen Bruder Friedrich mit einer Flotte an die ligurische und toscanische Küste geschickt hatte. Beide kamen zurück, ohne auch nur einen Versuch gemacht zu haben, die Franzosen aufzuhalten, obgleich die drei Generale, welche einzelne Abtheilungen von Ferdinand's Heer commandirten, in den folgenden Kriegen als Feldherren den größten Ruhm erlangt haben. Die Franzosen und die unter Karl dienenden Schweizer waren den elenden italiänischen Heeren, welche ihnen gegenüber standen, im Felde weit überlegen. Sie übten aber so schauderhafte Gewaltthätigkeiten und Grausamkeiten, daß Karl's Zug einem Einfalle der Mongolen glich, weil oft die ganze Bevölkerung einzelner Orte niedergemetzelt ward.

In Piacenza war man einige Zeit ungewiß, ob man nicht in den Pässen, welche nach Toscana führten, Widerstand finden werde und also eine andere Richtung einschlagen müsse. Man erfuhr jedoch bald, daß Peter von Medicis mit den Florentinern, deren Republik er regierte, nicht einig sei, und daß deshalb eine lange Vertheidigung der befestigten Orte im Gebirge nicht zu befürchten wäre. Der von den Franzosen eingeschlagene Weg wäre leicht zu sperren gewesen; denn er führte durch die sogenannte Lunigiana, ein kaum zwei Stunden breites Meerufer, an welchem das Heer durch die Burg Sarzana und die Citadelle von Sarzanello, sowie nachher durch das befestigte Pietra Santa leicht so lange hätte aufgehalten werden können, bis Mangel an Geld und an Vorräthen es zur Rückkehr genöthigt hätte. Dies geschah jedoch nicht, weil Peter von Medicis, von einer Revolution in Florenz bedroht, beim Könige im Lager erschien und ihm die genannten festen Plätze übergeben ließ. Nachher wurden den Franzosen sogar auch noch Livorno und Pisa eingeräumt. Dies schien den Florentinern, welche seit 1406 Pisa unter ihrer Herrschaft gehabt hatten, ein großes Staatsverbrechen zu sein, weil Peter als Haupt der nach Sarzana abgeordneten florentinischen Gesandtschaft sich, nach dem Zeugnisse aller Schriftsteller, nicht blos ungeschickt, sondern auch treulos benommen hatte. Sobald derselbe daher nach Florenz zurückgekehrt war, wurde er zuerst aus dem Regierungs-Collegium der von ihm und seiner Partei bis dahin unbedingt beherrschten Stadt

ausgeschlossen, und dann rief man nach alter Sitte das Volk zur Freiheit auf. Peter war dem Sturme nicht gewachsen und entfloh, begleitet von seinen Brüdern, dem Kardinal Johann von Medicis und dem jüngeren Julian, aus der Stadt. Er wurde hierauf in Florenz für einen Verräther des Vaterlandes erklärt, und begab sich zuerst zu Johann Bentivoglio nach Bologna und, als er hier nicht aufgenommen wurde, nach Venedig. An die Spitze des empörten florentinischen Volkes stellte sich Hieronymus Savonarola, der berühmteste Prediger und Prophet Italien's, dessen klassische Gelehrsamkeit und Beredsamkeit ihm ein ebenso großes Ansehen unter den Gelehrten verschafften, als sein strenges Leben und seine Bußpredigten ihm schon seit vielen Jahren unter dem Volke erworben hatten (s. Th. IX. S. 464 ff.). Gleichwohl konnte Savonarola, weil er eine ähnliche Lehre über Staat und Kirche predigte, wie die ersten Wiedertäufer und die Urheber des Bauernkrieges in Deutschland, nicht verhindern, daß der Pöbel zu Florenz eine vandalische Zerstörung an den Palästen, Kunstschätzen, Alterthümern und Sammlungen der Medicis übte. Comines gibt nur den Geldverlust an, welchen Peter von Medicis dadurch erlitt; dieser war aber das Geringste *).

König Karl nahm seinen Weg nach Florenz über Pisa, und gab dieser Stadt ihre Unabhängigkeit wieder. In Florenz, wo er vom 17. bis zum 28. November 1494 verweilte, bestand er anfangs darauf, daß man die Medicis, d. h. Peter und seine Brüder, zurückrufe; dies ward jedoch von der neuen Regierung standhaft verweigert. Es gab darüber sogar einen sehr ernsten Auftritt zwischen dem Könige und den florentinischen Bevollmächtigten, welchen die Franzosen selbst uns berichten, den wir aber nicht für glaubhaft halten würden, wenn nicht die französischen Nachrichten mit der Erzählung des Florentiners Guicciardini wörtlich übereinstimmten. Guicciardini berichtet, bei den in Gegenwart Karl's vorgenommenen Friedensverhandlungen habe der Secretär des Königs sehr harte Bedingungen vorgelesen, und darüber sei Peter Capponi so heftig erbittert worden, daß er den Entwurf des abzuschließenden Vertrages dem Secretär aus der Hand genommen und vor den Augen

*) Ce qu'il perdit ce jour en la cité, valoit cent mille escus et plus

des Königs zerriſſen habe. „Wenn's ſo gehen ſoll", habe er ausgerufen, „ſo mögt ihr euere Soldaten zum Kampfe rufen, wir laſſen Sturm läuten!" *) Was übrigens auch von Peter Capponi, welcher einige Monate vorher Geſandter in Frankreich geweſen war, geſagt worden ſein mag, ausgemacht iſt, daß der König ſehr billige Bedingungen gewährte. Karl nahm nicht nur die Republik Florenz auf ewige Zeiten in den Schutz der franzöſiſchen Krone, ſondern er verſprach auch die Zurückgabe von Livorno und Piſa, ſobald er den Zug nach Neapel vollendet haben werde, ſpäteſtens aber innerhalb zweier Jahre. Ferner geſtand er zu, daß es mit Pietra Santa, Sarzana und Sarzanello auf ähnliche Weiſe gehalten werden ſollte. Die Regierung, die Gerichtsbarkeit und die Abgaben-Erhebung in den beſetzten Plätzen ſollten den Florentinern bleiben, welche aber ihrerſeits an Piſa den Abfall nicht rächen dürften. Außerdem ſollten zwei Bevollmächtigte des Königs ſo lange, als der Zug dauere, in Florenz bleiben, und ohne deren Zuſtimmung nichts vorgenommen, ſowie kein Generalbefehlshaber gewählt werden. Endlich ward noch, was neben dieſen und anderen, den Umſtänden nach für Karl ganz unbedenklichen Punkten die Hauptſache war, dem dringenden Geldmangel des Königs abgeholfen, indem die Florentiner ſich verpflichteten, innerhalb vierzehn Tagen fünfzigtauſend Dukaten, dann bis zum März 1495 noch weitere vierzigtauſend und nachher bis zum Juni noch dreißigtauſend zu zahlen. In Betreff der Medicis wurde ausgemacht, daß die gegen Peter und ſeine Brüder ausgeſprochene Verbannung und Güter-Einziehung aufgehoben werden ſollte, daß aber jene Drei ſich hundert Miglien von den Grenzen der Florentiner entfernt halten müßten.

Im Anfange des Januar 1495 war Karl in Rom, aus welcher Stadt die neapolitaniſchen Truppen ſich bereits zurückgezogen hatten. Der Pabſt unterhandelte von der Engelsburg aus mit dem franzöſiſchen Könige. Schon am 11. Januar waren Beide über einen Vertrag einig; denn der König hatte Eile und der Pabſt mußte fürchten, daß Karl dem Kardinal Julian von Rovere, der mit ihm aus Frankreich zurückgekehrt war, Gehör geben und ihn ſelbſt ab-

*) Poi che si domandano cose si disoneste, voi sonerete le vostre trombe e noi soneremo le nostre campane!

ſetzen laſſen werde. Der Pabſt verſprach, Karl als König von Neapel anzuerkennen und den franzöſiſchen Biſchof Briſſonet zum Kardinal zu machen. Auch wollte er den türkiſchen Prinzen Dſchem auf einige Zeit in die Hände des Königs geben, weil dieſer weit ausſehende Plane auf das türkiſche Reich hatte. Als Unterpfänder überließ er dem Könige Terracina, Civita Vecchia und Viterbo, und außerdem ſollte ihn der Sohn des Pabſtes, der Kardinal Cäſar Borgia, gewiſſermaßen als Geißel nach Neapel begleiten. Mit Dſchem unterhielt ſich Karl am 16. Januar in Gegenwart des Pabſtes ſehr freundlich, und Dſchem genoß einen Monat lang in Karl's Umgebung der Freiheit und fürſtlicher Ehren. Schon vier Wochen nach Karl's Abzug aus Rom (23. Februar) ſtarb jedoch der unglückliche Prinz, und da der Pabſt Alexander und ſein Sohn Cäſar jedes Verbrechens für fähig gehalten wurden, ſo glaubte man allgemein, daß Alexander in Erwartung einer vom Sultan Bajeſid II. verſprochenen Geldſumme ihn habe vergiften laſſen.

Karl verließ Rom ſchon am 23. Januar 1495 wieder. An demſelben Tage legte der König von Neapel, Alphons II., der ſich zugleich von dem franzöſiſchen Heere und von einem Aufſtande im Inneren bedroht ſah, mit Einwilligung ſeines Bruders Friedrich die Krone nieder, und ließ ſeinen damals vierundzwanzig Jahre alten Sohn, Ferdinand II., zum Könige ausrufen. Der rohe und grauſame Tyrann ward von einem ſolchen paniſchen Schrecken oder nach der gewöhnlichen Schilderung desſelben von einem ſolchen Wahnſinn ergriffen, daß er nicht in dem Reiche zu bleiben wagte, ſondern, ohne ſeinem Sohne oder ſeinem Bruder Nachricht davon zu geben, wie von böſen Geiſtern oder von Geſpenſtern verfolgt, in Begleitung ſeiner Stiefmutter, der Schweſter Ferdinand's des Katholiſchen, welchem damals Sicilien gehörte, mit vier Galeeren nach dieſer Inſel floh *). Er ſtarb bald nachher (November 1495) zu Meſſina in einem Kloſter an der allerſchmerzlichſten Art von Ausſatz.

---

*) Les uns disoient, ſagt Comines, qu'il alloit au Turc; autres disoient, que c'estoit pour donner faveur à son fils, qui n'estoit point hay au royaume; mais mon avis fut toujours, que ce fut par vraye lascheté, car jamais homme cruel ne fut hardy.

Sein Sohn und Nachfolger, Ferdinand II., war, wie es schien, den Neapolitanern keineswegs verhaßt; gleichwohl erkannte derselbe, als er bei San Germano und bei Capua die Franzosen aufhalten wollte, daß er seine Neapolitaner niemals dahin bringen werde, einen Widerstand auch nur zu versuchen. Die Franzosen konnten daher auch mit Recht prahlen, daß sie von Vienne bis nach Neapel mit hölzernen Sporen geritten seien, und daß sie Fouriere mit Kreide in der Hand vorausgeschickt hätten, um ihre Quartiere in den Städten zu bezeichnen. Ferdinand II. sah sich sogar in seiner eigenen Residenz verlassen, und floh mit seinem Oheim Friedrich und seiner kleinen Tochter zu Schiffe auf die Insel Ischia. Das ganze Reich Neapel bis zu den äußersten Küsten desselben kam schnell in die Gewalt der Franzosen, denen alle Festungen und Städte ohne Widerstand übergeben wurden, und die Herren und Barone des Landes, sogar die nächsten Anverwandten des Marquis von Pescara, welchen Friedrich im Castel nuovo zurückgelassen hatte, erschienen in Neapel, um dem König Karl zu huldigen. Auch Ferdinand flüchtete sich deshalb schon im März 1495 von Ischia nach Sicilien, nachdem er den Oberbefehl auf jener Insel dem Inigo von Avalos, einem Bruder des Marquis von Pescara, übertragen hatte. Karl eilte hierauf, alle Stellen und Güter der Neapolitaner an Franzosen und an die ihn begleitenden Generale zu vertheilen. Er gab unter Anderen die sehr großen Besitzungen des Grafen von Acri und des Marquis von Squilace dem Schotten Eberhard Stuart, der in Frankreich Herr von Aubigny hieß, weshalb auch jene beiden Herren nach Sicilien sich flüchteten.

Ganz Europa staunte über die unerhört schnelle Besetzung des ganzen Landes Italien von Asti an bis nach Otranto, Messina und Bari hin; alle Welt war aber noch mehr überrascht, als die Eroberungen der Franzosen schon in demselben Jahre, in welchem sie gemacht worden waren, ebenso schnell wieder verloren gingen. Karl und die französischen Herren seines Gefolges beschäftigten sich nämlich in Neapel nur mit Festen und Zerstreuungen, mit Rauben und Geld-Eintreiben, beleidigten durch ihren unerträglichen Stolz und ihre Leichtfertigkeit die neapolitanischen Barone, und verleideten dem leichtsinnigen Volke des Landes sehr bald die tolle Gunst, mit der es sich ihnen überall in die Arme geworfen hatte. Während

ſie aber auf dieſe Weiſe unbedachtſam und ſorglos die Herren ſpielten, ſtifteten Ludwig Moro und die Venetianer mit dem Pabſte, dem Kaiſer Maximilian und den Reichen Aragonien und Caſtilien einen furchtbaren Bund gegen Frankreich, und ſobald dieſer Bund, von welchem der damalige Geſandte Karl's in Venedig, Philipp von Comines, ſchon lange vor ſeinem Abſchluß Meldung gemacht hatte, zu Stande gebracht war, mußte Karl an die Rückkehr denken; denn er war ſonſt in Gefahr, mit ſeinem Heere von Ludwig Moro, von den Venetianern und vom Kaiſer ganz eingeſchloſſen zu werden. Sein Heer beſtand zwar, als er in Neapel einzog, trotz aller unterwegs zurückgelaſſenen Beſatzungen, noch aus achtunddreißigtauſend Mann; aber woher ſollte er das Geld zur Bezahlung desſelben nehmen, als der Pabſt, Venedig und Ludwig Moro von ſeinem Bunde abfielen? Ludwig Moro fürchtete den Herzog von Orleans, welcher das Herzogthum Mailand als Erbtheil ſeiner Großmutter Valentine Visconti in Anſpruch nahm. Pabſt Alexander war gleich Anfangs ein ſehr unzuverläſſiger Bundesgenoſſe geweſen, und Karl hatte, ſchon ehe er nach Neapel kam, gewußt, daß derſelbe ſich mit ſeinen Feinden verbinden werde, weil Cäſar Borgia, den ihm Alexander als Geißel ſeiner Treue mitgegeben hatte, ſchon zu Velletri entflohen war.

Das Bündniß gegen Karl ward am 31. März 1495 in Venedig geſchloſſen, und hatte den Zweck, die Franzoſen gänzlich aus Italien zu vertreiben. Um dies von Sicilien her zu bewerkſtelligen, ſchickte Ferdinand der Katholiſche einen der größten Feldherren ſeiner Zeit, den Gonſalvo Fernandez de Aguilar, nach Italien. Dieſer Feldherr, welcher unter dem Namen Gonſalvo von Cordova unſterblich geworden iſt, hatte in einem Kriege mit Granada ein national-ſpaniſches Heer gebildet, und eine den übrigen europäiſchen Staaten damals ganz fremde Kriegskunſt angewendet, und von dem Augenblicke ſeiner Erſcheinung an erlangten die ſpaniſchen Truppen neben den Schweizern den erſten Platz unter den Heeren Europa's.

König Karl mußte, ſobald er von dem gegen ihn beſchloſſenen Bunde Nachricht erhielt, vorausſehen, daß die Spanier ihn von Sicilien her angreifen und die von ihm gedrückten und mißhandelten Neapolitaner ſich empören würden. Er entſagte daher allen

weiteren Eroberungsplanen, um eilig nach Frankreich zurückzukehren. Nachdem er sich zuvor noch feierlich zum König von Neapel hatte krönen und salben lassen, brach er mit dem Kern seines Heeres schnell nach Rom auf, damit die Verbündeten ihm nicht den Weg über die Apenninen versperrten. Fünftausend Mann Franzosen blieben im Königreiche Neapel zurück, zu dessen Generalstatthalter Karl den Herzog von Montpensier, ein Glied der Familie Bourbon, ernannt hatte. Als Statthalter von Calabrien war der kurz zuvor erwähnte Eberhard Stuart, Herr von Aubigny, eingesetzt worden, welchen Karl zum Connetable von Neapel gemacht hatte. Stephan de Vesc, welcher zum Herzog von Nola erhoben worden war, blieb als Commandant in Gaëta, Gabriel von Montfaucon in Manfredonia, Georg Sülly in Tarent. Am ersten Juni kam Karl nach Rom, von wo der Pabst bereits mit seinen Truppen nach Perugia geflohen war. Karl ließ ihn zwar seiner Freundschaft versichern, konnte ihn aber dadurch nicht zur Rückkehr bewegen. Die Venetianer bewahrten den Schein der Freundschaft, obgleich ihr General Franz Gonzaga, Markgraf von Mantua, Oberbefehlshaber des gegen die Franzosen bestimmten Heeres war. Doch kehrte Philipp von Comines aus Venedig zu Karl zurück, den er in Siena traf. Er brachte die genauesten Berichte über die Lage der Dinge mit; denn er hielt enge Verbindungen mit venetianischen Senatoren.

Über den weiteren Marsch der Franzosen hat Philipp von Comines uns einen Bericht hinterlassen. Er tadelt den König, daß derselbe sich viel zu lange in Toscana verweilt habe. Die Schwierigkeit des Überganges über die damals ganz unwegsamen Apenninen schildert Comines ungemein furchtbar. Sie war um so größer, da die Franzosen die ganze Beute, die sie auf ihrem Zuge gemacht hatten, sowie sehr schweres Geschütz mit sich führten *). Comines fügt hinzu, daß die Deutschen, wie er die Schweizer nennt, ganz allein dem Könige aus der Noth geholfen hätten, indem sie das Geschütz über das Gebirg brachten. Er rühmt ihre

*) Il y avoit grande famine et des montagnes très-hautes et très-aspres, où onques homme ne passa artillerie grosse, comme sont canons et grosses coulevrines, qui lors y passèrent.

Anstrengungen dabei fast auf dieselbe Weise, wie die Franzosen die Arbeiten bei Bonaparte's Übergang über den St. Bernhard zu rühmen pflegen.

Glücklicher Weise versuchten die Italiäner nicht, den König am Übergange zu hindern. Sie erwarteten ihn statt dessen am Ausgange des Thales von Fornuovo, durch welches er bei Pontremoli vorbei in die parmesanische Ebene herabzog, und hier kam es dann am 7. Juli 1495 zum Kampfe. Den ausführlichsten Bericht über das Treffen bei Fornuovo gibt uns Philipp von Comines, welcher dabei zugegen war. Vor dem Beginne des Kampfes war Philipp vom König beauftragt worden, eine freundliche Unterhandlung mit den beiden venetianischen Provveditoren beim feindlichen Heere einzuleiten, und Karl hatte durch ihn denselben erklären lassen, daß er keine feindliche Absicht habe, sondern nur friedlich nach Hause zu ziehen wünsche. Allein es war zum Unterhandeln bereits zu spät; die beiden Heere standen sich schon allzu nahe, und die verbündete Macht unter Franz Gonzaga war den Franzosen zu sehr an Zahl überlegen, als daß die Venetianer das Anerbieten Karl's hätten annehmen und den Franzosen freien Abzug gestatten können. Sie bereuten dies freilich bald, weil die Franzosen nicht, wie die Italiäner, in geschlossenen Abtheilungen (esquadre par esquadre) den ganzen Tag kämpften, ohne dabei viele Leute zu tödten, sondern vielmehr ritterlich fechtend mit Lanzen und Schwertern wüthend auf den Feind losstürzten. Das Treffen bei Fornuovo war, nach Comines Bericht, ein wilder und zerstreuter Kampf, in welchem durch das Geschütz kaum ein Dutzend Leute umkamen, wohl aber in den zwei Stunden oder, wie Comines sagt, in der Viertelstunde des heftigsten Gefechtes einige tausend Italiäner und unter diesen sehr angesehene Herren erschlagen wurden. König Karl selbst, der wie ein gemeiner Rittersmann kämpfte, war einen Augenblick lang in großer Gefahr, weil Alle, die ihn umgaben, sich durch die Hitze des Kampfes fortreißen ließen. Die Franzosen schlugen sich durch die Feinde hindurch, ihr ganzes Gepäck aber und unermeßliche Beute fiel in die Hände der Italiäner.

Die Franzosen nahmen ihren weiteren Weg über Piacenza, Asti und Turin. Während des Aufenthaltes in der letzteren Stadt

wurde Karl durch die Nachricht erschreckt, daß Herzog Ludwig von Orleans, sein muthmaßlicher Thronfolger, in Gefahr sei, ein Gefangener des Herzogs von Mailand zu werden. Ludwig war nämlich, nachdem er kurz vorher von Asti aus die Stadt und Burg von Novara erobert hatte, so unvorsichtig gewesen, sich selbst nach Novara zu begeben, und ward hier von dem Heere der Venetianer angegriffen, welches nach dem Treffen bei Fornuovo zur Wiedereroberung dieser Stadt aufgebrochen war, und den Herzog wegen des in Novara herrschenden Mangels an Lebensmitteln in große Gefahr brachte. Karl rettete ihn dadurch, daß er eine zwischen dem treulosen und grausamen Herzoge von Mailand und den Venetianern entstandene Spannung benutzte, um dem Ersteren einen Frieden anbieten zu lassen. Dieser Frieden kam am 10. Oktober 1495 in Vercelli zu Stande, und der Preis desselben war Novara. Der Herzog von Orleans durfte abziehen, und das Schloß von Genua ward einstweilen dem Herzog Herkules von Ferrara eingeräumt.

6. Neapel nach dem Abzuge Karl's VIII.

Den Zustand Italien's kurz vor und kurz nach Karl's VIII. Zug hat Sismondi im zwölften Bande seines Werkes über die Geschichte der italiänischen Republiken sehr gut geschildert; wir begnügen uns, auf ihn zu verweisen, und deuten blos den Faden der politischen Geschichte dieses Landes an. Karl drohte von Frankreich aus wiederholt, mit einem stärkeren Heere nach Italien zurückzukommen. Da dies unterblieb, so war Italien nach der Entfernung der Franzosen wieder zwei Jahre lang den Kabalen, Zwistigkeiten und Kriegen seiner Aristokratieen, seiner Fürsten und des Pabstes überlassen. Wir dürfen in das Labyrinth der einzelnen Geschichten nicht eingehen, und können Alles, was Venedig und Mailand betrifft, einstweilen übergehen; nur der Geschichte von Neapel und Florenz und der Plane Cäsar Borgia's müssen wir des Folgenden wegen hier kurz gedenken.

In Neapel sahen sich die Franzosen, welche Karl in den verschiedenen Theilen dieses Reiches zurückgelassen hatte, gleich nach dem Abmarsch ihres Hauptheeres von allen Seiten her angegriffen. Nicht nur die Spanier landeten an der Küste von Unteritalien,

sondern auch die wankelmüthigen Neapolitaner, welche die Franzosen herbeigerufen und mit offenen Armen aufgenommen hatten, riefen jetzt mit gleicher Heftigkeit ihren König Ferdinand II. zurück, und erhoben sich überall gegen die Franzosen. Schon als Karl VIII. den Zug gegen Neapel machte, waren beim Pabste zwei Gesandte des aragonischen Königs, Ferdinand's des Katholischen, angekommen, und diese hatten sich dann in Karl's Lager zu Velletri begeben, gegen dessen Marsch protestirt und die Ansprüche Aragonien's auf Neapel, welches einst der Oheim des Königs von Aragonien, Alphons V., seinem natürlichen Sohn Ferdinand I. abgetreten hatte, geltend gemacht. Es heißt sogar, die stolzen Spanier hätten den Vertrag, durch welchen Ferdinand gegen die Abtretung von Roussillon und Cerdagne in Karl's Zug eingewilligt hatte, mit ins Lager gebracht und der eine von ihnen, Anton Fonseca, habe denselben in des Königs Gegenwart zerrissen. Außerdem hatte Ferdinand der Katholische schon damals den bedeutendsten General seines Reiches, Gonsalvo von Cordova, mit einem auserlesenen Heere nach Sicilien geschickt. Dieser landete, sobald Karl das eroberte Reich wieder verlassen hatte, in Calabrien. Er hatte nur etwa sechstausend Mann bei sich, wurde aber nichts destoweniger nach spanischem Styl zum Generalissimus (Gran Capitano) ernannt, und dieser Titel ward und blieb nachher in der Bedeutung großer Feldherr für Gonsalvo seiner Thaten wegen ein ehrender Beinamen.

Gonsalvo landete also in Calabrien; zugleich kehrte der vor den Franzosen entflohene König von Neapel, Ferdinand II., in sein Reich zurück und wurde in Reggio, wo er ans Land stieg, mit Jubel aufgenommen; überdies erschienen auch noch die Venetianer mit einer Flotte vor Monopoli und eroberten diese Stadt. Karl's Connetable, Eberhard Stuart, Herr von Aubigny, schien daher verloren. Allein es zeigte sich bald, daß Ferdinand's Neapolitaner, obgleich sie durch Gonsalvo mit etwa sechstausend Spaniern unterstützt wurden, den Franzosen in offenem Felde nicht gewachsen seien. Gonsalvo rieth dem Könige, sich mit seinen unzuverlässigen Calabresen, welche bessere Räuber als Krieger sind, nicht gegen ritterliche Franzosen und erprobte Schweizer, welche d'Aubigny und Precy anführten, in einen Kampf einzulassen; Ferdinand ver-

schmähte aber diesen Rath und ward bei Seminara von dem kleinen Heere der Franzosen so vollständig geschlagen, daß er und Gonsalvo eilig nach Sicilien zurückkehren mußten. Gleich im Anfange dieses Krieges wurde die Einwohnerschaft der beiden Städte Monopoli und Gaëta auf eine grausige Weise aufgerieben, weil die venetianischen Stratioten (Dalmatier) und die Franzosen mit gleicher Unmenschlichkeit verfuhren. In Monopoli ward die Bevölkerung der Stadt durch die daselbst gelandeten Venetianer mit solcher Wuth niedergehauen, daß der Admiral der Letzteren Mühe hatte, die Weiber und Kinder, welche in die Kirchen geflohen waren, vom Tode zu retten. In Gaëta wollte die Bürgerschaft die kleine französische Besatzung überfallen, und diese rächte sich dafür durch ein Tag und Nacht hindurch fortgesetztes vertilgendes Morden.

Ferdinand II. fand in Sicilien neue spanische Truppen für Gonsalvo, sowie eine Flotte; er schiffte sich daher um die Zeit, als König Karl Pontremoli erreichte, aufs neue nach seinem Reiche ein. Er landete mit einer Flotte, welche der Spanier Requesens commandirte, im Golf von Salerno, fand in dieser Stadt, sowie in Amalfi und la Cava günstige Aufnahme, und wurde dann von den Neapolitanern, welche Montpensier anfangs in Furcht hielt, eingeladen, durch eine Landung bei ihrer Stadt die Franzosen aus derselben zu locken, worauf die Einwohner hinter ihrem Rücken sich empören wollten. Dies geschah am 7. Juli: während Montpensier gegen die gelandeten Aragonier auszog, schlossen die Neapolitaner die Thore ihrer Stadt und erschlugen die zurückgebliebenen Franzosen, Ferdinand aber schiffte schnell seine Aragonier wieder ein, setzte sie auf der entgegengesetzten Seite der Stadt ans Land, und rückte von hier aus in die Stadt ein. Montpensier mußte einen Umweg machen, um die Burgen St. Elmo, Castel nuovo und Castel d'Uovo, welche noch in seiner Gewalt waren, wieder zu erreichen, sah sich aber schon am folgenden Tage mit sechstausend Mann in diesen drei Forts enge eingeschlossen. Ferdinand, welcher damals seinen besten General, Alphons de Avalos, Marquis von Pescara, durch Meuchelmord verlor, gewann dafür den nachher unter Karl V. unsterblich gewordenen Prosper Colonna, den der Kardinal Ascanius Sforza beredete, mit seiner ganzen Familie von der Partei der Franzosen abzufallen und zu

den Spaniern überzugehen, obgleich Colonna im Dienste der Ersteren sich gebildet und ihnen viel zu verdanken hatte.

Eine Stadt nach der anderen wurde den Franzosen entrissen; doch behaupteten sich d'Aubigny, Precy und der Fürst von Bisignano im Süden, sowie Montpensier in den genannten drei Burgen bis zum Oktober, weil König Karl versprochen hatte, gleich nach seiner Ankunft in Frankreich eine Flotte und ein Heer nach Neapel zu schicken. Beide blieben jedoch aus, und die drei französischen Befehlshaber im Süden faßten daher den Beschluß, daß d'Aubigny nach Calabrien gegen Gonsalvo marschiren, Precy und Bisignano aber den Herzog von Montpensier entsetzen sollten. Das Letztere ward nicht erreicht, obgleich die Franzosen sich den Neapolitanern und den Aragoniern im Felde überall überlegen zeigten. Doch gelang es dem Herzoge von Montpensier, sich mit einigen tausend Mann aus den Forts zu ziehen und mit Precy zu vereinigen. Die Forts selbst wurden hierauf von einer Handvoll Franzosen Monate lang gegen die gesammte neapolitanische Macht vertheidigt; eines derselben behauptete sich sogar bis zum Februar 1496.

Auch in Calabrien, wo die Franzosen im Anfange des Jahres 1496 zu gleicher Zeit von den Venetianern zur See und von Gonsalvo zu Lande bedrängt wurden, wehrten sie sich mit bewundernswürdiger Tapferkeit gegen ihre Feinde. Die Venetianer hatten nicht blos eine Flotte geschickt, um in Calabrien Gonsalvo von Cordova gegen den Herrn von Aubigny zu unterstützen, sondern sie gaben auch ein Anlehen von fünfzehntausend Dukaten her, und beorderten ihren Feldherrn, Franz Gonzaga, von Mantua aus über San Germano und Benevent ins Neapolitanische einzurücken und seine Streitkräfte besonders gegen Montpensier zu richten. Sie hatten übrigens gesorgt, daß sie für ihre Hülfe reichlich entschädigt würden; denn der bedrängte König von Neapel mußte ihnen eine Schuldverschreibung von zweimalhunderttausend Dukaten ausstellen und zum Unterpfande die Städte Otranto, Brindisi, Monopoli, Trani und Pulignano einräumen. Übrigens ist der Umstand, daß die Venetianer ihre Hülfe dem Könige Ferdinand so theuer verkauften, besonders wichtig in Beziehung auf den Bund, welcher später von den monarchischen Staaten gegen die Usurpationen der venetianischen Aristokratie geschlossen wurde. Dieser Verbindung

der italiänischen Fürsten gegen den Senat von Venedig lag nämlich eine ähnliche Ursache zu Grunde, als diejenige ist, welche in unserer Zeit die Fürsten geneigt machen könnte, einen Bund gegen die monarchische Aristokratie England's zu schließen.

Gonzaga's Heer war insgeheim auch durch Ludwig Moro von Mailand verstärkt worden, weil dieser wegen der Anwesenheit von Franzosen in Italien sehr in Sorgen war, sich aber durch den in Vercelli geschlossenen Vertrag (s. S. 129) verhindert sah, öffentlich gegen sie zu Felde zu ziehen. Dagegen hatte auch Montpensier die Zahl seiner Truppen wieder bedeutend vermehrt. Im Juni 1496 standen die Franzosen unter Montpensier und Orsini dem Heere Gonzaga's gegenüber; gleich darauf überfiel Gonsalvo von Cordova ein Corps, welches d'Aubigny dem Grafen Montpensier zu Hülfe geschickt hatte, und im Anfange des Juli vereinigte er seine Spanier mit den Truppen Ferdinand's. Montpensier ward genöthigt, sich in die feste Stadt Atella in der Provinz Basilicata zu werfen, und hier wurden dann etwa siebentausend Franzosen und Schweizer ohne Hoffnung auf Entsatz und ohne hinreichende Vorräthe eingeschlossen. Montpensier erfüllte in dieser Lage zugleich die Pflicht gegen seinen König und gegen seine Soldaten. Er schickte nämlich Precy, Barthelemy d'Alviano und einen Hauptmann der Schweizer ins feindliche Lager, um eine Capitulation unter der Bedingung abzuschließen, daß er einen Eilboten abschicken dürfte, durch welchen er seinen König von der Lage der Dinge unterrichte und ihn um Hülfe bitten lasse, und daß er und sein Heer dreißig Tage lang mit den nöthigen Lebensmitteln versorgt werden müsse. Im Falle nach Verlauf dieser Zeit keine Hülfe erscheine, so wolle er alle Städte sammt dem Geschütze dem Könige von Neapel übergeben lassen, mit Ausnahme von Venosa, Gaëta und Tarent, weil die Befehlshaber dieser Städte nicht von ihm, sondern unmittelbar vom Könige eingesetzt seien. Dagegen versprach der König von Neapel den Franzosen die Rückkehr in ihr Vaterland, den Neapolitanern völlige Straflosigkeit, den übrigen Italiänern freien Abzug.

Dieser Vertrag ward am 20. Juli 1496 unterschrieben. Schon drei Tage nachher übergab jedoch Montpensier die Stadt Atella; er behauptete, durch sein eigenes Heer dazu gezwungen worden zu

sein, weil seine Miethlinge dringend und drohend ihren Sold gefordert hätten und Ferdinand zur Bezahlung desselben zehntausend Dukaten angeboten habe. Die Befehlshaber der anderen Städte wollten Montpensier's Befehl sich zu ergeben nicht anerkennen; er ward daher als Geißel angesehen, mußte den ganzen Sommer über sich in der ungesundesten Gegend Italien's aufhalten, erkrankte in Folge davon und starb im Oktober 1496. Auch von seinen fünftausend Franzosen, welche mit ihm aus Atella gezogen waren, kamen kaum fünfhundert nach Frankreich zurück. Der Herr von Aubigny, welcher ebenfalls erkrankte, stieg, da er dem nach Calabrien zurückkehrenden Gonsalvo nicht zu widerstehen vermochte, zu Schiffe und kehrte nach Hause zurück. Nur in Tarent, in Gaëta und in Aversa behaupteten sich die Franzosen noch, als König Ferdinand II. am 5. Oktober 1496 starb. Ferdinand hatte kurz vor seinem Tode mit Erlaubniß eines Pabstes, welcher Alles, was ihm oder den Seinigen Vortheil brachte, erlaubte, die Schwester seines Vaters geheirathet. Sein Nachfolger war sein Oheim **Friedrich**.

7. Florenz zur Zeit Savonarola's.

Die Republik Florenz hatte bei dem Einfalle der Franzosen in Italien mehr verloren, als irgend ein anderer Staat; denn ihre befestigten Städte waren alle von den Franzosen besetzt, Pisa für unabhängig erklärt und Siena in den Schutz des Königs von Frankreich aufgenommen worden. Karl VIII. hatte zwar den Florentinern, die ihn dafür bezahlten, versprochen, alle ihre Plätze wieder herauszugeben, fand aber im Jahre 1495 bald diesen, bald jenen Vorwand, um die Sache hinauszuschieben. Im folgenden Jahre ward er heftiger bestürmt, und nun schickte er endlich an die Commandanten der Festungen, sowie an d'Entraigues, welcher in der Burg von Pisa lag, den Befehl, die Florentiner einzulassen. Allein weder dieser noch jene befolgten das Gebot ihres Königs; sie verkauften vielmehr die von ihnen besetzten Plätze an die Meistbietenden. Auf diese Weise erhielten die Genuesen die Burg Sarzana nebst der Stadt Sarzanello für fünfundzwanzigtausend Goldthaler. Auch Pietra Santa suchten die Genuesen da-

mals zu erkaufen, sie wurden aber in Betreff dieser Burg von der aristokratischen Regierung der Stadt Lucca überboten. Die Burg von Pisa verkaufte d'Entraigues den Pisanern, welche dieselbe sogleich schleiften. Dadurch ward die Herrschaft der Florentiner über Pisa vernichtet; denn diese Stadt wurde durch die Besatzung der Burg beherrscht und die Florentiner waren deshalb so lange Herren von Pisa gewesen, als sie die Burg inne gehabt hatten. Pisa blieb hierauf vierzehn Jahre lang unabhängig.

Die Versuche der Florentiner, Pisa wieder zu unterwerfen, veranlaßten einen vierzehnjährigen Krieg. Dieser Krieg wird von dem Geschichtschreiber Guicciardini sehr ausführlich beschrieben, und die langweilige Erzählung der sich stets wiederholenden kleinen Ereignisse desselben ist einer der Hauptvorwürfe, welche man dem Guicciardini gemacht hat. Allein so unbedeutend auch jener Krieg an und für sich ist, so hängt er doch innig mit der Geschichte der wichtigen Zeit zusammen, in welcher das Schicksal von ganz Europa an die Geschichte der italiänischen Städte geknüpft war, und in welcher die spanischen Könige zugleich die Unabhängigkeit der alten Staaten und die Existenz der Völker des von ihren Schiffern entdeckten und von ihren Miethlingen eroberten neuen Welttheils bedrohten. Die Pisaner suchten und erhielten nämlich, da sie sich mit eigenen Kräften nicht gegen die Übermacht von Florenz zu vertheidigen vermochten, den Schutz der Venetianer, welche den Florentinern die Begünstigung der Franzosen sehr übel nahmen und nach dem Besitze von Pisa, sowie nach der Herrschaft über die Ostküste des Königreichs Neapel strebten. Auch der Herzog von Mailand und der Pabst nahmen Pisa in Schutz, dessen Schicksal erst dann entschieden ward, als das Haus Medicis nach Peter's Tode wieder den entscheidenden Einfluß auf die Regierung von Florenz erlangte, den es durch Peter's Unverstand verloren hatte.

In der Zeit, als nach Peter's Verbannung die republikanische Verfassung wieder hergestellt war, spielte der Dominikaner-Mönch Hieronymus Savonarola, dessen wir früher (Th. IX. S. 464 ff.) in der Geschichte der literarischen Erscheinungen mit Auszeichnung gedacht haben, unter den Florentinern die Rolle eines Volkstribuns. Savonarola herrschte ebenso in Florenz unbeschränkt, wie hundertvierzig Jahre früher Cola Rienzi in Rom

(s. Th. VIII. S. 190—194 und 207—209), nur mit dem Unterschiede, daß der Römer im Namen des Kaisers und des römischen Volkes, Savonarola dagegen im Namen Gottes den Staat umkehrte. Wir verweilen gern einen Augenblick bei der von Savonarola in Florenz veranlaßten Revolution und bei seinem Schicksale, weil wir dabei einleuchtend machen können, auf welche Weise im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts aus Toscana ein Großherzogthum geworden ist, und wie es kam, daß Florenz fortan nur die Hauptstadt dieses Großherzogthums blieb. Die Republik Florenz war, als Karl VIII. nach Neapel zog, eigentlich schon sechszig Jahre lang vom Hause Medicis beherrscht worden, weil dieses den Welthandel betrieb und bis nach Persien und Egypten im Osten, sowie nach London, Lübeck und Nowgorod im Westen und Norden einen unbedingten Credit besaß. Eines Titels der Herrschaft hatte Kosmus von Medicis, der Urgroßvater Peter's, nicht bedurft; denn alle bedeutenden Glieder des handelnden Staates standen in einer natürlichen Abhängigkeit von ihm und alle Gewerbe brauchten sein Geld, sowie seinen Credit, während er selbst bei seinem einfachen Leben nicht nöthig hatte, die Gelder des von ihm regierten Staates anzugreifen. Dies änderte sich, als seine nächsten Nachkommen Fürsten spielten und einen von Künstlern und Gelehrten laut gepriesenen, fürstlichen Aufwand machten. Sie waren den großen Handelsgeschäften nicht mehr gewachsen, sie überließen Leuten, denen sie Theil an der Handlung gaben, die Verwaltung, diese trieben ebenso wie sie fürstlichen Aufwand, ihr Credit wurde also erschüttert und der Staat war genöthigt, große Summen herzugeben, um die Handlung zu erhalten. Diese selbst ward bald aufgegeben, weil schon Lorenzo die großen Summen baaren Geldes, welche in der Handlung gewesen waren, herauszog und dafür Güter und Herrschaften kaufte.

So fand Lorenzo's Sohn Peter die Lage der Dinge, als er die Leitung der Regierung des florentinischen Freistaates übernahm; er fand aber zugleich Florenz auch im Besitze vieler vorher unabhängigen Städte Toscana's, sowie der von uns früher (S. 121) genannten Grenzfestungen im Gebirge, die man den Genuesen entrissen hatte. Von jenen Städten waren Pisa und Livorno gänzlich unterworfen, Lucca und Siena behaup[illegible]

ihre Unabhängigkeit, mußten sich aber sehr in Acht nehmen, das mächtige Florenz zu reizen. Dies Alles änderte sich, als Peter von Medicis dem Könige von Frankreich die festen Orte überließ und ihn in Florenz selbst aufnahm. Dadurch ward, wie wir oben (S. 121 ff.) erzählt haben, Peter's Verbannung herbeigeführt, und als die Franzosen wieder abgezogen waren, erhielt Florenz zwar seine ganz unbeschränkte Freiheit wieder, die es damals schon sechszig Jahre lang verloren gehabt hatte, es kehrten aber auch die inneren Zwistigkeiten zurück, über welche Dante sich einst so bitter beklagt hatte.

In dieser Zeit ward Savonarola, welcher vorher den französischen König Karl ermuntert und als einen von Gott zur Reformation in Kirche und Staat berufenen Fürsten überall verkündigt und gepriesen hatte, neben zwei anderen edeln und hochgebildeten Männern, Franz Valori und Paul Anton Soderini, das Haupt einer mächtigen politischen Partei zu Florenz. Er war schon seit 1483 als Prediger, Bußprediger und ausgezeichneter Kenner der alten Literatur berühmt, bereitete seit 1489 auf Karl's VIII. Erscheinung in Italien vor, und verkündigte als Apostel und Wunderthäter zugleich die Verbesserung der christlichen Kirche an Haupt und Gliedern und die Wiederherstellung der ursprünglichen Gleichheit unter den Menschen, sowie eine patriarchalische Verfassung. Die Kirche wollte er übrigens nur in Hinsicht auf die Disciplin, die Hierarchie und die äußere Ordnung verbessern, nicht aber, wie Huß und Luther, den Lehrbegriff derselben ändern. In Florenz ward auf Savonarola's Betreiben eine vollständige Demokratie eingerichtet. Alle Dinge sollten fortan in einer Bürgerversammlung entschieden werden, in welcher, um einen gültigen Beschluß fassen zu können, wenigstens tausend Bürger anwesend sein müßten, und zu der gesetzlich auch die jungen Leute von vierundzwanzig bis dreißig Jahren zugelassen wurden. An der Spitze der executiven Gewalt stand, wie in früherer Zeit, ein Stadtschultheiß (gonfaloniere), der sein Amt nur ein Jahr lang bekleidete; Savonarola leitete jedoch von seinem Kloster aus als Prophet, als Heiliger und als Mann des Volkes mit einer Art göttlicher Autorität, die Volksmenge, welche an seine Wunder glaubte.

Sein Gewicht beim Volke war seit 1483 immer größer geworden. Es erhielt zuerst einen Stoß, als Peter von Medicis am 29. April 1497 den Versuch machte, wieder zu seinem vorigen Ansehen zu gelangen, und deshalb mit einer Anzahl Miethlinge vor den Thoren der Stadt erschien. Er vertraute dabei auf den starken Anhang, den sein Haus noch immer in Florenz hatte, namentlich auf den Schultheißen Bernardo del Neri, welcher stets zu seinen besonderen Freunden gehört hatte. Der Anschlag mislang jedoch gänzlich. Als nämlich Peter mit etwa viertausend Mann am Thore von Florenz erschien, fand er dasselbe stark besetzt, seine Anhänger in der Stadt wagten nicht sich zu regen, und er mußte deshalb nach vier Stunden wieder umkehren. Die Volks-Justiz rächte seinen Angriff auf furchtbare Weise an seinen Freunden in der Stadt. Eine Anzahl der angesehensten Bürger, unter ihnen Bernardo del Neri und die nächsten Verwandten der Medicis, wurden einer Verschwörung für die Zurückführung Peter's angeklagt und, auf Befehl der sämmtlichen zu diesem Zwecke vereinigten demokratischen Obrigkeiten, von dem Tribunal der acht zu Richter bestellten Männer zum Tode sowie zum Verluste ihrer Güter verurtheilt (17. August 1497). Nach dem von Savonarola selbst eingeführten Gesetze stand jedem Verurtheilten die Berufung an den großen Rath, d. h. damals an das gesammte Volk, frei, und man erwartete, Savonarola werde seinen Einfluß gebrauchen, um seine Partei dahin zu bringen, daß sie dies nicht hindere. Savonarola that es jedoch nicht, sondern gab vielmehr zu, daß die Ultra-Demagogen und Schwärmer alle Gemäßigten einschüchterten. Die Berufung an den großen Rath unterblieb also, und das Urtheil ward schon am 21. August vollzogen.

Gerade um die Zeit, als Savonarola die Gemäßigten in Florenz und die Anhänger der Medicis dadurch, daß er bei einer blutigen That der politischen Schwärmer schwieg, gegen sich aufgebracht hatte, gerieth er auch als geistlicher Redner und als unmittelbar von Gott berufener Kirchenverbesserer mit Pabst Alexander VI. in Streit. Savonarola trat gegen das jedem Sittengesetze Hohn sprechende Leben Alexander's und seiner Umgebung auf. Er vergaß aber dabei, daß diejenigen unter seinen Zeitgenossen, welche auf das Volk Einfluß hatten, viel zu politisch und zu weit vor

dem Volk voraus wären, um auf den moralischen Theil des Christenthums irgend einen Werth zu legen. Dies verhielt sich anders in Deutschland, wo damals der Adel, die Gelehrten und das Volk sich in der Bildung noch näher standen, und wo deshalb kurze Zeit nachher Luther in seinem Kampfe gegen den Ultramontanismus weit glücklicher war, als der Tribun von Florenz.

8. Savonarola und die Familie Borgia.

Das Ärgerniß des päbstlichen Hofes, die schamlose Lebensweise Alexander's VI., seiner Söhne und Töchter und ihrer Günstlinge und Geliebten, erreichte nach Karl's VIII. Entfernung aus Italien einen so hohen Grad, daß alle Bücher mit den Schilderungen desselben angefüllt sind, und daß schon der trockene Bericht, welchen Alexander's Ceremonienmeister Burkard von den täglichen Ereignissen am päbstlichen Hofe gibt, Schauder und Entsetzen erregt. Diese Zeit des Pabstthumes war ärger, als das berüchtigte Courtisanen-Regiment der Theodora und Marozia, (s. Th. VI. S. 38. 63. 88); wir dürfen aber die von Zeitgenossen aufbewahrten Anekdoten der ärgerlichen Chronik des päbstlichen Hofes hier nicht aufnehmen, um nicht fromme Seelen durch die Erzählung empörender Frevel und durch anstößige Berichte von schauderhaften Scenen zu kränken. Wir erwähnen nur zwei Geschichten, welche in demselben Jahre vorfielen, in welchem Savonarola den heftigen Kampf mit Alexander VI. begann (1497).

Savonarola hatte längst die ganze Heftigkeit seiner begeisterten Predigt gegen das Ärgerniß gerichtet, welches der Pabst durch Ehebruch, Mord und Gotteslästerung der ganzen Christenheit gab. Er hatte besonders über die Julia Farnese oder die schöne Julia (Giulia Bella), mit welcher der Pabst im offenen Ehebruch lebte, gewaltig geeifert. Allein weder Julia noch der Pabst hatten sich darum gekümmert, daß diese Predigten das größte Aufsehen machten. Julia erschien bei allen kirchlichen Festen, als wenn sie die rechtmäßige Gemahlin des Pabstes wäre, und gebar im April 1497 einen Sohn, welchen der Pabst gleich den übrigen als den seinigen anerkannte. Im Juni ließ sogar einer der Söhne Alexander's, der Kardinal Cäsar Borgia, seinen Bruder, den Her-

zog von Gandia, in dem Augenblicke, als dieser einer unerlaubten Liebschaft wegen sich einer von Vannozia veranstalteten Orgie entzogen hatte, ermorden und dann in die Tiber werfen. Burkard, welcher die Geschichte dieses Mordes sehr ausführlich erzählt, nennt freilich den Kardinal nicht als Anstifter der That; Guicciardini sagt aber gerade heraus, wer den Mord habe vollziehen lassen, und was die Veranlassung desselben gewesen sei. Der Letztere läßt es übrigens unentschieden, ob Cäsar seinen Bruder aus Eifersucht über eine unerlaubte Liebe Beider habe tödten lassen, oder weil er dessen weltliche Güter und Würden habe an sich bringen wollen. Daß Beide von gleichen Lastern beherrscht worden, spricht Guicciardini bestimmt aus*). Übrigens berichtet Burkard zwar, daß der Pabst Anfangs Buße gethan und öffentlich Besserung versprochen habe, und Guicciardini sagt außerdem noch, Alexander habe auch die Kardinäle, welche ihm geglichen hätten, zur Änderung ihres Wandels ermahnt; der Letztere fügt aber hinzu, Alexander sei gleich darauf in alle seine früheren Sünden zurückgefallen. Die zweite von uns anzuführende Begebenheit ist die Scheidung der Tochter des Pabstes, Lucrezia Borgia. Diese stand mit ihren Brüdern in einem ärgerlichen Verhältnisse, und gerieth darüber mit ihrem Gemahl, Johann Sforza, Herrn von Pesaro, in Zwist. Alexander erklärte sich dabei für seine Tochter und trennte, ohne einen hinreichenden Grund der Scheidung anzugeben, ihre Ehe. Johann Sforza würde in Folge davon schon damals die Herrschaft von Pesaro verloren haben, wenn nicht die Venetianer ihm gegen den Pabst und dessen Söhne Schutz gewährt hätten.

Savonarola benutzte die neuen päbstlichen Gräuel des Jahres 1497, um noch heftiger als zuvor gegen Alexander und gegen den Verfall der Kirchenzucht zu predigen. Er eiferte in seinen Predigten über die Propheten Amos und Ezechiel gegen die Geistlichkeit (nicht gegen die Lehre) seiner Zeit gerade so, wie diese Propheten gegen die jüdischen Pfaffen geeifert hatten. Savonarola drang auf Verbesserung und Reinigung der Kirche; er verkündigte, daß die Kirche viel Trübsal werde erdulden müssen, daß sie aber

*) Incitato dalla libidine e dall' ambizione, ministri potenti ad ogni grande sceleratezza.

aus diesem gereinigt und verbessert hervorgehen werde, und daß auch die Ungläubigen sich zu Christus bekehren würden. Auch Florenz, sagte er, werde in großes Elend gerathen, aus demselben aber später wieder zur vorigen Blüthe emporsteigen. Durch diese Predigten und durch das Ansehen, dessen der Dominikaner-Mönch sich erfreute, wurden die eifersüchtigen Franziskaner erbittert. Sie vereinigten sich daher mit den zahlreichen Feinden, die sich Savonarola als Demagog gemacht hatte, und waren dem Pabste behülflich, den Schwärmer, welcher trotz seines streng ascetischen Lebens doch manches Wunderliche sagte und that, aus dem Wege zu räumen. Sie beschwerten sich zuerst über ihn und seine fanatischen Schüler in Rom. Der Pabst verbot hierauf dem Savonarola das Predigen und Schmähen. Dieser ward jedoch noch heftiger, als vorher. Der Pabst belegte ihn daher mit dem Bann, bedrohte Alle, die ihm zuhören würden, mit der gleichen Strafe, und schrieb zuletzt an die Regierung von Florenz, sie sollte Savonarola verhaften und bestrafen, widrigenfalls er Stadt und Land mit Bann und Interdict belegen werde.

Dies fiel gerade in eine Zeit, in welcher die Florentiner bei ihren politischen Angelegenheiten des Pabstes nicht entbehren konnten, und der damalige Generalvicar des Erzbisthums Florenz, Leonhard von Medicis, in Verbindung mit den Franziskanern und Augustinern die größten Anstrengungen machte, um die Befehle des Pabstes durchzusetzen. Savonarola aber, welcher fortfuhr, unter großem Zulauf in der Domkirche zu predigen und Processionen zu halten, ward im Jahre 1497 nicht blos vom Volke und von der Regierung zehn Monate lang unterstützt, sondern auch die neue Regierung des folgenden Jahres war ihm anfangs günstig, und jagte sogar seinetwegen den Generalvicar aus der Stadt. Endlich fanden jedoch die Franziskaner in ihrer Mitte einen Mann, welcher mit gleich großer Heftigkeit die Kirchlichkeit zu predigen verstand, als Savonarola die Moral predigte. Der Letztere eiferte übrigens nicht weniger gegen die für klassisch geltenden Bücher, als gegen den Pabst, und ließ Hunderte von Exemplaren des Boccaccio und des Morgante Maggiore verbrennen.

Die Franziskaner kamen zuletzt auf den Einfall, Savonarola aufzufordern, seine standhafte Behauptung, daß er einen außer-

ordentlichen prophetischen Beruf erhalten habe, durch die Feuerprobe zu beweisen. Er sollte zu diesem Zwecke durch ein auf dem Markte angezündetes Feuer gehen. Savonarola weigerte sich zwar, diesen Vorschlag anzunehmen; allein es fanden sich unter den ihm ergebenen Mönchen mehrere, welche fanatisch genug waren, statt seiner die Probe zu bestehen. Sie forderten blos, daß auch einer der Franziskaner zur Gegenprobe mit in das Feuer gehe, und in der That erklärten sich einige Franziskaner dazu bereit. Diese sagten, sie wüßten zwar gewiß, daß sie selbst dabei verbrennen würden, aber sie wüßten auch, daß dies den Schülern Savonarola's ebenfalls widerfahren und dadurch die Falschheit der Behauptungen des Schwärmers bewiesen werden würde. Lange ward über die Sache hin und her gestritten, und von beiden Seiten waren bereits einige Mönche wieder zurückgetreten, als endlich die florentinische Obrigkeit den Ausspruch that, daß am 7. April 1498 Dominikus Bonvici von Pescia für Savonarola und Andreas Rondinelli für dessen Gegner auf dem Platze vor dem Regierungsgebäude die Probe bestehen sollten. Nun gab es eine höchst abenteuerliche Scene. Jener Platz und alle auf denselben gehenden Fenster und Dächer waren bereits mit Menschen angefüllt, die Mitglieder der beiden Mönchs-Orden hatten die ihnen angewiesenen Sitze eingenommen, und in der Mitte des Platzes brannte schon der zum Behuf der Probe errichtete Scheiterhaufen, als plötzlich die Franziskaner allerlei Einwendungen hinsichtlich der Form machten. Es ward hierauf mehrere Stunden lang hin und her gestritten; man konnte sich aber nicht verständigen, und zuletzt ging die ganze Versammlung, ohne daß die beabsichtigte Feuerprobe gehalten worden war, aus einander.

Es war leicht, die Schuld der Sache auf Savonarola und seine Schwärmer zu werfen, weil diese auf Förmlichkeiten bestanden waren, welche ihre Gegner nicht hatten zugeben wollen; Savonarola verlor also von jenem Tage an seinen Anhang unter dem gemeinen Haufen. Er ward schon, als er von der unterbliebenen Feuerprobe in sein Haus zurückkehrte, verhöhnt; zwei Tage nachher stürmte das Volk, welches von den durch Savonarola's Bußpredigten erbitterten Wüstlingen aufgeregt worden war, das Kloster St. Marcus, verwüstete das Innere desselben auf wilde Weise,

bemächtigte sich Savonarola's, und schleppte ihn nebst mehreren seiner eifrigen Freunde und Schüler ins Gefängniß. Hier ward ihm, da schon im März Regierung und Gerichte (balia) in die Hände seiner Feinde gekommen waren, schnell der Proceß gemacht. Der Pabst brauchte nur den General des Dominikaner-Ordens, einen Venetianer, und einen Doctor des grausamen spanischen Kriminalrechts zu schicken, um den Proceß zu leiten. Savonarola ward gefoltert, gestand, wie dies beim Foltern gewöhnlich geschah, Alles, was man wollte, widerrief, wenn das Martern eingestellt ward, seine Aussagen, mußte dann aufs neue die Folterqualen erdulden, und wurde endlich am 23. Mai 1498 als Ketzer verbrannt.

8. Ferdinand der Katholische von Aragonien und Isabella von Castilien.

Während Karl VIII. von Frankreich, sowie sein Nachfolger, Ludwig XII., und sogar dessen Nachfolger Franz I., die Kräfte der von Ludwig XI. gegründeten, von seiner älteren Tochter, der Dame von Beaujeu, befestigten Monarchie und des mit ganzen Provinzen bereicherten Gebiets derselben zersplitterten und in Italien verschwendeten, erreichte Spanien den Gipfel der Macht, wodurch später Kaiser Karl V. in den Stand gesetzt ward, während eines großen Theiles des sechszehnten Jahrhunderts Europa mit einer Universalmonarchie zu bedrohen.

In Castilien war, wie bereits früher (Th. X. S. 502) erzählt worden ist, nach langem Streit über die Nachfolge Isabella, die mit Ferdinand dem Katholischen vermählte Schwester des Königs Heinrich IV., als dessen Erbin anerkannt und dagegen Heinrich's Tochter Johanna als unächtes Kind vom Throne ausgeschlossen worden. Ganz ohne Kampf gelangten jedoch Ferdinand und Isabella nach Heinrich's Tode (1474) nicht zum ruhigen Besitze des castilianischen Thrones; denn König Alphons V. von Portugal nahm sich seiner Nichte Johanna an, und erschien im Mai 1475 mit einem nicht anbedeutenden Heere in Castilien. Ferdinand und Isabella boten die Milizen des Reiches gegen ihn auf, und nachdem das ganze Jahr 1475 hindurch fruchtlos gekämpft worden war, kam es im März 1476 bei Toro zu einer entscheiden-

den Schlacht. In dieser wurde das ganze Heer der Portugiesen von den Castilianern zerstreut oder aufgerieben; denn es sollen von den Ersteren mehr als zwölftausend Mann theils gefallen, theils gefangen worden sein. Auch nachher dauerte der Krieg noch drei Jahre lang fort, weil der König von Portugal das Wappen von Castilien nicht ablegen und die Bewerbung um die Hand der Infantin Johanna nicht aufgeben wollte; am 24. September 1479 verstand sich aber Alphons endlich zu einem Frieden, in welchem er sowohl der Führung des castilianischen Wappens, als auch der Vertheidigung der Rechte seiner Nichte auf den Thron von Castilien entsagte.

Schon im Anfange des Jahres 1479 hatte Ferdinand's Vater, Johann II. von Aragonien, sein Leben geendet, und aus den beiden Reichen Aragonien und Castilien war, trotz der Eifersucht der Stände beider Reiche und trotz der Aufrechthaltung der Bestimmung, daß Ferdinand als Aragonier nicht im eigenen Rechte über Castilien herrschen könne, ein einziges Spanien geworden. Das Band der Vereinigung der beiden Reiche war ein inneres, weil Isabella ihren Gemahl leidenschaftlich liebte und den Wunsch desselben als Gesetz ansah. Beide Reiche wurden daher auch schon in den drei ersten Jahren der gemeinschaftlichen Regierung neu und, soweit dies ausführbar war, monarchisch geordnet. Was in Frankreich König Ludwig XI. begonnen, aber nicht vollendet hatte, ward in Spanien nach und nach ausgeführt, und die Wunden, welche die ritterliche Anarchie der Zeiten Johann's II. von Aragonien und Heinrich's IV. von Castilien den beiden Reichen geschlagen hatten, wurden zum Theil geheilt.

Der Fanatismus der spanischen Christen und der Zusammenhang, in welchem derselbe mit dem wahren Patriotismus stand, trugen nicht wenig zur Bildung tüchtiger Heere und zur Einführung von Ordnung und Polizei im Inneren bei. Der Glaubenseifer gegen die noch in Granada herrschenden Moslim trieb die streitbaren Spanier zu den Heeren, welche Ferdinand und Isabella gegen die Feinde des Glaubens ausschickten und verschaffte dem neuen aragonischen Könige und seiner castilianischen Gemahlin Streiter und Feldherren; der Fanatismus aber, welcher für die Glaubenseinheit im Inneren und für die Aufrechthaltung der erzwungenen

Vereinigung der bekehrten Juden und Mohammedaner mit der christlichen Gemeinde vorhanden war, machte es ihnen möglich, im Namen der Religion eine bürgerliche Polizei zu üben, die der stolze Spanier sonst nie geduldet haben würde. Um den Landfrieden mit militärischer Macht stiften und erhalten zu können, was in Deutschland erst unter Karl V., dem Enkel Ferdinand's des Katholischen, gelang, benutzte man in Spanien eine Einrichtung, welche in der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in Aragonien entstanden und später weiter verbreitet worden war. Diese Einrichtung und die ihr zu Gebote stehende Militär-Macht nannte man die Santa Hermandad oder heilige Brüderschaft, eine Benennung, welche später auch der Polizei der Inquisition beigelegt wurde. Sie war von den Städten aufgebracht worden, um der Ritterschaft, sowie sehr oft auch den Königen Widerstand zu leisten und Personen und Eigenthum zu schützen. Die verbrüderten Städte erhoben zu diesem Zwecke von ihren Bürgern eine Auflage, unterhielten mit dem Ertrage derselben Truppen zur Sicherheit der Straßen, und besoldeten Richter, welche, von ihnen gewählt, überall Standrecht hielten und ihre Urtheile vollziehen ließen, ohne die geringste Rücksicht darauf zu nehmen, in welches Landherrn Gerichtsbarkeit das Verbrechen begangen worden war.

Diese Einrichtung machte Ferdinand schon 1476 auf der in Madrigal gehaltenen Ständeversammlung zu einer königlich-städtischen, indem er das, was bisher nur Sache einzelner Städte-Bündnisse gewesen war, in eine allgemeine Reichsordnung umwandelte. Je hundert Hausväter mußten fortan jährlich achtzehnhundert Maravedis zur Ausrüstung und Unterhaltung eines Reiters zahlen, der wie unsere Gensdarmen gebraucht wurde, und in jeder Stadt von dreißig Familien ward ein Gericht von zwei Alkalden bestellt, welche über Verbrechen gegen die öffentliche Sicherheit nach den von der Junta aller Städte-Deputirten des Reiches abgefaßten Gesetzen entschieden. Der Adel war zwar dieser bürgerlichen und schützenden Einrichtung sehr entgegen; allein die Regierung und die Bürgerschaften waren vereinigt der Ritterschaft überlegen. Zweiundzwanzig Jahre lang blieb die Hermandad bürgerlich-republikanisch eingerichtet; denn bis zum Jahre 1498 wurden alle Ober- und Unterbeamten derselben von denen ernannt, welche das Geld

dazu ſteuerten. Dann verwandelte aber der ſchlaue Aragonier unter dem Vorwande, den Bürgern die Koſten zu erleichtern, das ganze Inſtitut in eine königliche Polizei. Er entließ nämlich 1498 die ſtändiſchen Oberbeamten, behielt wenige Unterbeamten bei und übertrug die Gerichtsbarkeit den gewöhnlichen Gerichten. Seit dieſer Zeit iſt der furchtbare Namen Santa Hermandad den königlichen Gensdarmen verblieben.

Die Thätigkeit der Königin Iſabella, welche überall perſönlich erſchien, Gerechtigkeit übte, Frieden ſtiftete und neue Einrichtungen traf, war in den Geſchäften des Friedens bewunderungswürdig und wirkte im ganzen Umfange von Caſtilien Wunder; dabei war aber Iſabella auch in den Kriegsunternehmungen unzertrennlich von ihrem Gemahle. Dieſe Unternehmungen waren gegen die Ungläubigen gerichtet, und machten den König Ferdinand, ſowie ſeinen General Gonſalvo von Cordova in Europa, Aſien und Afrika berühmt. Im Jahre 1482 begannen Ferdinand und Iſabella den Krieg mit den Mohammedanern von Granada, welchen ſie nachher neun Jahre lang, bis zur Eroberung von Granada, ununterbrochen fortſetzten. Dieſer Krieg iſt ſowohl von ſpaniſchen Dichtern unzählige Male beſungen, als auch von ſpaniſchen Geſchichtſchreibern mit großer Vorliebe vortrefflich behandelt worden, und bildet einen der beſten Abſchnitte in Mariana's allgemeiner Geſchichte von Spanien. Auch Graf Albert von Circourt, von welchem neulich eine ganz nach den Quellen gearbeitete Geſchichte der Mauren unter chriſtlicher Herrſchaft in drei Bänden erſchienen iſt*), hat die Unternehmungen Ferdinand's und ſeiner Gemahlin Iſabella gegen Granada genau, kritiſch und ohne allen Bombaſt beſchrieben und ihr eine kurze Ueberſicht der chriſtlichen Eroberungskriege mit den Mauren von 1284 bis 1474 vorausgeſchickt. Wir dürfen hier den neunjährigen Krieg, welchen Ferdinand und Iſabella mit Granada geführt haben, nur im Allgemeinen berühren, weil die beſonderen Ereigniſſe desſelben für die europäiſche Geſchichte unwichtig ſind. Das Reſultat dieſes Krieges war die Größe Spanien's nach außen und die Vermehrung der königlichen Macht im Inneren.

*) Histoire des Mores Mudejares et des Morisques ou des Arabes d'Espagne sous la domination des Chrétiens par le comte A. de Circourt. Paris 1846.

Was den Beginn dieses Krieges angeht, so wäre Ferdinand im Jahre 1482 lieber gegen Frankreich gezogen, um Roussillon zu erobern; seine Gemahlin Isabella aber, die sich die Regierung von Castilien vorbehalten hatte, bestand auf dem Kriege mit Granada. Die Maßregeln zu demselben wurden mit großem Nachdruck ergriffen. Jeder Mudejare im Reiche mußte einen Dukaten zum Kriege steuern; die neue eingerichtete Inquisition, deren Beschaffenheit wir erst in einem folgenden Bande erklären werden, lieferte aus den von ihr erhobenen Geldbußen und gemachten Güter-Einziehungen einen Beitrag zu den Kosten; die Geistlichkeit zahlte als Tercias oder als Drittel ihres Zehntens hunderttausend aragonische Gulden; der Pabst erlaubte, Indulgenzen für Geld zu verkaufen; und endlich schossen auch Privatleute Geld her. Die ersten Unternehmungen endigten ohne entscheidenden Erfolg; doch unterwarf sich schon in der ersten Abtheilung des Krieges (1482 bis 1484) ein Theil der Einwohner des Reiches Granada, während ein anderer Theil nach Afrika auswanderte. Auch litt das wie ein Garten angebaute Land der Feinde schon damals unsäglich, und die gedrängte Bevölkerung desselben wurde furchtbar mishandelt; die Spanier hieben oft ganze Schaaren von Ungläubigen gegen das gegebene Versprechen ohne Schonung zusammen.

Im Jahre 1484 ward auf Betreiben des Erzbischofs von Toledo ein neuer, gegen Malaga gerichteter Zug begonnen, zu welchem der Pabst die Tercias der Geistlichkeit auf zwanzig Jahre gewährte. In diesem Theile des Krieges, der sich bis zum Jahre 1487 erstreckte, und in welchem der Erzbischof von Toledo Generalkapitän war, wurde Malaga und was dazu gehörte genommen. Im Jahre 1488 sollte es zunächst der Stadt Baza, der Vormauer von Granada, gelten; es fand sich aber damals, daß die königliche Schatzkammer ganz erschöpft und alle Vasallen des Krieges müde waren. Im Frühjahr 1489 erschienen von sechszig Reichs-Vasallen nur fünfzehn. Unter diesen Umständen faßte Isabella den Entschluß, auf ihre eigenen Kosten ein Heer ins Feld zu stellen; denn sie betrieb die Vernichtung der maurischen Herrschaft, Bildung und Betriebsamkeit in Spanien mit demselben heftigen Religionseifer, welcher später den König Ludwig XIV. von Frankreich zur Ausrottung des Calvinismus in Frankreich und zur Vertreibung der Calvinisten bewog.

Isabella borgte hundert Millionen Maravedis, verpfändete ihr Geschmeide, überließ die Jahres-Einkünfte Leuten, welche ihr zehn Procent baar zahlten, und brachte es auf diese Weise dahin, daß sie im Juni 1489 mit zwölftausend Reitern und fünfzigtausend Mann zu Fuß gegen Baza und gegen den dort herrschenden el Zagal ins Feld rücken konnte.

Baza und das ganze Gebiet el Zagal's wurden als der vornehmste Theil des Reiches Granada angesehen, ohne dessen Besitz die Hauptstadt desselben nicht behauptet werden könne. El Zagal selbst war so tapfer und so geschickt im Felde, daß ihm die Geschichtschreiber nach seiner Besiegung Worte in den Mund legen, welche dem gleichen, was Virgil den Aeneas vom Hektor sagen läßt *). Er soll gesagt haben: „Wenn Allah nicht den Sturz des Thrones von Granada beschlossen gehabt hätte, so würde meine Hand ihn aufgehalten haben. Sein Wille geschehe!" El Zagal wurde übrigens nicht im Felde besiegt, sondern sein Neffe Cidi Yahia, welchem Isabella ungeheuere Besitzungen versprochen hatte, ward mehrere Male zum Verräther an ihm, und beredete ihn endlich, sich durch einen Vertrag in die Hände des christlichen Königspaares zu geben.

Dieser Vertrag wurde am 22. December 1489 vor Almeria in Ferdinand's Zelte abgeschlossen und vermittelst desselben auch Granada den Christen zugesprochen. Ferdinand hatte nämlich früher seinem Vasallen Abu Abdilehi el Saguir, dem er zum Throne von Granada verholfen hatte, bei einer in Loja getroffenen Übereinkunft in einem geheimen Artikel das Versprechen abgenommen, daß derselbe, sobald Baza bezwungen sei, die Königswürde von Granada mit dem Herzogstitel und den Besitz des Reiches Granada mit dem der Stadt Guadix vertauschen wollte. Er erinnerte ihn jetzt sogleich an dieses Versprechen. Der König von Granada hatte jedoch keine Lust es zu erfüllen, sondern suchte vielmehr durch Widerstand gegen die Christen die verlorene Gunst der Moslim wieder zu gewinnen. Auch würden, da Ferdinand und Isabella aus Fanatismus die mit den Städten Guadix und Almeria geschlossenen Capitulationen auf eine empörende Weise verletzt hatten,

*) Si Pergama dextra defendi possent, etiam hac defensa fuissent.

die Unterthanen des mauriſchen Königs ſich ſchwerlich friedlich den Spaniern haben überliefern laſſen, ſelbſt wenn Abu Abdilehi bei ihnen mehr Anſehen gehabt hätte, als er hatte.

Von 1490 bis 1492 ward aufs neue ein blutiger Krieg geführt; er endigte aber nach vielem Morden damit, daß Abu Abdilehi im Anfange des Jahres 1492 den Chriſten die Thore ſeiner Hauptſtadt öffnete. Das Hauptverdienſt dabei hatte Gonſalvo von Cordova, welcher übrigens, obgleich er im Kriege den meiſten Ruhm erntete, ſeinen Beinamen „großer Feldherr" (ſ. S. 130) ſich erſt ſpäter erwarb. Gonſalvo machte ſich im Kriege mit Granada beſonders durch die Verbindungen nützlich, welche er mit und unter den Mauren unterhielt, indem er vermittelſt derſelben es dahin brachte, daß Abu Abdilehi gegen den Willen ſeiner Unterthanen die Stadt übergab. Gonſalvo zeichnete ſich allerdings auch als Streiter und Anführer aus, aber nicht gerade vor allen Anderen; dagegen war keiner unter den Anführern ſo ſehr als er mit den inneren Verhältniſſen der Mauren von Granada bekannt. Aus dieſem Grunde wählte Iſabella ihn und den Fernando von Zafra zu Unterhändlern, als im Anfange des Monats Oktober 1491 Abu Abdilehi zu capituliren verlangte. Die Unterhandlungen wurden ſehr geheim gehalten. Sie fanden einige Male in der Alhambra von Granada Statt; die meiſten Zuſammenkünfte aber hielt man aus Vorſicht in Churrianna, einem eine Stunde von Granada entfernten Dorfe. Schon am 25. November wurde ein Vertrag unterzeichnet, welcher die dem Könige von Granada zu gewährenden Vortheile feſtſetzte, drei Tage ſpäter aber ein zweiter, welcher die Rechte der mohammedaniſchen Einwohner ſichern ſollte. Im Anfange des Jahres 1492 nahmen Ferdinand und Iſabella Beſitz von Granada. Wir erwähnen der Vertragsbedingungen, ſowie der an ſich ſehr anziehenden näheren Umſtände der Kriegsführung und Belagerung nicht, weil Alles, was man gewährte, nicht gehalten und alle Eide gebrochen wurden, da nach der Lehre jener Zeit im Verkehr mit Ungläubigen die Verletzung der Treue und des gegebenen Wortes, wenn ſie zum Vortheile des rechten und wahren Glaubens geſchah, ein hohes Verdienſt war.

Der Krieg gegen die Mauren war auf Unkoſten Aragonien's zum Vortheile Caſtilien's geführt worden, und Ferdinand hatte

ihn mehrere Male aufgeben wollen, um den Fortschritten der Könige von Frankreich ein Ziel zu setzen. Auch entfernte er sich in der That während jenes Krieges einst aus dem Süden, um der Erbin von Bretagne Hülfe zu leisten, und zog ebenso wegen des Besitzes von Roussillon und Cerdagne ins Feld. Die zuletzt genannten beiden Länder erlangte er endlich durch eine Fügung des Schicksals fast in demselben Augenblicke, in welchem er der maurischen Herrschaft in Spanien gänzlich ein Ende machte. Am 19. Januar 1493 ward nämlich vom französischen König Karl VIII. zu Tours und von Ferdinand und Isabella zu Barcellona ein Vertrag unterzeichnet, welcher Roussillon und Cerdagne wieder an Spanien zurückbrachte (s. oben S. 107). Ferdinand hatte, um dies zu erreichen, entweder, wie es heißt, durch Geistliche das Gewissen von Karl's VIII. Schwester beängstigen oder dessen Vertraute bestechen lassen, oder auch des französischen Königs sehnlichen Wunsch, den Zug nach Neapel und Constantinopel anzutreten, zu benutzen verstanden.

Der Vertrag von Barcellona verschaffte dem spanischen Könige den Besitz von Roussillon und Cerdagne und den Frieden mit Frankreich, ohne ihn nachher zu hindern, daß er seinen in Neapel herrschenden Verwandten Hülfe leiste und spanische Truppen nach Neapel schicke; denn es ward in demselben der ausdrückliche Vorbehalt gemacht, daß Ferdinand dem Pabste im Nothfalle beistehen dürfe. Ein Artikel des Friedens lautete nämlich, Karl VIII. und Ferdinand wollten gegen alle Feinde mit alleiniger Ausnahme des Statthalters Christi einander beistehen. Pabst Alexander VI. bewies sich dankbar dafür; denn er verlieh dem König Ferdinand und seiner Gemahlin, sowie ihren Nachfolgern den Ehrentitel „katholischer König", auf welchen die Beherrscher von Spanien noch jetzt stolz sind.

Auf jenen Artikel gestützt, schickte Ferdinand nachher, wie wir bereits (S. 130) erzählt haben, zwei Gesandte nach Rom, um sich des Pabstes anzunehmen, und einer dieser Gesandten, Anton Fonseca, erklärte dem Könige von Frankreich in dessen Lager bei Velletri dadurch den Krieg, daß er den Vertrag von Tours und Barcellona vor den Augen Karl's in Stücke zerriß. Wir zweifelten anfangs an dieser theatralischen Scene; wir sehen aber aus den Stellen

der Spanier, welche Prescott anführt, daß Fonseca nach einer erhaltenen Instruction handelte. Auch hat Ferdinand damals schon eine Abtheilung Truppen unter Gonsalvo von Cordova nach Sicilien geschickt. Diese Spanier verhalfen den vertriebenen Prinzen des in Neapel herrschenden Zweiges der aragonischen Königsfamilie einstweilen wieder zum Besitze ihres Thrones, und mußten dabei zugleich Alles auskundschaften, weil Ferdinand selbst auf eine Gelegenheit wartete, das Königreich, welches seines Vaters Bruder (Alphons V.) von der noch immer zu Aragonien gehörenden Insel Sicilien getrennt hatte, wieder mit derselben zu vereinigen, was ihm einige Jahre später auch gelang. Sobald Karl VIII. im Herbst 1496 mit Mailand Frieden geschlossen hatte, unterhandelte auch Ferdinand mit ihm, und die Feindseligkeiten, welche bereits an der Grenze der Pyrenäen begonnen hatten, wurden im Mai 1497 durch einen Waffenstillstand beendigt und nachher nicht wieder erneuert.

10. Ludwig XII. von Frankreich und sein Zug gegen Mailand.

Karl VIII. starb schon im April 1498, und da mit ihm der Mannsstamm des Königs Karl VI. erlosch, so ward Herzog Ludwig von Orleans als Großneffe Karl's VI. König von Frankreich. Dieser neue Regent, Ludwig XII., und sein Alles leitender Minister und Liebling, der Erzbischof Georg von Amboise, befolgten eine ganz andere Politik, als Karl VIII.; denn Ludwig wollte eines Theils Mailand als Erbtheil seiner Großmutter, der Valentine Visconti (s. Th. VIII. S. 506), in Anspruch nehmen, und bedurfte anderes Theils, um eine harte Ungerechtigkeit gegen seine unglückliche Gemahlin üben zu können, der Freundschaft des Pabstes Alexander VI. Ludwig wünschte schon längst von seiner Gemahlin Johanna, der Schwester Karl's VIII., der er seine Befreiung verdankte, und die ihm trotz seiner grenzenlosen Ausschweifungen stets treulich angehangen hatte, geschieden zu werden, um Karl's Wittwe, Anna von Bretagne, heirathen zu können; der schreckliche Pabst Alexander VI. aber wünschte seinen Sohn, den Kardinal Cäsar Borgia, auf Unkosten Italien's zum weltlichen Fürsten zu machen. Beide vereinigten sich daher leicht über einen Bund zu gemein-

schaftlichem Unrecht. Der Pabst schickte seinen Sohn Cäsar, welcher schon damals öffentlich erklärte, daß er die Kardinals-Würde niederlegen und dem Priesterthum entsagen wolle, weil er zu Beidem gezwungen worden sei, nach Frankreich und beauftragte ihn mit einer Art Proceß gegen die unglückliche Königin Johanna, obgleich er ihm die Bullen, in welchen die Scheidung derselben ausgesprochen war, schon ganz fertig mitgab. Dagegen versprach König Ludwig dem Pabste, nicht blos ruhig geschehen zu lassen, daß Cäsar Borgia die im Gebiete des Kirchenstaats herrschenden Familien der sogenannten apostolischen Vicare oder Erbherren eine nach der anderen aus ihren Städten oder Herrschaften vertreibe, sondern auch selbst Truppen dazu herzugeben.

Cäsar Borgia machte auf der Reise nach Frankreich und während seines Aufenthaltes daselbst einen so grenzenlosen Aufwand und entfaltete eine so große Pracht, daß sogar der königliche Hof dadurch verdunkelt ward. Andererseits verschwendete König Ludwig die Güter und Schätze seines Reiches an Cäsar, weil er vermittelst desselben den ihm verhaßten Ludwig Moro von Mailand zu verderben suchte. Er schenkte ihm das Herzogthum Valentinois in der Dauphiné, machte ihn zum Obersten von hundert Reitern mit zwanzigtausend Livres Jahrgehalt, und versprach ihm eine Herrschaft im Mailändischen. Dafür brachte Cäsar denn auch dem Erzbischof Georg von Amboise den Kardinals-Hut mit. Die Gründe, welche die päbstlichen Commissäre für die Trennung einer so manche Jahre hindurch bestandenen Ehe anführten, erwähnen wir absichtlich nicht; es ist genug, daß die Scheidung vollzogen und Ludwig XII. im Anfange des Jahres 1499 mit seines Vorgängers Wittwe vermählt ward. Die laute Unzufriedenheit des Volkes, welche durch die heftigen Predigten gegen die Scheidung und gegen die neue Ehe des Königs erregt wurde, stillte Ludwig dadurch, daß er die Abgabe, welche die Könige beim Antritt ihrer Regierung zu fordern pflegten, nicht erheben ließ und sogar ein Zehntel der gewöhnlichen Steuern abschaffte.

Schon dieser Anfang seiner Regierung bewies, daß Ludwig XII. Willens sei, die monarchische Gewalt, welche seine Vorgänger sich auf jede Weise verschafft hatten, zum Besten des Volkes zu gebrauchen; das folgende mag zeigen, wie nöthig eine Reform des

Staatswesens war, und auf welche Weise Ludwig den Namen eines Vaters des Volkes, den man ihm gegeben hat, zu verdienen suchte. Er stellte zunächst die schreienden Misbräuche ab, welche die neue Einrichtung eines stehenden Heeres herbeigeführt hätte. Die zur Unterhaltung der Reiter bestimmten Einnahmen waren bis dahin nicht gesichert gewesen, die Hauptleute derselben entschuldigten daher Gewaltthätigkeit und Räuberei mit der Nothwendigkeit ihre Leute zu unterhalten und zu besolden; Ludwig XII. ließ aber die Einnahmen auf solche Weise sichern, daß die Entschuldigung wegfiel. Die Gewaltthätigkeiten waren im offenen Lande und in den kleinen Städten geübt worden; Ludwig gebot daher, die Reisigen sollten nur innerhalb der größeren, durch Mauern geschützten Städte verweilen dürfen, wo die wehrhafte Bürgerschaft ihnen das Gleichgewicht halten könne. Endlich sollten statt der Abenteurer und Raubritter, die man bisher zu Hauptleuten genommen hatte, nur zuverlässige und angesehene Leute gewählt werden. Diese sollten persönlich für alle Unordnungen verantwortlich sein, wenn sie nicht selbst die Schuldigen den Gerichten anzeigten oder zur Bestrafung überlieferten. Auch andere polizeiliche Einrichtungen im Inneren, welche Ludwig gleich anfangs traf, waren wohlthätig und dauerhaft, z. B. die neuen Münzordnungen, die neuen Ausprägungen mit dem Bilde des Königs, die durchgreifende Verbesserung des ganzen Gerichtswesens und die Errichtung einiger neuen Parlamente.

Dagegen ward der Zusatz, welchen Ludwig zu seinem Titel machte, die Verkündigung von Kriegen, die ein halbes Jahrhundert lang fortdauerten. Er nannte sich nämlich „König von Neapel, Sicilien und Jerusalem, Herzog von Mailand." Die in diesem Titel liegenden Ansprüche schienen den König von Frankreich nicht blos mit Mailand, dessen Herzog, Ludwig Moro, ihm tödtlich verhaßt war, sondern auch mit Kaiser Maximilian I. entzweien zu müssen. Der Letztere war schon gegen Karl VIII. nach Italien gerufen worden und in Toscana den verbündeten Italiänern zu Hülfe gezogen; er hatte aber für diese ebensowenig zu Stande gebracht, als später für seinen Verwandten Ludwig Moro, der ihm reiche Subsidien zahlte. Es ging ihm dort wie überall: er richtete nur wenig aus, weil er nie seine Truppen bezahlen konnte; da-

gegen bewies er überall ritterlichen Sinn und großen persönlichen Muth. Nach Karl's VIII. Tode zog er auch für seinen Sohn Philipp von Burgund, sowie für die Niederländer und deutschen Herzöge, welche um Cleve und Mark stritten, gegen Ludwig XII. zu Felde, kehrte aber bald wieder um, ohne ihnen etwas genützt zu haben. Philipp und die deutschen Herzöge halfen sich nachher selbst, während Maximilian ein neues fruchtloses Abenteuer bestand. Maximilian zog nämlich damals gegen die Schweizer und drang zwar bis ins Engadin vor, erfocht aber auch damals keine Vortheile. Alle diese Unternehmungen werden daher auch von uns weiter unten nur im Vorbeigehen erwähnt werden.

Zu derselben Zeit, als Kaiser Maximilian in Italien, in Frankreich und in der Schweiz eine so traurige Rolle spielte, legte sein Sohn, Philipp von Burgund, den Grund zu jener Ausdehnung der Herrschaft des Habsburgischen Hauses, welche nachher anderthalb Jahrhunderte lang für Spanien, Deutschland und Italien gleich verderblich war. Karl's VIII. Zug nach Italien hatte nämlich die Beherrscher von Aragonien und Castilien, Ferdinand und Isabella, bewogen, durch Heirathen eine enge Verbindung mit Maximilian und mit den Niederlanden zu schließen. Sie hatten ihren einzigen Sohn, Don Juan, mit Maximilian's Tochter Margaretha, welche von Karl VIII. verschmäht worden war, vermählt und, als dieser Prinz gleich nach der vollzogenen Vermählung am 4. Oktober 1497 gestorben war, ihre zweite Tochter, Johanna, dem Bruder der Margaretha, Philipp, zur Gemahlin gegeben. Diese Prinzessin, welche gleich darauf durch den Tod ihrer älteren Schwester Erbin der ganzen spanischen Monarchie ward, gebar im Jahre 1500 zu Gent den nachherigen Kaiser Karl V., welcher, im Begriffe eine Universalmonarchie zu errichten, nach vielen glücklichen Kriegen zuletzt durch die Reformation alle seine glänzenden Plane vereitelt sah.

König Ludwig XII. hatte sich übrigens gleich im Anfange seiner Regierung über seine Absichten in Italien mit dem Könige von Spanien abgefunden, wenn wir anders dem trauen dürfen, was Prescott über geheime Verabredungen berichtet, welche bei Gelegenheit des im August 1498 zwischen Frankreich und Spanien geschlossenen Friedens genommen wurden. Nachdem nämlich der

Waffenstillstand, welchen Ferdinand der Katholische mit Karl VIII. geschlossen hatte, von Zeit zu Zeit verlängert worden war, kam im August 1498 zu Marcoussi ein Frieden zu Stande, und schon bei dieser Gelegenheit sollen die beiden Könige mit einander übereingekommen sein, sich auf Unkosten der schwächeren Fürsten in Italien zu bereichern. Ferdinand's Einfluß verschaffte daher damals auch dem Erzherzog Philipp von Burgund von der französischen Regierung Vortheile, die ihm seines Vaters Maximilian Waffen nicht hatten verschaffen können.

Die Vortheile betrafen die Ausführung eines Artikels in dem zu Senlis geschlossenen Friedensvertrage (s. S. 106). Der König von Frankreich hatte in demselben versprochen, die Städte Hesdin, Aire und Bethüne, die er noch in Besitz hatte, dem Erzherzoge zurückzugeben, sobald dieser volljährig sei, die Regierung selbst führe und dem Könige von Frankreich für Artois und Flandern die Huldigung leiste. Obgleich aber Philipp die Regierung schon längst übernommen und sich erboten hatte, die Huldigung zu leisten, so hatten die Franzosen die Sache doch immer hinauszuschieben gewußt. Maximilian hatte aus diesem Grunde den oben erwähnten Einfall in Frankreich gemacht. Während er aber seinem Sohne nicht helfen konnte, sondern vielmehr aus dem Herzogthum Burgund wieder herausgetrieben wurde, trafen zu derselben Zeit, als dies geschah, beim Könige von Frankreich englische und spanische Gesandte zugleich mit Philipp's Abgeordneten ein, um auf die genaue Vollziehung des Vertrags von Senlis zu dringen, und nun ward die Sache rasch zu dem gewünschten Ende gebracht. Ferdinand versprach nämlich damals in dem mit Ludwig geschlossenen Vertrage, sich den Absichten des französischen Königs in Italien nicht zu widersetzen, und dieser konnte daher jetzt nicht nur seinen Plan, den Herzog von Mailand zu vertreiben, ohne Widerspruch von Spanien und England ausführen, sondern bestand deshalb auch nicht weiter darauf, daß Philipp ihm die Huldigung persönlich leiste, sondern schickte Gesandte nach Flandern, um sie in seinem Namen einzunehmen.

Ludwig XII. hatte für jenen Plan nicht blos den Pabst, sondern auch die Venetianer gewonnen. Diesen war nämlich früher von Ludwig Moro für die Hülfe, die sie ihm gegen Karl VIII. leisteten

der Besitz von Novara versprochen worden; Ludwig Moro hatte aber nicht Wort gehalten, und da überdies ihre Politik forderte, daß sie auf jeden Fall Maßregeln trafen, um die von ihnen besetzten neapolitanischen Küstenstädte zu behaupten, so ließen sie sich durch Aussichten, welche Ludwig XII. ihnen eröffnete, bewegen, Gesandte nach Frankreich zu schicken, wo damals auch Cäsar Borgia sich aufhielt. Im Februar 1499 kam hierauf zu Blois zwischen ihnen und dem Könige ein Vertrag zu Stande, in welchem dieser ihnen einen Antheil an den von ihm zu machenden Eroberungen versprach, indem er ihnen den Besitz der Stadt Cremona und der Ghiara d'Adda oder des Landstriches zwischen der Adda, dem Po und dem Oglio zusicherte.

Ludwig XII. bedurfte zum Angriffe auf Mailand besonders der Schweizer, und um diese anwerben zu können, hatte er baares Geld nöthig. Da nun das Anlehen-System unserer Zeit noch nicht erfunden war, so gab ihm sein Georg von Amboise ein Mittel an, welches dem französischen Reiche bald viel verderblicher wurde, als die Erpressungen, zu denen Ludwig's Vorfahren in ähnlicher Lage gewöhnlich ihre Zuflucht genommen hatten. Amboise rieth nämlich dem Könige, von den Finanzbeamten bedeutende Summen zu erheben und die erledigten Stellen derselben zu verkaufen, statt sie zu vergeben. Ludwig XII. entschloß sich ungern dazu, weil er selbst einsah, daß dadurch seine Steuerbeamten zu den ärgsten Bedrückern und Quälern des Volkes gemacht werden würden. In der That ward auch dieses von Amboise erfundene System, welches die Finanzbeamten in selbstständige Blutsauger verwandelte, dem französischen Volke ebenso verderblich, als das unselige Anlehen-System des achtzehnten Jahrhunderts allen Völkern Europa's geworden ist.

Sobald Ludwig das nöthige Geld erhalten hatte, zog im August 1499 ein französisches Heer von dreizehntausend Mann zu Fuß und von neuntausendfünfhundert Reitern oder, wie man die Letzteren damals zu bezeichnen pflegte, von sechszehnhundert Lanzen gegen Mailand aus. Das Fußvolk bestand aus fünftausend Schweizern und achttausend Franzosen. An der Spitze jeder der drei Abtheilungen, in welche das Heer getheilt war, standen erprobte Feldherren. Die erste ward von Johann Jakob Trivulzio, einem der aus Mailand vertriebenen Freunde der Freiheit, geführt, die zweite von Jakob von

Luxemburg, Grafen von Ligny, die dritte von Eberhard Stuart, Herrn von Aubigny, der sich in Neapel nach Karl's VIII. Abzug ausgezeichnet hatte. Ludwig's Absicht, das Herzogthum Mailand zu erobern, ward sehr schnell erreicht. Pabst Alexander VI. war ganz in Ludwig's Interesse, sobald dieser seinem Sohne Cäsar Borgia nicht allein eine Braut zu verschaffen versprochen, sondern auch seinen Beistand zugesagt hatte, um Imola, Faënza, Forli und Pesaro ihren rechtmäßigen Besitzern zu entreißen und aus diesen Besitzungen einen eigenen Staat zu bilden; Trivulzio hatte Einverständnisse mit den Guelfen von Mailand; die Venetianer rückten in das Mailändische ein; jedermann im Lande verabscheute den Herzog Ludwig Moro als Tyrannen, als Usurpator und als den Mörder seines Neffen, kein Befehlshaber that seine Pflicht, alle Festungen öffneten die Thore. Der Tyrann sah sich daher schon am 2. September 1499 gezwungen, aus Mailand nach Trient zu fliehen und bei Kaiser Maximilian Schutz zu suchen. Er nahm seine Kinder, seine Kleinodien und zweimalhundertfünfzigtausend Goldthaler mit. Der fliehende Herzog hoffte an der Spitze eines von den Schweizern gemietheten und von Maximilian ihm für Geld anvertrauten Heeres bald zurückkehren zu können, und hatte deshalb seinen Feldherrn Bernhard von Corte mit einigen tausend Mann in der Burg von Mailand zurückgelassen. Allein dieser verkaufte sich für zehntausend Dukaten und für die Hälfte des in der Burg befindlichen herzoglichen Silbergeschirres den Franzosen. Widerstand wurde also nicht einmal versucht, und schon am 6. Oktober hielt Ludwig XII. seinen Einzug in Mailand. Er ließ den jungen Sohn des unglücklichen Herzogs Johann Galeazzo nach Frankreich führen, und schickte dessen Mutter Isabella nach Neapel zurück.

Die Franzosen konnten sich in dem eroberten Lande unmöglich behaupten, weil sie die ganze mächtige Partei der lombardischen Ghibellinen gegen sich hatten. Pabst Alexander VI. und seine Kinder eilten daher, die ersten Augenblicke des Sieges der Franzosen zu ihren Zwecken zu benutzen, und sie thaten dies auf eine für die ganze Christenheit höchst ärgerliche Weise. Die berüchtigte Tochter des Pabstes, Lucrezia Borgia, welche nach ihrer Scheidung von Sforza mit Don Alonso von Aragonien, Fürsten von Bisignano,

einem natürlichen Sohne des neapolitanischen Königs Alphons II., vermählt worden war, hatte von ihrem Vater schon früher den Besitz des Herzogthums Spoleto erhalten; jetzt entriß Alexander VI. auch Sermoneta und was dazu gehörte dem rechtmäßigen Besitzer, um seine Tochter damit zu belehnen. Außerdem erschien Cäsar Borgia, Herzog von Valentinois, mit Hülfsvölkern, die er vom König Ludwig erhalten hatte, um Sforza von Pesaro, Malatesta von Rimini, Manfredi von Faënza, Katharina Sforza, welche an Riario's Statt in Imola und Forli herrschte, Varano von Camerino, die Grafen von Montefeltro und die Herzöge von Urbino ihrer Besitzungen zu berauben. Imola und seine Burg fielen schon nach zwanzig Tagen; dagegen ward die Burg von Forli durch Katharina Sforza so standhaft vertheidigt, daß, als sie endlich erstürmt und Katharina gefangen auf die Engelsburg geführt worden war, der Befehlshaber der französischen Hülfstruppen, Allegre, der Gefangenen die Freilassung auswirkte. Bald nachher (im Februar 1500) mußten jedoch die französischen Truppen den Kirchenstaat wieder verlassen, weil damals plötzlich Ludwig Moro mit einem Heere, welches in der Schweiz und in der Grafschaft Burgund geworben worden war, nach Mailand zurückgekehrt war.

Die Franzosen hatten durch die unerhörten Gräuel, welche sie bei der Eroberung begangen hatten und deren sie sich sogar rühmen, durch ihre Erpressungen und durch ihre Galanterien Alles gegen sich erbittert, und außerdem war Trivulzio nebst den von ihm begünstigten Guelfen den Ghibellinen tödtlich verhaßt; der vertriebene Herzog fand daher, als er mitten im Winter unerwartet wieder erschien, überall günstige Aufnahme, und die Franzosen zersplitterten ihre Macht. Ludwig Moro kehrte in seine Residenz zurück, ohne jedoch die Burg besetzen zu können, folgte dann der französischen Heerabtheilung, welche Trivulzio nach Mortara führte, auf dem Fuße nach, und eroberte sogar das feste Novara. Unterdessen hatte aber König Ludwig ein neues Heer unter la Tremouille gerüstet, und für dasselbe war durch den Bailli von Dijon auch eine Anzahl schweizerischer Freischärler (Reislaufer) geworben worden. Dieses französische Heer rückte gegen Novara heran, wo Ludwig mit seinen Truppen lag. Schweizer standen also hier anderen Schweizern gegenüber, und Ludwig Moro mußte seine ganze und

alleinige Hoffnung auf die in ſeinem Dienſte befindlichen Schweizer ſetzen. Da erſchien plötzlich von den ſogenannten Orten oder, wie wir heut' zu Tage ſagen, von der Tagſatzung ein Befehl, welcher zu einer für Ludwig Moro unglücklichen Stunde die Schweizer beider Heere nach Hauſe zurückrief. Dies gab den Franzoſen und den unter ihnen dienenden Schweizer-Officieren Gelegenheit, einen Verrath zu üben, welcher allgemein, beſonders aber in der Schweiz ſelbſt, gemisbilligt worden iſt, weil ſonſt die Schweizer, ſo eigenſinnig und habſüchtig ſie auch waren, gerade wegen ihrer unerſchütterlichen Treue überall geſucht wurden.

Der eigentliche Zuſammenhang dieſer Begebenheit iſt, ungeachtet der darüber angeſtellten gerichtlichen Unterſuchungen, nicht bekannt geworden; doch iſt die Art, wie Sismondi ihn darſtellt, die wahrſcheinlichſte. Die Officiere der von den Kantonen an Frankreich vermietheten Schweizer Truppen bewogen die Freiſchärler des Herzogs Ludwig Moro, daß ſie, auf den an ſie ergangenen Ruf geſtützt, den Dienſt gegen ihre Landsleute verſagten und tobend und lärmend den rückſtändigen Sold forderten. Der Herzog ließ hierauf ſogleich ſeinen Bruder, den Kardinal Aſcanius, dringend bitten, ihm von Mailand her mit Italiänern zu Hülfe zu kommen, ſah ſich aber, noch ehe dies geſchehen konnte, genöthigt, ein Treffen zu liefern, damit er nicht von Mailand abgeſchnitten werde. Er marſchirte daher aus Novara heraus. Kaum hatte er jedoch ſein Heer aufgeſtellt, als die Schweizer in demſelben ihm plötzlich den Dienſt verweigerten und mit Ungeſtüm ihren rückſtändigen Sold forderten. Vergebens ſuchte er durch Bitten ſie zu bewegen, daß ſie im Felde blieben; ſie eilten in die Stadt zurück und hielten am 10. April mit ihren beim franzöſiſchen Heere befindlichen Landsleuten eine Berathung. Wahrſcheinlich hatten ſie Geld erhalten. Dies ſcheint auch la Tremouille ſelbſt in ſeinen Denkwürdigkeiten anzudeuten *). Das Reſultat der Berathſchlagung war, daß die

*) Le seigneur de Tremoille trouva moyen de pourparler aux ennemis du roi et à leurs capitaines cognoissant partie d'iceuls. Ses devis et remonstrances donnèrent occassion aux Suisses Lancequenetz et Bourguignons d'eulx assembler pour adviser à ce que leur avoit été dict par le seigneur la Tremoille.

Schweizer den Herzog seinem Schicksale überließen und nicht einmal einen freien Abzug für ihn auswirkten, sondern nur bei ihrem Abzuge ihn als Franziskaner verkleidet in ihre Reihen aufnahmen.

Ludwig Moro war an seiner langen, hageren Gestalt leicht erkenntlich und wahrscheinlich schon längst den Franzosen angezeigt, welche deshalb jeden vorbei marschirenden Schweizer genau beobachteten. Diese würden gleichwohl ihn nicht erkannt haben, wenn nicht Kaspar Silen und Rudolf Thurmann aus Uri, sowie Rudolf von Salis aus Graubündten mit dem Finger auf ihn gedeutet hätten. Die Franzosen rissen ihn, als er vorüberkam, aus den Reihen und nahmen ihn fest. La Tremouille schickte den gefangenen Herzog nach Frankreich. Dort ward er vom Könige, gleich als wenn dieser sein Richter hätte sein können und dürfen, als Usurpator und Verbrecher behandelt und aus einem Gefängniß in das andere, zuletzt aber nach Loches gebracht, wo er zehn Jahre später starb. Die Italiäner sagen, er sei dort sehr strenge behandelt worden; die Franzosen behaupten das Gegentheil. Die Schweizer, welche unter dem Herzoge gedient hatten, waren mehrentheils aus den vier kleinen Kantonen und aus Graubündten; sie besetzten daher mit ebenso viel Recht, als Ludwig XII. und die Venetianer, den Theil des Mailändischen, der ihnen dienen konnte. Die Urner sicherten durch die Besetzung der Stadt Bellinzona den übrigen Schweizern den Besitz des jetzigen Kantons Tessin, welcher ihnen später zugestanden ward. Die Urheber des an Ludwig Moro geübten Verrathes wurden jedoch der öffentlichen Verachtung preisgegeben und Thurmann in seiner Heimath sogar enthauptet. Auch der Kardinal Ascanius Sforza wurde nach Frankreich gebracht, erhielt aber später seine Freiheit wieder. Ludwig Moro's beide Söhne blieben bei Kaiser Maximilian; Johann Galeazzo's Sohn ward schon als Kind Mönch.

Der Untergang des Herzogs von Mailand krönte den Frevel des Hauses Borgia mit Glück und Triumph. Der Herzog von Valentinois, Cäsar Borgia, und seine Schwester Lucrezia übten, von ihrem Vater Alexander VI. und sogar von dem guten König Ludwig XII. unterstützt, fortwährend Laster und Verbrechen, welche wir, um die Leser nicht zu ärgern und zu empören, kaum leise anzudeuten wagen. Um jedoch den schauderhaften Verfall der Sitten

der Privatpersonen und die Irreligiosität des ganzen öffentlichen Lebens in Italien zu bezeichnen, müssen wir wenigstens im Vorbeigehen die Geschichte des Cäsar Borgia und seiner Schwester in den Jahren 1500 und 1501 kurz berühren. Sobald Cäsar wieder durch Franzosen verstärkt war, nahm er zuerst Pesaro, und vertrieb dann den Beherrscher von Rimini, Malatesta. Auch der durch blühende Jugend und Schönheit ausgezeichnete, zarte Jüngling Astorre Manfredi, welcher Faënza besaß, würde schon im Jahre 1500 ein Opfer von Cäsar's Herrschsucht geworden sein, wenn ihn nicht die Liebe seiner Unterthanen geschützt hätte; im folgenden Jahre aber ward seine Stadt von Cäsar genommen und er selbst ermordet, nachdem der Wüstling ihn auf eine so schändliche Weise mishandelt hatte, daß wir die Einzelnheiten seiner letzten Geschichte nicht zu erzählen vermögen. Ebenso wurde der Herzog von Bisignano, der dritte Gemahl der Lucrezia Borgia, auf der Schwelle einer Kirche von einem Meuchelmörder verwundet und nachher durch Gift vollends getödtet, und man beschuldigte allgemein den Herzog von Valentinois und seine Schwester, daß sie die Urheber der That gewesen seien. Dies fand um so mehr Glauben, da ja Cäsar auch seinen Bruder, den Herzog von Gandia, hatte ermorden lassen, und da keine Untersuchung über den Mord des Gemahles der Lucrezia angestellt und keiner der Thäter bestraft wurde. Schon wenige Wochen nach diesem Morde ward der Herzog von Ferrara, Alphons von Este, durch den Pabst und seine Kinder gezwungen, die berüchtigte Lucrezia zu heirathen deren drei erste Männer alle ein tragisches Ende gefunden hatten

Auch die Florentiner begünstigten Alexander's Sohn, welcher mit Hülfe der Franzosen ein Königreich in Mittelitalien zu errichten trachtete. Cäsar war von seinem Vater zum Herzog von Romagna ernannt worden, und hatte Schweizer in Dienst genommen, die ihm, weil es ihm nicht an Geld fehlte, zahlreich zuströmten. Er wollte auch den Johann Bentivoglio, der in Bologna herrschte, verjagen; dies verhinderte aber Karl von Amboise, Herr von Chaumont, welchen Ludwig XII. als Statthalter in Mailand zurück gelassen hatte, auf Befehl seines Königs, obgleich Ludwig sonst alle Absichten des Pabstes Alexander und seiner Kinder auf jede Weise förderte. Nichts destoweniger hielt Benti-

voglio für nöthig, den Herzog von Valentinois dadurch zu befriedigen, daß er sich gegen ihn zur Zahlung eines jährlichen Tributs verstand. Auch die Florentiner sahen sich zu ähnlichen Schritten gezwungen, als Cäsar, der Abhängigkeit von Bologna versichert, sich gegen sie wandte. Sie suchten beim Könige von Frankreich Hülfe, mußten sich aber gleichwohl, so gut sie konnten, mit Borgia abfinden. Sie verpflichteten sich durch einen Vertrag, ihn mit einer Heerabtheilung in ihre Dienste zu nehmen und ihm eine jährliche Besoldung von sechs und dreißigtausend Dukaten zu bezahlen. Außerdem mußten sie ihm den Herrn von Piombino preisgeben, dem dann alle seine Besitzungen außer der Burg von Piombino entrissen wurden. Machiavelli meint, die mit teuflischer Schlauheit und Bosheit auf Mord, Raub und Unrecht gegründete Macht des Herzogs von Valentinois würde festen Bestand gewonnen haben, wenn nicht Pabst Alexander 1503 zur unrechten Zeit gestorben wäre; wir glauben aber, daß durch den Vertrag, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische über die Theilung der Länder des unglücklichen Friedrich von Neapel geschlossen hatten, die Ausführung von Cäsar's Planen ganz unmöglich gemacht worden war. Dies erkannte Cäsar selbst, wie wir recht gut begreifen, ungeachtet aller seiner Schlauheit und Arglist nicht; daß aber Machiavelli, der als Lehrer der Staatskunst bis auf den heutigen Tag unter den Ersten glänzt und damals von den Florentinern zu diplomatischen Sendungen gebraucht wurde, mit solchem Lobe von Cäsar's Unternehmungen reden konnte, wie er in seinen Briefen thut, ist uns unbegreiflich. Das Moralische mochte er als Diplomat immerhin gering anschlagen; aber das Unpolitische hätte ein so großer Staatsmann nicht verkennen dürfen.

11. Eroberungskrieg der Franzosen und Spanier gegen Neapel.

Ferdinand der Katholische hatte nicht blos den Kaiser Maximilian, sondern auch den englischen König Heinrich VII. durch Heirath an sich geknüpft, in beiden Fällen aber für das eheliche Glück seiner Töchter sehr schlecht gesorgt. Die mit Maximilian's Sohn, Philipp von Burgund, vermählte Johanna, welche nach dem Tode

ihrer älteren Schwester die ganze spanische Monarchie an ihren Gemahl brachte, ward von diesem, den sie selbst mit spanischer Leidenschaft liebte, sehr kalt behandelt, und verlor den Verstand, als Philipp ihr frühzeitig entrissen wurde. Ferdinand's jüngste Tochter, Katharina, ward mit Heinrich's VII. Sohn Arthur, Prinzen von Wales, vermählt, und mußte später, als dieser gestorben war, ihrer reichen Ausstattung wegen ihren Schwager, den nachherigen König Heinrich VIII., heirathen. Auch das ganze Leben dieser Tochter Ferdinand's war ein langer Jammer; ihr Vater erreichte aber durch ihre Verheirathung seinen politischen Zweck: er gewann den englischen König zu derselben Zeit für sich, als er den König von Frankreich betrog.

Schon Karl VIII. hatte sich in eine Unterhandlung mit Ferdinand eingelassen, um gemeinschaftlich das Königreich Neapel in Besitz zu nehmen und den schwachen, aber gebildeten und gelehrten König Friedrich auf eine andere Weise zu versorgen. Diese Unterhandlung wurde im Jahre 1500 wieder aufgenommen, als Karl's VIII. Nachfolger, Ludwig XII., Mailand zum zweiten Male besetzt hatte und daran dachte, auch Neapel wieder zu erobern. Ludwig war damals im Vertrauen auf den mit Ferdinand zu schließenden Vertrag thöricht genug, die Übereinkunft abzulehnen, welche König Friedrich ihm anbot, und die ihm den Besitz von Neapel ohne Schwertstreich verschafft haben würde. Friedrich hatte sich nämlich erboten, den König von Frankreich als Oberherrn anzuerkennen und ihm einen jährlichen Tribut zu entrichten. Schon im Mai 1500 waren Ludwig und Ferdinand soweit einig, daß in Spanien eine Flotte und ein Heer gerüstet wurden. Zum Vorwande dieser Rüstungen nahm Ferdinand die Beschützung der Südküste von Neapel gegen die Türken, welche, von Ludwig Moro und von König Friedrich gerufen, die Venetianer nicht blos in Dalmatien und Illyrien, sondern auch an der von ihnen besetzten Küste von Calabrien bekriegten. Anführer des spanischen Heeres war Gonsalvo von Cordova, welcher mit dem Ruhme, den Franzosen Neapel wieder entrissen zu haben, nach Spanien heimgekehrt war, und jetzt nach Sicilien zurückgeschickt ward, um, sobald der Vertrag mit Frankreich abgeschlossen sei, in Verbindung mit den Franzosen denselben König zu berauben, den er vorher gegen die Franzosen geschützt hatte.

Der lange und ausführliche Vertrag, welchen Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische zum Zwecke der Eroberung des neapolitanischen Reiches mit einander schlossen, und in welchem der französische König zugleich noch einmal und für immer auf Roussillon und Cerdagne Verzicht leistete, ward in Frankreich zu Stande gebracht, aber erst am 22. September 1500 zu Granada von Ferdinand bestätigt. Deshalb ist auch dieses Denkmal der höchsten Gottlosigkeit zweier Herrscher, von welchen der eine der allerchristlichste, der andere der katholische König hieß, unter dem Namen des Vertrages von Granada berüchtigt geworden. Von den vielen Artikeln dieses nie erfüllten Vertrages führen wir nur diejenigen an, welche mit den Begebenheiten des folgenden Jahres in unmittelbarem Zusammenhange stehen, da wir nur Thatsachen, nicht aber Plane, Verhandlungen und diplomatische Kunststücke erzählen wollen. Der einzige Vorwand der Beraubung Friedrich's von Neapel, den die beiden Könige angeben konnten, war, daß der Letztere zugleich mit Ludwig Moro die Türken gegen die Gewaltthaten der Franzosen zu Hülfe gerufen hatte. Es heißt nämlich in dem Vertrage von Granada, Friedrich habe sich dadurch, daß er die Türken herbeigezogen, als einen König bewiesen, dessen Herrschaft die Sicherheit der Christenheit gefährde, und die beiden vertragschließenden Mächte hätten daher die Theilung seines Reiches für das beste Mittel gehalten, die Christen gegen die Türken zu schützen. In Betreff dieser Theilung ward ausgemacht, daß Ludwig die Hauptstadt des Landes sowie die Provinzen Terra di Lavoro und Abruzzo und den neapolitanischen Königstitel, Ferdinand aber Apulien und Calabrien mit dem Titel eines Herzogs dieser Provinzen erhalten solle. Derjenige Artikel des Vertrags, welcher die Dogana oder die von den wandernden Heerden der Capitanata erhobene, auf hunderttausend Dukaten geschätzte Abgabe betrifft, kann allein schon den Beweis geben, daß es den Spaniern mit dem ganzen Vertrage nicht Ernst war; denn nach diesem Artikel sollte jene Abgabe von Beamten der spanischen Regierung erhoben und zwischen ihr und der französischen Regierung getheilt werden. Pabst Alexander VI. billigte den gegen Friedrich von Neapel geschlossenen Bund, und sein Sohn, Cäsar Borgia, begleitete, als derselbe zur Ausführung kam, das französische Heer.

Zu der Zeit, als über diesen Vertrag noch unterhandelt wurde, war Gonsalvo von Cordova mit der Unterstützung der Venetianer gegen die Türken beschäftigt, und verrichtete tapfere Thaten zur See und zu Lande, so daß er jener Republik noch im Laufe des Jahres 1500 wieder zum Besitze der ihr früher entrissenen Insel Cephalonia verhalf. Im Anfange des Jahres 1501 ward Gonsalvo zur Eroberung von Neapel nach Sicilien gesandt, und besetzte dann von dort aus den Süden des neapolitanischen Reiches. Im Juli desselben Jahres rückte ein französisches Heer, bei welchem sich wie gewöhnlich viele Schweizer befanden, unter d'Aubigny's Führung in das Neapolitanische ein. Die Franzosen fanden, erst als sie bis Capua gekommen waren, Widerstand; aber auch diese Stadt verstand sich nach kurzer Gegenwehr zu einer Capitulation. Während die Unterhandlungen darüber noch im Gange waren, wurde Capua durch Sturm genommen, und mehr als siebentausend Einwohner der Stadt verloren dabei das Leben. Cäsar Borgia übte bei dieser Gelegenheit einen Frevel, wie man ihn nur bei Türken und Mongolen zu finden gewohnt ist. Er ließ vierzig der schönsten Frauen und Jungfrauen ausheben und für sich nach Rom bringen. Wir würden die Thatsache bezweifeln, wenn nicht von den unnatürlichen Lüsten dieses höllischen Geistes noch Ärgeres berichtet würde. König Friedrich gab schnell alle Hoffnung der Rettung auf, und war so unvorsichtig, sich nach Ischia zu flüchten; hier blieb ihm, sobald die französische Flotte erschien, nichts weiter übrig, als sich der Großmuth der Franzosen anzuvertrauen. Er ging nach Frankreich und ward von König Ludwig, obgleich ihn derselbe anfangs unfreundlich empfing, standesmäßig versorgt, indem ihn Ludwig über Anjou oder Maine setzte. Dort starb er schon im Jahre 1504. Sein ältester Sohn, Ferdinand, lebte bis 1550 in Spanien, und wurde dort anständig unterhalten; doch gab man ihm zwei Gemahlinnen, von welchen man gewiß wußte, daß sie ihm keine Kinder gebären würden.

Die Freundschaft der beiden theilenden Mächte konnte unmöglich lange dauern, da in dem zwischen ihnen geschlossenen Vertrage der Provinzen Contado di Molise, Val die Benevento, Principato und Basilicata gar nicht gedacht war, die Abruzzen aber und Terra di Lavoro ohne den Besitz der fruchtbaren Capitanata unmöglich

behauptet werden konnten. Die Franzosen machten daher, wie schon Giannone urkundlich bewiesen hat, den Spaniern nicht blos die Dogana oder den Viehzoll von Capitanata, über welchen der Vertrag ja eine Bestimmung enthielt, sondern auch den Besitz der ganzen Provinz streitig. Ludwig's XII. Statthalter in Neapel, der Herzog von Nemours, und Ferdinand's Stellvertreter, Gonsalvo von Cordova, schienen anfangs den Streit friedlich beilegen zu wollen, und hatten zu diesem Zwecke im April 1502 mehrere Zusammenkünfte; die Unterhandlungen wurden aber abgebrochen, sobald Nemours Verstärkung erhalten hatte, und im Juni begann der Krieg zwischen den Spaniern und Franzosen in Neapel. Ludwig XII. schickte zuerst neugeworbene Schweizer dahin, dann begab er selbst sich nach Mailand, und sorgte von dort aus für die Verstärkung des unter Nemours und d'Aubigny gegen Gonsalvo streitenden Heeres. Die Spanier wurden noch im Laufe des Jahres 1502 aus ganz Apulien verdrängt und in Calabrien auf den Besitz der Seeküste beschränkt, weil ihr König damals in Geldverlegenheit war und keine Truppen schicken konnte. Nur mit Mühe vertheidigte Gonsalvo Barletta, Andria, Gallipoli, Tarent, Cosenza, Seminara und einige andere Plätze. Am hitzigsten ward zuletzt vor Bari, sowie vor Barletta gekämpft, wo Gonsalvo ohne Geldmittel mit den Seinigen eingeschlossen war und beide Heere in Ausdauer mit einander wetteiferten.

Die Spanier wie die Franzosen führten den Krieg nach der Art des Mittelalters so, daß sie einzelne Burgen und befestigte Orte stürmten oder heldenmüthig vertheidigten. Dies konnte wohl Ritter und Duellanten berühmt machen, nicht aber entscheidende Resultate hervorbringen. Darum hatte auch d'Aubigny gerathen, Barletta mit ganzer Macht zu stürmen; Nemours hatte aber seinen Rath verschmäht. Die Chroniken der Zeit führen uns bei Gelegenheit des Kampfes um Barletta zu der Iliade zurück; Barletta ist Ilion, der französische Ritter Bayard ist Achilles und als solcher auch das Ideal des Ritterthums der Romantiker und der Halbgott militärischer Franzosen. Zuerst kämpfen elf Spanier und ebensoviel Franzosen einen ganzen Tag lang um Ehre, und Bayard, Franz d'Urfé (Herr von Orose), Torcy und Mondragon machen aus ihren Pferden ein Bollwerk, um sich

gegen die Überzahl der Gegner zu behaupten. Gleich darauf besiegt Bayard den spanischen Edelmann Sotomajor, welcher als ein Goliath geschildert wird. Endlich kämpfen im Angesicht beider Heere und der Bewohner von Trani dreizehn Italiäner mit dreizehn Franzosen, wobei die Venetianer, welche in der Nähe des von ihnen besetzten Trani den Kampfplatz dazu hergegeben hatten, die Kampfrichter waren. Tausende von Zuschauern strömten, wie zu einem Stiergefechte, einem Turnier oder einem blutigen Boxer-Kampfe, aus allen Gegenden zu dieser Mordscene zusammen, welche nichts entschied, in der aber die Italiäner glücklicher waren, als die Franzosen.

Was den Krieg angeht, so täuschte Ferdinand's Arglist die Franzosen, indem er sie durch einen Vertrag hinderte, Hülfe nach Neapel zu schicken, während er selbst sein Heer vermehrte und so seine Gegner aus dem Reiche Neapel vertrieb. Der Erzherzog Philipp war nämlich seit dem Januar 1502 in Spanien gewesen, und hatte hier nebst seinem leichtfertigen belgisch-französischen Gefolge durch seine Lebensweise und seine Einmischung in spanische Angelegenheiten großes Misfallen erregt; andererseits aber hatte er selbst die spanische Grandezza unerträglich gefunden, zumal da ihm seine Gemahlin durch ihre übertriebene Zärtlichkeit und durch die Eifersucht beschwerlich fiel, zu welcher sein grenzenlos ausschweifender Wandel Veranlassung gab. Er war daher bald ungeduldig geworden und mit Zurücklassung seiner Gemahlin aus Spanien abgereist, um sich wieder nach Flandern zu begeben. Auf dieser Reise machte er dem König Ludwig XII. einen Besuch in Lyon, um den Streit über die Theilung von Neapel durch Unterhandlungen zu beendigen, wozu ihm sein Schwiegervater unbedingte Vollmacht gegeben hatte. Ferdinand misbrauchte nämlich damals, wie französische und italiänische Schriftsteller sagen, und wie es ganz der treulosen Politik, welche Ferdinand stets und überall befolgt hat, gemäß war, seinen Schwiegersohn auf eine schändliche Weise. Die Spanier leugnen dies zwar; es scheint uns aber darum nicht weniger gewiß. Ferdinand ertheilte seinem Schwiegersohne unbedingte Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages, und behauptete nachher, als er den beabsichtigten Zweck erreicht hatte, ihm zugleich Instructionen gegeben zu haben, welche von seinem

Schwiegerſohne nicht befolgt worden ſeien. Am 5. April 1503 wurde zu Lyon von Philipp und Ludwig ein Vertrag geſchloſſen, nach welchem der im Jahre 1500 geborene Sohn des Erzherzogs (Karl V.) mit Ludwig's Tochter Claudia, welche damals zwei Jahre alt war, verlobt, und Beiden die Titel König und Königin von Neapel, Herzog und Herzogin von Calabrien ertheilt, bis zu ihrer Vermählung aber der ſpaniſche Antheil an Neapel dem Erzherzog Philipp überlaſſen, ſowie in dem der Franzoſen ein Statthalter, welcher beiden Theilen angenehm wäre, beſtellt werden ſollte. Der Vortheil war alſo bei dieſem Vertrage, wie es ſchien, ganz auf Ludwig's Seite. In Folge davon unterließ der franzöſiſche König, welcher ſeit dem Beginne der Unterhandlung eine Flotte, ein Heer und Vorräthe in Genua geſammelt hatte, die Abſendung derſelben; denn man war zugleich übereingekommen, daß ſowohl Philipp, der Vollmacht ſeines Schwiegervaters gemäß, an Gonſalvo den Befehl zur Einſtellung der Feindſeligkeiten abſchickte, als auch Ludwig ſeine Flotte im Hafen von Genua zurückhalten ſollte. Das Letztere geſchah wirklich, dagegen gehorchte aber Gonſalvo dem Gebote Philipp's nicht, weil er nur unmittelbar von ſeinem Könige Befehle annehmen wollte, und in Folge davon ging die Sache der Franzoſen unter.

Bei dem franzöſiſchen Heere war d'Aubigny gleich anfangs unzufrieden geweſen, daß er, ein alter, erfahrener Feldherr, hinter dem Herzoge von Nemours, einem jungen Prinzen, zurückſtehen mußte; er war nur aus Patriotismus beim Heere geblieben, beſonders da Nemours ihn hinderte, Barletta zu ſtürmen und den Krieg mit Einem Schlage zu endigen. Er wurde hierauf nach Calabrien geſchickt, und unterwarf dieſe Provinz völlig, während Nemours Barletta auszuhungern ſuchte. Der Letztere gerieth, anſtatt dieſe Feſte nehmen zu können, bald ſelbſt in große Noth, als Gonſalvo das von ihm in Caſtellaneta aufgehäufte Magazin wegnahm und nach Barletta führte. Nemours würde damals gerettet worden ſein, wenn die in Genua ausgerüſtete franzöſiſche Flotte nicht Gegenbefehl erhalten hätte. Zwar erhielt auch Gonſalvo vom Erzherzog Philipp den Befehl, die Feindſeligkeiten einzuſtellen; allein er befolgte denſelben nicht, weil ihm, wie man ſagte, ſein König zu der nämlichen Zeit, als er ſeinem Schwieger-

sohne unbedingte Vollmacht zur Abschließung eines Vertrages mit Ludwig von Frankreich gab, die Weisung ertheilt hatte, den Geboten Philipp's nicht zu gehorchen. Freilich berichtet der spanische Geschichtschreiber Zurita den Hergang anders, und auch Prescott in seiner Geschichte Ferdinand's und Isabella's gibt der Sache zu Gunsten Ferdinand's eine vortheilhafte Wendung. Wir überlassen die Prüfung dieses Punktes Anderen, und bleiben bei der ausgemachten und unbestrittenen Thatsache stehen, daß Ludwig XII. im Vertrauen auf den erwähnten Vertrag seine mit Verstärkungen und Lebensmitteln versehene Flotte nicht von Genua auslaufen ließ, und daß Ferdinand gerade zu derselben Zeit bedeutende Anstrengungen für die nachdrückliche Fortsetzung des Krieges machte. Ferdinand schickte nicht nur nach Barletta Mannschaft und Geld, sowie Lebensmittel, welche von Triest her kamen, sondern zugleich auch gegen d'Aubigny in Calabrien ein neues Heer, welches so bedeutend war, daß man es auf fünfzehntausend Mann angeben durfte.

Die nach Calabrien gesendeten frischen Truppen, welche gleich nach der Landung ihren Oberbefehlshaber, Portocarero, durch den Tod verloren, marschirten unter dem neu ernannten Obergeneral Ferdinand von Andrada unverzüglich auf Terra nuova los, um diese von d'Aubigny belagerte feste Stadt zu entsetzen. D'Aubigny zog ihnen entgegen und griff sie bei Seminara hitzig an. In der entscheidenden Schlacht, welche dort am 25. April 1503 geliefert wurde, hatte Andrada zu Unterbefehlshabern Manuel Benavides, Gonzalo von Avalos, Johann von Cardona und namentlich auch Anton de Leyva, der sich durch Geschicklichkeit und Tapferkeit von niedrigem Stande bis zum ersten Range emporgeschwungen hatte, und später der vorzüglichste von Karl's V. ausgezeichneten Befehlshabern war. D'Aubigny wurde nicht nur geschlagen, sondern auch sein ganzes Heer vernichtet; d'Imbrecourt, Malherbe und Johann Stuart, Herzog von Albanien, fielen im Kampfe; d'Aubigny selbst floh in die Burg Angitola, wo er sich bald nachher den Spaniern ergeben mußte. Zu derselben Zeit war Gonsalvo in der Stille aus Barletta gerückt, um den Herzog von Nemours zu überfallen. Dieser hatte hierauf schnell sein Heer zusammengezogen und bei Cerignola, sechszehn Stunden von Barletta, den Spaniern ein Treffen angeboten, welches diese annahmen

(28. April 1503). Die Spanier gewannen das Treffen, und ihr Sieg setzte den König Ferdinand in den Besitz des Königreichs Neapel; denn Nemours selbst blieb, und die Spanier wurden in Folge der Niederlage des französischen Heeres so schnell Herren des ganzen Landes, daß schon Ende Juli die Franzosen völlig aus dem Neapolitanischen verjagt waren. Übrigens befand sich unter den Hauptleuten, welche damals unter Gonsalvo dienten und bei Cerignola mitkämpften, auch jener Pizarro, der später abenteuernd Peru eroberte und dort die seinen Namen befleckenden empörenden Gräuel verübte.

Ludwig XII. war heftig erbittert, und faßte, weil er sich beschimpft und betrogen glaubte, gleich bei der ersten Nachricht von der Nichtbefolgung des Lyoner Vertrages den Entschluß, Alles daran zu setzen, um Neapel wieder zu erobern. Dies nöthigte ihn, zunächst die Schweizer oder vielmehr die kleinen Kantone derselben zu befriedigen, mit welchen sein Statthalter in Mailand seither, wegen ihrer Besetzung von Bellinzona, im jetzigen Kanton Tessin ohne bedeutenden Erfolg Krieg geführt hatte. Die Urner hatten gerade um die Zeit, als der Kampf in Apulien und Calabrien am heftigsten war, die Eidgenossen gemahnt, und waren, von diesen unterstützt, bis Arona am südlichen Ende des langen Sees vorgedrungen, als Ludwig nachgab und am 10. April 1503 einen Vertrag schloß, vermöge dessen Riviera, Bellinzona und Bollenz den drei Kantonen Uri, Schwyz und Unterwalden überlassen wurden, welche aus denselben gemeinschaftliche Vögteien bildeten. Nachdem die Schweizer beruhigt waren, rüstete sich Ludwig aufs neue zum Kriege, und schickte zu gleicher Zeit drei Heere gegen Ferdinand ins Feld. Das eine dieser Heere ward in der Gascogne geworben, und sollte unter dem Herrn von Albret, dem Vater des damaligen Königs von Navarra (s. S. 80), über Fontarabia in Spanien einfallen; mit dem zweiten sollte der Marschall von Rieux Roussillon wieder erobern, mit dem dritten und stärksten aber la Tremouille durch Toscana nach Neapel marschiren.

Die beiden ersteren Heere richteten ebensowenig aus, als das dritte. Der Führer der gegen Fontarabia gesendeten Truppen mußte das Reich seines Sohnes schonen, welcher aus Politik es nicht mit Ferdinand verderben wollte. Mit dem anderen Heere

drang Rieux zwar in Rouſſillon ein, und belagerte (September und Oktober 1503) ſechs Wochen lang die Stadt Selſas; König Ferdinand forderte aber ſeine an Aufgebote gegen die Mauren gewohnten ſtreitbaren Aragonier auf, mit der ganzen Volksmacht den ſechstauſend Mann, welche unter Ferdinand von Alba die Belagerer beobachteten, zu Hülfe zu ziehen, und als er ſelbſt an der Spitze dieſer aus zwölftauſend Reitern und dreimal ſo viel Fußvolk beſtehenden Volksmacht zum Entſatze von Selſas in Perpignan erſchien, brach Rieux eilig auf, und rettete ſein Heer unter die Mauern von Narbonne. Ferdinand folgte ihm auf dem Fuße nach, beſetzte eine Anzahl franzöſiſcher Städte und brandſchatzte andere, bewies aber auch bei dieſer Gelegenheit ſeine politiſche Weisheit; denn er verſuchte weder ſeine Eroberungen zu behaupten, noch tiefer in Frankreich einzudringen. Es ſchloß alsbald einen Waffenſtillſtand auf fünf Monate, welcher gleich nachher auf drei Jahre verlängert ward.

In Italien, welches Land Ferdinand in dieſen Waffenſtillſtand nicht mit eingeſchloſſen hatte, waren die Franzoſen noch unglücklicher, als an den Grenzen von Spanien. Der dorthin geſandte la Tremouille wurde von den Schweizern nur ſchwach unterſtützt, weil dieſe gerade damals mit Ludwig XII. höchſt unzufrieden waren. Deſſenungeachtet wäre er, wenn er raſch gegen die Stadt Neapel hätte marſchiren können, den Spaniern überlegen geweſen; allein der Tod des Pabſtes Alexander VI. und eine von dem allmächtigen Miniſter ſeines Königs, dem Kardinal d'Amboiſe, angeſponnene Kabale hielten ihn zu lange vor Rom auf. Wir müſſen daher auch, ehe wir dem Gange des Krieges in Italien weiter folgen, zuerſt noch einen Blick auf die letzte Zeit jenes entſetzlichen Pabſtes und ſeines Sohnes, Cäſar Borgia, werfen.

12. Letzte Zeit Alexander's VI. und Cäſar Borgia's und Ausgang des Krieges der Franzoſen und Spanier in Italien.

Zu derſelben Zeit, als die Franzoſen und Spanier in Italien noch einmal um den Beſitz des neapolitaniſchen Reiches kämpften, zerrann plötzlich die Herrſchaft und Macht des Pabſtes Alexan-

der VI. und seines Sohnes Cäsar Borgia, deren ganzes Wesen und Treiben Guicciardini dadurch bezeichnet, daß er sagt, es hätte von ihnen überall geheißen: „der Pabst thue niemals das, was er sage, und sein Sohn sage niemals das, was er thue.“ Wir dürfen nur wenige Züge aus der Geschichte der beiden Borgia's anführen, und theilen auch in Betreff ihrer letzten Zeit blos dasjenige mit, was urkundlich und sicher berichtet wird. Leider befinden sich selbst unter diesen zuverlässigen Angaben über Alexander und seine Angehörigen viele, welche durch keine historische Kritik beseitigt werden können. Das Tagebuch des päbstlichen Ceremonienmeisters Burkard zählt ganz ruhig und trocken alle Mordthaten, Vergiftungen und Beraubungen auf, welche von Alexander, von seinem Sohn Cäsar und von seiner Tochter Lucrezia in den Jahren 1500 bis 1503 begangen worden, und ein aus Tarent geschriebener, nach Deutschland gerichteter Brief in seinem Buche berichtet von einer solchen Menge öffentlich verübter Schandthaten der Borgia's, daß, wenn man auch sieben Achtel derselben für unwahr oder für übertrieben halten wollte, doch noch genug übrig bleiben würde, um Alles zu überbieten, was von den schrecklichsten Räubern und Mördern erzählt wird.

Burkard berichtet ganz genau, auf welchem Fuße Lucrezia mit ihrem Vater lebte, wie dieser ihr alle Bescheide, selbst die in geistlichen Angelegenheiten zu ertheilenden, überließ, wie nur der Erzbischof von Lissabon sich weigerte, seine Sache mit Lucrezia auszumachen, und wie derselbe diese sich durch einen schmutzigen Witz vom Halse schaffte, welchen Lucrezia vortrefflich fand. Was Burkard ferner von den Belustigungen erzählt, welche Pabst Alexander und Lucrezia sich verschafften, sowie was er unbefangen von den Scenen, die in Piombino öffentlich vorfielen, berichtet, übersteigt allen Glauben. Burkard's Tagebuch enthält unter einer besonderen Aufschrift die Schilderung von einem Feste, welches der Herzog mit fünfzig Dirnen im apostolischen Palast hielt (conviveum quinquaginta meritricum), sowie von ähnlichen päbstlichen Lustbarkeiten, und diese Schilderung ist ärger, als Alles, was Juvenal gedichtet oder die verdorbene Phantasie der Wüstlinge großer Städte je Schändliches erfunden hat. Namentlich kann die lange und ausführliche Beschreibung jener mit fünfzig Dirnen,

welche Burkard honette Buhlerinnen nennt*), gefeierten Orgie in einem anständigen Buche nicht wiedergegeben werden. Wir übergehen alles Anstößige, und erwähnen nur der Schritte, welche Cäsar Borgia zur Errichtung eines Königreichs in Mittelitalien that.

Es ist schon früher (S. 152 und 157 f.) angegeben worden, auf welche Art der Herzog von Valentinois die sogenannten Vicare in der Romagna und in den Marken vertrieb, mordete und beraubte. Vom Herbst 1501 an galt es auch den alten Familien der Colonna und Savelli. Im Jahre 1502 bewog Cäsar den Herzog von Urbino, dessen Hauptstadt er nie mit Gewalt würde haben einnehmen können, ihm sein Geschütz zu einer vorgeblichen Unternehmung zu leihen; dann wandte er sich plötzlich gegen ihn selbst, verjagte ihn und seine Verwandten, und bemächtigte sich der vier Städte und dreihundert Burgen, welche das Herzogthum Urbino ausmachten. Gleich nachher nahm er Camerino auf eine so schändliche Weise, daß ganz Italien empört darüber war**). In der That wurde bald eine Stadt nach der anderen genommen, ein kleiner Herrscher nach dem anderen treulos vertrieben, und wenn Ludwig XII. nicht eine Schranke gesetzt hätte, so wäre sogar der größte Theil von Toscana ein Raub des Pabstes, seines Sohnes und seiner Tochter geworden. Als endlich Paul Orsini, Vitellozzo Vitelli, der Herzog von Gravina, Pondolfo Petrucci und andere kleine Herren zur gemeinschaftlichen Vertheidigung eine enge Verbindung mit der Republik Bologna geschlossen hatten, trennte Cäsar diesen Bund dadurch, daß er alle jene Herren, welche sämmtlich Miethtruppen hielten, durch Lügen, Liebkosungen und Versprechungen in seine Dienste lockte. Mit ihrer Hülfe machte er sich dann zum Meister von Sinigaglia, welche Stadt vorher dem Präfecten von Rom, Franz Maria della Rovere, gehörte. Sobald er aber im Besitz von Sinigaglia war, ließ er alle Miethlinge abmarschiren, berief die genannten Dienstherren derselben und noch eine Anzahl anderer zu einer Berathung auf freiem Felde, und ließ sie dort sämmtlich zusammenhauen. Von

*) Meretrices honestae, cortegianae nuncupatae.

**) Azione si proditoria, che niuno si teneva più sicuro dalle insidie di costui.

allen blieb nur Pandolfo Petrucci am Leben, weil er nicht mit in die Falle gegangen war. Jene That geschah übrigens entweder am letzten Tage des Jahres 1502 oder am ersten des folgenden.

Sobald der Pabst die Nachricht erhielt, daß jene Condottieren-Hauptleute nicht mehr zu fürchten seien, ließ er den Kardinal Johann Baptist Orsini zu sich in den Palast rufen, hier sogleich gefangen nehmen und schon im Februar insgeheim aus der Welt schaffen. Dasselbe Schicksal hatten Rinaldo Orsini, Erzbischof von Florenz, der Protonotarius Orsini und andere Glieder ihrer Familie. Gleich darauf wurde Citta di Castello dem Vitelli, Perugia dem Johann Paul Baglione entrissen. Die Stadt Siena entging der Unterwerfung unter Cäsar nur dadurch, daß zu ihrem Schutze eine Anzahl mächtiger Familienhäupter herbeieilte (1503). Man wird übrigens aus dem Angeführten sehen, wie voll kleiner Herren und Tyrannen Mittelitalien damals war. Es könnte daher auch ein Sophist der Regierungs-Einheit gar leicht Cäsar's Frevel als nützlich und sogar als nothwendig darstellen. Diese Sophistik der Nothwendigkeit von Verbrechen, Wortbrüchigkeit und Gewalt zu Gunsten der Obrigkeit täuschte auch den Machiavelli, welcher damals in seinen Briefen seine Bewunderung Cäsar's aussprach. Ähnliches sagte wahrscheinlich auch der Pabst Alexander, als er kurz vor seinem Tode die Einwilligung der Kardinäle dazu zu erlangen suchte, daß er seinen Sohn zum Könige von Romagna, von den Marken und von den Umbrien erkläre; denn es fehlte ihm durchaus nicht an jener Art von Talent und Beredsamkeit, welche jetzt an denjenigen Staatsleuten bewundert wird, die bald das Schwarze weiß, bald das Weiße schwarz machen.

Die Absicht, den furchtbaren Cäsar Borgia zu einem Könige in Mittelitalien zu machen, wurde durch dasselbe Ereigniß vereitelt, welches auch den Zug la Tremouille's nach Neapel aufhielt, nämlich durch den plötzlichen Tod Alexander's VI., welcher am 18. August 1503 erfolgte. Alexander starb entweder an dem Fieber, welches, ehe man die China-Rinde gebrauchen konnte, in Rom tödtlich war, oder, wie seine Feinde berichteten, durch sein eigenes Verbrechen. Es heißt nämlich, er habe bei einem Mahle von dem vergifteten Weine getrunken, welchen er und sein Sohn für den Kardinal Hadrian di Corneto hätten mischen lassen. Wir

lassen unentschieden, ob dies wirklich die Ursache seines Todes war; wahrscheinlich wird es dadurch, daß auch Cäsar Borgia und der genannte Kardinal, welche nebst Alexander von demselben Weine getrunken hatten, sogleich erkrankten, aber vermöge ihrer stärkern Organisation nach langer Krankheit wieder genasen. Uns scheint ganz sicher, daß Cäsar den Kardinal Hadrian di Corneto vergiften wollte und durch Verwechselung der Flaschen sich selbst mit vergiftete; zweifelhaft ist aber, ob der Pabst dem Gastmahle, bei welchem dies geschah, auch nur beigewohnt hat.

Die Nachricht vom Tode des Pabstes erweckte in Ludwig's XII. allmächtigem Minister, dem Kardinal Georg von Amboise, welcher bisher in Frankreich den Pabst gespielt hatte, die Hoffnung, Alexander's Nachfolger zu werden. Er reiste aus diesem Grunde sogleich in Begleitung des Kardinals von Aragonien und des in Freiheit gesetzten Bruders von Ludwig Moro, des Kardinals Ascanius Sforza, nach Rom. Hier befahl er, in der sicheren Erwartung, daß er zum Pabste werde gewählt werden, dem französischen Heere, wenige Stunden nördlich von der Stadt Halt zu machen. Cäsar's Truppen hatten gleich nach Alexander's Tode Rom verlassen müssen; das spanische Heer aber wurde vor dem festen Gaëta aufgehalten. Die Hoffnung des Kardinals Amboise scheiterte jedoch; denn nicht er, sondern der Erzbischof von Siena, oder, wie er als Pabst hieß, Pius III. wurde gewählt.

Der neue Pabst starb schon nach wenigen Wochen (18. Oktober 1503). Sein Tod betrübte alle Freunde der apostolischen Lehre, weil sein erstes Wort nach der Wahl war, daß er eine allgemeine Kirchenversammlung berufen und das ganze Kirchenwesen endlich wirklich verbessern wolle. Wäre dies geschehen, so würde Luther nicht vierzehn Jahre nachher genöthigt worden sein, gegen seinen eigenen Willen und Grundsatz ganz mit der bestehenden Verfassung der Kirche zu brechen. Es war jedoch zum Glück im Rathe der Gottheit anders beschlossen; denn auf Pius III. folgte zuerst ein Rovere und dann ein Medicis, und diese Beiden thaten mehr für die zeitliche und vergängliche Kirche, als für die unsichtbare und ewige (ove Christo è Romano). Der Eine von ihnen, Julian von Rovere, welcher als Julius II. unmittelbar auf Pius III. folgte, dachte mehr an Krieg und Eroberung, als an sein geistliches

Hirtenamt, sein Nachfolger, Johann von Medicis oder Pabst Leo X., aber gleich den Heiden mehr an Wissenschaft und Kunst, an königlichen Glanz und weltliche Pracht, an Ruhm und Ehre bei der Nachwelt, sowie an seine Familie, als gleich dem armen Propheten von Nazareth an die leidende Menschheit und ihre Tröstung.

Cäsar Borgia war während der kurzen Zeit des Pabstthums Pius des Dritten nach Rom zurückgekehrt, um, wie er vorgab, dem neuen Pabste zu seiner Erwählung Glück zu wünschen. Als er einzog, ward er, trotz des sicheren Geleites, welches Pius ihm gegeben hatte, von Johann Paul Baglione, von allen Orsini's und von den Anhängern der zahlreichen Opfer seiner Bosheit in den Straßen angegriffen und nach einem förmlichen Treffen von den Orsini's verfolgt. Er floh zuerst in den Vatican, rettete sich aber von dort auf den Rath des Pabstes sogleich in die Engelsburg. Seine Miethvölker zerstreuten sich, als sie seine Niederlage erfuhren, und es schien plötzlich mit seiner Macht vorbei zu sein; er hielt jedoch immer noch Cesena, Forli, Bertinoro, Imola und Forlimpopoli mit Miethlingen, deren Hauptleute treu an ihm hingen, besetzt und wurde deshalb auch noch nachher vom neuen Pabste und sogar von Franzosen und Spaniern gesucht.

Zum Nachfolger des Pabstes Pius war der früher als Nepote Sixtus des Vierten nach Frankreich geflohene und als Condottieren-Hauptmann berüchtigte Julian von Rovere oder Kardinal St. Petri a Vinculis (s. S. 38 und 110) ernannt worden, der sich als Pabst Julius II. nannte. Dieser wollte den Cäsar Borgia gebrauchen, um zu verhüten, daß nicht alle von demselben eroberten Orte in die Gewalt der Venetianer kämen, welche die Rückkehr der von Cäsar vertriebenen Familien begünstigt und von den Wiedereingesetzten Faënza, Ravenna, Forli, Rimini, Porto Cesenatico, Santo Arcangelo und andere Orte gekauft hatten. Julius II. entließ daher den Cäsar Borgia aus der Engelsburg, und gab ihm, um ihn zu gewinnen, alle seine früheren Titel und Ehrenstellen wieder. Cäsar schickte auch wirklich an die Commandanten seiner Burgen den Befehl, daß sie dieselben dem Pabste übergeben sollten; diese hielten aber die Sache für eine römische Arglist, knüpften den Überbringer jenes Befehles an der Mauer auf, und veranlaßten

den Pabst zu der Meinung, daß er von Cäsar getäuscht sei. Der Letztere ward hierauf in denselben Thurm Borgia eingesperrt, in welchem er so viele Unschuldige hatte umbringen lassen; doch entließ man ihn bald wieder aus dieser Haft. Er bestand nachher noch eine ganze Reihe von Abenteuern, die uns aber der allgemeinen Geschichte fremd zu sein scheinen. Er erschien wieder an der Spitze von Miethlingen, war den Spaniern befreundet, hatte einen Augenblick die Aussicht Fürst von Pisa zu werden, und ward endlich von Gonsalvo freundlich aufgenommen, nach einem glänzenden Gastmahl aber treulos gefangen genommen und nach Spanien geschickt. Dort rettete er sich durch die Flucht zu seinem Schwager, dem König Johann II. von Navarra, und kam auf einem Kriegszuge, den er mit demselben machte, elendiglich ums Leben.

Sobald der Kardinal Amboise sich durch den Pabst Julius II. betrogen sah, eilte er nach Frankreich zurück. Das französische Heer aber setzte endlich seinen Marsch gegen Neapel fort. Gonsalvo, noch immer durch die Belagerung von Gaëta aufgehalten, erwartete die Franzosen am Garigliano. Diese wurden, weil la Tremouille vor Rom erkrankt war, von dem Markgrafen von Mantua, Franz Gonzaga, angeführt, der es als Feldherr mit einem Gonsalvo nicht aufnehmen konnte. An einer Brücke des Garigliano trafen im Oktober die beiden Heere auf einander, und ein Theil der Franzosen drang auf das jenseitige Ufer, bemühte sich aber vergebens, einen Brückenkopf zu befestigen. Hierauf wurde an der Brücke, welche im Besitze der Franzosen war, Wochen lang ohne Erfolg gestritten. Die Franzosen hatten hier im November wegen der ungesunden Gegend viele Leiden zu erdulden, und ihre Generale warfen ebenso wie die Soldaten alle Schuld derselben auf den italiänischen Markgrafen, der sie commandirte. Dieser mußte deshalb abdanken, und verließ unter dem Vorwande, daß er krank sei, das Heer. An seine Stelle trat im December der Marquis von Saluzzo. Gleich nachher ward endlich, nachdem beide Heere bereits sieben Wochen einander gegenüber gelegen hatten, ein entscheidender Kampf unternommen. Am 28. December setzten nämlich die Spanier, nachdem sie eine Verstärkung von italiänischen Truppen erhalten hatten, vermittelst einer von ihnen erbauten zweiten Brücke über den Garigliano, und am folgenden

Tage griffen sie das französische Heer an. Die Franzosen leisteten tapferen Widerstand, wurden aber, da die Spanier ihre Anstalten gut getroffen hatten, ungeachtet ihres Muthes und des auch bei dieser Gelegenheit von ihnen hochgepriesenen Heldenkampfes ihres Bayard geschlagen. Sie zogen sich in solcher Eile und Verwirrung nach Gaëta zurück, daß man dieses Treffen später nur die Flucht am Garigliano genannt hat. Was von ihnen aus der Schlacht entkam, wurde nachher auf dem Molo von Gaëta durch die Spanier vernichtet, und schon am 1. Januar 1504 fiel diese Stadt durch Capitulation mit Geschütz, Schießbedarf und allen Vorräthen in die Gewalt Gonsalvo's. Mit der Besetzung von Gaëta war die Eroberung des Königreichs Neapel vollendet.

Der Ruhm, welchen Gonsalvo nach diesem Kriege in ganz Europa erhielt, und die Anbetung, die man ihm in Neapel und im übrigen Italien zollte, wurden bald so groß, daß Ferdinand selbst davor erschrack und auch aus diesem Grunde zu einem Frieden über und für Italien geneigt ward. Ferdinand hatte schon seit dem für Frankreich und Spanien abgeschlossenen Waffenstillstande (s. S. 171) mit Ludwig XII. über einen Frieden unterhandelt, und zur Herstellung desselben zwei Minister nach Frankreich geschickt, die sich seither fortwährend dort aufgehalten hatten. Diese nahmen nach der Schlacht am Garigliano die ihnen gemachten Anträge zu einem dreijährigen Waffenstillstande an. Der von ihnen zu Stande gebrachte Vertrag wurde schon am 25. Februar 1504 abgeschlossen und am 11. März vom Könige von Frankreich zu Lyon, am 31. von Ferdinand und Isabella im Kloster Santa Maria de la Majorada unterzeichnet. Nach demselben sollte während des Waffenstillstandes Spanien das Königreich Neapel und Frankreich das Herzogthum Mailand in sicherem Besitze behalten, und die Franzosen mußten versprechen, keine Verbindungen in und mit Neapel zu unterhalten. Abgesehen hiervon war den Franzosen der Frieden so vortheilhaft, als den Spaniern; denn beide Mächte versprachen einander, daß keine die Feinde der anderen unterstützen wolle. Noch in demselben Jahre, in welchem dieser Vertrag geschlossen worden war, starb die Königin Isabella (26. November 1504), und nun änderte sich die Lage der Dinge in Italien und Spanien gänzlich.

III. Deutschland, Spanien und Italien vom Ende des sechszehnten Jahrhunderts an bis auf Maximilian's I. Tod.

1. Deutsche Angelegenheiten unter Maximilian I. bis zum Jahre 1504.

Den Zustand, in welchem das deutsche Reich und seine Verwaltung und Regierung zu Friedrich's III. Zeit und während der ersten Regierungsjahre Maximilian's I. sich befanden, haben wir im vorhergehenden Theile an verschiedenen Ereignissen deutlich zu machen versucht, weil es unmöglich ist, die einzelnen deutschen Angelegenheiten mit einiger Klarheit und Ausführlichkeit einer allgemeinen Geschichte einzuverleiben. Wir nehmen jetzt den Faden wieder da auf, wo wir ihn beim Anfange der Geschichte Maximilian's hatten fallen lassen.

Der Geldmangel drückte den Kaiser nach seiner Erwählung zum römischen Könige ebenso sehr, als vor derselben. Das Kaiserthum und alle Landschaften, welche Maximilian beherrschte, brachten in drei Jahren nicht soviel baares Geld ein, als die Mitgift seiner zweiten Gemahlin, der Blanca Maria von Mailand (s. S. 114); die deutschen Stände und Städte, welche für die Ehre des Reiches und des Kaisers weder Geld noch Truppen hergeben wollten, hatten deshalb auch Unrecht, dem römischen Könige zu verargen, daß er Ludwig Moro's Nichte geheirathet hatte. Schimpflich war es dagegen für Maximilian, daß er nachher für Geld den Ludwig

Moro, welcher seinen Neffen einkerkern und vergiften ließ, unter einem elenden Vorwande als rechtmäßigen Herzog anerkannte, und hiermit zugleich seinen unglücklichen Schwager Johann Galeazzo für einen Usurpator erklärte.

Dieser Schritt des Kaisers ward um so mehr getadelt, als die deutschen Stände gerade in demselben Jahre, in welchem Maximilian ihn that, den Mangel an Recht, Gesetz und Ordnung im Inneren ihres Reiches so lebhaft empfandeu, daß sie darauf bestanden, daß endlich eine Reichsordnung gemacht und das Interesse des Kaisers als Erbherrn seiner Länder von dem der Fürsten, Ritter und Städte des Reiches getrennt werden sollte. Der Versuch dazu war schon oft vergebens gemacht worden, weil dadurch der Kaiser beschränkt werden mußte. Als jetzt aber auf einem im März 1495 zu Worms eröffneten Reichstage der ritterliche, gelehrte und romantische Maximilian nur von Hülfe gegen die Türken, von Römerzügen und Kriegen in Italien redete, erwiderten ihm die Stände mit ganz prosaischen, aber verständigen Worten: sie würden eher keine Hülfe gegen auswärtige Feinde leisten, als bis Friede, Recht und Ordnung im Inneren hergestellt wären. Auch zahlen wollten die Stände zu des Kaisers Abenteuern und Aufzügen nicht. Die Städte zeigten bei dieser Gelegenheit argen Krämergeist, und die Reichsritterschaft benahm sich, als von Anlehen die Rede war, gegen den römischen König ebenso, wie sie in unseren Tagen sich stets gegen das Volk benommen hat. Sie erklärte 1495, sowie auch im folgenden Jahre, ihre Freiheit von Reichsabgabeu sei uralt. Es war daher auch nicht zu verwundern, daß Maximilian, als er zur Zeit von Karl's VIII. Rückzug aus Italien auf eigene Rechnung nach diesem Lande ging, eine so traurige Rolle spielte. Dessen ungeachtet scheinen der Wormser Reichstag und die Bemühungen des edeln Erzkanzlers, Erzbischof Berthold von Mainz, viel dazu beigetragen zu haben, daß endlich nach zweihundert Jahren eine allgemeine Reichsordnung zu Stande kam, wobei man freilich das alte kaiserliche Ansehen sehr schmälerte. Auf einem neuen Reichstage zu Worms (von August bis Oktober 1495) wurde nämlich die Reichsordnung, welche zum allgemeinen Gesetz erhoben werden sollte, aufgesetzt, berathschlagt und gutgeheißen.

Diese wichtige Einrichtung kann von uns blos angedeutet werden, weil eine ausführliche Erklärung derselben uns hier viel zu tief in eine Wissenschaft hineinführen würde, welche auf deutschen Universitäten unter dem Namen „deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte" gelehrt wird. Schon im August 1495 ward auf dem Reichstage zu Worms eine feste Ordnung über den Landfrieden und über ein Reichsgericht gemacht, welches in den Streitigkeiten Recht sprechen sollte, die man bis dahin mit Schwert und Lanze entschieden hatte. Es wird sich jedoch weiter unten zeigen, wie viele Mühe es kostete, im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts die Fürsten, die Reichsritter und ihre gepriesenen Heroen, die Sickingen, die Hutten, die Götz von Berlichingen, von den Sitten der Beduinen oder von dem Wegelagern und von der Übung des Faustrechts gegen den fleißigen Bürger und Landmann zu rechtlicher Ordnung zu bringen. Man verkündigte zu Worms einen allgemeinen und beständigen königlichen Landfrieden, verbot bei Strafe der Reichsacht alle und jede Befehdungen und inneren Kriege, und verordnete in Betreff der Handhabung dieses Landfriedens, daß über die Friedensstörer eine Geldstrafe von zweitausend Mark Goldes, sowie der Verlust aller Gnaden, Lehensgüter, Freiheiten, Rechte, Schuldforderungen und anderen Ansprüche verhängt werden solle. Diese Landfriedens-Verordnung setzte ein Reichsgericht voraus. Ein solches hatte bereits Friedrich III. eingerichtet; allein schon der demselben gegebene Namen kaiserliches Kammergericht zeigt, daß es kein Reichsgericht war. Maximilian selbst saß 1494 zu Köln als Präsident eines von ihm bestellten Collegiums zu Gericht, und ernannte, als er in den Niederlanden Gericht halten ließ, den Grafen Eitel Friedrich von Zollern zum Kammerrichter. Nachher zog er die neun Richter nach Worms, und ließ dort unter den Augen der Reichsversammlung Gericht halten, wobei der Graf von Zollern den Vorsitz führte. Dieses Gericht war kein Reichsgericht, und die kleinlich argen Stände waren Willens, die Unterhaltung desselben dem Kaiser aufzubürden, welcher selbst weder seine Truppen, noch seinen Hofhalt, noch seine Gerichte bezahlen konnte. Endlich legte sich der wackere Berthold von Mainz, ein geborener Graf von Henneberg, ins Mittel und brachte es dahin, daß man am 1. Oktober 1495 ein eigentliches

Reichskammergericht einzusetzen und im October zu Frankfurt zu eröffnen beschloß. Dieses Gericht sollte aus sechszehn Richtern zusammengesetzt sein und dieselben vom Kaiser nach dem Vorschlage der Stände, und zwar, was ausdrücklich hinzugefügt ward, auch der Städte ernannt werden. Die Besoldungen der Richter sollten theils aus den Sporteln, theils aus den Beiträgen der Reichsglieder oder aus dem, was man den gemeinen Pfennig, sowie später die Ziele nannte, genommen werden. Wir überlassen es der sogenannten Reichsgeschichte, die endlosen, fast jedes Jahr erneuten Streitigkeiten über die Ordnung dieses Gerichtes, über den gemeinen Pfennig und über dessen Entrichtung anzugeben. Die Zahlung war so schlecht, daß oft das Gericht ganz stockte, weil die Besoldungen mangelten. Das Gericht wurde übrigens bald an diesem, bald an jenem Orte gehalten, bis es endlich in Speier einen festen Sitz bekam.

Maximilian suchte einen Theil seines alten ritterlichen Ansehens dadurch zu behaupten, daß er dem von ihm für Östreich zu bestellenden Reichshofrath eine Geltung im Reiche verschaffte. Wir müssen dies gelegentlich erwähnen, weil sich die Einrichtung des Reichshofraths bis zum Ende des Reiches erhalten hat. Die Justiz des Reichshofraths war bekanntlich mit der des Reichskammergerichtes gleichgeltend, und es stand den Parteien frei, dieses oder den Reichshofrath zu wählen. Maximilian hatte gleich anfangs erklärt: „er wolle an seinem Hofe mit Rath der Fürsten und Kurfürsten redliche und verständige Männer als Hofräthe halten und als regierender römischer König mit ihnen die Reichskammergerichtsordnung nach allen Artikeln, so ihm an seiner Obrigkeit unabbrüchig seien, tractiren; auch wolle er, wenn er außerhalb des Reiches sei, dieselben Räthe an einem gelegenen Orte im Reiche verordnen und ihnen einen Oberen zugeben, der statt seiner mit ihnen über Reichssachen, wo es nöthig sei, handeln solle."

Auf demselben Reichstage zu Worms vereinigte Maximilian auch für Graf Eberhard den Älteren, von Würtemberg, den Schützer und Freund Reuchlin's und Berthold's von Mainz, einen Geistesverwandten des Kaisers (s. Th. X. S. 444—446), die sämmtlichen würtembergischen Stammlande zu einem Herzogthume. Übrigens hatte sowohl Eberhard der Ältere als sein Nachfolger,

der jüngere Eberhard, keine Kinder, und der Bruder des Letzteren, Heinrich, war blödsinnig; als daher Eberhard der Jüngere 1498 wegen seines schlechten Betragens von den würtembergischen Ständen, dem schwäbischen Bunde und dem römischen Könige, welche gleich unzufrieden mit ihm waren, aus dem Lande gejagt wurde, kamen die vereinigten würtembergischen Besitzungen an Heinrich's achtjährigen Sohn Ulrich oder vielmehr an die für ihn ernannte vormundschaftliche Regierung. Der schwäbische Bund selbst war zur Aufrechthaltung des Landfriedens und der Ordnung im Reiche so wichtig, daß man ihn zuerst 1496, auf Betreiben Maximilian's und Berthold's von Mainz, auf drei Jahre und, als 1498 auch Ulrich von Würtemberg hatte eintreten müssen, auf weitere zwölf Jahre verlängerte, bei welcher Gelegenheit dann auch Anordnungen wegen der Wahl eines Bundeshauptes gemacht wurden.

Im Jahre 1499 führte Maximilian den bereits (S. 154) erwähnten Krieg mit den Schweizern. Da er damals nicht nur als Erzherzog von Östreich wegen des Münster-Thales, sondern auch als deutscher König wegen der Verpflichtung der Schweizer, auf Reichstagen zu erscheinen und den gemeinen Pfennig zu zahlen, mit den Schweizern in Streit gerathen war, und überdies auch der schwäbische Bund, welcher dieselben als Schwaben in Anspruch nahm, einen Zwist mit ihnen hatte, so hätte man denken sollen, daß Maximilian kräftig unterstützt worden wäre; dies war aber keineswegs der Fall. Maximilian erntete daher ebensowenig im Kriege mit den Eidgenossen Lorbeeren, als bei seinem oben (S. 154 u. 155) erwähnten Einfalle in Frankreich oder bei seinem Zuge gegen Karl von Geldern, der sein väterliches Erbe wieder an sich riß.

In dieser Zeit schlummerte das Reichskammergericht wieder ein, theils weil die zur Unterhaltung desselben erforderlichen Gelder nicht einkamen und die mächtigen Herren ihre Sache lieber mit der Faust ausmachten, theils weil Maximilian einsah, daß er in Folge der neuen Einrichtung zum Präsidenten einer deutschen Staaten-Republik herabsinke und aufhöre ein römischer Kaiser von Gottes Gnaden zu sein. Die Fürsten, besonders Berthold von Mainz, hörten jedoch nicht auf, in ihn zu dringen, und verlangten endlich im Juli 1500 seine Einwilligung zur Einsetzung

eines eigenen, vom Kaiser unabhängigen Reichs-Regimentes, welches über den Landfrieden und das Kammergericht zu wachen habe. Dieses Reichs-Regiment, welches vorerst nur auf sechs Jahre eingeführt wurde, sollte aus zwanzig Personen bestehen und den Kaiser oder, wenn derselbe nicht anwesend sei, einen von ihm ernannten Stellvertreter zum Vorsitzer haben. Maximilian bestimmte vorerst den Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen, mit sechstausend Gulden Besoldung zu seinem Stellvertreter. Unter die Aufsicht des Reichs-Regiments wurde anfangs auch das Reichskammergericht gestellt; dies misfiel aber sowohl den deutschen Ständen, welche die Mitglieder des Reichs-Regiments nicht über sich haben wollten, als auch dem Kaiser, der sie nicht neben sich dulden konnte. Maximilian suchte daher seit 1502 seinen östreichischen Hofrath durch Beifügung kaiserlicher Räthe auch im übrigen Deutschland immer mehr zu Ansehen zu bringen.

Bei Gelegenheit der Errichtung des Reichs-Regimentes ward auch der schon unter Albrecht II. gemachte Vorschlag erneut, Deutschland ohne die Niederlande und ohne Östreich in sechs Kreise einzutheilen und in jedem von diesen die Ausführung der Reichs-Urtheile und Befehle den zwei durch die Stände desselben zu erwählenden mächtigsten Herren des Kreises zu übertragen, deren Hauptgeschäft jedoch die Aufrechthaltung der Anordnungen wegen des Landfriedens sein sollte. Auch hierüber ward nach der übeln deutschen Einrichtung viel berathschlagt, geredet und beschlossen, aber wenig ausgeführt. Endlich gab man die Eintheilung des Reiches, nach welcher dasselbe ohne die Niederlande und ohne Östreich aus sechs Kreisen bestehen sollte, wieder auf und bildete zehn Kreise, von denen die Niederlande und Östreich zwei ausmachten. Allein erst im Jahre 1522, nach Maximilian's Tode, ward diese zur völligen Ausrottung des Faustrechtes und zur Verhinderung der Bürgerkriege ganz unentbehrliche Einrichtung vollständig ausgeführt und fest begründet. —

Bis später Luther's Predigt gegen die bestehende Kirchenverfassung ganz Europa in Bewegung brachte, hatten die Ereignisse in Deutschland nur geringe Bedeutung für die Fortschritte der Civilisation und für die allgemeine Geschichte. Dagegen war Venedig einige Zeit hindurch als europäische Macht bedeutender, als

Deutschland. Dies war sowohl dem kriegerischen Pabst Julius II., als auch dem römischen König Maximilian und den Königen von Aragonien und von Frankreich unerträglich; sie bildeten daher eine Verbindung zum Verderben Venedig's, welche unter dem Namen der Ligue von Cambray bekannt ist. An diesen Bund knüpft sich deshalb die Geschichte des Festlandes von Europa, und die ganz allgemeine Geschichte der Zeit von 1504 bis 1519 scheint sich, mit Ausnahme dessen, was auf die Reformation Bezug hat, besser an die spanischen und neapolitanischen als an die deutschen Angelegenheiten anschließen zu lassen. Dies scheint um so passender, als Alles, was damals in den Niederlanden, in Spanien und Italien geschah, eine Vorbereitung dessen war, was nachher der Sohn Philipp's von Burgund, Karl V., unternahm, der als Enkel Ferdinand's des Katholischen das aragonische Reich und Neapel, als Enkel Maximilian's I. alle östreichischen Besitzungen erbte, und nach seines Großvaters Tode auch zum Nachfolger desselben im deutschen Reiche gewählt wurde.

2. Entdeckung von Amerika, Christoph Columbus.

Die Eroberung von Granada, die gänzliche Vertreibung der Mohammedaner aus Spanien und die Entdeckung von Amerika haben die Regierung Ferdinand's des Katholischen und seiner Gemahlin Isabella ebenso wichtig für die neuere Zeit gemacht, als Alexander's des Großen Unternehmungen für die alte Geschichte gewesen sind. Der Eroberung von Granada, auf deren traurige Folgen wir noch oft werden zurückkommen müssen, ist bereits oben gedacht worden, der Entdeckung von Amerika aber und ihrer Folgen wollen wir hier kurz gedenken.

Die Portugiesen hatten sich, wie bereits früher (Th. IX. S. 334—337) angedeutet worden ist, das Verdienst erworben, daß sie nach und nach die Inseln am grünen Vorgebirge und die ganze Westküste von Afrika entdeckten, und auch die Castilianer hatten, wie wir wissen, in denselben Gegenden Entdeckungsfahrten unternommen. Später gelangten die Portugiesen nach vielen Fahrten bis zu der äußersten Spitze von Afrika, welche zuerst das Vorgebirg der Stürme und dann das der guten Hoffnung genannt

wurde. Mit den neu entdeckten Ländern und Völkern hatten die Portugiesen schon ein halbes Jahrhundert lang einen sehr vortheilhaften Handel getrieben, als sie endlich unter Vasco de Gama Afrika umschifften, und auf dem Wege nach Osten, welchen, wie aus Herodot hervorgeht, schon die Phönicier gekannt hatten, nach Vorderindien gelangten.

Indien war seit den urältesten Zeiten das Land der Reichthümer und der Wunder, sowie wegen der Schlaffheit seiner Einwohner die Beute der im Kriege geübten und abgehärteten Völker. Auch die in den Kriegen mit den Mauren zu furchtbaren Streitern gewordenen, ganz militärisch gewöhnten Portugiesen machten in jenem Lande bald große Eroberungen und ungeheuere Beute. Sie betrachteten aber den Weg nach dem fabelhaften Goldlande Indien als ihr ausschließliches Eigenthum, erlaubten den Gebrauch ihrer Seekarten keinem Fremden, und machten selbst aus der Schifffahrt nach dem Compaß und aus der Art, wie man den Gefahren des Oceans trotzen könne, ein Geheimniß. Zu Vasco de Gama's Zeiten kam man jedoch auf den Gedanken: man müsse, weil die Erde rund sei, nicht blos auf dem von den Portugiesen wieder aufgefundenen östlichen Wege, sondern auch durch eine fortdauernd nach Westen gerichtete Fahrt zu den Diamantgruben und Goldbergen des wunderbaren Indien's gelangen können.

Diesen Gedanken verfolgte Christoph Colombo oder Columbus, welcher 1446 zu Genua geboren war und, als er sich in Spanien niederließ, den Namen Colon annahm. Er lebte lange Zeit in Portugal, studirte dort Seewesen, Kosmographie und mathematische Wissenschaften, machte auch von Portugal aus mehrere für ihn sehr vortheilhafte Seefahrten, und heirathete die Tochter eines am dortigen Hofe sehr angesehenen portugiesischen Ritters, konnte es aber nicht dahin bringen, daß die portugiesische Regierung ihm die Mittel zur Ausführung des Gedankens, Indien im Westen zu suchen, gewährte. König Johann II. von Portugal, der sonst jede kühne Unternehmung und jedes dem Handel und der Industrie vortheilhafte Project zu unterstützen pflegte, ließ sich für den Plan des Columbus nicht gewinnen. Auch der Senat von Genua, an welchen dieser nachher sich wandte, wies ihn schnöde ab. Columbus begab sich desbalb nach Spanien, schickte

aber zugleich seinen Bruder Bartholomäus an den englischen König Heinrich VII. Er kam gerade in dem Augenblicke nach Andalusien, als Ferdinand und Isabella damit beschäftigt waren, den zweiten Feldzug gegen Granada zu beginnen (s. S. 147); dessenungeachtet fand er Gehör, und es ward eine Commission von Kosmographen und Seefahrtkundigen ernannt, um seine Vorschläge zu prüfen. Die Conferenz wurde zu Salamanca, wohin die Könige im Winter 1486—1487 kamen, im Kloster St. Stephan gehalten; die Akten derselben sind aber, wie Mugnoz sagt, nicht aufbewahrt worden, so viel Sonderbares auch davon berichtet wird. Des Columbus Project galt für ein abenteuerliches Luftgespinnst. Doch brachte es der erste Professor der Theologie, Fray Diego Diaz, der zum königlichen Beichtvater ernannt worden war und also unbeschränkten Einfluß auf die sehr bigotte und fanatische Königin Isabella hatte, dahin, daß man den Columbus nicht mehr für einen Schwindler, sondern für den Urheber eines dem Staate nützlichen Entwurfes erklärte. Er ward dem königlichen Gefolge beigesellt, und genoß fortan, gleich den anderen zum Hofe gehörenden Personen, freie Bewirthung und freies Quartier. Da er jedoch, wie man aus dem, was ihm später gewährt ward, ersieht, seiner Sache so gewiß war, daß er, ehe er sich in's Meer wagte, große persönlich Vortheile und Vorrechte urkundlich zugesichert haben wollte, f fand er großen Widerspruch, besonders von Seiten der Hofleut Ferdinand's.

So lange Granada noch nicht erobert war, mußte Columbu seine Zeit mit Bitten und Ansuchen verlieren, und sechs Jahre hin durch wurde er bald abgewiesen, bald vertröstet, bald wieder herbeigerufen. Als endlich die Capitulation von Granada alle spanischen Christen mit Jubel erfüllte, glaubte er seiner Sache ganz sicher zu sein. Allein er konnte auch jetzt nicht durchdringen, trennte sich deshalb im Januar 1492 von dem Königspaare, und reiste aus dem Lager zu Santa Fé nach Cordova ab. Als er jedoch kaum die Brücke erreicht hatte, hielten ihn zwei Männer, welche großen Einfluß auf die Königin Isabella hatten, von der Fortsetzung seiner Reise ab. Diese Männer waren Luis de St. Angel, Einnehmer der geistlichen Renten in Aragonien, und der Finanzminister Quintanilla. Sie glaubten, daß die Spanier nicht hinter den Portugiesen

zurückbleiben dürften, wandten sich an die Königin, und stellten ihr vor, daß es ihr die größte Ehre bringen würde, wenn sie Gold- und Diamantberge und die zum Christenthum zu bekehrenden oder zu zwingenden Völker, welche von den Portugiesen durch ihre Schifffahrt nach Osten gefunden worden seien, durch eine Fahrt nach Westen suchen lasse. Die Königin ward durch sie überzeugt; sie versprach, die Kosten aus der castilianischen Schatzkammer zu bestreiten, über welche sie ohne ihren Gemahl gebieten konnte, und es ward ein Bote abgesendet, um den Columbus zurückzurufen. Dieser kehrte hierauf sogleich nach Santa Fé zurück.

Der Verlust, welchen die Königin bei der Unternehmung erleiden konnte, war nicht sehr bedeutend, mag man nun die Kosten für die Ausrüstung der elenden Schiffe, welche dem Columbus gewährt wurden, mit Mugnoz auf 17,000 Gulden (dies y siete mil Florines) oder mit der Notiz, welche Ferdinand Columbus in der Beschreibung von seines Vaters Leben gegeben hat, auf 20,500 Piaster oder endlich mit Robertson auf 4000 Pfund Sterling anschlagen. Sehr bedeutend waren dagegen die Vortheile, welche dem Entdecker durch einen förmlichen Vertrag vom 17. April 1492 gewährt wurden. Er sollte nämlich erstens, wenn er Inseln oder festes Land im Meere fände, in demselben für sich und seine Nachkommen die Admiral-Stelle mit allen Vorrechten eines Groß-Admirals von Castilien erhalten. Er sollte zweitens Vice-König aller von ihm entdeckten Länder und Inseln sein, mit dem Vorrechte, dem Könige für jede Stelle drei Personen vorzuschlagen. Drittens sollte er, wie der Groß-Admiral von Castilien, in allen Rechtshändeln, welche aus dem Handelsverkehr mit den neu entdeckten Ländern entstünden, oberster Richter sein. Viertens sollte er den Zehnten von allem Gewinn an Waaren und Früchten innerhalb seiner Admiralschaft haben. Endlich wurde ihm zwar fünftens die Auflage gemacht, daß er den achten Theil der Kosten für alle zum Verkehr mit den neu entdeckten Ländern ausgerüsteten Schiffe tragen müsse; dafür sollte er aber auch einen gleichen Antheil am Gewinn genießen.

Die kleine Flotte, mit welcher Columbus seine Entdeckungsreise machte, bestand aus drei schlechten Fahrzeugen, von denen zwei weit unter hundert Tonnen, das dritte sogar nur vierzig Tonnen faßten. Noch ehe er daher die canarischen Inseln, deren

Eroberung von den Spaniern erst 1495 mit der Unterwerfung von Teneriffa vollendet ward, erreicht hatte, waren diese Fahrzeuge schon so beschädigt, daß man den ganzen August stille liegen mußte und erst am 6. September die Fahrt im unbekannten Meere beginnen konnte. Im Ocean hatte Columbus weit mehr mit dem Aberglauben und den Vorurtheilen seiner Mannschaft, als mit den Wellen und Stürmen zu kämpfen. Am 12. Oktober 1492 entdeckte er die Insel Guanahani, die er San Salvator nannte; nachher fand er noch andere kleine Inseln, und lernte auch die Küste von Cuba und von Hispaniola oder Hayti kennen. Er kehrte aber bald wieder um und landete schon nach sieben Monaten (im März 1493) an der Küste von Spanien. Eines seiner Schiffe war zu Grunde gegangen, ein anderes hatte sich von ihm verirrt, er kam also nur mit einem einzigen Schiffe nach Hause zurück.

Columbus brachte zwar nicht gerade viel Gold von seiner ersten Reise mit; allein den Spaniern war durch ihn eine neue Welt, welche von sehr unvollkommen bewaffneten, zum Theil nackten und wehrlosen Naturmenschen bewohnt ward, zum Erobern und Berauben eröffnet worden, und wenn sie auch auf den entdeckten Inseln vorerst nur wenig Gold fanden, so hatten sie doch die Aussicht, beim weiteren Vordringen Gold in Menge zu finden. Diese Hoffnung führte nachher Schaaren von Spaniern in die neuentdeckten Länder, aber nicht etwa um Colonieen anzulegen und Handelsverbindungen anzuknüpfen, sondern um zu erobern und zu rauben. Die Siege und Eroberungen der berühmten spanischen Helden, eines Cortez und Pizarro, welche mit einer kleinen Zahl kühner Abenteurer große Reiche wie Mexiko, Peru und Chili unterwarfen, wurden durch unerhörte Grausamkeiten entehrt, und befleckten Spanien's Ruhm, während zugleich die geraubten Reichthümer den spanischen Sitten verderblich wurden. Es ist nicht unsere Aufgabe, diese Sätze durch Thatsachen zu erläutern; wir haben nur noch den Fortgang der Unternehmungen des Columbus kurz anzudeuten.

Ganz Europa gerieth in ein unbeschreibliches Staunen, als sich die Nachricht von der neuentdeckten Inselwelt, von den Producten derselben und von ihren Einwohnern, von welchen Columbus einige mitgebracht hatte, verbreitete. Der Pabst

(Alexander VI.) ließ sich sogleich geneigt finden, den Spaniern ebenso die im Westen zu erobernden Länder zu schenken, wie seine Vorgänger den Portugiesen die im Osten geschenkt hatten. In zwei Bullen sprach er dies förmlich und feierlich aus; es ist jedoch aus denselben durchaus nicht deutlich zu ersehen, wie er die damals herrschende Meinung, daß die von Columbus entdeckten Inseln dem alten Indien angehörten, mit seiner doppelten Schenkung zu vereinigen gedachte, wie er die Linie, welche die Grenze für die den Spaniern zukommenden neuen Länder bilden sollte, gezogen haben wollte, und was er unter dem Punkte südlich von der Mittagslinie verstand, von dem er in seiner zweiten Bulle spricht. Das spanische Volk, sowie Ferdinand und Isabella überhäuften den Columbus mit Lob und mit Ehren, und es wurden sogleich für eine neue, zum Behufe einer Colonisation und der Versorgung von etwa zweitausendfünfhundert Mann anzustellende Fahrt des Entdeckers siebenzehn Schiffe ausgerüstet und Alles, was zu diesem Zwecke nöthig war, reichlich angeschafft.

Die ganze Ausrüstung für die zweite Fahrt des Columbus war für jene Zeit ausgezeichnet glänzend; und dennoch befanden sich unter jenen siebenzehn Schiffen nur drei von je hundert Tonnen. Columbus fuhr am 25. September 1493 aus der Bucht von Cadix ab, und erblickte am 2. November die Spitze einer Insel, die man, weil sie an einem Sonntag entdeckt ward, Dominica nannte. Von hier schiffte er nach Hispaniola zurück, wo er auf seiner ersten Reise an einem Platze, welcher Navidad genannt wurde, etwa dreißig Spanier als Colonisten zurückgelassen hatte. Er fand alle daselbst errichteten Gebäude verbrannt und zerstört, alle Menschen verschwunden, und gründete nun mit tausend Spaniern eine neue Stadt, welche er Isabella nannte. Da das Erobern, das Unterdrücken, das Rauben und das Ausgehen auf die Entdeckung geträumter Goldschätze in der Natur der ganzen Unternehmung lagen, so konnte man in den neuentdeckten Ländern nur durch Hülfe aus Spanien bestehen. Es zeigte sich daher auch bald, daß des Columbus Unternehmen, anstatt unmittelbaren Gewinn zu geben, vorerst fortwährend großen Aufwand fordern werde. Im Februar 1495 schickte der Admiral zwölf seiner Schiffe zurück, um sich das, was ihm mangelte, aus Spanien zu verschaffen.

Aus den prahlenden Berichten, welche Columbus bei dieser Gelegenheit an den Hof sandte, und deren Inhalt von der zahlreichen Mannschaft im Lande verbreitet wurde, ersieht man deutlich, daß Raub und Gewalt, Eroberungen und die Befriedigung orientalischer Gierigkeit der einzige Zweck derjenigen Spanier waren, welche zu Tausenden in die neue Welt strömten. Wenn man auch die größte Hochachtung für des Columbus wissenschaftliches Streben, für seine Verdienste um die neuere und neueste Zeit, für seinen Verstand und für die Festigkeit seines Charakters hat, so wird man doch jene Berichte nur mit Schaudern lesen können. Er gab den Überbringern derselben für die vielen Dinge, die er von Hause verlangte, und zu denen namentlich Pferde, Rindvieh, Schafe und Lebensmittel aller Art gehörten, nicht blos eingetauschtes Gold als Lockspeise mit, sondern auch geraubte Menschen. Dabei erklärte er es für recht und billig, daß man die Insulaner, besonders die sehr wilden und streitbaren Caraïben, wie er sagt, zur Strafe für ihre unmenschlichen Gewohnheiten als Sklaven in der spanischen Colonie gebrauche. Ja, er geht sogar noch weiter; denn er sagt, die Regierung brauche ihm die vielen Dinge, welche er vermisse und fordere, nicht auf ihre Rechnung zu senden, sondern sie möge nur die Kaufleute ermuntern, dieselben nach Cuba zu bringen, diese würden dort als Hauptartikel des Tausches Menschen erhalten, welche die spanischen Bewohner von Isabella einfangen und ihren Landsleuten als Sklaven verkaufen würden, und die vielleicht besser wären, als die afrikanischen. Auch vertröstet er die gierigen Herzen der Finanzmänner seines Vaterlandes auf die Abgaben, die man künftig einmal auf die von den Inseln in Spanien einzuführenden Waaren legen könnte.

Das Betragen der blos auf Gold und Raub bedachten Colonisten, ihre Abneigung gegen das Bebauen des Landes, des Columbus Maßregeln sie zu zwingen, die Täuschung wegen der Goldberge und Diamantgruben, erzeugten Zwietracht und Spaltung auf Hispaniola und Unzufriedenheit in Spanien, und Columbus ward 1496 zurückgerufen. Erst Ende Mai 1498 konnte er seine dritte Reise antreten. Auf dieser Reise betrat er zum ersten Male das feste Land von Amerika, aus welchem nachher zum Unglück Spanien's die von Columbus vergebens auf den Inseln gesuchte unermeßliche

Masse edler Metalle nach Europa gebracht wurde. Er kehrte übrigens nach Isabella zurück, wo er zwei Jahre früher bei seiner Abreise seinen Bruder Bartholomäus als Stellvertreter zurückgelassen hatte. Dieser hatte unter den trotzigen Hidalgos und mit den kühnen Abenteurern, welche dort eingewandert waren, weder Zucht noch Ordnung halten können, und da niemand arbeiten und niemand gehorchen wollte, so herrschten auf Hispaniola Mangel und Elend, Raub und Gewaltthat. Auch der Admiral mußte zu den traurigsten Mitteln seine Zuflucht nehmen, um die angefangene Colonisation nur einigermaßen zu erhalten und emporzubringen.

Die Indier waren, mit Ausnahme der Caraïben, ein schwächliches, feiges und im Kriege ungeübtes Geschlecht, schlecht bewaffnet und nicht im Besitze von Eisen; die Spanier dagegen waren tapfer, der Taktik und Strategie Europa's kundig, mit Panzern, starken Schwertern, Lanzen und Kolben bewaffnet und zugleich, was die Hauptsache war, mit Flinten, mit Kanonen, mit Pferden sowie mit Bluthunden versehen, welche für die nackten Indianer furchtbarer waren, als alles Andere. Pferde hatte Columbus auf der zweiten Reise zwar nur wenige mitgebracht; sie waren aber den Eingeborenen fast ebenso schrecklich, als die Schießgewehre. Bei der dritten Reise wurden andere hinübergebracht, und seitdem vermehrten sie sich. Man wird sich nach allem diesem nicht wundern dürfen, daß trotz aller Mißbräuche, trotz des inneren Zwistes und der harten Verfolgungen, welche, ganz gegen den Willen der Königin Isabella, über die verdientesten Männer und über Columbus selbst verhängt wurden, der Unternehmungsgeist der Spanier in kurzer Zeit nicht nur die Inseln unterwarf, sondern auch die auf dem Festlande bestehenden großen Reiche der spanischen Monarchie einverleibte. Das Meiste geschah durch einzelne Männer, welche auf eigene Rechnung Abenteurer-Züge unternahmen, sich aber nachher dem Mutterstaate unterwarfen, um von diesem unterstützt zu werden.

Den Fortgang dieser spanischen Eroberungen und Entdeckungen im Westen dürfen wir eben so wenig im Einzelnen verfolgen, als die Unternehmungen der Portugiesen im Osten, so glänzend Beides auch war, weil der Zweck des vorliegenden Werkes dies nicht erlaubt. Das allein müssen wir hier noch andeuten, daß schon auf

des Columbus dritte Reise von ihm selbst und von seiner Regierung jenes System, nach welchem alle Menschen, die nicht Christen und Europäer sind, als Waaren und als Thiere behandelt werden dürfen, auf eine solche Weise angewendet wurde, daß Gott und alle guten Menschen sich von den Spaniern abwenden mußten, und daß ihr Colonisations-System dem Heimathlande verderblich ward. Die Regierung schickte nämlich, weil der Enthusiasmus erkaltet war und man doch dem Columbus bei seiner dritten Fahrt eine bedeutende Zahl von Colonisten mitgeben wollte, alle Räuber und Mörder als Colonisten mit, und gewährte den zum Tode Verurtheilten in Amerika ein freies Exil. Schon dies allein mußte die verderblichsten Folgen haben; es ward aber noch empörender durch die Art, wie Columbus die einwandernden Spanier zu Gutsbesitzern und Landbauern machte. Er wies nämlich gerade den unruhigsten und unternehmendsten Leuten, um sie wegen getäuschter Hoffnungen zu beruhigen, große Strecken Landes als Eigenthum an, und gab ihnen die Erlaubniß, eine durch das Loos zu bestimmende Zahl der unglücklichen Eingeborenen zur Bebauung desselben zu zwingen. Dieses System, das Land zu rauben (ohne den nachher in Nordamerika beliebt gewordenen Scheinkauf) und die Bewohner zu Leibeigenen zu machen, oder das System der Repartimientos rief ganz unerhörte Gräuel hervor, welche endlich der Königin Isabella zu Ohren kamen und den Zorn derselben so sehr erregten, daß sie das ganze System abschaffen ließ. Isabella war aber kaum gestorben, als dasselbe schon wieder eingeführt wurde.

3. Spanien, Italien und Deutschland bis auf den Frieden von Blois.

Die Castilianer waren mit der Regierung, welche in Castilien ausschließend von der Königin Isabella geführt wurde, besonders aus dem Grunde sehr zufrieden, weil zwei castilianische Geistliche nach einander ihr Reich mit ebenso großem Ansehen verwalteten, als im folgenden Jahrhundert Richelieu und Mazarin den französischen Staat. Der Eine war der Kardinal Don Pedro Gonzalez de Mendoza, der, was uns sonderbar erscheinen muß.

am Ende des fünfzehnten Jahrhunderts aber in Spanien gar nicht auffallend war, die Würde eines Groß-Admirals von Castilien mit der eines Erzbischofs von Toledo vereinigte. Er hatte einen so großen Einfluß, und führte mit ganz unbeschränktem Ansehen eine so lange Reihe von Jahren hindurch die Regierung von Spanien, daß man ihn den dritten König von Spanien zu nennen pflegte. Da Mendoza schon 1495 starb, so gehört die Zeit seiner Verwaltung der Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts nicht an, und wir gehen deshalb sogleich auf seinen Nachfolger, Ximenes de Cisneros oder Kardinal Ximenes, über, der sich besonders um die Kindheit unseres deutschen Kaisers Karl V., während dieser von Spanien entfernt in den Niederlanden lebte, große Verdienste erworben hat.

Ximenes hatte sich als Mönch früh den Ruf der Heiligkeit und damit zugleich einen großen Zulauf zu seinem Beichtstuhl erworben. Auf diese Weise hatte er eine tiefere Kenntniß des Inneren der Menschen, sowie des castilianischen Charakters, der Tugenden und Laster seiner Landsleute und der Mittel sie zu leiten und zu regieren erlangt, als auf dem gewöhnlichen Wege erlangt werden kann, da dem Beichtvater auch das Verborgenste enthüllt wurde. Deshalb ward er auch im Jahre 1492 auf die Empfehlung des Kardinals Mendoza Beichtvater der Königin Isabella. Als solcher bemächtigte er sich bald des ganzen Gemüthes der poetischen, andächtigen und auf spanische Art gläubigen Königin, welche unstreitig stets das Beste wollte und verordnete, aber in Betreff des neu entdeckten Welttheiles und besonders in Betreff der Marranen oder der zu bekehrenden, zu vertilgenden oder zu vertreibenden Mohammedaner schrecklich betrogen ward. In Hinsicht auf Glauben und Unglauben, auf Marranen und heidnische Amerikaner war ein so furchtbar-strenger Mönch wie Ximenes nicht der beste Rathgeber, obgleich er gegen die Misbräuche des Mönchthums, sowie des Klerus überhaupt mit besonderer Erlaubniß des Pabstes äußerst streng verfuhr, und für Bildung und tüchtige Gelehrsamkeit der Geistlichen, so wie für ihre Kenntniß der ächt biblischen Lehre sorgte. Isabella erkannte sein Verdienst, und ertheilte deshalb bei Mendoza's Tode das Erzbisthum Toledo und die mit demselben verbundene Würde

eines Groß-Kanzlers von Castilien, nicht, wie Ferdinand wünschte, dem natürlichen Sohne ihres Gemahles, dem Erzbischof von Saragossa, sondern ihrem Beichtvater Ximenes.

Von diesem Augenblicke an waren in ganz Spanien, nicht blos in Castilien, geistliche und weltliche Polizei, Regierungsgewalt, Inquisitions-Gericht und Glaubensverfolgung mit einander verbunden. Dies wirkte zuerst ganz wohlthätig, und Ximenes erlangte unsterblichen Ruhm, weil das bisher zerrissene, ungehorsame und unruhige spanische Reich einig, ruhig und gesetzlich ward. Allein bald lähmte der vereinigte geistliche und weltliche Druck jede Regsamkeit, das Land ward entvölkert und schlecht bebaut, das leicht erworbene Gold erzeugte Trägheit, und der Fanatismus des blinden Glaubens vertrieb oder verfolgte Juden und Marranen, welche, weil sie nicht vom adeligen Bettelstolze der Castilianer beseelt wurden, betriebsam, fleißig und für den Handel thätig gewesen waren. Ximenes selbst leitete von dem Jahre 1499 an die Bekehrungsversuche in Granada. Die furchtbaren Grausamkeiten, die er seit dieser Zeit an allen Ecken und Enden Spanien's üben ließ, und die Wirkung, welche dieselben auf den Charakter und die Betriebsamkeit der Spanier, sowie auf die Entvölkerung ihres Landes hatten, gehören der besonderen Geschichte Spanien's an; wir wollen nur denjenigen Theil der Thätigkeit des Kardinals berühren, dessen Kenntniß zum Verständnisse der Geschichte des Kaisers Karl V. unentbehrlich ist.

Charakteristisch für diejenige Art von Wissenschaft, welche der blinde Glaube ausschließlich fördert, ist es, daß Ximenes wegen der Complutensischen Polyglotte oder der in Alcala mit vielen neben einander herlaufenden Übersetzungen gedruckten Bibel, die er mit unglaublichem Aufwande förderte, verherrlicht worden ist, und daß derselbe Mann schon im Jahre 1499 durch das Verbrennen vieler arabischen Bücher gegen die Literatur weit ärger wüthete, als die rohen Vandalen Geiserich's in Afrika gegen die römische und griechische Kunst gewüthet hatten. Aufstand, Mordthaten und gerichtliche Grausamkeiten waren die Folgen der mönchischen Heftigkeit, durch welche Ximenes sich 1499 das sonderbare Lob des wegen seiner Milde und Sanftmuth berühmten Erzbischofs Talavera von Granada erwarb. Dieser rühmte von

ihm: „Ximenes habe größere Siege errungen, als Ferdinand und Isabella selbst; denn diese hätten nur den Boden des Reiches Granada erobert, Ximenes aber die Seelen seiner Bewohner gewonnen.“ Was es mit dem Gewinnen der Seelen auf sich hatte, zeigt der maurische Aufstand, welcher 1500 in den Alpuxarras ausbrach; denn dieser Aufstand ward durch dieselben Mittel unterdrückt, durch welche man seit des Columbus dritter Reise die Bewohner von Cuba und Domingo civilisirte. Man quälte die Unglücklichen auf jede Weise, und beraubte sie unter dem Vorwande, sie zu Christen zu machen, ihrer Freiheit und ihrer Güter. Die Geschichte der Jahre 1500—1502 bietet im südlichen Spanien ein trauriges Gemälde von tapferer und verzweifelter Gegenwehr der Unterdrückten und Verfolgten gegen ihre Unterdrücker und Verfolger. Beide Theile zeigen gleichen Heldenmuth, die Einen begeistert die Liebe zum heimischen Boden und zur Religion ihrer Väter, die Anderen fanatische Wuth, blinder Aberglauben und Nationalhaß. Die Mauren unterlagen am Ende, und nun vernichtete die von Ximenes geleitete spanische Regierung durch ihre Verordnungen auch noch das, was der Krieg in einem Lande noch übrig gelassen hatte, welches durch die Arbeit seiner fleißigen Bewohner zu einem Garten gemacht worden war und jetzt einer Wüste gleicht. Die spanische Regierung erließ nämlich am 12. Februar 1503 eine sogenannte Pragmatica, durch welche gegen die unglücklichen Mauren ebenso unmenschlich verfahren wurde, wie vorher gegen die Juden, denen Spanien in Beziehung auf Handel, Gewerbe und Wissenschaft unendlich viel zu verdanken hatte.

In dieser Verordnung ward befohlen, daß alle ungetauften männlichen Mauren in den Königreichen Castilien und Leon, welche vierzehn oder mehr Jahre alt seien, die weiblichen aber vom zwölften Lebensjahre an bis Ende April 1502 das Land verlassen müßten. Ihr Eigenthum sollten sie vom Februar an verkaufen, den Erlös für dasselbe aber nicht in Gold und Silber, sondern in gesetzlich erlaubten Waaren aus dem Lande führen. Außerdem ward ihnen untersagt, sich in das Gebiet des türkischen Sultans und in diejenigen Theile von Afrika, mit welchen Spanien im Kriege sei, zu begeben. Gegen jeden endlich, der diesen Befehlen nicht nachkomme, wurde die Strafe des Todes und der Einziehung seines Ver-

mögens ausgesprochen. Die schlimmste Wirkung dieses Gesetzes war, daß die meisten Mauren, um im Lande bleiben zu dürfen, zum Scheine Christen wurden, und dadurch die schreckliche Polizei und Justiz der furchtbaren Inquisition politisch nothwendig machten. Übrigens hat man sich durch einen aus Bleda's Chronik herrührenden Fehler gegen die Zeitrechnung verleiten lassen, diese Maßregel grausamer Verfolgung dem berüchtigten Ketzerrichter Torquemada zuzuschreiben, durch welchen die geheime Polizei und Justiz der Inquisition furchtbar betrieben und die Juden gerade so behandelt worden waren, wie nach jenem Gesetze die Mauren behandelt werden sollten; denn Torquemada war zu der Zeit, als die Verordnung gegen die Mauren erlassen wurde, schon seit mehreren Jahren todt.

So nachtheilig die Thätigkeit des ehemaligen Beichtvaters und nachherigen Premier-Ministers der Isabella und die eigene beschränkte Ansicht der Königin von der Religion und vom Nutzen der Bekehrung zum Christenthum für Spanien wirkte, so wohlthätig wurde des Ximenes Strenge gegen den Übermuth des Adels und das unbedingte Vertrauen, welches Isabella in ihn setzte, dem Reiche, als nach dem frühen Tode der Königin neue Unruhen drohten. Der einzige Sohn, welchen Ferdinand und Isabella gehabt hatten, Don Juan, und ihre älteste Tochter, die mit dem Könige von Portugal vermählte Isabella, waren früh gestorben ohne Kinder zu hinterlassen, die Monarchie, d. h. Castilien, Aragonien und beide Sicilien, fielen daher an Johanna, die Gemahlin Philipp's von Burgund, und an deren beide Söhne Karl und Ferdinand, von welchen jener 1500 in Gent geboren worden war und in Belgien erzogen ward, dieser aber 1503 in Spanien geboren wurde und dort auch seine Erziehung erhielt. Philipp hatte seine Gemahlin, welche ihres Geistes nicht mehr ganz mächtig war, in Spanien zurückgelassen, als er vor der Geburt seines zweiten Sohnes nach Flandern reiste. Johanna folgte nachher (im Frühjahr 1504) ihrem Gemahle nach Flandern, und ward dort von ihm sehr unsanft behandelt. Philipp brach allen Verkehr mit ihr ab, weil sie seine begünstigte Geliebte, die sich öffentlich als seine Gemahlin betrug, hatte gewaltsam behandeln und ihr die schönen Locken abschneiden lassen. Die Königin Isabella war zu dieser

Zeit gefährlich krank, und die Nachricht von der Lage ihrer unglücklichen, ganz gemüthskrank gewordenen Tochter verschlimmerte ihre Krankheit so sehr, daß Isabella im Oktober 1504, ihren Tod voraussehend, ein Testament machte und am 26. November starb.

Nach dem, was Prescott ganz neulich über dieses Testament, von dem er drei Exemplare vor sich hatte, gesagt hat, begreifen wir nicht, wie man die Ächtheit desselben hat bezweifeln können, und lassen deshalb diese Zweifel ganz unerwähnt. Auffallend ist freilich, daß Isabella in dem Testamente über das Reich und dessen Verwaltung wie über ihr Privateigenthum verfügt. Sie erklärt ihre Tochter Johanna und deren Gemahl Philipp für ihre Nachfolger im Reiche; doch solle Philipp während der Abwesenheit seiner Gemahlin keine Verordnung, zu welcher die Einwilligung der Cortes erforderlich sei, erlassen und keinen Ausländer zum Beamten machen dürfen. Der wichtigste Punkt betrifft das Verhältniß Ferdinand's des Katholischen zum Reiche Castilien, zu seiner Tochter und zu seinem Enkel Karl. Die Art der Bestimmung dieses Punktes ist es auch ganz allein gewesen, was gegen die Ächtheit des Testamentes Zweifel erregen konnte. Nachdem nämlich schon 1693 in den Cortes die Frage aufgeworfen worden war, wie es gehalten werden solle, wenn Johanna ihres Verstandes nicht mächtig sei, hatte sich der Zustand dieser unglücklichen Prinzessin sehr verschlimmert; Isabella setzte daher in ihrem Testamente fest, daß bis zur Volljährigkeit ihres Enkels Karl, während der Abwesenheit oder im Falle der Unfähigkeit ihrer Tochter Johanna, König Ferdinand der einzige Regent von Castilien sein solle. Außerdem solle Ferdinand die Hälfte der reinen Einkünfte und des Gewinnes aus den neu entdeckten Ländern, sowie Millionen Maravedis aus den Einkünften der Großmeisterthümer genießen.

In Folge dieses Testamentes, unter dessen sechs Vollstreckern König Ferdinand und der Kardinal Ximenes die vornehmsten waren, legte Ferdinand gleich am Todestage seiner Gemahlin den Titel eines Königs von Castilien ab, und ließ seine Tochter Johanna und ihren Gemahl Philipp als Könige ausrufen. Einige Zeit nachher (am 11. Januar 1505) wurde von den zu Toro versammelten Ständen das Testament der Isabella anerkannt und dem Könige von Aragonien als stellvertretendem Regenten gehuldigt.

Mit der Regentschaft Ferdinand's zeigte sich jedoch dessen Schwiegersohn Philipp sehr unzufrieden, und auch ein Theil des hohen Adels von Castilien war nicht erfreut darüber, daß die Zügel in der Hand eines Fürsten blieben, der von jeher mit großer Schlauheit und Vorsicht darauf ausgegangen war, die Übermacht des Feudaladels zu schwächen. Dies bewog den König Ferdinand, die Freundschaft mit Frankreich auch dann noch aufrecht zu erhalten, als Ludwig XII. im Jahre 1505 den Erzherzog Philipp durch die Verletzung des Vertrages, in welchem eine künftige Vermählung der vierjährigen Tochter Ludwig's, Claudia, mit dem fünfjährigen Sohne Philipp's, Karl, ausgemacht worden war (s. S. 168) empfindlich beleidigt hatte. —

Gegenstand der allgemeinen Besorgniß der Hauptstaaten Europa's war damals die Ausbreitung der venetianischen Macht, da die Oligarchen von Venedig während der letzten Jahre in der Lombardei auf Unkosten von Frankreich, sowie an der ganzen Südwestküste des Königreichs Neapel auf Unkosten Spanien's die wichtigsten Häfen und Festungen besetzt, der Kirche aber noch ganz neulich bedeutende Plätze geraubt und überdies in Brescia, Bergamo und anderen Städten das Ansehen des deutschen Reiches vernichtet hatten. Pabst Julius II. und Ferdinand der Katholische suchten daher eine Verbindung der Staaten gegen Venedig zu stiften, Ludwig XII. wußte den deutschen König Maximilian und dessen Sohn Philipp zu demselben Zwecke zu gewinnen, und so kamen dann im September 1504 in Blois zu gleicher Zeit drei verschiedene Verträge zu Stande.

Die zwei ersten dieser drei Verträge betrafen die Verhältnisse Maximilian's und seines Sohnes zu dem Herzogthum Mailand, zu Frankreich und zu dem jungen Herzog Karl von Geldern, den die Franzosen in seinem Kriege mit Philipp unterstützten (s. S. 100). Maximilian hatte längst gedroht, für die zu ihm geflüchteten Söhne Ludwig Moro's als Prätendenten des Herzogthums Mailand in Italien Krieg zu führen; er ließ sich jetzt geneigt finden, diesen Plan aufzugeben, wenn König Ludwig XII. zwei deutsche Fürsten, die sich einer kaiserlichen Entscheidung nicht fügten, nicht weiter unterstützen wolle. Diese Fürsten waren Pfalzgraf Ruprecht und Herzog Karl von Geldern. Der Erstere hatte die Tochter

des Herzogs Georg des Reichen von Baiern-Landshut geheirathet, und machte, auf ein Testament seines Schwiegervaters gestützt, das Land desselben gegen das deutsche Herkommen dem nächsten männlichen Erben, Albrecht von Nieder-Baiern, streitig, zu dessen Gunsten Maximilian entschieden hatte. Karl von Geldern nahm seines Vaters Land in Anspruch, welches Maximilian an sich gezogen hatte (s. Th. X. S. 310 f.) und für seinen Sohn Philipp behaupten wollte. Dies war es hauptsächlich, wodurch Maximilian bewogen wurde, im September 1504 zu Blois zwei Verträge nach einander abzuschließen, welche jedoch Beide nicht zur Ausführung kamen. In dem einen verbürgten Ludwig XII. und Maximilian I. einander alle ihre Besitzungen, und der Letztere versprach, die gegen Mantua und Montferrat, gegen Genua und Florenz, gegen den Herzog von Ferrara und den Fürsten von Carpi ausgesprochene Reichsacht unter der Bedingung aufzuheben, daß diese Staaten und Fürsten sich künftig dem Kaiser und dem Reiche gehorsam bewiesen. Dafür verpflichtete sich der König von Frankreich, weder in Deutschland noch in Italien sich in Rechtsangelegenheiten zu mischen und den Fürsten oder Vasallen, die der Kaiser für Rebellen erklärt habe, weder Hülfe zu leisten noch Rath zu geben. In dem zweiten Vertrage versprach Ludwig noch einmal seine Tochter Claudia dem Sohne Philipp's, Karl, und gab Bürgen und Bürgschaft, daß die Prinzessin und ihre in dem Vertrage genau bestimmten Ansprüche und Erbgüter demselben wirklich zu Theil werden sollten.

Der dritte von den zu Blois geschlossenen Verträgen war so abenteuerlich, als Maximilian's ganzes Leben, von seinen halsbrechenden Gemsjagden in Tyrol an bis zu seinen letzten Kriegen in Italien und gegen die Schweizer. Dieser Vertrag ist als ein bloßes diplomatisches Kunststück anzusehen, selbst wenn man auf die Macht der Venetianer, gegen welche derselbe gerichtet war, gar keine Rücksicht nimmt. Man kam nämlich über eine Theilung des Gebietes der Republik Venedig überein, ohne daß man dasselbe erobert hatte oder auch nur im Stande war es zu erobern. Der Pabst war dabei die Hauptperson; denn in seinem Namen sollte der Krieg mit Venedig geführt werden. Er selbst sollte die Republik in den Bann thun und ihre Unterthanen vom Eide der Treue entbinden, Ludwig XII. und Maximilian aber sollten nachher die verabredete

Theilung militärisch vollziehen. Doch war schon in dem Vertrage auf die Nicht-Ausführung desselben Rücksicht genommen worden; denn man hatte einen Artikel aufgenommen, welcher bestimmte, daß, wenn eine der verbündeten Mächte ihre Verbindlichkeit nicht erfüllen werde, auch die anderen nicht gebunden sein sollten.

Maximilian und der Pabst erreichten durch die Verträge von Blois, jeder auf seine Weise, ihren Zweck. Maximilian erhielt freie Hand in der kurz zuvor erwähnten pfalz-baierischen Sache, und der Pabst erlangte gewisse Vortheile von den Venetianern. Was das Letztere betrifft, so war jener Vertrag weder von Seiten Maximilian's noch von Seiten des Pabstes ernstlich gemeint; denn Maximilian selbst zeigte den Venetianern die gegen sie geschlossene Verbindung an, rieth ihnen, sich mit dem Pabste, auf dessen Bann und Interdict der ganze Plan der Vertheilung des venetianischen Gebietes gebaut war, abzufinden, und bot ihnen seine Vermittelung dazu an. Die Venetianer lehnten freilich dieses Anerbieten schlau und höflich ab; sie leiteten aber mit dem Pabste unmittelbare Unterhandlungen ein, und Julius nahm vorerst, was sie herausgaben, bis sich eine Gelegenheit zeigen würde, mehr zu erhalten. Es wurden ihm Porto Cesenatico, Savignano, Tossignano, Santo Arcangelo und sechs andere Burgen von den Venetianern zurückgegeben, welche dagegen Rimini und Faënza behalten durften. Dies geschah am Ende des Jahres 1505, nachdem der Pabst vorher den Johann Bentivoglio aus Bologna und den Johann Paul Baglione aus Perugia vertrieben hatte.

Der pfalz-baierische Streit wurde ein Jahr nach dem Abschluß der Verträge von Blois beigelegt. Dieser Streit betraf den Besitz des Herzogthums Baiern-Landshut. Pfalzgraf Ruprecht, der dritte Sohn des Kurfürsten Philipp von der Pfalz, war mit der Tochter seines mütterlichen Oheims, Georg's des Reichen von Baiern-Landshut, vermählt, und dieser, welcher im December 1503 starb, hatte sein Herzogthum seiner Tochter vermacht. Maximilian hatte aber schon vor Georg's Tode nicht nur den Herzögen Albrecht und Wolfgang von Baiern-München den Besitz von Baiern-Landshut zugesichert, weil Georg kein Recht hatte, durch Testament über ein Reichslehen zu verfügen, sondern er hatte auch im Oktober 1503 den Letzteren und seine Stände förmlich aufgefordert, das

Erbrecht der Herzöge von Baiern-München anzuerkennen. Als jedoch Georg gestorben war, nahm Pfalzgraf Ruprecht Besitz von dem Lande seines Schwiegervaters und von den hinterlassenen Schätzen desselben, die sehr bedeutend gewesen sein müssen, wenn wir nach demjenigen urtheilen, was der Probst Johann von Alt-Oetting klagend von dem Raube sagte, welchen Georg an dem wunderthätigen Marienbild von Alt-Oetting begangen hatte *). Maximilian und der schwäbische Bund, welchem der Herzog von Baiern-Landshut als Mitglied angehört hatte, erklärten sich gegen Ruprecht, und nach langweiligen Proceß-Handlungen kam es zu einem blutigen Kriege, in welchem Ruprecht seinen Feinden Miethlinge aus Böhmen entgegenführte, und der nicht nur für Baiern, sondern auch für die Pfalz verheerend ward, weil die Fürsten von Hessen und von Würtemberg den Vater Ruprecht's, Philipp von der Pfalz, bekriegten. Ruprecht starb zwar während des Krieges (1504); sein Vater und seine Gemahlin setzten aber mit gedungenen Streitern und Räubern den Kampf fort, und Baiern, Schwaben und die Pfalz erlitten in Folge davon furchtbare Verheerungen. Nach dem Frieden von Blois sah jedoch der Kurfürst Philipp ein, daß er von Frankreich keine Hülfe zu erwarten habe, und nun verhalfen Maximilian und der schwäbische Bund dem Herzog Albrecht zu seinem Rechte (1505). Freilich bemächtigen sich dabei Maximilian, die Fürsten von Würtemberg und Hessen und sogar die Stadt Nürnberg pfälzischen oder baierischen Eigenthums, um sich für die Kriegskosten zu entschädigen. — Nicht so leicht, als mit dem Kurfürsten von der Pfalz, wurden Maximilian und sein Sohn, Philipp von Burgund, mit Karl von Geldern fertig. Dieser erhielt zwar nach dem Frieden von Blois von Frankreich unmittelbar keine Unterstützung mehr; er hatte aber Freunde genug, so lange Frankreich ihn nicht ganz aufgab.

*) Es heißt in der Chronik: „Zuletzt hat Brobst Johann zu Alenötting sich vor gemainer Landschaft beklagt, wie Herzog Georg von der Kirchen von Altenötting genommen hab, erstlich zwanzigtausend Florin, nachmals sechzigtausend Gulden, gen Burkhausen gefürt, mer sibn Zentner XI Pfund an ringen prochem Gelt, darauf begert zu verfügen, daß solch Gelt nit verkert, sondern der Mutter Gottes aufbehalten werde."

Geſchichte der Zeit von dem Frieden von Blois an bis zur Ligue von Cambray.

Im Jahre 1505 wurde auf dem Reichstage zu Hagenau, einer von Maximilian im letzten Kriege erworbenen Stadt, der Streit über den Schutz, welchen Ludwig XII. von Frankreich dem Feinde Maximilian's, Karl von Geldern, noch immer nicht aufgekündigt hatte, ausgeglichen. Maximilian belehnte nämlich zu Hagenau den franzöſiſchen König in der Perſon des von dieſem geſendeten Miniſters Amboiſe mit dem Herzogthum Mailand, und Ludwig entzog dafür dem Herzog Karl von Geldern ſeine Unterſtützung ganz. Hierauf beſetzte der Erzherzog Philipp Geldern und Zütphen, und Karl mußte ſich verbindlich machen, mit Philipp nach Spanien zu gehen, wohin dieſer damals zu reiſen gedachte.

Bald nachher zerfiel Philipp mit ſeinem Schwiegervater Ferdinand, und wurde durch eine zweite Heirath, welche dieſer einging, in die Gefahr gebracht, Aragonien, Neapel und Sicilien zu verlieren, im Fall dem Könige von Aragonien noch ein Sohn geboren würde; denn in Caſtilien war Philipp ſchon ſeit dem Tode der Iſabella König. Ferdinand kam nämlich mit Ludwig XII., der ſich gegen die habsburgiſche Familie wieder enger an ihn anſchloß, überein, deſſen Schweſtertochter, Germaine von Foix, zu heirathen. Im Auguſt 1505 erſchienen Thomas Malferit und der Graf von Cifuentes bei Ludwig XII., um die Hand ihres Königs der Nichte Ludwig's anzutragen. Übrigens nahmen es die Caſtilianer dem König Ferdinand ſehr übel, daß derſelbe ſchon ſo bald nach Iſabella's Tod eine andere Verbindung eingehen wolle. Ludwig nahm den Antrag Ferdinand's an, und es ward ein Vertrag abgeſchloſſen, welchen der franzöſiſche König am 12. Oktober zu Blois, der aragoniſche am 16. Oktober zu Segovia unterzeichnete. In dieſem Vertrage wurde feſtgeſetzt, daß Ferdinand die Nichte Ludwig's heirathe, und daß Ludwig derſelben alle ſeine Anſprüche an Neapel überlaſſe. Nur wenn Germaine ohne Erben ſterbe, ſollte ſich Ferdinand mit der ihm früher durch den Theilungsvertrag angewieſenen Hälfte des neapolitaniſchen Reiches begnügen. Für die Koſten, welche Ludwig auf die Eroberung des Landes verwendet hatte, ſollte Ferdinand ihm eine Million Dukaten in Gold zahlen. Im März 1506

vermählte Ferdinand ſich wirklich mit der damals achtzehn Jahre alten Germaine von Foix, einer Prinzeſſin von außerordentlicher und berühmter Schönheit, welche aber ſchon in ſo frühem Alter höchſt leichtſinnig und verdorben war.

Wenige Monate nach der Vermählung Ferdinand's mit einer Nichte des Königs Ludwig XII. beleidigte dieſer den römiſchen König und ſeinen Sohn dadurch, daß er das durch zwei oder drei, Verträge bekräftigte Verſprechen, ſeine Tochter Claudia mit Philipp's Sohn Karl zu verheirathen, brach. Ludwig hatte ſchon vorher auf eine treuloſe Weiſe insgeheim gegen dieſes öffentliche, von den Prinzen von Geblüt und von den vornehmſten Kronbeamten beſtätigte Heirathsverſprechen proteſtirt; er hatte aber die Urkunde in welcher dies geſchehen war, nur drei oder vier Gardehauptleuten gezeigt. Sobald er jedoch mit Ferdinand von Aragonien wieder enger verbunden war, wagte er einen öffentlichen Schritt zu thun. Von einer ſchweren Krankheit ergriffen, berief Ludwig, welcher keine männlichen Erben hatte, die allgemeinen Stände ſeines Reiches auf Mitte Mai 1506 nach Tours. Hier ließ er ſich, wie dies zu geſchehen pflegt, von ſeinen Ständen und Räthen flehentlich bitten, daß er jenes Heirathsverſprechen wieder aufheben und ſeine Tochter mit dem Erben ſeines Reiches verloben möge. Dieſe Bitte wurde nach gehöriger Bedenkzeit gewährt, und das Teſtament, durch welches Ludwig in ſeiner Krankheit Alles geordnet hatte, in Form eines Manifeſtes (lettres patentes) bekannt gemacht. Erbe des franzöſiſchen Reiches war Herzog Franz von Valois, der zehnjährige Sohn des 1496 geſtorbenen Grafen Karl von Angouleme und Enkel von Ludwig's Vatersbruder, Johann von Orleans. Dieſer Herzog Franz wurde jetzt mit Ludwig's Tochter Claudia nicht etwa blos verlobt, ſondern gewiſſermaßen förmlich vermählt. Die Prinzeſſin, welche erſt in ihrem fünften Lebensjahre ſtand, und der zehnjährige Herzog Franz wurden nämlich an den Altar geführt, wo ſie der Kardinal von Amboiſe kirchlich verlobte.

In dieſer Zeit waren Ferdinand und Philipp in einen ſo lebhaften Briefwechſel mit einander gerathen, daß der Schwiegervater dem Schwiegerſohn vorwarf, er habe ihn durch ſein Betragen gezwungen, eine zweite Heirath einzugehen, und er möge ſich in

Acht nehmen, daß er nicht vollends mit ihm entzweit werde. Ferdinand schrieb sogar in einem der Briefe, welche er an seinen Schwiegersohn richtete, die Worte: „Jetzt, mein Sohn, lassen Sie ab von dem verkehrten Treiben (sit satis pervagatum), und gehen Sie in Sich (redi in te)! Wenn Sie als Sohn, nicht als Feind zu mir nach Spanien kommen, so werde ich Sie trotz alles dessen, was vorgefallen ist, freundlich empfangen (his non obstantibus amplexabere). Das väterliche Gemüth kann gar Vieles übersehen und vergeben." Wegen dieses Misverhältnisses zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn schrieb auch König Ludwig an Philipp, er werde ihn nicht durch Frankreich nach Spanien reisen lassen, wenn er sich nicht vorher mit Ferdinand ausgesöhnt habe. Philipp hielt daher für gerathen, einzulenken. Schon am 24. November 1505 schloß er mit Ferdinand, der in seiner Abwesenheit die Verwaltung von Castilien geleitet hatte, einen Vertrag; er hatte aber keineswegs die Absicht, diesen Vertrag zu halten, sondern er wollte sich nur die Möglichkeit verschaffen, wenn auch nicht durch Frankreich, doch zu Schiffe nach Spanien zu gelangen. Diese förmliche Übereinkunft zwischen Schwiegervater und Schwiegersohn ist unter dem Namen des Vertrages von Salamanca bekannt. Es ward in ihr ausgemacht, daß Castilien künftig zugleich im Namen von Ferdinand, Johanna und Philipp regiert werden, die Hälfte der Einkünfte aber dem Ersteren vorbehalten bleiben sollte.

Als Philipp sicher war, daß ihm sein Schwiegervater die Landung in Spanien nicht streitig machen werde, schiffte er sich am 8. Januar 1506 mit seiner damals schon völlig wahnsinnigen Gemahlin zu Middelburg ein. Unterwegs überfiel ihn ein heftiger Sturm, während dessen sein Schiff in Brand gerieth, und nur unter den größten Gefahren gelang es ihm, einen englischen Hafen zu erreichen. Sein prächtiges Schiff war verloren und der Rest seiner Flotte völlig zerstreut. Er mußte daher, bis seine Schiffe sich wieder gesammelt hatten, die von dem englischen König Heinrich VII. prahlerisch angebotene Gastfreundschaft annehmen, die sich bald in eine förmliche Gefangenhaltung verwandelte. Heinrich VII. blieb auch bei dieser Gelegenheit sich ganz gleich. Er nahm das fürstliche Paar zwar bei sich zu Windsor auf, und bewirthete

es drei Monate lang; allein er machte sich dafür reichlich durch Verträge bezahlt, welche er halb erzwang und halb erschlich. Heinrich und Ferdinand waren nämlich damals in einen schmutzigen Streit mit einander gerathen; denn Beide waren gleich arglistig, geizig, habsüchtig und tyrannisch, wogegen aber Heinrich VII. nicht so blind gläubig und so verfolgungssüchtig war, als Ferdinand.

Der König von Aragonien hatte 1496, als er des englischen Königs bedurfte, seine vierte Tochter Katharina mit dem ältesten Sohne Heinrich's, Arthur, Prinzen von Wales, verlobt und dabei eine Mitgift von zweimalhunderttausend Kronen versprochen. Die beiden Verlobten waren zwar noch Kinder, da aber Heinrich das Geld nicht missen wollte, so wurde die Ehe im November 1501 vollzogen. Der sanfte, liebenswürdige Prinz, der seine Gemahlin glücklich gemacht hatte, starb schon im April 1502; und die Wittwe desselben ward durch ihres Vaters Politik und ihres Schwiegervaters Geiz für ihr ganzes Leben unaussprechlich unglücklich. Ferdinand hatte nämlich die Hälfte der Mitgift ausbezahlt, und Heinrich VII. hielt, weil er diese nicht gern herausgab, Katharina in England zurück. Da nun auch Ferdinand die Verbindung mit England nicht aufgeben wollte, so wurde man einig, daß Arthur's Bruder, der nachherige König Heinrich VIII., dessen Wittwe heirathen solle. Die dazu erforderliche Dispensation des Pabstes wurde leicht erlangt. Dagegen mußte man warten, bis der junge Heinrich sein fünfzehntes Jahr erreicht hatte. Dies geschah im Jahre 1505. Da jedoch damals Ferdinand die zweite Hälfte der Mitgift noch immer nicht bezahlt hatte, so bediente Heinrich sich seines Sohnes zu einem Kniff, von welchem dieser später gegen seine Gemahlin einen schmählichen Gebrauch machte. Der Prinz mußte nämlich, um den König von Aragonien durch die Furcht vor einer Auflösung der Verlobung zu schrecken, öffentlich erklären, daß er weder irgend etwas gethan noch zu thun gedacht habe, um eine während seiner Minderjährigkeit eingegangene Verpflichtung rechtlich bindend zu machen. König Heinrich selbst dagegen gab, damit Ferdinand das Geld schicke, die Versicherung: er habe jene Erklärung nur darum von seinem Sohne geben lassen, damit er ihn von jeder früheren Verbindlichkeit frei mache; doch wünsche derselbe immer noch Katharina zu heirathen; es solle ihm aber

freistehen, sich allenfalls auch mit einer anderen Prinzessin zu vermählen.

So standen die Sachen als Philipp und Johanna im Anfange des Jahres 1506 sich an die englische Küste retteten, und hierauf von Heinrich VII. unter dem Scheine der Gastfreundschaft in Haft gehalten wurden. Heinrich versäumte nicht, die unerwartete Ankunft von Philipp und Johanna zu benutzen, um vermittelst seiner beiden Gäste oder vielmehr Gefangenen, sowie durch eine neue Heiraths-Speculation noch mehr Geld zu erlangen. Philipp sah sich nämlich, wenn er anders nach drei Monaten endlich in das Erbreich seiner Gemahlin gelangen wollte, genöthigt, zum Besten Heinrich's mehrere Verträge mit ihm abzuschließen. Er machte sich zuerst verbindlich, daß seine Schwester Margaretha den englischen Prinzen Heinrich heirathen und eine Mitgift von dreimalhunderttausend Kronen erhalten, sein Sohn Karl aber, wie Heinrich VII. schon früher mit Maximilian ausgemacht hatte, die jüngste englische Prinzessin, Maria, heirathen solle. Außerdem schloß er in seiner Noth noch einen Handelsvertrag, welcher den Engländern vortheilhaft, den Flamländern dagegen nachtheilig war. Endlich mußte er auch die Auslieferung des Herzogs von Suffolk, eines entfernten Sprößlings des Hauses York, versprechen. Diesem Prinzen, welchen Heinrich als einen ihm sehr gefährlichen politischen Feind betrachtete, hatte Philipp's Großmutter in den Niederlanden Schutz gewährt, und die Verpflichtung zur Auslieferung desselben war daher für Philipp um so härter, weil Heinrich an dem Prinzen, der ihm damals gar nicht mehr schaden konnte, eigentlich blos seine Rache kühlen wollte. Philipp ließ sich zwar von Heinrich versprechen, daß derselbe dem Herzog von Suffolk nicht das Leben nehmen wolle; Heinrich blieb aber auch bei dieser Gelegenheit seiner tückischen und falschen Natur getreu. Er selbst ließ nämlich den Herzog nicht tödten, befahl aber auf dem Todtenbette seinem Sohne, ihn alsbald hinrichten zu lassen.

In den Niederlanden hatte Philipp einen Feind zurückgelassen, der ihm weit gefährlicher war, als der Herzog von Suffolk jemals für Heinrich hätte werden können. Karl von Geldern nämlich war kurz vorher von Philipp aufs neue seines Herzogthums beraubt und gefangen genommen worden, bei dessen Abreise aber

denen, die ihn bewachten, entwischt. Deshalb mußten dann die Herren von Croy und Chimay, welchen Philipp seinen Sohn Karl und die Verwaltung der Niederlande überlassen hatte, sehr bedeutende Anstalten gegen den Angriff machen, der ihnen von Karl von Geldern und seinen Freunden drohte.

Ende April 1506 kamen Philipp und seine Gemahlin endlich nach Spanien. Sie landeten in dem entlegensten Winkel des Reiches, in der Bai von Corugna, weil sie der Zusammenkunft mit Ferdinand ausweichen wollten, der sich schon im März mit Germaine von Foix vermählt hatte, und jetzt seinen Kindern vergebens entgegenreiste. Philipp sammelte sogleich die Großen Castilien's um sich, und sobald er eine hinreichende Macht erlangt hatte, um seinem Schwiegervater trotzen zu können, ward diesem deutlich, daß Philipp und sein Rathgeber, Don Juan Manuel, ihm seine treulose Politik und seine diplomatische Arglist vollständig abgelernt hätten. Philipp erklärte nämlich, er sei nicht gesonnen, sich durch den Vertrag von Salamanca binden zu lassen, sondern er nehme trotz desselben für sich und seine Gemahlin den ausschließenden Besitz von Castilien in Anspruch. Ferdinand suchte vergebens durch den Erzbischof Ximenes seinen Schwiegersohn zum Nachgeben bewegen zu lassen. Philipp beharrte auf seiner Erklärung. Endlich wurde zwar eine persönliche Zusammenkunft zu Stande gebracht; diese war aber keineswegs erfreulich, weil Philipp sie nicht wünschte, und weil Ferdinand fühlte, wie ungern er in Castilien gesehen werde. Die Zusammenkunft wurde am 23. Juni bei Puebla de Senabria auf der Grenze von Leon und Gallizien gehalten, und zwar in freiem Felde und von Seiten Philipp's unter Vorsichtsmaßregeln, welche an die Zusammenkünfte der Befehlshaber europäischer Schiffe mit den Häuptern roher und ganz wilder Volksstämme erinnern. Die beiden Könige erschienen, sagt Zurita, welcher seinen Ferdinand preisen will und muß, in ganz verschiedenem Aufzuge, der Eine, als wenn er sich fürchte und sich durch Waffen schützen müsse, der Andere, als wenn er auf seine Verdienste vertraue und sich durch sein Ansehen allein hinreichend geschützt glaube *). Ferdinand konnte von Philipp nicht einmal das

*) El Rey Catholico yva con los suyos en habito de paz, y el Rey su yerno venia con gran apparato y estruendo de gente de guerra, Ale-

Eine erlangen, daß er seine unglückliche Tochter sehen durfte, die er doch so gern gesehen hätte. Auch ein Zwiegespräch, welches Schwiegervater und Schwiegersohn ohne Zeugen mit einander hatten, war fruchtlos; Beide schieden, wie sie gekommen waren. Ferdinand kehrte jedoch beruhigt nach Aragonien zurück, weil er einsah, daß die Erbitterung der Castilianer gegen die von Philipp mitgebrachten Wallonen und Franzosen, denen dieser sein ganzes Vertrauen schenkte, schon sehr groß sei, und daß folglich bald heftige Unruhen in Castilien ausbrechen würden. In der That regte Philipp, dessen Charakter jedoch Robertson in seiner Geschichte Karl's V., nach den von Prescott gegebenen urkundlichen Beweisen, viel zu nachtheilig geschildert hat, durch seine grenzenlose Verschwendung, sowie durch seine französische Leichtfertigkeit und seinen Mangel an aller Grandezza die Castilianer bald heftig gegen sich auf.

Eine Übereinkunft wurde zuletzt freilich durch Ximenes, welcher zwischen Ferdinand und Philipp vermittelte, zu Stande gebracht; Ferdinand beging aber dabei, wie die uns aufbewahrten Actenstücke beweisen, eine unerhörte Treulosigkeit gegen seinen Schwiegersohn. Er schrieb nämlich jedes Mal, wenn er ein öffentliches Actenstück zu Philipp's Gunsten unterzeichnete, ein anderes nieder, durch welches er entweder dasselbe insgeheim zurücknahm oder das Gegentheil von dem, was er zugestanden hatte, betheuerte. Er beschwor einen Vertrag, in welchem er die ganze Oberherrschaft von Castilien an Johanna und Philipp überließ, und sich nur die Großmeisterschaften der drei Orden und die ihm in Isabella's Testament angewiesenen Einkünfte vorbehielt. Außerdem machte er sich verbindlich, seinem Schwiegersohne gegen alle diejenigen beizustehen, welche unter dem Vorwande, seiner Gemahlin Freiheit und Antheil an der Regierung zu verschaffen, Unruhen stiften würden. In drei geheimen Urkunden aber erklärte er dies Alles für erzwungen, und versicherte das Gegentheil thun zu wollen. König Ferdinand wurde damals wie immer von dem Argwohn geleitet, den er selbst in so reichem Maße verdiente, weil er nie

manes, y Flamencos sin los soldades, que se juntaron en Gallicia; y de la parte del rey non avia otra confianza ni seguro sino el, que se tenia en el respeto y reverencia, que se devia como a padre y a la magestad de su persona.

Wort und Treue hielt, wenn er nicht dazu gezwungen werden konnte. Dieser Argwohn trieb ihn unmittelbar nachher auch an, einen Verdacht auf Gonsalvo von Cordova zu werfen, welcher in Neapel mit unumschränkter Gewalt regierte und als großer Held und Wohlthäter angebetet ward, zugleich aber freilich, wie sich bei der Rechnungsablage zeigte, mit Hunderttausenden wie mit Hellern umging.

Ferdinand begab sich, als er seinem Schwiegersohne vorerst das Feld räumte, mit einer Flotte von fünfzig Segeln nach Neapel, um sowohl Gonsalvo tückischer Weise und ohne Gefahr für sich selbst von seiner Stelle entfernen zu können, als auch namentlich um die von den Venetianern besetzten Städte des neapolitanischen Reiches wieder an sich zu bringen. Was sein Verfahren gegen Gonsalvo betrifft, so bewies Ferdinand, wie uns scheint, ganz ohne Ursache schändliche türkische und maurische Künste gegen einen Mann, welcher ohne Zweifel viel zu klug war, um im Vertrauen auf ein gedungenes Heer und auf ganz unzuverlässige Neapolitaner von seinem alten Herrn abzufallen. Die Geschichtschreiber wissen zwar Verschiedenes als Grund des Verdachtes anzuführen, welchen Ferdinand gegen Gonsalvo gefaßt hatte und nachher durch sein eines türkischen Sultans würdiges Betragen an den Tag legte; allein alles dies läuft darauf hinaus, daß Gonsalvo die Allgewalt, die ihm sein Herr verliehen hatte, in dem eroberten Neapel rücksichtslos gebrauchte, und namentlich daß er, ohne ordentliche Rechnung abzulegen, große Summen verschwendete und verschenkte. Dies war der Hauptgrund, warum er vorher mehrere Male, als der König ihn abrief, immer einen Vorwand zu finden wußte, seine Abreise zu verschieben, und gerade dadurch war Ferdinand's Argwohn geweckt worden. Der König gab übrigens weder vor seiner Ankunft in Neapel noch nachher, ehe er wieder nach Spanien zurückgekehrt war, das geringste Zeichen von Unzufriedenheit mit dem Eroberer der Reiche Granada und Neapel; er nahm denselben vielmehr sehr freundlich auf, als Gonsalvo, wie die meisten Schriftsteller und auch Guicciardini sagen, im Hafen von Genua oder, wie Gonsalvo's Lebensbeschreiber Paul Jovius sagt, an der Nordwestküste von Neapel zu ihm kam. Er schenkte ihm Terracina und das Herzogthum Sessa, ließ ihn in dem Besitze des

Herzogthums St. Angelo, welches schon König Friedrich ihm verliehen hatte, sowie aller der vielen Herrschaften, die er in Calabrien besaß, bestätigte die ihm verliehene Connetable-Würde von Neapel, sagte ihm durch ein Handbillet (cedola di sua mano) das Großmeisterthum von St. Jago zu, und sprach in dem Patente, das er über die neuen Schenkungen erließ, die Versicherung aus, die von Gonsalvo geleisteten Verdienste seien so groß, daß es unmöglich wäre, sie nach Verdienst zu belohnen. Dies Alles war aber Lüge und Trug.

Ferdinand fand auf seiner Reise nach Neapel an den Küsten der Provence und in Genua, auf Veranstaltung seines Freundes Ludwig XII., eine sehr ehrenvolle Aufnahme. Im Hafen von Porto Fino, nicht weit von Genua, erfuhr er zu seiner großen Freude, daß sein Schwiegersohn Philipp am 25. September 1506 in Burgos plötzlich gestorben sei. Gleichwohl setzte er seine Reise nach Neapel fort, verweilte dort sieben Monate, und machte Einrichtungen, welche später beibehalten wurden und die Macht der Vicekönige so sehr beschränkten, daß ein künftiger Gonsalvo nicht mehr zu fürchten war. Gegen Gonsalvo selbst heuchelte Ferdinand, welcher ihn immer in seiner Umgebung hielt, die größte Freundschaft und Dankbarkeit. Erst als Ferdinand den Gonsalvo nach Aragonien geführt hatte, mußte dieser dafür büßen, daß er einem heimtückischen Regenten durch Verrath, Treulosigkeit, Heldenmuth und Feldherrntalent bedeutende Dienste geleistet hatte und für einen Unterthanen viel zu groß geworden war. Auch Ludwig XII. erwies, als er mit Ferdinand bei dessen Rückkehr nach Aragonien zu Savona eine Zusammenkunft hatte, dem Gonsalvo fürstliche Ehre. Gonsalvo, welcher übrigens in Spanien allgemein als Nationalheld empfangen wurde, erhielt das versprochene Großmeisterthum nicht, ward nicht zu Berathungen gezogen, sondern vernachlässigt, und fand deshalb bald rathsam, sich auf seine Güter im südlichen Spanien zurückzuziehen. Indessen erlitt er, soviel wir wissen, keinerlei Art von Kränkung.

Bei der Zusammenkunft der Könige Ferdinand und Ludwig zu Savona, welche vier Tage dauerte (Juni 1507), fanden auch ganz geheime Besprechungen Statt, denen außer den beiden Königen nur Ludwig's Minister, der Kardinal Amboise, und der päbst-

liche Nuntius beiwohnten, und in diesen war, wie die Folge zeigte, sehr wahrscheinlich wieder die Rede von dem in Blois zur Demüthigung der Republik Venedig entworfenen Theilungs-Project. Indessen konnte weder 1507 noch im folgenden Jahre an eine Unternehmung gegen Venedig ernstlich gedacht werden, weil man dazu des römischen Königs Maximilian bedurfte, mit welchem Ferdinand damals wegen der Vormundschaft über ihren gemeinschaftlichen Enkel Karl in Streit war, und den sowohl Ludwig XII. als der Pabst von Italien entfernt zu halten wünschten. Wahrscheinlich wäre es auch nachher nicht in Cambray zu einem zweiten Vertrage über die Theilung des venetianischen Landes gekommen, wenn nicht die Venetianer 1508 dem im Punkte der Ehre sehr empfindlichen romantisch-ritterlichen römischen Könige eine arge Kränkung angethan hätten.

Schon im Jahre 1507 war es zwischen Maximilian und den Venetianern zu sehr heftigen Erklärungen gekommen. Die deutschen Stände zeigten sich nämlich damals endlich willig, ihrem Könige durch Geld und Truppen zu einem Römerzuge behülflich zu sein, damit er vom Pabste zum Kaiser gekrönt werde. Indessen decretirten sie bald viel bald wenig Geld und Truppen für ihren König, der aus Östreich weder das Eine noch das Andere ziehen konnte, und es kam zuletzt dahin, daß das Reich nach vielem Reden und Schreiben nur dreitausend Reiter und zehntausend Mann zu Fuß und auch diese vorerst nur auf dem Papier stellen wollte. Den beabsichtigten Römerzug Maximilian's verbat sich nicht nur der französische Vicekönig in Mailand, Chaumont, sondern auch die Venetianer erklärten, daß sie zwar den Kaiser und sein unbewaffnetes Gefolge mit allen Ehren aufnehmen wollten, aber kein deutsches Heer durchlassen würden. Maximilian hatte daher nicht Unrecht, seinen Zorn so heftig gegen Venedig auszulassen, als er im August 1507 auf dem Reichstage zu Constanz that. Dorthin hatten die Venetianer einen Gesandten geschickt, und Maximilian verlangte, daß dieser, um angehört zu werden, vor die Reichsversammlung gefordert und dann ihm das, was er seinen Oberen zu berichten hätte, angekündigt werden sollte; nach geschehenem Vortrage aber solle er sogleich weggeschafft werden, weil er ein Zweifälter und ein Kundschafter sei. Der Gesandte weigerte sich jedoch, das, was ihm gesagt wurde,

auch nur seinen Oberen zu berichten, und beharrte dabei, daß Venedig blos unter den vorher angegebenen Bedingungen den Kaiser durchlassen und gastlich empfangen könne, wenn er nämlich friedlich und ohne die viertausend Mann komme, welche er angekündigt habe. Maximilian ließ deshalb den Gesandten von dem Reichstage hinwegweisen und ihm befehlen, den Reichsboden zu verlassen, was dann auch sogleich geschah.

Obgleich die Deutschen nachher ihrem Könige statt dreizehntausend Mann nur viertausend und statt der zugesagten hundertundzwanzigtausend Gulden nur dreißigtausend gaben, obgleich der Pabst ihm den kaiserlichen Titel vermittelst einer Bulle ertheilte, und Maximilian dies von Botzen und Trient aus den deutschen Ständen kund that, so bestand er doch auf seinem Abenteuer, welches nur dazu dienen konnte, ihn und das deutsche Reich in Venedig lächerlich zu machen. Er setzte nämlich ein Reichsgericht nieder, ließ durch einen Reichsherold den Dogen Leonhard Lorendano und den ganzen venetianischen Senat vorladen, und erklärte den Dogen und den Senat, als sie nicht erschienen, in die Reichsacht und Oberacht. Im Anfange des Jahres 1508 rückte dann Maximilian gegen Verona vor und besetzte zugleich die östliche Grenze. Chaumont hatte den Venetianern bei Verona einige tausend Mann Franzosen geliehen, so daß dieselben, nachdem sie alle Burgen mit Besatzung versehen hatten, noch zwanzigtausend Mann gegen den Kaiser aufstellen konnten. Gleichwohl machte das kaiserliche Heer anfangs Fortschritte, und eroberte auch mehrere Orte. Allein es fehlte, wie gewöhnlich, bald an allem Möglichen. Der Kaiser mußte daher im Reiche umherreisen, um Geld und Truppen zu erbetteln, und seine Generale in Italien mußten sich auf die Vertheidigung beschränken. Die Venetianer, welche an Nikolaus Orsini, Grafen von Pitigliano, Andreas Gritti und Bartholomäus Alviano drei ganz ausgezeichnete Feldherren hatten, wurden von den Franzosen unter dem Marschall Trivulzio so verstärkt, daß sie zugleich gegen das Friaul und gegen Tyrol vorrücken konnten. Schon in der zweiten Woche des März schlug Alviano den kaiserlichen General Sirt von Trautson, und nahm bei dieser Gelegenheit tausend Mann gefangen, welche nachher zu Venedig im Triumph aufgeführt wurden. Gleich darauf wurden von den Venetianern

nicht nur die vorher verlorenen Plätze, sondern auch Gradiska, Görz und andere Orte erobert, und der venetianische Admiral Contarini besetzte Triest, Capo d'Istria, Portenau und Rovigno. Auch Trient würde damals erobert worden sein, wenn nicht Trivulzio sich geweigert hätte, die venetianischen Truppen bei ihren weiteren Unternehmungen zu unterstützen.

Der Kaiser wußte sich schon im Mai nicht anders zu helfen, als daß er den Venetianern einen Waffenstillstand antragen ließ. Die Venetianer gingen auf seinen Antrag ein, und es ward ein für den Kaiser höchst nachtheiliger Waffenstillstand geschlossen, in welchem die Venetianer Alles behielten, was sie von ihm und vom Reiche erobert hatten. Dieser Waffenstillstand gewährte übrigens auch den Franzosen gar keine Vortheile. Chaumont hatte gefordert, daß der Schützling Ludwig's XII., Karl von Geldern, welcher den Krieg um sein Erbtheil wieder begonnen hatte, in den Waffenstillstand eingeschlossen werde; die Venetianer waren aber, weil sie nur für Italien abschließen wollten, nicht darauf eingegangen, und hatten also bei dieser Gelegenheit den französischen König beleidigt. Sie thaten dies besonders auch dadurch, daß sie ihre Besorgniß, die Macht der Franzosen in Italien möchte sich vermehren, gar zu deutlich merken ließen. Gleich darauf beschimpften sie den Kaiser, und beschleunigten so die Ausführung des Kreuzzuges, welchen Ferdinand, Ludwig XII. und der Kaiser schon längst gegen sie beschlossen hatten. Der Kaiser, dessen Ehre schon durch den Verlust der festen Orte einen Makel erhalten hatte, wurde durch die Art, wie die Venetianer den Sieg über Sixt von Trautson verherrlichten, zur höchsten Wuth entflammt. Die Oligarchen benutzten nämlich auch diese Gelegenheit, wie alle übrigen, um das Volk durch glänzende Aufzüge und Feste über die finstere Tyrannei zu trösten, welche sie ausübten. Alviano durfte nach römischer Art einen glänzenden Einzug in Venedig halten, bei welchem die gefangenen Deutschen im Triumphe aufgeführt, und der Kaiser sammt seinem Reiche von Künstlern und Dichtern in Spott- und Zerrbildern, in Satyren und Volksliedern, die man in alle Gegenden verbreitete, verhöhnt und verspottet wurde.

Unmittelbar nach dem Waffenstillstande in Oberitalien begünstigten die Umstände Ferdinand's und Maximilian's Plane gegen

Venedig, indem die Eifersucht der beiden Großväter über die Vormundschaft ihres Enkels Karl ziemlich beseitigt ward, obgleich Maximilian nach seiner Art nie aufhörte, auch an die vormundschaftliche Regierung von Castilien Anspruch zu machen, wovon niemand etwas wissen wollte. Johanna, welche bis an ihren Tod von den Castilianern als eigentliche Herrscherin anerkannt wurde, war völlig wahnsinnig geworden, so daß sie bewacht werden mußte; bis aber ihr Sohn Karl, dem die Regierung vorbehalten war, aus den Niederlanden, wo er erzogen wurde, nach Spanien kommen konnte, ward dem Testamente der Isabella gemäß Ferdinand als Regent anerkannt. In dieser Eigenschaft wurde Ferdinand auch im Oktober 1507 durch ein Decret der Cortes bestätigt. Ximenes, der die Castilianer, seine Landsleute, meisterhaft zu behandeln verstand, unterstützte ihn kräftig. Dieser Mann hatte königliche Würden, und zog aus unzähligen Pfründen unermeßliche Einnahmen; er war vom Pabste zum Kardinal ernannt worden, ward Primas von Spanien, vereinigte mit der ihm übertragenen Regierungsgewalt auch den furchtbaren Einfluß eines Ober-Ketzerrichters, und erhielt sogar die Leitung eines Kriegszuges nach Afrika, zu welchem er persönlich die Kosten herbeischaffte.

In den Niederlanden hatte Maximilian die Zustimmung der Niederländer zu seiner Vormundschaft über seinen Enkel Karl anfangs nicht erlangen können; sobald man aber seiner Hülfe im Felde bedurfte, erhielt er dort denselben Einfluß, welchen Ferdinand in Castilien besaß. Karl von Geldern war nämlich nach Philipp's Tode von allen wilden Wallonen, besonders von den beiden Grafen von der Mark, so kräftig unterstützt worden, daß er mit Hülfe gemietheter Franzosen Geldern zu einer Räuberhöhle machte, und in den Niederlanden wie in Deutschland weit und breit raubend und mordend umherstreifte. Man erkannte daher auf Betreiben der beiden Herren von Croy und Chimay, welchen Philipp seinen Sohn und die Niederlande anvertraut hatte, Maximilian in den Niederlanden als Regent an. Wie Ferdinand sich des Kardinals Ximenes bediente, so gebrauchte Maximilian seine Tochter Margaretha, die Wittwe des Herzogs Philibert von Savoyen, welche ihre Landsleute, die Belgier, auf französische Weise zu behandeln verstand. Margaretha überzeugte auch 1508 ihren Vater, daß es für

seinen Enkel nützlich sei, wenn er sich mit den Franzosen aussöhne, welche den Herzog Karl von Geldern in seinem Kriege unterstützten. Sie erhielt daher Vollmacht, mit dem Kardinal von Amboise zu unterhandeln, und es ward darauf zugleich ein Waffenstillstand auf vierzig Tage für den Herzog von Geldern geschlossen und eine Zusammenkunft der Statthalterin der Niederlande mit dem Kardinal von Amboise zu Cambray verabredet.

Um die Venetianer über den Zweck dieser Zusammenkunft zu täuschen und sie glauben zu machen, daß dieselbe blos dem Herzoge von Geldern gelte, berief man nur sehr wenige Personen nach Cambray. Margaretha unterhandelte nämlich zugleich in Ferdinand's und Maximilian's Namen, der Kardinal Amboise aber sowohl für den König von Frankreich, als für den Pabst; doch hatte jene ebenso wenig von Ferdinand, als dieser vom Pabste eine ordentliche Vollmacht. Margaretha und Amboise wurden bald einig, da sie bei ihrer Unterhandlung den Theilungsvertrag von 1504 zu Grunde legten. Dagegen ward, ehe sie einen Vertrag über die Theilung des venetianischen Gebietes zu Stande brachten, heftig über die Art der Huldigung, welche Maximilian's Enkel Karl dem Könige von Frankreich zu leisten hätte, sowie über die Verhältnisse Karl's von Geldern gestritten. In Betreff des Letzteren wurde nachher festgesetzt, daß derselbe vorerst (par provision) das Herzogthum Geldern und die Grafschaft Zütphen behalten und nur einige Plätze herausgeben solle. Über die Theilung des venetianischen Gebietes ward am 10. December 1508 ein Vertrag abgeschlossen.

Dieser Vertrag oder die sogenannte Ligue von Cambray enthielt folgende Hauptbestimmungen: Der Pabst solle den Bann über die Venetianer aussprechen und die Unterthanen derselben vom Eide der Treue entbinden. Sobald dies geschehen sei, solle der König von Frankreich den Krieg mit Venedig anfangen; die anderen verbündeten Mächte aber brauchten erst vierzig Tage nach ihm im Felde zu erscheinen. Der Pabst solle Ravenna, Cervia, Faënza, Rimini und Forli erhalten (nicht, wie hier und da irrthümlich noch hinzugefügt wird, auch Cesena und Imola, weil diese Städte schon in des Pabstes Gewalt waren). An das Reich sollten fallen Padua, Vicenza und Verona, an Östreich Roveredo, Treviso und Friaul. Ferdinand von Aragonien solle die von den Venetianern

besetzten Häfen und Städte des Königreichs Neapel, Trani, Otranto und Gallipoli, zurückerhalten, Ludwig XII. von Frankreich aber alles dasjenige, was jemals zum Herzogthum Mailand gehört habe, wie z. B. Crema, Cremona, Bergamo, Brescia und die Ghiara d'Adda. Die Florentiner sollten zur Theilnahme am Raube dadurch gelockt werden, daß man ihnen Pisa verspreche, welches neun Jahre lang mit ihnen heldenmüthig um seine Freiheit gekämpft hatte. Für diesen Verrath an Pisa aber solle der König von Frankreich hunderttausend und Ferdinand von Aragonien fünfzigtausend Dukaten von Florenz erhalten; doch dürfe der Letztere nicht erfahren, daß der Erstere mehr bekomme, als er. Den Herzogen von Ferrara und Savoyen, dem Markgrafen von Mantua und dem Könige von Ungarn ward versprochen, daß auch sie Alles, was von ihrem Gebiete abgerissen worden war, wieder an sich reißen dürften, wenn sie innerhalb eines Monats ihren Beitritt zum Bunde erklärten.

Die zehn über Venedig herrschenden Oligarchen, welche das Kundschaftswesen zur höchsten Vollkommenheit gebracht hatten, erfuhren von den wichtigen, über die Existenz ihres Staates gepflogenen Unterhandlungen nicht eher etwas, als bis der Pabst ihnen 1509 einen Wink gab und auch ihr Gesandter zu Mailand Kunde erhielt. Ferdinand blieb nachher ganz ruhig, bis die Venetianer selbst ihre Besatzungen aus seinen Städten abrufen mußten und er, nachdem er das Seinige erlangt hatte, den Ausgang des Krieges abwarten konnte, um nach den Umständen zu handeln. Der Pabst, welcher ein viel besserer Kriegsmann als Geistlicher war, warb zwar ein bedeutendes Heer, hätte aber doch gern gesehen, daß ihm die Venetianer die geraubten Städte des Kirchengebietes freiwillig zurückgäben, weil er keine Lust hatte, die Macht der Franzosen in Italien zu vermehren; der venetianische Senat verschmähte aber seine Anträge. Maximilian ward durch den erst kurz vorher mit Venedig geschlossenen Waffenstillstand gehindert, im Jahre 1509 Feindseligkeiten anzufangen; der Pabst half ihm jedoch aus dieser Verlegenheit. Als nämlich der Pabst den Bann gegen Venedig aussprach, rief er zugleich den Kaiser als Vertheidiger und Schutzvogt der Kirche an, diesen Bann mit den Waffen geltend zu machen.

Pabst Julius II. war die Hauptperson bei der ganzen Verbindung von Cambray, und gebrauchte seine Mitverbündeten außer Ferdinand als Werkzeuge; denn er stiftete nachher, sobald er von Venedig Alles, was er wollte, erlangt hatte, sogleich einen neuen Bund, um auch die Macht der Franzosen in Italien zu brechen. Er hatte in der ersten Zeit seines Pabstthums zu aller Welt Erstaunen sich ruhig verhalten, nachdem er als Kardinal mehr einem Hauptmanne der Condottieren, als einem Bischofe geglichen hatte; schon 1506 aber war er wieder in seiner vorigen Rolle aufgetreten. Er erklärte damals im Kardinals-Collegium, er müsse aus dem Gebiete der Kirche die Tyrannen vertreiben (nettare la chiesa dei tiranni), und schritt alsbald zur Ausführung, indem er am 27. August 1506, begleitet von vier und zwanzig Kardinälen, mit vierhundert Schwergepanzerten (gens d'armes) von Rom auszog. Der französische Statthalter in Mailand, Chaumont, und die Staaten Ferrara, Mantua und Florenz hatten ihm ihren Beistand versprochen. Sein Kriegszug galt zunächst dem Johann Paul Baglione, welcher als Dictator der Demokratie von Perugia diese Stadt beherrschte. Baglione wagte keinen Widerstand, und der Pabst ward auf seinen Befehl in allen Burgen, sowie am 12. September auch in Perugia selbst aufgenommen. Baglione begleitete anfangs den Pabst, traute aber der ihm zugesicherten Gnade auf die Dauer nicht, sondern entfernte sich heimlich. Von Perugia wandte Julius II. sich gegen Bologna, wo dem Namen nach eine Republik bestand, in Wirklichkeit aber Johann Bentivoglio ebenso aristokratisch herrschte, wie vorher Baglione in Perugia demokratisch. Bentivoglio hoffte, da er unter dem Schutze der Franzosen stand, mit Hülfe derselben sich vertheidigen zu können wurde aber von ihnen getäuscht; denn Chaumont gewährte ihm nicht nur keine Unterstützung, sondern stieß sogar mit beinahe neun tausend Mann zum päbstlichen Heere. Auch die Florentiner, der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua, Franz Gonzaga, sandten dem Pabste ihre Truppen, welche dann nebst dem päbstlichen Heere unter den Oberbefehl des Letzteren gestellt wurden. Bentivoglio fand daher den Widerstand unmöglich, und begab sich in das Lager der Franzosen, indem er der Republik an deren Spitze er bisher gestanden hatte, es überließ, mit den

Pabste eine billige Übereinkunft zu treffen. Die Bolognesen nahmen den Pabst mit Jubel in ihre Stadt auf, ließen aber die Franzosen nicht in dieselbe ein. Johann Bentivoglio ging gleich darauf mit den Franzosen nach Mailand, und König Ludwig XII. nahm ihn in seinen Schutz, als er in demselben Jahre nach Italien kam, um Genua zu züchtigen.

In Genua hatten die Demokraten kurz vorher die Franzosen vertrieben und dabei sowohl diese, als auch denjenigen Theil der Patricier, welcher von den Franzosen beschützt ward, arg mitgenommen; König Ludwig XII. drohte daher, die Stadt sehr hart zu behandeln. Er verfuhr jedoch nachher, obgleich er gepanzert und mit dem Schwerte in der Hand in die Stadt einzog, milde gegen sie. Nur forderte er eine sehr harte Brandschatzung. Die Schonung, welche Ludwig damals gegen Genua bewies, vermehrte den Ruhm der Freundlichkeit und Milde, den er sich in einer harten und eisernen Zeit, wie die seinige war, erworben hatte. Übrigens hatten die französischen Stände den König Ludwig kurz vorher, als er schwer erkrankt war, gebeten, den Titel eines Vaters des Vaterlandes von ihnen anzunehmen, und zwar hatten sie dies nicht etwa auf die officielle Veranlassung eines Höflinges, der sich geltend machen wollte, sondern aus eigenem Antriebe gethan.

5. Von dem durch die Ligue von Cambray veranlaßten Kriege an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen.

Die Venetianer verzagten nicht, als sie von den Mitgliedern der Ligue von Cambray geistlich und weltlich bedroht wurden. Mit dem Pabste hätten sie sich leicht abfinden können, wenn sie ihm nur noch zwei Orte abgetreten hätten; dies erlaubte aber der starre römische Sinn nicht, den die venetianische Regierung, wiewohl nicht gerade auf Kosten der regierenden Familien, stets und bei jeder Gelegenheit bewies. Maximilian war für sie nicht gerade furchtbar. Ferdinand stellte sich, als wenn er gar nicht wisse, was zu Cambray ausgemacht worden sei. Der König von Frankreich dagegen, mit welchen die Venetianer es vorerst allein

zu thun hatten, sammelte, um die von Mailand abgerissenen Landstriche wieder zu erobern, ein so furchtbares Heer, daß die Venetianer mit ihren eilig zusammengerafften Truppen unmöglich dem Kern der Franzosen und Schweizer widerstehen konnten. Dies war um so weniger möglich, als die Oligarchen von Venedig weder den Rath des alten und erfahrenen Grafen von Pitigliano, noch den des jüngeren und kühneren Alviano befolgten, sondern einen Mittelweg wählten, den keiner von Beiden billigte. Der Graf von Pitigliano wollte sich nämlich darauf beschränken, die festen Orte zu vertheidigen; Alviano aber wollte den Franzosen zuvorkommen und ihr Heer im Mailändischen angreifen, ehe noch die Verstärkungen aus Frankreich eingetroffen wären.

Noch ehe das von Ludwig gesammelte Heer in Italien eintraf, setzte der französische Statthalter Chaumont, welcher mit etwa achttausend Mann im Mailändischen lag, über die Adda und begann die Feindseligkeiten. Hierauf ließ Ludwig durch einen Herold dem venetianischen Senat eine lange Reihe von Beschwerden vortragen und den Krieg erklären. Um dieselbe Zeit schleuderte Pabst Julius II. gegen die Venetianer eine Bannbulle, in welcher er sie mit sehr heftigen und verdienten Beschuldigungen überhäufte. Er warf ihnen Treulosigkeit, Verletzung des positiven Rechtes und der Völkerrechte, Kirchenraub und Unmenschlichkeit vor. Der venetianischen Senat blieb dem Pabste nichts schuldig; er appellirte, wie er zu thun pflegte, von dessen ungerechtem Urtheile an eine allgemeine Kirchenversammlung, und sagte in seinem Manifeste dem Pabste gar arge Dinge, welche nicht weniger gegründet waren, als das, was der Pabst von Venedig gesagt hatte. Auch ward dabei die Person des Pabstes Julius, welcher von Jugend auf mehr das Handwerk eines Soldaten und Raufhelden, als das eines Priesters getrieben hatte und noch immer trieb, hart mitgenommen. Ludwig's Heer bestand aus zwölftausend Mann leichter und schwerer Reiterei, sechstausend Schweizern und zwölftausend Mann französischen Fußvolkes. Die Venetianer, welche der alte Graf von Pitigliano und neben ihm Alviano nebst den venetianischen Patriciern Andreas Gritti und Georg Cornaro commandirten, waren dem französischen Heere an Zahl weit überlegen. Sie hatten, heißt es, dreitausend Lanzen oder mit anderen

Worten ungefähr achtzehntausend schwere und leichte Reiter, viertausend Mann albanesischer Stratioten, welche damals für die beste leichte Reiterei in der Welt galten, und endlich noch dreißigtausend Mann Fußvolk vereinigt. Auf die Letzteren war jedoch gar nicht zu zählen.

Das französische Heer, bei welchem der König selbst sich befand, ging über die Adda, um die Truppen der Venetianer anzugreifen, sobald man sie finde. Der Graf von Pitigliano nahm sich jedoch sehr in Acht, mit dem französischen Heere zusammen zu treffen. Ludwig marschirte daher an der Adda herauf, um die Venetianer von ihren Magazinen zu Crema und Cremona abzuschneiden, welche Pitigliano auf einem kürzeren Wege erreichen konnte. Einige Zeit lang zogen auf diese Weise beide Heere, ohne einander wahrzunehmen, hinter den Gesträuchen und den hohen Dämmen her, mit welchen die Adda der Überschwemmungen wegen eingefaßt war. Plötzlich trafen aber Alviano und die Franzosen an einer Krümmung des Flusses auf dem Damme von Pandino oder Voito zusammen, während der Graf von Pitigliano weiter marschirte. Es kam zum Kampfe, und obgleich Pitigliano alsbald wieder umkehrte, so bewirkte doch seine anfängliche Abwesenheit, daß das Treffen vom ersten Augenblicke an für die Venetianer ungünstig war. In diesem Treffen bei Agnadello (14. Mai 1509) führten auf Seiten der Franzosen Chaumont und der Marschall Jakob Trivulzio die vorderen Schaaren, König Ludwig selbst die Mitte des Heeres, La Palisse und der Herzog von Longueville die Nachhut. Als der Graf von Pitigliano sah, daß seine Reiter denen der Franzosen nicht gewachsen seien, gab er den Befehl zum Rückzuge. Alviano mit dem Fußvolke blieb seinem Schicksale überlassen. Er leistete heldenmüthigen Widerstand, seine Leute wurden aber theils zerstreut, theils niedergehauen, er selbst gefangen und nachher drei Jahre lang von den Franzosen festgehalten. Das für Venedig verderbliche Treffen bei Agnadello ward unter dem Namen der Schlacht in der Ghiara d'Adda berühmt.

Auch der Pabst hatte damals ein Heer aufgestellt, welches von seinem Sohne oder Neffen Franz Maria della Rovere angeführt wurde, und im Gebiete von Faënza ebenso wild hauste, als die Franzosen ihrerseits thaten. Die Soldaten der Kirche verfuhren,

wie die gleichzeitigen Berichte sagen, bei der Einnahme von Brighella gerade so, als wenn sie Ungläubige wären *). König Ludwig besetzte unterdessen die ganze Ghiara d'Adda, und erkaufte die Stadt Crema, welche die Venetianer einem Soncino Benzone anvertraut hatten, von diesem. Cremona und Bergamo öffneten ihm ihre Thore. Auch Brescia, dessen Adel und Bürgerschaft die Truppen, welche Venedig in die Stadt legen wollte, nicht aufgenommen hatten, ließ die Franzosen ein. In der kleinen Feste Peschiera lagen fünfhundert Mann Venetianer; diese konnten den stürmenden Angriff der Franzosen nicht zurückschlagen, und wurden alle zusammengehauen. Den Mincio wollte Ludwig nicht überschreiten. Er überließ vielmehr dem Kaiser Maximilian, die Stadt Verona, welche wie Brescia die venetianischen Truppen nicht aufgenommen hatte, dem Vertrage gemäß zu besetzen.

An Maximilian, Ferdinand und Julius II. wandte sich die venetianische Regierung, als sie den Sturm zu beschwören suchte. Sie bot, weil Ludwig unerbittlich war, dem Kaiser, dem Pabste und dem Könige von Aragonien an, daß sie ihnen Alles, was sie verlangten, einräumen wolle; nur sollten sie nicht weiter mit den Franzosen gemeinschaftliche Sache machen. Dies war dem Pabste und dem König Ferdinand ganz erwünscht; denn sie fürchteten die Herrschaft der Franzosen in Italien noch mehr, als die der Venetianer. Beide erhielten ihre Städte zurück, und Ferdinand wurde damals durch die Besitznahme seiner Handels- und Seeplätze am adriatischen Meere im Stillen endlich Herr des ganzen neapolitanischen Reiches. Kaiser Maximilian dagegen war zu ehrlich, als daß er sich so leicht von den Franzosen trennte, und zu arm, zu schwach und zu langsam, als daß er den günstigen Augenblick so benutzte, wie er gekonnt und gesollt hätte. Um nur mit einer ganz unbedeutenden Zahl von Streitern ins Feld rücken und Städte, die von niemand vertheidigt wurden, besetzen zu können, mußte ein deutscher Kaiser vorher vom Könige von Frankreich, vom Pabste und von Ferdinand Geld borgen, während die kleinen Herren von Mantua und Ferrara Alles wieder eroberten, was sie in Anspruch nehmen konnten. Das Reich hatte sich schon

*) Con trattar chiese e donne come avrebbono fatto i Turchi.

im Mai geweigert, die ihm im Vertrage von Cambray zugesicherten Vortheile durch irgend eine Anstrengung zu erwerben; es wollte gar keinen Antheil an einem Kriege seines Kaisers nehmen, der um leere, für Deutschland schädliche Ansprüche geführt werden sollte. Der ruhige und verständige Kurfürst Friedrich von Sachsen, welchem Maximilian von Ulm aus durch den Grafen Johann Ludwig von Nassau und den Probst des Sebaldus-Stiftes zu Nürnberg die Stelle eines Reichs-Oberfeldherrn im Kriege gegen Venedig antragen ließ, verbat sich diese Stelle, weil man, wie er sagte, einen Tüchtigeren wählen könne. Erst drei Wochen nach der Schlacht bei Agnadello konnte der Kaiser mit tausend Reitern und mit acht Fahnen Fußvolk nach Trient kommen, weil er hatte warten müssen, bis ihm das große Handelshaus des Jakob Fugger zu Augsburg das ihm vom englischen Könige geliehene Geld, sowie die vierzigtausend Dukaten, welche der Pabst, die sechszigtausend, welche Ferdinand von Aragonien, und die siebenzigtausend, welche der König von Frankreich hergab, durch Wechsel übermacht hatte.

In Trient hatte Maximilian eine Zusammenkunft mit dem Kardinal vom Amboise. Dann mußte er noch warten, bis die Statthalterin der Niederlande, Margaretha, ihm Hülfstruppen geschickt hatte. Erst nachdem diese angekommen waren, konnte der Kaiser endlich mit einem Heere, das auf fünfzehntausend Mann angegeben wird, auch seinen Antheil an der venetianischen Beute in Anspruch nehmen. Im Juli zog er ohne Widerstand in Verona, Vicenza und Padua ein, weil die venetianischen Statthalter selbst ihm die Thore öffnen ließen. Auch Treviso hatte Gesandte an Maximilian geschickt, um deutsche Truppen herbei zu holen; allein die mit der Besetzung dieser Stadt beauftragten Officiere verloren beim Weintrinken so viele Zeit, daß sie zu spät ankamen und die Thore geschlossen fanden, worauf die Venetianer achthundert Mann Fußvolk nach Treviso sendeten. Zu gleicher Zeit eroberten Herzog Erich von Braunschweig und Graf Christoph von Frangipani Belluno, Feltre, Görz, Triest und alle Orte von Istrien und Friaul, welche die Venetianer im letzten Kriege dem Kaiser entrissen hatten.

Maximilian würde damals den Gipfel des lange vergebens gesuchten Ruhmes erreicht haben, wenn er sich zu rechter Zeit ge-

mäßigt hätte; dazu war er aber zu poetisch und ritterlich. Die von allen Seiten angegriffenen Venetianer demüthigten sich nämlich vor dem Kaiser. Sie schickten an ihn den Anton Giustiniani, der sich gefallen ließ, erst sehr lange um eine Audienz bitten zu müssen, ehe er sie in Bassano erhielt, und welcher dann im Namen seiner Regierung dem Kaiser ein unbeschriebenes Blatt überreichte, auf das dieser nur seine Bedingungen schreiben dürfe (carte blanche). Der vornehmste unter den Patriciern der stolzesten Aristokratie hielt bei dieser Audienz knieend eine sehr demüthige Anrede an den Kaiser. Dies ist ausgemacht; daß aber Giustiniani die servile Rede gehalten habe, welche Guicciardini ihm in den Mund legt, wird heftig bestritten, obgleich Guicciardini behauptet, er habe sie aus dem lateinischen Originaltext übersetzt. In dieser Rede bei Guicciardini sagt Giustiniani unter Andern: er bitte, der Kaiser möge doch eine unglückliche Stadt in Schutz nehmen, welche ihre Rettung und ihre Freiheit ganz allein seiner Güte und Großmuth zuschreiben werde. Da auch Muratori die Ächtheit dieser Worte bezweifelt, so lassen wir unentschieden, ob es wirklich dieselben sind, welche Giustiniani gesprochen hat; im Wesentlichen stimmt die Rede mit dem Anerbieten überein, welches Venedig dem Kaiser machte. Obgleich nämlich genau betrachtet der Kaiser den Venetianern wenig furchtbar war, wohl aber dieselben von Ludwig XII. damals ebenso, wie 1797 von Bonaparte, wirklich mit der Vernichtung bedroht wurden, so erboten sie sich doch gegen den Kaiser, seinen Gesetzen, Geboten und öffentlichen Ausschreiben willig zu gehorchen und außerdem noch ihm und seinen Nachfolgern einen jährlichen Tribut von fünfhundert Pfund Gold zu bezahlen. Der Kaiser verharrte jedoch trotzig beim Bunde mit den Franzosen. Er wurde nachher von diesen nicht unterstützt, als Ludwig nach Frankreich zurückgereist war und die Venetianer den Haß, welchen die Verheerungen der Deutschen und Franzosen in dem damals wohlhabenden und vortrefflich angebauten oberen Italien gegen Ludwig und Maximilian erregt hatten, zur Erschaffung neuer Heere benutzten.

Venedig hatte Überfluß an Geld, welches dem Kaiser ganz fehlte; die Sache nahm daher bald eine Wendung. Der venetianische Senat vereinigte alle die Besatzungen, welche in den vom

Pabste besetzten Orten der Romagna gelegen hatten, mit den aus den neapolitanischen Städten zurückgekommenen, warb frische Albanesen und Dalmatier, und übergab dem Grafen von Pitigliano den Oberbefehl. Dieser alte General wußte eine große Zahl italiänischer gedienter Leute für den Dienst zu gewinnen, und stand deshalb bald mit einer ansehnlichen Truppenmacht im Felde. Schon am 17. Juli 1509 wurde Padua dem Kaiser wieder entrissen. Maximilian erschien erst nach einer Zögerung von mehreren Wochen mit einem zwar zahlreichen, aber durchaus undisciplinirten Heere, um die Stadt wieder zu erobern. Er lag bis in den September vergebens vor derselben, hob dann die Belagerung wieder auf, und ließ nach der Sitte der Zeit im Anfang Oktober den Theil des Heeres auseinander gehen, der sich nicht schon vorher zerstreut hatte.

Sobald der Kaiser sich wieder entfernt hatte, begann der Graf von Pitigliano seinen Feldzug. Er nahm Vicenza und belagerte Verona. Die letztere Stadt wurde zwar anfangs von Chaumont gerettet, bald nachher aber ganz enge eingeschlossen, und auch Feltre, Belluno und andere ursprünglich venetianische Orte in Friaul wurden, zur großen Schmach des überall verspotteten ritterlich romantischen Kaisers, wieder erobert. Der Herzog Alphons von Ferrara, über welchen die Venetianer mehr erbittert waren, als über den Kaiser, und an dem sie eine grausamere Rache üben wollten, als an Maximilian, zog sich mit weit mehr Ruhm aus der Sache, als dieser. Die Venetianer hatten eine Flotte auf dem Po ausgerüstet und Truppen eingeschifft, um Ferrara selbst anzugreifen; sie verwüsteten beide Ufer dieses Flusses, schlugen die Truppen des Herzogs, die von ihm selbst angeführt wurden, am 30. November tapfer zurück, und eroberten und zerstörten am 4. December die Stadt Comacchio. Hierauf traf aber der Kardinal von Este vortreffliche Anstalten zur Rettung von Ferrara. Er bediente sich der Dämme, welche das sich schlängelnde Ufer des Po einschlossen, als Batterieen gegen die sehr große feindliche Flotte, indem er oberhalb und unterhalb dieser Flotte die allerschwersten Geschütze auf die Dämme bringen ließ. Die Venetianer erfuhren nichts von diesen Anstalten. Als daher ihre Schiffe an eine Stelle kamen, wo sie dem Kreuzfeuer jener Geschütze ausge-

setzt waren, begann am 22. December eine furchtbare Kanonade auf dieselben. Ein Theil der Schiffe gerieth in Brand, ein anderer Theil ward zusammengeschossen, dreizehn Galeeren aber wurden nebst einer Menge kleinerer Fahrzeuge, vielen Fahnen und sehr großen Vorräthen von Lebensmitteln und Schießbedarf erobert und am andern Tage in einem Triumphzuge nach Ferrara gebracht. Ueber dreitausend Venetianer waren durch das feindliche Geschütz getödtet und gleich darauf noch sechshundert Slavonier in einer erstürmten Bastei zusammengehauen worden. Der Admiral Trevisano, welcher die ganze Unternehmung geleitet hatte, war nur mit genauer Noth entkommen.

Im Anfange des folgenden Jahres (1510) änderten sich die Umstände zu Gunsten Venedig's. Die Republik wandte sich nämlich, nachdem sie vergebens den Kaiser Maximilian von der Verbindung mit Frankreich abzubringen gesucht hatte, mit mehr Glück an den kriegerischen und nach weltlicher Herrschaft strebenden Pabst Julius II. Sie gewährte diesem jetzt die übertriebenen Forderungen, deren Bewilligung sie lange Zeit hindurch verweigert hatte. Sie versprach ihre Rache gegen Alphons von Ferrara, dessen sich der Pabst annahm, ganz aufzugeben, ihm Comacchio wieder abzutreten und ihn für die dort verübte gräßliche Verwüstung und Barbarei zu entschädigen. Dem Pabste selbst versprachen die Venetianer, die geistliche Gerichtsbarkeit in ihrem Gebiete nicht mehr zu beschränken, keinen Vicedom mehr in Ferrara zu halten und allen päbstlichen Unterthanen freien Handel und freie Schifffahrt auf dem adriatischen Meere zu gestatten. Auf diese Bedingungen hin wurden die venetianischen Gesandten vor den Pabst gelassen und ihnen dann die Lossprechung ihrer Republik von Bann und Interdict kund gethan. König Ludwig nahm dies sehr übel; Julius II. suchte aber, als Ludwig sich von ihm wandte, in England eine neue Stütze.

König Heinrich VII. von England hatte durch den Tod Philipp's von Castilien und Burgund die Aussicht auf den Geldgewinn verloren, welchen er aus dem von diesem erpreßten Vertrage zu ziehen gehofft hatte. Ferdinand's Tochter, Katharina, lebte als Wittwe des Prinzen Arthur noch immer in England, weil Heinrich die Prinzessin weder zurückschicken, noch mit seinem zweiten Sohne vermählen wollte; denn Ferdinand, der dem englischen Könige an

Geiz, Habsucht und Arglist völlig gleich war, zögerte fortwährend mit der Zahlung der hunderttausend Kronen, welche von der versprochenen Mitgabe seiner Tochter noch zu entrichten waren, und Heinrich wollte die zweite Ehe nicht vollziehen lassen, bis er die volle Ausstattung in Händen hatte. Die arme Katharina ward übrigens, wie aus ihren Briefen hervorgeht, von dem alten Tyrannen hart geplagt. Erst im letzten Jahre der Regierung Heinrich's VII. war Ferdinand, welcher auch immer Geldmangel litt, im Stande eine Zahlung zu leisten; Heinrich mußte sich aber vier Termine gefallen lassen, und wollte seinerseits nicht eher als nach Empfang der ganzen Summe die öffentliche Verlobung veranstalten.

Noch ehe jedoch der dritte Termin bezahlt war, starb Heinrich VII. (April 1509). Sein theologischer Sohn, Heinrich VIII. war wegen des Geldes weniger besorgt, hatte aber Gewissensbedenken über eine Heirath mit der Wittwe seines Bruders. Er erklärte gleich beim Antritt der Regierung, er werde sich, obgleich die beiden letzten Termine der hunderttausend Kronen erst im Mai und September gezahlt wurden, mit Ferdinand's Tochter vermählen, sobald seine Gewissenszweifel gehoben und im geheimen Rathe bewiesen sei, daß die Ehe der Katharina mit seinem Bruder nie wirklich vollzogen worden wäre. Der geheime Rath gab nach langer Berathschlagung diese Erklärung, und hierauf erfolgte dann am 24. Juni 1509 die Vermählung und Krönung der Katharina. Heinrich VIII. hatte eine sehr pedantische Erziehung erhalten, war ein gelehrter Theolog, und vereinigte die Eitelkeit und den Stolz der Schulgelehrten mit dem Hochmuth, dem Egoismus und der Härte der Könige von Gottes Gnaden. Er glaubte in allem Meister zu sein, in der Theologie wie im Kriegswesen, er hoffte aber auch im Kriege leicht einen Heldenruhm erwerben zu können. Die Gelegenheit schien dazu gekommen zu sein, als Pabst Julius II. mit den Franzosen zerfiel und sich stellte, als wenn er bei den Händeln der Hauptmächte Europa's, welche aus der Ligue von Cambray entstanden waren, den König von England zum Schiedsrichter machen wolle. Der Pabst und die Geistlichen an Heinrich's Hofe, welche auf die Kenntniß des Charakters des Königs ihre weltliche Größe bauen wollten, hatten der Eitelkeit Heinrich's durch die Versicherung geschmeichelt, daß der Pabst den Venetian-

ern blos darum den Frieden gewährt habe, weil König Heinrich sich für sie verwendet habe. Es war daher auch natürlich, daß Julius II., als die Franzosen mit ihm gebrochen hatten, den König Heinrich um seine Vermittelung anging.

Unter den Mitgliedern des Bundes von Cambray waren Pabst Julius II. und Ferdinand der Katholische nie Willens gewesen, Venedig zu Grund zu richten, weil man diese Republik als Vormauer der Christenheit gegen die Türken und als diejenige Macht betrachtete, welche allein das Gleichgewicht in Italien erhalten und den Eroberungen der Franzosen eine Schranke setzen könne. Beide hatten sich daher auch, sobald sie das Ihrige von Venedig wieder erlangt hatten, mit der Republik leicht ausgesöhnt, und Julius II., welcher ein auserlesenes Heer von fünfzehntausend Mann aufgestellt hatte, sah nicht mehr in den Venetianern, wohl aber in den Franzosen ein Hinderniß der Ausbreitung seiner weltlichen Herrschaft. Von den übrigen Mitgliedern der Ligue von Cambray war Maximilian so unbedeutend, daß man es ganz allein den ihm von La Palisse zugeführten Franzosen zuschrieb, daß er nach seinem gezwungenen Abzuge von Padua mit heiler Haut davon kam. Seinen Streit mit Ferdinand wegen der Regentschaft in Castilien hatte seine Tochter Margaretha, die ihn an Politik und an Regentenklugheit weit übertraf und dem Könige von Aragonien als ehemalige Schwiegertochter desselben ebenso nahe stand, wie ihrem Vater, völlig ausgeglichen. Diese Frau ward jetzt von Ferdinand gebraucht, um den Kaiser ganz von Frankreich abzuziehen. Dahin arbeitete im Anfang des Jahres 1510 auch der Pabst, dem es damals endlich gelang, die Schweizer und folglich das beste und zahlreichste Fußvolk in Europa für seinen Dienst zu gewinnen.

Die unersättliche Gier und Habsucht der Schweizer, ihre Gewaltthätigkeiten in eroberten Ländern, ihr Pochen auf ihre Unentbehrlichkeit und ihr republikanischer Hochmuth hatten den König Ludwig von Frankreich längst erbittert. Er hatte daher, um die Schweizer entbehren zu können, ein französisches Fußvolk zu organisiren gesucht und dabei einen Bayard und andere Ritter gebraucht; diese aber verschmähten den Dienst zu Fuß, und wollten lieber gemeine Reiter, als Officiere des Fußvolkes sein. Schwerer

noch hatte Ludwig die Schweizer gekränkt, als er ein 1499 mit ihnen geschlossenes Bündniß, vermöge dessen sie jährliche Zahlungen erhielten, nicht hatte erneuen wollen, weil er den Kantonen wohl von Zeit zu Zeit Geld zufließen lassen, nicht aber förmlich tributpflichtig sein wolle. Er verlangte, daß, wenn er Zahlungen leisten solle, auch die bisherigen Unordnungen der unter ihm dienenden Schweizer aufhören, und diese nicht bald das Eine, bald das Andere verweigern und mehr ihrem Vortheile und Eigensinne, als den königlichen Befehlen folgen sollten. Die schweizerische Tagsatzung zu Lucern nahm gar keine Rücksicht darauf, daß Ludwig jetzt zwölf Kantone statt der früheren zehn, die zugewandten Orte ungerechnet, pensioniren mußte; sie schickte Gesandte an ihn, welche in einem groben Ton eine unverschämte Forderung machten. Diese Gesandten schrieben alle von den Franzosen in den letzten Jahren erfochtenen Siege ganz allein den Schweizern zu, und verlangten Geldbelohnung für das, was sie bisher geleistet hätten, sowie eine Erhöhung der Jahrgelder für die Kantone und des Soldes für die Truppen. Der König wurde dadurch sehr erbittert, und erwiderte den Gesandten: sie möchten denen, von welchen sie gesandt wären, verkündigen, daß er gar nicht begreife, wie armselige Bergbauern dazu kämen, ihn als ihren tributpflichtigen Untergebenen oder als ihren Zahlmeister zu betrachten; sie wären Leute, die sich Gnadebezeugungen ausbitten, aber keine Gesetze vorschreiben dürften *).

Die Verkündigung dieser Antwort beleidigte und erbitterte die Schweizer, und machte sie geneigt, das Geld, welches ihnen die Franzosen verweigerten, in anderen Diensten zu suchen. Sie schenkten daher dem Pabste Gehör, als derselbe verlangte, daß die Eidgenossen auch ihm Werbungen in ihrem Lande erlauben möchten. Vermittler zwischen dem Pabste und den Kantonen war bei dieser Gelegenheit ein ehrgeiziger Schweizer Bischof, welcher nach der Kardinals-Würde strebte und dieselbe auch 1511 erhielt, und der außerdem die Franzosen tödtlich haßte. Matthäus Schinner, ein Mann-

*) Qu'il ne concevoit pas, sur quel fondement de misérables montagnards osoient le regarder comme leur caissier ou leur tributaire, qu'ils etaient faits pour solliciter des graces et non pour dicter des loix.

von niedriger Herkunft, aber von gründlichen klassischen Studien, war im Jahre 1500 zum Bischof von Sion oder Sitten in Wallis erwählt worden, und hatte seither aufs eifrigste gegen den fremden Kriegsdienst (das Reislaufen) gepredigt und gearbeitet. Er hatte es auch dahin gebracht, daß in mehreren Kantonen verordnet worden war, die Kantons-Bürger sollten durch einen Eid in der Kirche verpflichtet werden, den Jahrgeldern fremder Herren zu entsagen und keine auswärtigen Dienste zu suchen. Dies fruchtete jedoch wenig, weil der Boden der Heimath arm, der Kriegsdienst aber sehr einträglich war; und wir haben auch im Vorhergehenden gesehen, welche ansehnliche Rolle die Schweizer in allen Kriegen der ersten zehn Jahre des sechszehnten Jahrhunderts spielten. Als nun der Pabst mit Ludwig XII. zerfiel und dieser die Schweizer beleidigte, ward der Bischof von Sion nach Rom gerufen, und Matthäus Schinner ließ sich dort durch die Aussicht auf den Kardinals-Hut bewegen, seine Landsleute für den päbstlichen Dienst zu gewinnen. Der Bischof wußte, daß bei den Wallisern und in den kleinen Kantonen mit Geld und mit Urkunden über die Erlassung der Strafen, welche die Schweizer für den in fremden Diensten begangenen Raub und Mord von Gott fürchteten, Alles zu bewirken sei; er versah sich daher, als er nach Hause zurückkehrte, mit ganzen Päcken voll Ablaßzetteln und Briefen, sowie mit bedeutenden Geldsummen, und redete im Februar 1510 den Kantonen zu, lieber päbstliches als französisches Geld zu nehmen. Es gelang ihm in der That, seine Landsleute dazu zu bringen, daß sie ein fünfjähriges Bündniß mit dem Pabste schlossen, und diesem das Versprechen gaben, in keine Verbindung zu treten, welche dem heiligen Stuhle auf irgend eine Weise nachtheilig werden könne, sowie Jedem, der den Kirchenstaat beunruhigen wolle, nach besten Kräften zu widerstehen und, sobald sie aufgefordert würden, sechstausend oder auch mehr kräftige und ganz auserlesene Soldaten zur Beschützung des Kirchenstaates zu stellen. Dagegen gab der Pabst in dem Vertrage nicht nur die Versicherung, daß diese Leute nicht zur See gebraucht werden sollten, und daß die Kantone dieselben zurückrufen dürften, wenn sie ihnen selbst nöthig seien, sondern er versprach auch, was die Hauptsache war, jedem Orte eine jährliche Zahlung von tausend Gulden in Gold. Außer-

dem erklärte er, daß er die Eidgenossen unter seinen schützenden Mantel nehme, und versprach ihnen, sie, wenn sie angegriffen würden, mit dem geistlichen Schwerte zu vertheidigen. Endlich wurden in dem Vertrage noch die alten Vorrechte der Eidgenossen bekräftigt, jedoch mit einer Clausel, deren Latein, gerade weil es nicht klassisch ist, gelegentlich so gedeutet werden konnte, wie es irgend ein Italiäner gut fand *).

Im Vertrauen auf den mit der Eidgenossenschaft geschlossenen Bund und auf die Kabalen, durch welche im laufenden Jahre die Ligue von Cambray in eine Verbindung zu Gunsten der Kirche verwandelt und Heinrich VIII. in den Bund gegen Frankreich gezogen werden sollte, begann der Pabst die Feindseligkeiten gegen die Franzosen im Jahre 1510 viel zu früh. Maximilian war damals noch dem Bunde mit den Franzosen getreu, und führte den Krieg auf der einen Seite von Friaul und von Istrien aus, auf der anderen um Vicenza und Padua, wo ihn die Franzosen unterstützten, mit vielem Glücke. Im Juli belegte Julius II. den Herzog Alphons von Ferrara mit dem Banne; gerade damals aber fingen die Dinge an, eine schlimme Wendung für ihn zu nehmen. Er sah sich daher im September genöthigt, durch den Bischof Schinner die sechstausend Schweizer herbeizurufen, welche ihm von den kleinen Kantonen versprochen worden waren. Diese versuchten zuerst durch Savoyen nach Italien zu gelangen, mußten aber wieder umkehren, und als sie hierauf nach Como und Chiasso in das Mailändische eindringen wollten, erlitten sie einen noch bedeutenderen Verlust. Das Mislingen des zweiten Versuches der Schweizer, welcher unter dem Namen des Chiasser Zuges berühmt ist, schlug den Muth derselben nieder, und schadete dem Rufe und Ansehen Schinner's.

Den Venetianern ging es nicht besser, als dem Pabste, weil Maximilian in dem Jahre 1510 noch gemeinschaftliche Sache mit den Franzosen machte. Der Kaiser war freilich nicht im Stande, auch nur die Stadt Verona zu behaupten; er mußte sie vielmehr, damit sie nicht den Venetianern in die Hände falle, für sechszigtausend Dukaten an Ludwig verpfänden. Es ist bezeich-

*) Wie sie nicht forderten: quae honestate et rectitudine urgentibus necessario negare oporteat.

nend für die Gesinnung von Glanz liebenden, romantischen Regenten, daß der Kaiser zu derselben Zeit, als er auf solche Weise, um seine Söldner bezahlen zu können, eine bedeutende Besitzung des Reiches veräußern mußte, nach den Erzählungen der Chroniken auf dem Reichstage zu Augsburg für Jagden, Tänze, Gastmahle, Mummereien, Rennspiele und dergleichen mehr unermeßliche Summen verschwendete, und bei einem zwischen ihm und dem Kurfürst Friedrich gehaltenen Scharfrennen in einer Rüstung erschien, welche, wiewohl wahrscheinlich übertrieben, auf zweimalhunderttausend Gulden geschätzt wurde. Rudolf von Anhalt, welchen Maximilian im April 1510 zum Feldhauptmann gegen Venedig ernannt hatte, war allerdings in Istrien, in Friaul und in den angrenzenden Gegenden glücklich; allein die Deutschen machten sich gleich den Franzosen durch ihre Rohheiten und Gräuelthaten verhaßt. Übrigens schlossen sich Trivulzio und Chaumont, nachdem sie zuerst dem Herzoge von Ferrara geholfen hatten, an das kaiserliche Heer an; doch ward nichts Glänzendes ausgeführt, weil die französischen Feldherren, deren Heer nur ein Hülfsheer war, sich den Oberbefehl Rudolf's von Anhalt gefallen lassen mußten.

In demselben Jahre 1510 bewogen Ludwig XII. und seine Geistlichen den Kaiser Maximilian, gegen den Pabst und gegen das ganze System des Ultramontanismus einen Schritt zu thun, welcher in Beziehung auf die bald nachher erfolgte Kirchen-Reformation höchst merkwürdig ist, obgleich er damals, als er gethan wurde, ohne alle Folgen blieb; denn es zeigt sich bei dieser Gelegenheit in Deutschland wie in Frankreich eine Stimmung und Bewegung, welche beweist, daß schon damals Alles für die acht Jahre später von Fürsten und Städten freudig begrüßte Reformation reif war. Die Streitigkeiten des Pabstes mit dem Kaiser gaben nämlich der Politik des Letzteren und seiner auf dieselbe gegründeten Reichs-Polizei eine neue Richtung und Beziehung: er lieh den Beschwerden, die er vorher nicht hatte laut werden lassen, ein williges Gehör.

Mit dieser Sache verhielt es sich folgender Maßen. Man brachte im April und Mai die Beschwerden der deutschen Nation über den römischen Stuhl (Gravamina nationis Germanicae), welche seit dem Constanzer Concil und auch unter Maximilian schon

mehrmals dem Kaiser überreicht worden waren, aufs neue zur Sprache. Die Kurfürsten, Fürsten und Stände, heißt es in den officiellen Urkunden, übergaben dem Kaiser auf dem Reichstage zu Augsburg zehn Hauptbeschwerden wider den Pabst und die römische Geistlichkeit. Diese Beschwerden, heißt es weiter, waren besonders gegen die Anmaßungen des päbstlichen Stuhles bei den deutschen Bisthümern und Prälaturen, gegen die Geldschneidereien in Rücksicht der Annaten, des Ablasses und der Zehnten zum Türkenkriege, besonders aber gegen die Verschleppung aller Angelegenheiten nach Rom gerichtet. Es waren dabei dreizehn Mittel, dem Übel abzuhelfen, angegeben und noch ein besonderer Rathschlag beigefügt, wie die Beschwerden der Reichsstädte, die nachher wegen derselben sich am ersten vom Pabste lossagten, abgestellt werden könnten. Endlich waren noch Fingerzeige (Avisamenta) für den Kaiser beigefügt, sowie die Ermahnung, daß er, um Ärgeres zu verhüten, die Abschaffung der ihm angezeigten Misbräuche nachdrücklich betreiben möge. Diese in Augsburg überreichte Beschwerdeschrift soll der, als Theolog und als Beförderer der Aufklärung Deutschland's durch klassische Studien berühmte Jakob Wimpfeling (s. Th. X. S. 454) aus den Papieren des für die Reichs-Justiz auf so rühmliche Weise thätig gewesenen Erzbischofs Berthold von Mainz (s. oben S. 180 ff.) verfaßt haben, welcher früher den Entwurf einer dem Pabst Pius III. zu übergebenden Vorstellung gemacht hatte.

Maximilian schien wirklich an eine Reformation weltlicher Misbräuche durch weltliche Macht zu denken, weil dies das einzige Mittel war, bei welchem man die Dogmen gar nicht zu berühren brauchte. So hatten es die Franzosen zur Zeit des Conciliums von Basel gemacht, so war ihre pragmatische Sanction oder privilegirte französische Kirchenordnung entstanden, (s. Th. IX. S. 252 f.). Auf diese schien Maximilian eine kaiserliche und Reichs-Kirchenordnung gründen zu wollen; allein er machte es mit der Reformation der Kirchenordnung ebenso wie mit allen anderen Dingen, er fing Alles mit Heftigkeit an und setzte nachher nichts durch. Er schickte seinen Privatsecretär Jakob Spiegel, einen Neffen Jakob Wimpfeling's, mit der pragmatischen Sanction, die er sich aus Frankreich hatte kommen lassen, an den Oheim

desselben, und ließ diesen ersuchen, aus dem französischen Gesetz einen dem deutschen Reiche angepaßten Auszug zu machen. Daß Wimpfeling dies wirklich that, ersehen wir aus den Briefen, die er von Straßburg aus schrieb; daß aber aus der Sache nichts ward, ist eben so gewiß. König Ludwig XII. machte es in dieser Sache wie sein Bundesgenosse Maximilian. Auch er benutzte die damals allgemein herrschende Unzufriedenheit über den Misbrauch, den man mit der geistlichen Gewalt zu weltlichen Zwecken trieb, um den Pabst mit einer Reformation zu schrecken; es fiel ihm aber nicht ein, das, was er so laut verkündigt hatte, auszuführen. Ludwig war über den Pabst Julius II. so sehr erbittert, daß er die französische Geistlichkeit zu einem in Tours zu haltenden Nationalconcil einladen ließ, und auch den deutschen Kaiser ersuchte, einige seiner deutschen Bischöfe dahin zu schicken, damit man gemeinschaftliche Maßregeln ergreifen könne. Von diesem Schritte gab Ludwig dem Pabste, ehe noch seine Geistlichkeit zusammen gekommen war, Nachricht, indem er ihm zugleich Vorstellungen machen ließ, welche ziemlich drohend lauteten.

Pabst Julius II. verfuhr bei dieser Gelegenheit auf eine sehr empörende Weise, weil er wüthend darüber war, daß seine kriegerischen Unternehmungen damals vielfach scheiterten. Er erlaubte sich sogar eine grobe Verletzung des Völkerrechtes. Als nämlich von Seiten der Republik Florenz und des Herzogs von Savoyen Gesandte zu ihm kamen, um sich an die französische Gesandtschaft anzuschließen und ebenfalls Vorstellungen zu machen, behandelte Julius Beide auf eine unerhörte Weise. Gegen den florentinischen Gesandten verfuhr er so, daß derselbe rathsam fand, sich bei Nacht und Nebel aus Rom zu entfernen. Dem savoyischen Gesandten erging es sogar noch weit übler. Er ward verhaftet, in Ketten gelegt und als Spion hart gefoltert. Gleich darauf reiste der Pabst nach Bologna, um sich dort, wenn es nöthig sei, selbst an die Spitze seines Heeres zu stellen, was später auch wirklich geschah. Fünf seiner Kardinäle entzogen sich unter dem Vorwande, einen anderen Weg zu nehmen, dieser Reise, gingen nach Florenz, wo die französische Partei herrschte, und erklärten sich daselbst für Frankreich gegen den Pabst. So sehr übrigens auch Julius II. von Sismondi und Anderen gepriesen wird, so können wir doch in dieses Lob nicht einstimmen. Großartig mögen seine

Plane, edel und ritterlich mag, wie Viele behaupten, sein Charakter gewesen sein, darüber wollen wir nicht streiten; aber geistlich und evangelisch war Beides unstreitig nicht. Es wird uns unter Andern berichtet, daß Julius einige französische Kardinäle, welche verhaftet wurden und von denen der eine plötzlich starb, grausam mishandelte, und auch die Dienerschaft derselben einer harten Folterung unterwarf; das läßt sich mit Sismondi's Lobeserhebungen über den kriegerischen Pabst schwer vereinigen.

Das von Ludwig berufene französische Concilium wurde im September 1510 zu Tours gehalten. Der König ließ durch seinen Kanzler den versammelten Geistlichen acht Fragen über das von ihm zu beobachtende Verfahren vorlegen, damit er und besonders seine Gemahlin, Anna von Bretagne, welche wegen des Krieges mit dem Pabste innig betrübt war, von Gewissensbedenklichkeiten befreit würden. Auf diese Frage ertheilte die gesammte Geistlichkeit eine sehr entschiedene Antwort. Der König, erklärte sie, könne ohne Bedenken seine Macht gebrauchen, um seine Unterthanen von jeder Unterdrückung, auch von der päbstlichen, zu befreien. Er dürfe auch, wenigstens einige Zeit hindurch, dem Pabste die festen Plätze nehmen, deren dieser sich bediene, um die Ruhe seiner Nachbarn zu stören. Er dürfe sich dem Gehorsam des Pabstes entziehen, zwar nicht absolut und in jeder Weise, aber doch so weit, als es zu seiner rechtmäßigen Vertheidigung nöthig wäre. Während dieser Zeit könne er sich in allen den Dingen, bei denen nach neuerem Kirchengebrauche der Pabst befragt werde, an den Gebrauch der älteren Kirche halten, welche vom Pabste nichts wisse. Alles, was der König zu seiner eigenen Vertheidigung thun dürfe, könne er auch ohne Bedenken für seine Verbündeten thun, wenn diese ungerechter Weise unterdrückt würden und ihr Nutzen mit dem seinigen innig zusammenhänge. Alle geistlichen Strafen (Censuren), welche der Pabst schon verhängt habe oder noch verhängen werde, wären, wenn sie blos weltlicher Dinge wegen, oder ohne alle und jene Formen des geistlichen Proceß-Ganges zu beobachten, ausgesprochen worden seien, null und nichtig. Die vornehmsten Glieder des französischen Klerus trugen sogar darauf an, daß man dem Pabste diese ihre Aussprüche durch eine Deputation verkündigen, und ihn zugleich ersuchen lassen solle, sein weltliches

Treiben zu unterlassen und lieber ein allgemeines Concilium zur Reformation der Kirche an Haupt und Gliedern zu berufen. Ja, sie gingen sogar noch weiter. Sie ersuchten den König, er möge, wenn ihre Vorstellungen beim Pabste keinen Anklang fänden, den Kaiser und alle anderen christlichen Fürsten bewegen, den Kardinälen (sie meinten die fünf, die sich vom Pabste getrennt hatten) einen solchen Schutz zu gewähren, daß dieselben eine allgemeine Kirchenversammlung wie die Constanzer und Baseler ausschreiben und halten könnten. Die Glieder der Nationalsynode selbst gaben sich das Wort, daß sie am ersten März des folgenden Jahres sich in Lyon wieder versammeln und dann über die Antwort des Pabstes einen Beschluß fassen wollten. Vorläufig verboten sie, sich in irgend einer Angelegenheit an den Pabst zu wenden oder Geld nach Rom zu schicken. Endlich gewährten sie dem Könige noch eine freiwillige Abgabe von hunderttausend Thalern von den geistlichen Gütern.

Maximilian's Gesandter, Matthäus Lang, Bischof von Gurk, erschien sehr spät in Tours, und wohnte nur den letzten Sitzungen der Synode bei. Er ließ sich nicht blos die obenerwähnte Abschrift der Urkunde über die Freiheiten der gallikanischen Kirche geben, sondern nahm auch alle Beschlüsse der Versammlung von Tours an, und versprach, daß der Kaiser seinerseits die deutschen Bischöfe versammeln und die Synode zu Lyon beschicken werde. Wenn auch nicht, erklärte er in Hinsicht auf das Letztere, alle Bischöfe des Reiches nach Lyon kämen, weil der Kaiser diesen nicht befehlen könne, so würde er doch die Bischöfe seiner Erblande dahin beordern. Indessen lag dem Matthäus Lang, welcher beim Kaiser das war, was wir einen dirigirenden Minister nennen würden, an der Religion und an der Verbesserung des Zustandes der ganz zerfallenen alten Kirchenordnung gar nichts; er wollte nur die Franzosen benutzen, damit sein Kaiser ohne Kosten Eroberungen im oberen Italien machen und das Eroberte behaupten könne. Auch war zwischen Matthäus Lang und König Ludwig von einem beständigen Bunde die Rede. Ludwig sollte ein Heer von Tausenden zum Dienste des Kaisers halten, welcher selbst nach Italien kommen und den Oberbefehl übernehmen solle, und dergleichen mehr.

Übrigens arbeitete schon um diese Zeit, als Ludwig und Maximilian noch gegen den Pabst und gegen Venedig vereinigt waren, des Kaisers Tochter Margaretha in Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen daran, einen Bund zur gänzlichen Vertreibung der Franzosen aus Italien zu Stande zu bringen.

Der Pabst übernahm endlich (December 1510) im härtesten Winter, dessen die Annalen Italien's gedenken, selbst das Commando seiner Truppen; er griff, weil Chaumont und Trivulzio durch Eifersucht entzweit worden waren, die Stadt Mirandola an, leitete gepanzert, mit dem Schwerte in der Hand und umgeben von Türken, die er von den Venetianern gemiethet hatte, die Belagerung, nahm endlich die Stadt mit Sturm, und zog, zum Schauder und Entsetzen der ganzen Christenheit, gleich einem Husaren-General über Leichen und Blut triumphirend durch die Sturm-Lücke in dieselbe ein (Januar 1511). Zu der nämlichen Zeit war Chaumont in seinen Unternehmungen unglücklich. Er wollte zuerst das venetianische Heer angreifen und dann Modena besetzen, mußte aber zu seiner Beschämung jenen Angriff aufgeben und Modena dem Kaiser überlassen, dem der Pabst dasselbe bereits abgetreten hatte. Er starb schon im Februar (1511), und an seiner Stelle übernahm Johann Jakob Trivulzio den Oberbefehl.

Nach Chaumont's Tode hoffte man einen Frieden zu Stande bringen zu können; denn selbst Ferdinand gab dem Kaiser den Rath, sich durch einen Vertrag mit dem Pabste seine in Italien gemachten Eroberungen zu sichern, weil, wenn er nur einmal mit dem Pabste fertig sei, die Venetianer sich nothwendiger Weise zum Frieden verstehen müßten. Ferdinand und die Erzherzogin Margaretha, welche als Vormünderin ihres Neffen Karl die Regierung der Niederlande leitete, suchten aus verschiedenen Gründen Maximilian's Verbindung mit Ludwig XII. aufzulösen. Ferdinand fürchtete, die Franzosen, innig mit dem Kaiser und mit Florenz verbunden, möchten die Herrschaft von ganz Italien an sich reißen; Margaretha aber wünschte den ihr noch immer lästigen Herzog Karl von Geldern (s. S. 200 u. 215 f.) gänzlich zu unterdrücken, was nicht geschehen konnte, so lange Ludwig denselben

schützte und ihr Vater Ludwig's Verbündeter war. Ferdinand bewog den Pabst und die Venetianer, Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Zu diesem Zwecke ward in Mantua ein Kongreß eröffnet, auf welchem sowohl von Seiten der Venetianer und des Pabstes, als auch Maximilian's und Ludwig's XII. Gesandte erschienen. Die Verhandlungen waren jedoch ganz fruchtlos. Maximilian hatte seinen Minister, den Bischof Matthäus Lang von Gurk, geschickt, welcher mit einem lächerlichen Gepränge einherzog, sich einen Stellvertreter des Kaisers in Italien nannte, und den Argwohn des Bischofs von Paris, welchen Ludwig nach Mantua gesendet hatte, erweckte, indem er vor der Eröffnung des Kongresses nach Bologna zum Pabst reiste. Außerdem benahm sich Matthäus Lang gegen den Pabst selbst, der ihm sehr freundlich entgegenkam, stolz und trotzig; noch viel unerträglicher aber war die Art, wie der Bischof von Gurk gegen die drei Kardinäle, welche der Pabst mit den Unterhandlungen beauftragt hatte, und gegen die Venetianer auftrat. Man konnte sich also schon aus diesem Grunde von dem Kongreß zu Mantua nichts versprechen. Dazu kam aber noch, daß Pabst Julius gegen den König Ludwig, gegen dessen Geistlichkeit und gegen die französische Nation, die sich im vorhergehenden Jahre der Sache ihres Königs so nachdrücklich angenommen hatte, gerade so verfuhr, als wenn er ein Gregor VII. oder ein Innocenz III. wäre. Er las nämlich am grünen Donnerstage die fürchterliche Bulle in cœna domini gegen die Ketzer im Allgemeinen vor, und schloß zwar den König von Frankreich nicht namentlich in den Bann ein, wohl aber den Herzog Alphons von Este und den Jakob Trivulzio, sowie den Bürgermeister und Rath von Mailand und von anderen lombardischen Städten, welche dem Könige behülflich waren, die Abgaben einzusammeln, die derselbe nachher zum Schaden der Kirche gebrauchte. Der Pabst war überhaupt zu nichts zu bewegen. Der Bischof von Gurk entfernte sich daher am 25. April 1511 höchst unzufrieden mit ihm aus Bologna. Vielleicht hatte es den Letzteren auch verdrossen, daß Julius damals den Bischof Matthias Schinner von Sitten (s. S. 229 f.) zum Kardinal ernannte, während er selbst vorerst die Hoffnung aufgeben mußte, diese Würde von dem erbitterten Pabste zu erlangen.

Als jede Aussicht zum Frieden verschwunden war, bedienten die Franzosen sich der Familie Bentivoglio, um die Bolognesen, welche den Pabst zwar früher mit Ehrenbezeugungen und Schmeicheleien überhäuft hatten (s. S. 218 f.), jetzt aber seiner längst überdrüssig waren, zum Abfalle zu bewegen. Der Pabst weckte nämlich durch seine Streifzüge den französischen Feldherrn Trivulzio, der sich wegen des Kongresses von Mantua seither ruhig gehalten hatte, endlich aus dem Schlummer. Trivulzio zog, begleitet von dem in der Geschichte der deutschen Kriegswissenschaft als Theoretiker und Praktiker berühmt gewordenen Georg von Frundsberg, welcher mit zweitausend fünfhundert Landsknechten aus Verona zu ihm gestoßen war, schnell gegen Bologna, und lagerte sich in geringer Entfernung von dieser Stadt. Gleich nach seiner Ankunft trat hierauf der Anhang der vertriebenen Glieder der Familie Bentivoglio, die sich im französischen Lager befanden, mit diesen in Verbindung, und Trivulzio wurde aufgefordert, die Stadt zu überfallen. Der französische Feldherr würde dies jedoch nicht gewagt haben, wenn nicht sowohl der sonst so streitbare Pabst, als auch gleich nachher sein Legat, der Kardinal Alidosio von Pavia, und sein Neffe, der Herzog von Urbino, sich ganz unbegreiflich feige gezeigt hätten. Der Pabst verließ bald nach der Erscheinung der Franzosen die Stadt Bologna. Er hatte vor seinem Abgange den Senat der vierzig Edeln, welche in Bologna die Regierung führten, zusammenrufen lassen und der Sitte der Zeit gemäß mit einer nach allen Regeln der Rhetorik schön und zierlich verfaßten Rede angeredet, welche uns vielleicht noch zierlicher, als sie gehalten wurde, von den Lateinisch schreibenden Geschichtschreibern seiner Zeit überliefert worden ist. In dieser Rede, welche die Vierzig ebenso declamatorisch beantworteten, werden des Pabstes Verdienste um die Stadt und seine vortrefflichen Absichten rednerisch gepriesen, am Ende aber doch den Bolognesern ans Herz gelegt, sie sollten sich selbst vertheidigen. Man findet beide Reden ausführlich bei Guicciardini, welcher als Advokat und Diplomat mehr Bedeutung auf das Reden und Schreiben legt, als wir; das Ende der Sache war, daß Pabst Julius die Stadt Bologna eilig verließ, um sich in die Festung Ravenna einzuschließen. Er wagte nicht einmal auf geradem Wege nach Ra-

venna zu gehen, sondern begab sich über Forli dahin. Der Kardinal und Legat Alidosio, welchen er als Stellvertreter in Bologna zurückließ, schämte sich nicht, dem vom Pabste gegebenen Beispiele zu folgen. Alidosio ließ freilich durch die Vierzig die ganze Jugend von Bologna als Nationalgarde aufbieten; da er aber an die Spitze der zwanzig Abtheilungen derselben zwanzig Hauptleute stellte, von welchen die größere Zahl aus Anhängern des Hauses Bentivoglio bestand, so gehörte diese Volksbewaffnung mehr den Bentivoglio als ihm an. Nichtsdestoweniger würde er die Stadt sehr leicht dem Pabste haben erhalten können, wenn er nur männlichen Muth besessen hätte; denn der Herzog von Urbino lag mit dem ganzen päbstlichen Heere in der Nähe von Bologna. Alidosio zog sich aber aus der Stadt in die Burg zurück, und zwar mit solcher Eile, daß er Geld und Kleinodien mitzunehmen vergaß und erst nachher abholen lassen mußte. Dann glaubte er sich auch in der Burg nicht mehr sicher, und floh aus derselben eilig nach Imola. Auch des Pabstes Neffe, der Herzog von Urbino, verlor hierauf die Besinnung. Er erfuhr nämlich kaum, daß der Legat davon gegangen sei, als er seinem Heere mitten in der Nacht Befehl zum Aufbruche gab. Die Bolognesen riefen hierauf sogleich die Franzosen in ihre Stadt, und nun löste sich alle Ordnung bei den päbstlichen Truppen auf; diese zerstreuten sich, ihr Lager wurde geplündert, und auch die Burg ergab sich nach fünf Tagen den Franzosen. Die Burg ward auf grausame Weise geplündert und dann geschleift. Jetzt hätte Trivulzio, bei welchem Ludwig's XII. Schwestersohn, der Herzog von Nemours, Gaston de Foix, sich befand, den die Franzosen ihrem Bayard an die Seite setzen, leicht die ganze Romagna erobern können; allein er mußte Ludwig's Befehle erwarten, und dieser suchte gerade damals, obgleich auf dem Nationalconcilium in Lyon eine Untersuchung gegen den Pabst eingeleitet worden war (s. S. 236), eine Aussöhnung mit der Kirche, um sich an den Venetianern rächen zu können.

Es schien damals, als wenn Gott durch Verblendung der Kirchenfürsten und durch Begünstigung ihrer Frevelthaten, ihres Übermuthes und ihres Misbrauches der frommen Einfalt der Gläubigen diese zum Unwillen gegen die Entartung der sogenannten

Kirche und zur Erneuerung des wahren Christenthums erwecken und anspornen wollte. Pabst Julius, vor Wuth und Rache schäumend und dem unmäßigen Genusse des Weines ergeben, betrug sich wie ein Rasender. Er schonte auch seines Legaten Alidosio und seines Neffen, des Herzogs von Urbino, nicht, sondern ließ Beide seinen Grimm empfinden, während dieselben zugleich gegen einander wütheten. Alidosio war von Imola, wohin er sich aus Bologna geflüchtet hatte, zum Pabste nach Ravenna gegangen und hatte alle Schuld des in Bologna erlittenen Unglückes auf den Herzog von Urbino gewälzt, und dieser war ihm nachgeeilt, um sich zu rechtfertigen. Der erbitterte Pabst ließ seinen Neffen nicht vor sich, worauf der Letztere den Kardinallegaten aufsuchte und, als er ihn außerhalb seines Palastes antraf, auf offener Straße niederstieß. Er ward dafür freilich durch den Pabst aller seiner Stellen entsetzt, und dieser schien auch heftig auf ihn zu zürnen; allein schon nach fünf Monaten war sowohl der von ihm begangene Mord, als auch die in Bologna erlittene Niederlage vergessen, und der Herzog genoß der früheren Ehre und Freundschaft wieder. Übrigens that das Betragen der Bolognesen dem alten heftigen Pabste ganz besonders wehe. Die Bolognesen hatten nämlich auch zu der Zeit, als sie von den Bentivoglio beherrscht wurden, nicht aufgehört, den Pabst der Form nach als ihren Oberherrn anzuerkennen, und außerdem während seines Aufenthaltes in Bologna ihm auf jede Weise geschmeichelt; gleich nach dem Einzuge der Franzosen aber hatten sie ihn dadurch verhöhnt, daß sie seine Statue, ein Meisterwerk des Michel Angelo, welches fünftausend Dukaten gekostet hatte, umwarfen und schimpflich durch die Straßen schleiften.

Auch einen Theil der Geistlichkeit von Italien und Frankreich hatte Pabst Julius gegen sich, so daß fünf Kardinäle, mit Vollmachten von einigen anderen versehen, einem Concilium beiwohnten, welches Maximilian und der König von Frankreich im Herbst des Jahres 1511 nach Pisa berufen hatten. Mit dieser Kirchenversammlung war es übrigens weder dem Könige noch dem Kaiser ernst; sie wollten den Pabst nur durch den Popanz einer Kirchen-Reform schrecken, welche unmöglich von den Prälaten ausgehen konnte, die man berufen hatte, um über den Pabst zu Gerichte zu

sitzen. Julius fand es bald sehr leicht, gegen das Concilium von Pisa ein anderes im Lateran zu versammeln, nachdem um dieselbe Zeit, wo Ludwig XII. alle europäischen Mächte zur Beschickung des Ersteren einlud, durch Maximilian's Tochter und Ferdinand's des Katholischen Werkzeug, Margaretha, zu Gunsten der päbstlichen Kirche ein Bündniß zu Stande gebracht worden war.

Ferdinand, welcher den Zweck der Ligue von Cambray für erreicht hielt, sah mit Eifersucht die Fortschritte der Franzosen in Italien an; Margaretha aber, welche des wilden und rohen Karl von Geldern gern entledigt sein wollte, wußte, daß dieser von Ludwig unterstützt werde, obgleich der französische König ihr in den freundschaftlichsten Briefen seinen Unwillen über Karl aussprach. Karl von Geldern spielte in den Niederlanden eine ähnliche Rolle, wie Herzog Ulrich von Würtemberg und Franz von Sickingen in Schwaben und am Rhein. Er war Jahre lang als Räuber und Ruhestörer bald dieser, bald jener Provinz lästig und den Städten und Orten verderblich. Margaretha führte wegen seiner Streifzüge eine fortlaufende Correspondenz mit Ludwig XII. Dieser stellte sich sehr erbittert über Karl, schrieb an Margaretha und an de Herzog Briefe, in denen er seinen Zorn gegen den Letzteren aus sprach und den Herzog grob anließ *), und schickte sogar Abge ordnete an ihn, um Frieden zu stiften; allein Margaretha schei in die Aufrichtigkeit des Königs wenig Vertrauen gesetzt zu habe Sie ließ daher sogar einen seiner Herren, welche vorgeblich für s. nach Geldern gesendet wurden, aufheben und übel behandeln, wiewohl es auch sein könnte, daß sie schon damals den König absichtlich hätte reizen wollen.

Der Bund, welcher zu Gunsten der päbstlichen Kirche geschlossen wurde, kam am 4. Oktober 1511 zu Stande, und führte den Namen einer heiligen Ligue. In Betreff desselben hat der neueste Geschichtsschreiber Ferdinand's des Katholischen sich große Mühe gegeben, seinen Helden wegen de Abfalles vom Bunde

*) Ludwig schrieb unter Andern an Margaretha: qu'il regardoit le duc comme un fou, une mauvaise et perverse tête, qu'il voudroit que le grand diable l'emportât. An Karl von Geldern selbst schrieb er: que de par dieu ou de par le diable il eût à se tenir en paix.

mit Ludwig XII. zu rechtfertigen; uns scheint es jedoch nicht nöthig, darüber ein Wort zu verlieren, da es ausgemacht ist, daß der katholische König der Erste war, der sich des in seinen weltlichen und geistlichen Rechten bedrohten Pabstes annahm, und auch den orthodoxen König Heinrich VIII. von England bewog, ein Gleiches zu thun. Ferdinand fürchtete, wie er selbst an Peter Martyr schreibt, daß die Franzosen Rom besetzen möchten, in welchem Falle dann das, was er, Gott weiß warum, die Freiheiten von Europa nennt, untergehen würde. Der König von Frankreich, welcher damals das zur Reform der Kirche bestimmte Concilium von Pisa zu Stande brachte, hatte nach dem bekannten Charakter Ferdinand's ganz Recht, in demselben Grade Ferdinand's Abfall vom Bunde mit ihm für gewiß zu halten, als die Erklärungen des aragonischen Königs milder und freundlicher wurden. Die heilige Ligue, welche zwischen Ferdinand, den Venetianern und dem Pabste geschlossen wurde, hatte ausdrücklich die Beschützung der Kirche, wie sie damals war, zum Zwecke. In dem Vertrage war festgesetzt, daß Venedig und der König von Aragonien und Neapel zur Vertreibung der Franzosen aus Italien ein Heer und eine Flotte ausrüsten sollten, daß der Letztere zu diesem Zwecke zwölfhundert Mann schwerer und tausend Mann leichter Reiterei, sowie zehntausend Mann Fußvolk und elf Segelschiffe schicken, die vereinigte Bundesmacht aber unter den Oberbefehl des Vicekönigs von Neapel, Raimund von Cardona, gestellt werden sollte.

Ehe man für und gegen den Pabst mit weltlichen Waffen ins Feld zog, kämpften die von ihm abgefallenen und in Pisa zur Reform der Kirche zusammengetretenen Kardinäle und Prälaten mit Reden und mit geistlichen Waffen gegen ihn; ihre Beschlüsse konnten aber dem Pabste unmöglich furchtbar sein, da Ludwig selbst erklärte, daß die ganze Sache nur eine Komödie sei, um den harten Sinn des Pabstes zu beugen. Dieses sogenannte Concilium, welches nicht, wie es ausgeschrieben worden war, Ende September, sondern erst am ersten November zusammentrat und, von der Pisanischen und Florentinischen Regierung bedrängt, sich alsbald nach Mailand übersiedelte, gründete sein Verfahren gegen Pabst Julius II. darauf, daß derselbe ebenso, wie seine letzten Vorgänger, vor seiner

Wahl den Kardinälen das eidliche Versprechen gegeben habe, innerhalb zwei Jahren eine Kirchenversammlung an einem ganz freien Orte halten zu wollen. Dies war damals um so mehr nöthig gewesen, da unter Alexander's VI. Regierung die kirchlichen Gebrechen bekannt geworden waren und auch unter den Fürsten eine allgemeine Unzufriedenheit erregt hatten; Ludwig's XII. Concilium vermehrte aber nur den Trotz der römischen Kirche, anstatt ihn zu brechen. Einige Bischöfe, welche von Schottland und von Navarra her nach Pisa gekommen waren, konnten aus den dort versammelten Franzosen und Mailändern kein allgemeines Concilium machen. Überdies war es dem Kaiser Maximilian mit dieser Versammlung nie Ernst gewesen, und wenn er auch anders gedacht hätte, so hörten ihn doch die deutschen Bischöfe nicht; bald nach dem Abschluß der heiligen Ligue trat er sogar ganz zurück. Freilich hatte auch die Kirchenversammlung, welche vom Pabste im Lateran gehalten wurde und nur aus dreiundachtzig größtentheils italiänischen Bischöfen bestand, kein Recht, sich eine allgemeine zu nennen; allein sie hatte die Politik und die Diplomatie für sich, welche in der Welt, wie sie einmal ist, mehr gelten, als das Recht und die Wahrheit. Das Concilium im Lateran konnte darauf rechnen, daß seine Beschlüsse als päbstliche Decrete Geltung erhalten würden, während dagegen das französische lauter wirkungslose Decrete ausgehen ließ.

Die ersten Beschlüsse der in Pisa tagenden Väter waren gegen die Folgen des päbstlichen Zornes gerichtet, den die Mitglieder des Concils auf sich gezogen hatten. Sie decretirten nämlich, daß Alles, was der Pabst gegen sie ausgesprochen habe oder noch aussprechen werde, null und nichtig sei, und daß alle Pfründner, auch während sie dem vom Pabste verfluchten Concil beiwohnten, aller ihrer Einkünfte theilhaftig bleiben sollten. Man sieht, daß dies nicht sehr reformatorisch lautete. Erst am elften November erneuten die Väter zu Pisa das Decret des Constanzer Concils über die Reform der Kirche und über das Ansehen der Kirchenversammlungen. Sie erklärten nämlich damals zuerst, sich nicht eher trennen zu wollen, als bis die Kirche an Haupt und Gliedern reformirt sei. Dann beschlossen sie, daß ein rechtmäßig berufenes allgemeines Concilium sein Ansehen unmittelbar von Jesus Christus habe, und daß jeder-

mann, selbst der Pabst, sich in allem dem, was den Glauben angehe oder die Kirchenspaltung hindere und zur Verbesserung der kirchlichen Verhältnisse erforderlich sei, den Anordnungen eines Conciliums fügen müsse. Endlich faßten sie den Beschluß, daß jedermann ohne Unterschied der Person, selbst der Pabst, mit einer seinem Vergehen angemessenen Buße belegt und nach Verhältniß desselben bestraft werden solle, wenn er sich hartnäckig weigere, den Anordnungen und Beschlüssen eines solchen Concils zu gehorchen.

Nach dem Abschluß der heiligen Ligue stellte Ferdinand der Katholische nicht nur (December 1511) ein Heer in Italien auf, welches sich mit dem Venetianischen vereinigte und Bologna bedrängte, sondern er und der Pabst zogen auch den englischen König, Heinrich VIII., in ihren Bund. Dieser König, welcher 1509 im achtzehnten Lebensjahre seinem Vater auf dem Throne gefolgt war, zeichnete sich während seiner ganzen Regierung durch Grausamkeit, Willkür und Fanatismus aus, und theologische Gelehrsamkeit verschloß sein kaltes Herz allen Empfindungen der Liebe, Freundschaft und Religion. Aus theologischem Bedenken hatte er sich lange nicht mit Ferdinand's Tochter Katharina, der Wittwe seines Bruders Arthur, vermählen wollen, nachher aber, um die Mitgift derselben nicht herausgeben zu müssen, sie doch zur Gemahlin genommen (s. S. 227). Dann hatte er gleich beim Antritte seiner Regierung das Recht gemordet, um sich populär zu machen. Der ganze Haß des Volkes ruhte nämlich auf zwei Ministern seines Vaters, Empson und Dudley, weil dieselben sich als Werkzeuge der unerhörten Bedrückungen und Rechtsverletzungen Heinrich's VII. hatten gebrauchen lassen; der junge König ließ sie deshalb gleich nach seines Vaters Tode ohne Urtheil und Recht als Verbrecher hinrichten, und ward dafür vom Volke vergöttert. Er bewies durch ein solches Verfahren gleich anfangs, daß er besser zu der Theologie, als zu Recht und Gerechtigkeit angeleitet worden war. Die beiden Minister hätten nämlich beweisen können, daß Alles, was sie gethan hatten, auf Befehl seines Vaters geschehen sei, und da dies damals genügte, um sie vor Gericht zu rechtfertigen, so ließ Heinrich sie nicht vor ein Gericht stellen, sondern durch ein Gesetz (bill of attainder) für schuldig erklären

und zum Tode verurtheilen. Diese bequeme Weise, sich der Leute zu entledigen, die man keines Verbrechens überführen konnte, befolgte der furchtbare Tyrann nachher seine ganze Regierung hindurch. Nichts desto weniger wollte er bei jeder Gelegenheit das Ansehen haben, daß er ein Beschützer der Kirche sei, und zugleich schmeichelte er sich mit der Hoffnung, in den europäischen Angelegenheiten den Schiedsrichter zu machen. Es war daher auch für Ferdinand und den Papst leicht, den eiteln Jüngling durch die Aussicht zu locken, daß er das Haupt der heiligen Ligue sein werde, zumal da der Pabst ihm außerdem noch den Titel des allerchristlichen Königs versprach, dessen Ludwig XII. sich unwürdig gemacht habe. Noch vor dem Ende des Jahres 1511 kam zwischen Heinrich und Ferdinand ein Bundesvertrag zu Stande, in welchem festgesetzt war, daß gegen den Anfang des Monats April 1512 der Erstere sechstausend fünfhundert, Ferdinand aber neuntausend Mann nach Guyenne schicken sollte, um diese Provinz, welche ehemals zu England gehört hatte, wieder zu erobern. Auch ward wirklich im Juni ein vom Marquis von Dorset commandirtes englisches Heer auf spanischen Transportschiffen eingeschifft, nachdem Heinrich vorher den Reichsherold (Wappenkönig) Clarenceaux an Ludwig geschickt hatte, um von diesem in seinem Namen alle Besitzungen, welche ehemals der englischen Krone gehört hatten, zurückzufordern.

In Italien waren schon vor dem Ende des Jahres 1511 die von Raub und Sold lebenden Schweizer der kleinen Kantone, welche Venedig und der Pabst gedungen hatten, eingebrochen, und hatten den Versuch gemacht, den Neffen Ludwig's, Gaston de Foix, welcher zum Stellvertreter des Königs (lieutenant du roi) beim Heere und zum Statthalter von Mailand ernannt worden war, in Mailand zu überfallen. Begleitet von päbstlichen und venetianischen Commissären, waren sie von Trient her sengend und brennend durch die Landschaft Vareſe gezogen. Sie zeigten auf ihrem ganzen Marsche bäuerischen Übermuth, und höhnten die Franzosen sogar durch ihre Fahnen, welche prahlende Inschriften hatten gleich jenen Feldzeichen, die nach Aeschylus den Zorn der Götter über die sieben Krieger vor Theben brachten, von denen Kapaneus durch Jupiter's Blitz getroffen ward und Amphiaraus

lebendig zur Hölle fuhr *). Die grausam wüthenden Miethlinge gelangten, da Gaston auf Trivulzio's Rath ihnen auswich, über Galerate bis zu den Thoren von Mailand. Hier erhielt aber Gaston eine Verstärkung von mehreren tausend Italiänern, und die Schweizer erkannten bald, daß sie gegen die Stadt Mailand nichts würden ausrichten können. Sie zogen hierauf, wie wenn sie über die Adda gehen wollten, nach Cassano ab, ließen aber dem französischen Feldherrn anbieten, wieder nach Hause zu gehen, wenn er ihnen einen Monatssold zahlen wolle. Obgleich Gaston dies ablehnte, so scheint er doch einige der gierigen Hauptleute mit Geld abgefunden zu haben; wenigstens entstand Streit unter den Schweizern, und diese zogen, trotz aller Gegenvorstellungen der päbstlichen und venetianischen Commissäre, ebenso, wie sie gekommen waren, wieder ab, ohne daß sie für das empfangene Geld etwas gethan hätten.

Am 26. Januar 1512 begann das vereinigte Heer der Ligue unter Raimund von Cardona die Belagerung der Stadt Bologna. Gaston brach daher mit seinen Truppen zur Rettung dieser Stadt auf. Der König von Frankreich schickte damals seine Garde (sa maison) und seine ganze schwere Reiterei (les gensd'armes) über die Alpen, und leerte alle Kassen, um Gaston's Kriegskasse zu füllen. Dieser setzte sich von Finale im Modenesischen aus, wo er seine Truppen vereinigt hatte, in Bewegung, und gelangte nach einem unerhört angestrengten Marsch, den er bei großer Kälte über Schnee und Eis machte, am 5. Februar bis zur Stadt Bologna, in welche er dann, was uns unglaublich scheint, vom Feinde unbemerkt durch das Thor von St. Felix einzog. Er wollte gleich am folgenden Tage den Feind überraschen, verschob dies aber auf Anrathen eines seiner Generale bis zum 7. Februar, damit seine Leute sich von den übermenschlichen Anstrengungen des Marsches erholen könnten. Die Verbündeten jedoch, welche am 6. von seiner Ankunft unterrichtet wurden, brachen am 7. (nicht wie Guicciardini sagt, erst am 19.) eilig auf.

Während Gaston jenen meisterhaften Marsch machte und das

*) Auf ihrem Hauptbanner las man mit großen goldenen Buchstaben geschrieben: Domatores principum, amatores justiciæ, defensores sanctae Romanæ ecclesiæ.

Heer Raimund's von Cardona zum ſchnellen Rückzug nöthigte, hatte ſich in Brescia und Bergamo das Volk gegen die Franzoſen erhoben, deren Übermuth, beſonders wegen ihres Betragens gegen das weibliche Geſchlecht, überall großen Unwillen erregte. Die Brescianer oder vielmehr ein Theil ihres Adels riefen, vom Grafen Avogadoro angeregt, venetianiſche Truppen herbei, um die Franzoſen in ihrer Stadt zu überfallen. Dies mislang zwar; die Venetianer blieben aber vor der Stadt liegen, und nun erhob ſich plötzlich die ganze Bürgerſchaft unter dem Rufe: St. Marcus! St. Marcus!, ſo daß die Franzoſen genöthigt waren, ſich in die Burg zurückzuziehen. Dasſelbe erfolgte gleich darauf in Bergamo. Auf die Nachricht von dem, was in beiden Städten vorgefallen war, brach Gaſton ſogleich von Bologna auf, und unternahm blitzſchnell einen Marſch nach Brescia, welcher noch weit mehr bewundert wurde, als der von Finale nach Bologna. Am achten Februar verließ Gaſton, welcher ſeitdem der Blitz Italien's genannt wurde, Bologna, überfiel ſchon am elften unweit Magnano den venetianiſchen General, deſſen Heer er ſogleich zerſtreute, erſchien am Dienstag der folgenden Woche vor Brescia, und warf eine Verſtärkung in die Burg, während er ſelbſt mit ſeinem Heere ſich vor der Stadt lagerte. Sein Marſch von Bologna nach Brescia und der von ihm unterwegs erfochtene Sieg werden in der Chronik von Pavia, welche Muratori oft aus der Handſchrift citirt, als eine unglaubliche Anſtrengung des Feldherrn und ſeiner Reiter bezeichnet *).

Nach Gaſton's Ankunft waren die Bürger von Brescia und die venetianiſchen Truppen von der Burg aus mit Mord und Plünderung bedroht, wenn ſie nicht die Gnade, welche Gaſton ihnen anbieten ließ, annahmen, ſondern einen Sturm erwarteten. Weder die Einen noch die Anderen verſtanden ſich jedoch zu einer Unterhandlung. Die Beſatzung der Burg brach daher in die Stadt ein und öffnete, nachdem einige tauſend

*) Es heißt dort: Dopo la pugna, che segui circa le quattr' ora al chiaro della neve e al lume delle stelle, si trovò aver eglino fatto quel giorno, senza mai trarre la briglia a i cavalli, miglia cinquanta, cosa che non sarà creduta, ma io che fui presente sul fatto ne faccio vera testimonianza.

Venetianer nach tapferem Kampfe erschlagen worden waren, den Truppen Gaston's die Thore. Diese drangen hierauf in Brescia ein. Sie wütheten zwei Tage lang mit so großer Grausamkeit, daß das Blut in Strömen floß, und daß Gaston viele der Seinigen hängen lassen mußte, weil sie in den Nonnenklöstern unsäglichen Unfug übten. Alle Weiber hatten sich in die Kirchen geflüchtet, und die französischen Soldaten benahmen sich nach dem Ausdruck eines Italiäners, welcher sie Hunde schilt, gegen dieselben ärger als reißende Thiere *). Über fünftausend Menschen verloren das Leben. Das Morden und Rauben hörten nicht eher auf, bis Gaston alle seine Leute aus Brescia zog und jeden Zurückbleibenden mit der Todesstrafe bedrohte. Der Graf Avogadoro und seine Freunde, welche das Ganze angestiftet und die Venetianer gerufen hatten, wurden gleich am anderen Tage hingerichtet, zwei Söhne desselben aber später in Mailand enthauptet. Übrigens wurde bei der Einnahme der Stadt der Ritter Bayard, welcher als Streiter und als General gleich furchtbar war, gefährlich verwundet. Die Nachricht von dem Unglücke Brescia's schreckte die Bürger von Bergamo. Sie ließen um Gnade bitten, und erklärten sich bereit, nicht nur eine Geldbuße zu bezahlen, sondern auch die Franzosen wieder in ihre Stadt aufzunehmen. Gaston sandte ihnen darauf eine neue Besatzung, und ließ zwanzigtausend Dukaten Strafgelder von ihnen erheben.

Bald nachher schloß Kaiser Maximilian für eine Summe von fünfzigtausend rheinischen Gulden Waffenstillstand mit Venedig, und trennte sich auf diese Weise vom Bunde mit Frankreich. Sein Abgeordneter, der Bischof von Gurk, machte ihn um jene Zeit sogar lächerlich, indem derselbe mit dem Kardinals-Collegium über eine Vereinigung des Pabstthums mit der Kaiserwürde unterhandelte. Dieser Gedanke war abgeschmackt; auch behandelte ihn Maximilian selbst wie einen Spaß. Man führt zwar einen Brief, den er über seine Aussicht, nach Julius II. Tode Pabst zu werden, an seine Tochter Margaretha schrieb, als Beweis des Gegentheils an; allein dieser Brief ist in einem so scherzhaften Tone gehalten, daß man wohl sieht, wie Maximilian sich über die Sache nur lustig macht.

*) Peggiori si scuoprono delle fiere stesse.

Da der gänzliche Abfall des Kaisers vom Bunde mit Frankreich vorauszusehen gewesen war, und Ludwig XII. die nach Italien geschickten Truppen zum Kampfe mit Heinrich VIII. und Ferdinand dem Katholischen nöthig hatte, so erhielt Gaston de Foix den Befehl, wo möglich eine entscheidende Schlacht zu liefern. Dies war es, was der jugendliche Held wünschte. Er brach also schnell auf, um das von Raimund von Cardona commandirte Heer der spanischen, venetianischen und päbstlichen Truppen aufzusuchen. Am 26. März marschirte er mit achtzehnhundert Lanzen (von je vier Mann) ritterlich gerüsteter schwerer Reiter (Gensd'armes), viertausend Bogenschützen und sechszehntausend Mann Fußvolk von Finale in die Romagna. Auf diesem Marsche vereinigte er sich mit Alphons von Ferrara, der ihm besonders einen bedeutenden Vorrath von Schießbedarf und vieles Geschütz zuführte. Die Gegner, welche Raimund von Cardona und der Kardinal Johann von Medicis commandirten, zählten nur fünfzehnhundert Lanzen, dreitausend leichte Reiter und achtzehntausend Mann zu Fuß. Ihre Anführer wollten daher kein Treffen wagen, bis die Schweizer, einem gegebenen Versprechen gemäß, wieder in das Mailändische eingefallen wären. Um dies abzuwarten, lagerte sich Raimund von Cardona am Gebirge von Faënza auf eine solche Weise, daß er die Stadt Ravenna decken könnte, welche von dem heranziehenden Gaston bedroht wurde. Dieser erfuhr erst auf seinem Marsche in die Romagna, daß Kaiser Maximilian endlich die Maske abgeworfen habe, und aus einem Verbündeten des französischen Königs dessen Feind, aus einem Gegner des wüthenden und kriegerischen Pabstes dessen Freund und Bundesgenosse, aus einem Beschützer der Kirchenversammlung von Pisa ein Anhänger des Lateinischen Concils geworden sei. Maximilian schickte nämlich damals an die deutschen Hauptleute Philipp von Freiberg und Jakob von Empser, denen er früher erlaubt hatte, mit fünftausend Landsknechten in französische Dienste zu treten, Abberufungsschreiben, durch welche jedoch die wackeren Hauptleute nicht bewogen wurden, ihre bisherigen Bundesgenossen im Augenblicke der Gefahr zu verlassen.

Als Gaston in die Nähe der festen Stellung gekommen war, welche Raimund von Cardona eingenommen hatte, suchte er diesen

vergebens herauszulocken. Er gerieth dadurch in die größte Verlegenheit; denn seine Leute hatten fünf Tage hindurch keine andere Nahrung als gekochte Getraidekörner und Wasser, und auch die Pferde der Franzosen konnten nur mit Waizen und Weidenblättern gefüttert werden. Es blieb daher dem tapferen Gaston nichts übrig, als sich entweder zurückzuziehen oder tollkühn anzugreifen. Er entschloß sich zu dem Letzteren. Am Ostersonntage (11. April) 1512 führte er das französische Heer zum stürmenden Angriff auf die Verbündeten, obgleich er dabei sehr im Nachtheile war; denn er hatte außer den fünftausend Landsknechten kein zuverlässiges Fußvolk, während die Gegner nicht nur achttausend gediente, von Peter Navarro gebildete und angeführte Leute zu Fuß hatten, sondern auch die aus Italiänern zusammengesetzte sogenannte schwarze Bande, welche Johann von Medicis anführte, aus ebenso kühnen und abgehärteten, als räuberischen und wilden Männern bestand. So lange das Heer der Verbündeten in seiner Stellung blieb, konnten die Franzosen nicht vordringen. Die Landsknechte und andere zuverlässige Truppen der Letzteren, welche dem einen Flügel der Feinde gegenüber standen, litten großen Verlust. Auf dem anderen Flügel derselben dagegen hatte Fabriz Colonna mit seinen Italiänern durch das vortreffliche und auch vortrefflich bediente Geschütz des Herzogs von Ferrara so sehr zu leiden, daß er den Oberbefehlshaber oder vielmehr den Peter Navarro, welcher diesem mit seinem Talente und seiner Erfahrung aushalf, dringend bat, seine Stellung verlassen und den Franzosen entgegen gehen zu dürfen. Der Oberbefehlshaber und Peter Navarro wollten ihm dies durchaus nicht gestatten, weil dadurch die Franzosen in Vortheil kamen; Fabriz Colonna ließ sich aber nicht mehr in einer Stellung zurückhalten, welche ihn dem mörderischen Geschütze des Feindes ganz preis gab. Er brach hervor, und gab dadurch dem Feinde Gelegenheit, zum Handgemenge zu kommen und den Sieg zu erringen. Der Kampf war heftig und blutig; denn es fielen auf beiden Seiten zusammen achtzehn- bis zwanzigtausend Mann.

Die Franzosen waren Sieger; die unvorsichtige Heftigkeit ihres Führers aber, welcher vergaß, daß man dem fliehenden Feinde eine goldene Brücke bauen muß, brachte sie um die Früchte ihres

glänzenden Sieges. Die vortreffliche spanische Infanterie zog nämlich, als das Treffen verloren war, in geschlossenen Reihen an einem Graben her vom Schlachtfelde ab, und Gaston, welchen dies verdroß, hatte die unbegreifliche Tollkühnheit, in Begleitung Lautrec's und achtzehn schwerer Reiter ihnen gerade entgegen zu sprengen. Die Folge davon war, daß Gaston und Lautrec von ihren Pferden gerissen und in den Graben geworfen wurden. Gaston erlitt dabei den Tod, Lautrec aber wurde nachher ins Leben zurückgerufen. Außer ihrem Oberanführer hatten die Franzosen auch ihre ausgezeichnetsten Officiere verloren, z. B. den Ive d'Allegre, dem sie den Sieg eigentlich verdankten, weil er den Punkt ausgesucht hatte, von welchem her Colonna's Flügel mit solchem Erfolg beschossen wurde. Unter den auf ihrer Seite Gefallenen befanden sich auch Allegre's Söhne, sowie der wackere Philipp von Freiberg und Jakob von Empser, den man nur den guten Jakob zu nennen pflegte. Von den Anführern der Feinde geriethen Peter Navarro, Johann von Medicis, der Marquis von Bitonto, der später als Karl's V. Feldherr berühmt gewordene, damals erst zwanzig Jahre alte Ferdinand d'Avalos Marquis von Pescara, Carvajal Fürst von Bisignano und Fabriz Colonna in Gefangenschaft. Der Letztere fiel in die Hände des Herzogs von Ferrara, wurde aber von diesem sehr großmüthig behandelt. Der Oberbefehlshaber Raimund von Cardona war einer der Ersten gewesen, welche davon liefen. Die Franzosen bemächtigten sich der ganzen Artillerie und alles Gepäcks ihrer Feinde, sowie des größten Theiles der Fahnen und Zugthiere derselben. Den Rest des geschlagenen und zerstreuten Heeres sammelte Raimund von Cardona wieder bei Cesena.

Nach dem Siege der Franzosen bei Ravenna begab sich Anton Colonna, welcher diese Stadt bis dahin tapfer vertheidigt hatte, nach Rimini. Die von ihm zurückgelassenen Befehlshaber unterhandelten, seinem Rathe gemäß, mit den Franzosen. Noch ehe aber eine Capitulation zu Stande gebracht worden war, wurde Ravenna und die Burg von den Feinden erstiegen. Auch hier mordeten und plünderten die Franzosen, wie in Brescia, auf entsetzliche Weise. Die ganze Romagna wurde dadurch mit Schrecken erfüllt; Faënza, Cervia, Imola, Cesena, Forli und Rimini

öffnete ihre Thore, und nur in die Burgen dieser Städte wurden die Franzosen nicht eingelassen. Ungeachtet solcher glänzenden Erfolge war dennoch der Sieg bei Ravenna das Ende des Glückes der Franzosen in Italien. Dies erkannte der Herzog Alphons von Ferrara gleich nach dem Siege. Er schlug deshalb das ihm von Ludwig XII. freundlich angebotene Commando des französischen Heeres aus, entließ seinen Gefangenen Fabriz Colonna und suchte Frieden mit dem Pabste. Ein Italiäner meint, er habe den Oberbefehl über die Franzosen aus dem Grunde abgelehnt, weil mit den nicht disciplinirten Leuten derselben nichts anzufangen gewesen wäre*). Der Pabst lockte den Herzog nach Rom, besetzte, während derselbe dort mit ihm unterhandelte, Reggio und machte Anstalten ihn festzuhalten. Die Colonna verhalfen jedoch dem Herzoge aus Dankbarkeit zur Flucht, wodurch des Pabstes Absichten vereitelt wurden.

La Palisse, welcher den von Alphons abgelehnten Oberbefehl erhielt, konnte in der Romagna nicht verweilen, weil Mailand von allen Seiten bedroht ward, und weil die Engländer und Aragonier Guyenne und Gascogne angriffen. Er eilte, indem er nur wenige Truppen zurückließ, mit den übrigen an die Nordgrenze des Herzogthums Mailand. Sobald er die Marken verlassen hatte, wurden diese von den päbstlichen Truppen besetzt. Auch Bologna ward den Bentivoglio wieder entrissen. Unterdessen hatte der Kardinal Schinner von Sitten die Schweizer aufgeregt, und war mit dem Kaiser überein gekommen, daß Ludwig Moro's ältester Sohn, Maximilian Sforza, welcher nebst seinem Bruder Franz zum Kaiser geflohen war, als Herzog von Mailand eingesetzt werde. Dies hatte auch dazu beigetragen, daß der Kaiser vom Bunde mit Frankreich abgezogen wurde. Der Kaiser ließ die Schweizer über Trient nach Italien ziehen, die Graubündtner öffneten ihnen den Weg über Chur nach Chiavenna, und da die Venetianer den Schweizern, als dieselben in das Veronesische gekommen waren, Reiterei liehen, so mußte La Palisse vor ihnen überall zurückweichen. Das französische Heer ward jeden Augenblick schwächer; denn die Freiwilligen kehrten nach Frankreich zurück, und der Kaiser schickte an die vier-

*) Der Italiener nennt dieselben gente indisciplinata, orgogliosa e bestiale.

bis fünftausend Landsknechte des französischen Heeres aufs neue Abberufungsschreiben, welche der Neffe des guten Jakob jetzt doch endlich annehmen mußte. Auch die Stadt Mailand wurde mit Ausnahme der Burg von La Palisse aufgegeben. Dieser konnte sich ebenso wenig in Pavia behaupten, ward bei Asti auf der Flucht sehr bedrängt, und mußte erleben, daß man den Kardinal Johann von Medicis aus seiner Gefangenschaft befreite.

Dieser rüstige Kardinal vereinigte hierauf, als Raimund von Cardona mit einem neu organisirten spanischen Heere in Toscana einrückte, seine Bande wieder mit demselben, und verhalf dadurch seiner Familie zur Herrschaft über Florenz, wo bis dahin noch die Republik bestanden hatte und ein Soderini Stadtschultheiß (gonfaloniere) war. Widerstand konnten die Florentiner nicht leisten, weil die Spanier bei Prato lagen; sie unterhandelten also über die Bedingungen, unter welchen Lorenzo von Medicis, ein Neffe des Kardinals Johann, Herr der Stadt werden sollte. Man wählte nicht den Kardinal selbst, sondern seinen Neffen, weil der Erstere Aussichten auf das Pabstthum hatte und im folgenden Jahre auch wirklich unter dem Namen Leo X. Pabst wurde. Während der Unterhandlungen litten die Spanier in Prato Mangel; sie brachen daher plötzlich auf und erstürmten am 30. August die Stadt Florenz, in welcher sie dann so unmenschlich raubten, plünderten und mordeten, daß die Geschichtschreiber behaupten, sie hätten es in Florenz noch ärger gemacht, als die Franzosen in Brescia. Nichtsdestoweniger wurden am 31. August die Medicis und ihr Anhang unter dem Jauchzen und Jubeln des Volkes wieder eingesetzt; Soderini mußte nach Ragusa gehen. Lorenzo von Medicis, welcher fortan in Florenz regierte, war ein Wüstling und Unmensch; gleichwohl zahlten die Florentiner dem Kaiser und dem Könige von Spanien hundertundvierzigtausend Dukaten dafür, daß diese ihnen einen Tyrannen gegeben hatten.

Einen ähnlichen Tyrannen führten die aus Tyrol und von Chur, der gegen Mailand vordringenden Schweizer nach Mailand, nachdem die Franzosen auch diese Stadt endlich hatten aufgeben müssen und die Fahne der Sforza dort, wie überall, aufgezogen worden war. Einige andere Städte und Burgen wurden von französischen Besatzungen noch zwei Monate lang vertheidigt. Die

Venetianer hofften dieselben alle von ihren Commandanten an sich kaufen zu können; allein während dies ihnen bei dem Commandanten von Crema, Crivelli, gelang, wurde ihre Hoffnung in Bezug auf Brescia getäuscht. Diese Stadt ward von d'Aubigny tapfer gegen sie vertheidigt, bis der Vice-König Raimund von Cardona seine mit der Beute von Toscana beladenen Spanier heranführte. Raimund wollte nichts von den Ansprüchen Venedig's auf Brescia und Bergamo wissen; er forderte sogar Crema von ihnen zurück. Am 13. November übergab d'Aubigny die Stadt unter ehrenvollen Bedingungen den Spaniern, welche auch Legnago, Peschiera und die Burgen von Trezzo und Novara mit Ausschließung der Venetianer besetzten. Auch Genua erhielt damals seine Freiheit wieder; denn Giano Fregoso, welcher von den Verbündeten in diese Stadt geschickt wurde, rief die Bürger zur Empörung auf, vertrieb die französische Besatzung und ward dann zum Dogen erwählt. Da La Palisse beim Übergange über die Alpen, sowie schon vorher sehr viele Leute verloren hatte, und da man in Italien überall über die Franzosen herfiel, so ward Maximilian Sforza in Alessandria, Pavia, Tortona und Como unter lautem Zurufe des Volkes als Herzog anerkannt. Asti und Novara wurden vom Markgrafen von Montferrat besetzt, die Burgen dieser Städte aber behaupteten sich vorerst. Die Schweizer, durch venetianische Truppen verstärkt, geleiteten den Herzog Maximilian Sforza nach Mailand zurück, und am 15. December 1512 ward er mit großer Pracht und mit glänzenden Festen durch den Kardinal von Sitten im Namen des Pabstes, durch den Bischof von Gurk im Namen des Kaisers und durch Raimund von Cardona im Namen Ferdinand's des Katholischen in Mailand eingeführt. Die Schweizer hatten sich auch auf ihrem Zuge nach Mailand wieder wie Räuber betragen. Ihr ganzer Marsch war durch Morden, Brennen und Rauben bezeichnet gewesen; sie hatten alle Orte ohne Schonung gebrandschatzt und, wenn die eine Summe bezahlt war, noch eine andere gefordert. Mit den so erworbenen Schätzen nicht zufrieden, besetzten sie, als sie endlich nach Hause zurückkehrten, auch noch Locarno, Chiavenna und das Veltlin als ihren Antheil an der Beute.

Pabst Julius II., welcher ein Jahr vorher von aller Welt

verlassen zu sein schien und zur Zeit des Treffens bei Ravenna im Begriffe stand, aus Italien zu entweichen, ward jetzt anmaßender, als er jemals gewesen war. Das Concilium von Pisa war nach Mailand und dann von hier nach Lyon getrieben worden und ward nur von den Franzosen anerkannt. Der Pabst konnte aber, nachdem der Kaiser sich ganz von Frankreich getrennt hatte, ungehindert sein Concilium im Lateran halten und durch dasselbe alles, was er wollte, beschließen lassen. Außerdem sollte ihm der Kaiser zum Besitze von Parma und Piacenza verhelfen, weil die Gelehrten der Curie ausgeklügelt hatten, daß diese beiden Herzogthümer ehemals Stücke des Exarchats von Ravenna gewesen und als solche in der bekannten fabelhaften Schenkung (s. Th. V. S. 365) einbegriffen wären. Dagegen wollte der Pabst dem Kaiser bedeutende Vortheile von den Venetianern verschaffen. Julius II. bot nämlich den Venetianern seine Vermittelung an; er wolle, sagte er, ihren auf nur acht Monate geschlossenen Waffenstillstand mit dem Kaiser in einen Frieden verwandeln. Als er aber hierauf den Venetianern kund that, daß sie, um Frieden mit dem Kaiser zu haben, Verona und Vicenza herausgeben und für das übrige Reichsland, welches sie besetzt hatten, große Summen bezahlen sollten, bedankten sie sich für die päbstliche Vermittelung. Sie wußten damals schon, daß der Pabst insgeheim mit dem Kaiser und mit dem Könige von Spanien einen Sonderbund geschlossen hatte, und suchten deshalb mit Ludwig XII. von Frankreich anzuknüpfen.

Auf dieselbe Weise, wie Ferdinand den Kaiser und den Pabst gebrauchte, um den Venetianern die Vortheile eines Bundes zu entziehen, den sie durch ihr Geld und durch ihre Truppen furchtbar gemacht hatten, bediente er sich des englischen Königs Heinrich VIII., um den jenseit der Pyrenäen gelegenen Theil des Königreichs Navarra seinem Reiche einzuverleiben, während dieser sein Bundesgenosse die ganze Last des Krieges mit Ludwig XII. auf sich zog. In Betreff des Reiches Navarra wurde, wie wir früher (Th. X. S. 467—472) berichtet haben, zwischen den Beherrschern Aragonien's und Frankreich's lange und heftig darüber gestritten, welcher von Beiden den entscheidenden Einfluß auf die Regierung von Navarra haben sollte, und die ganze Ritterschaft

dieses Reiches war in die zwei Parteien der Beaumonts und der Grammonts getheilt, von denen die Erstere mit Aragonien, die Zweite mit Frankreich verbunden blieb. Seitdem die Erbin von Navarra, Katharina von Foix, mit Johann d'Albret, der sich mehr zu den Franzosen neigte, vermählt war (1485), hatten die Grammonts sowohl im spanischen Navarra, als in Bearn überwiegenden Einfluß. Die Beaumonts wandten sich daher an Aragonien, und Ferdinand der Katholische, welcher vergebens den schwachen König von der Verbindung mit Frankreich abzuziehen gesucht hatte, bediente sich dieser Partei, um Unruhen im Lande zu erregen. Johann von Navarra war ein sogenannter guter Mann; er war mild und lustig, hörte alle Tage zwei oder drei Messen, speiste bei jedem zu Mittage, der ihn einlud, fand sich auf den Kirchweihen aller Dörfer ein, und war überall anwesend, wo irgend eine Festlichkeit gehalten wurde. An Ceremonie und äußere Würde dachte er nicht; er war vielmehr immer mitten im Gedränge, und tanzte ganz zutraulich mit Bäuerinnen und Bürgersweibern, und zwar selbst auf öffentlichen Plätzen und Straßen. Man kann sich also auch nicht wundern, daß Johann die Warnungen seines Verbündeten, des Königs Ludwig XII. von Frankreich, verschmähte, welcher ihm dringend rieth, auf seiner Hut zu sein. Der lustige, harmlose und einfältige Fürst ließ sich nicht warnen, sondern fuhr fort sorglos wie seine Bauern und unter ihnen zu leben, zu träumen und zu tanzen. Dies ward ihm verderblich, als Ferdinand der Katholische seinen Schwiegersohn, den König Heinrich VIII., zu bereden wußte, daß derselbe das gegen die Franzosen gerüstete englische Heer nicht in die Normandie, sondern gegen Bayonne schicke.

Den Letzteren täuschte Ferdinand damals auf eine recht grobe Art. Zuerst wußte er ihn zu bewegen, daß derselbe seinen Plan, von Calais aus in Frankreich einzufallen, aufgab und seine Truppen, welche der Marquis von Dorset anführte, auf spanischen Schiffen nach Guyenne sandte. Dann ließ Ferdinand dieses Heer in Guipuscoa ans Land setzen, indem er den Marquis bereden wollte, von dort aus gegen Bayonne zu ziehen. Darauf ging jedoch der Letztere nicht ein, weil er, um diesen Marsch machen zu können, genöthigt gewesen wäre, zuerst Navarra zu besetzen und

es nachher den Aragoniern zu überlassen. Er schiffte sich also mit seinen Truppen wieder ein und landete am Adour. König Ferdinand hatte aber unterdessen unter dem Herzoge von Alba ein Heer ins Feld gestellt, bei welchem sich das Haupt der Beaumonts befand, und diese Truppen rückten, als König Johann dem Bunde gegen Ludwig XII. nicht beitreten wollte, erobernd in Navarra ein. Wir finden übrigens nicht, daß Ferdinand zur Rechtfertigung seines Raubes sich, wie man behauptet, einer Urkunde bediente, durch welche nach der Versicherung des Jesuiten Mariana (XXX, 18) Pabst Julius II. den König von Navarra wegen der Verbindung desselben mit dem von ihm verdammten Beschützer des Concils von Pisa seines Landes verlustig erklärte; wohl aber, daß Ferdinand die Engländer im Stiche ließ, um Navarra für sich zu erobern. Obgleich nämlich Ferdinand versprochen hatte, sein Heer mit dem der Engländer zu vereinigen, um Bayonne zu belagern, so that er es doch nicht, sondern faßte nur die Eroberung von Navarra ins Auge. Die Folge davon war, daß die ganze Macht der Franzosen unter La Palisse und den Herzögen von Longueville und Bourbon Montpensier gegen die Engländer gerichtet wurde, und daß das spanische Heer dadurch Zeit erhielt, sich in Navarra fest zu setzen. Während die Engländer das Hauptheer der Franzosen beschäftigten, und bei diesem der Herzog von Longueville sich mit dem Herzoge von Bourbon Montpensier so heftig um den Oberbefehl stritt, daß König Ludwig, um der Sache ein Ende zu machen, seinen Thronerben, den Herzog Franz von Valois, schicken mußte, besetzte der Connetable von Navarra, Ludwig von Beaumont, mit einer Abtheilung des aragonischen Heeres sein Vaterland. König Johann schickte seine Familie nach Bearn, und schloß sich in der Burg Moya ein, um das französische Heer zu erwarten. Da dieses aber durch den erwähnten, im Feudalrechte begründeten Rangstreit der Oberbefehlshaber in Unthätigkeit erhalten wurde, so ward dem jovialen Fürsten endlich die Zeit zu lange. Er verließ daher zum großen Verdruß seiner muthigen und rüstigen Gemahlin das Reich, und begab sich zu ihr nach Frankreich, während der Herzog von Alba das Land bis an die Pyrenäen und sogar die jenseits derselben gelegene Stadt St. Jean Pied de Port besetzte. Der Marquis von Dorset war, wie aus den Schreiben

desselben an seinen König hervorgeht, mit der Besetzung von Navarra sehr unzufrieden; er beklagte sich, daß Ferdinand keinen Schritt thue, um ihm zur Einnahme von Bayonne behülflich zu sein, während auch dieser seinerseits Boten an Heinrich VIII. schickte, um sich zu beschweren, daß die Engländer sich nicht mit ihm vereinigten. Durch diesen Streit ward der Angriff bis zum Oktober verzögert, und als endlich Heinrich seinem General Befehl gab, sich den Spaniern zu nähern, hatte der Marquis von Dorset seine Truppen bereits wieder auf spanischen Schiffen eingeschifft, um nach England zurückzukehren. Heinrich erfuhr aber doch nachher, daß er von seinem Schwiegervater betrogen worden sei.

Sobald die Franzosen der Engländer entledigt waren, setzten sie sich in Marsch, um dem vertriebenen Könige von Navarra sein Land wieder zu erobern: der Herzog von Alba hütete sich aber wohl, ihnen entgegen zu gehen. Er zog sich vielmehr, in der unwirthlichsten Zeit des Jahres (im November) nach unwirthlichen Gebirgen zurück, und schloß sich in Pampeluna ein. Hier schlug er einen wüthenden Angriff der Franzosen mit großem Verluste derselben zurück, und nöthigte sie noch im November zur Rückkehr. Katharina von Foix ahnte, wie die Geschichtschreiber jener Zeit berichten, damals sogleich, daß sie und ihre Nachkommen fortan nur den Titel von Navarra behalten und auf den Besitz von Bearn beschränkt werden würden. Man führt sogar die Worte an, mit welchen Katharina ihrem guten Johann seine Schläfrigkeit vorgeworfen habe *). Das Resultat aller diplomatischen und kriegerischen Unternehmungen Ludwig's XII. war, daß im Anfange des Jahres 1513 sein Bundesgenosse, der König von Navarra, seines Reiches beraubt war, und daß dem König Ludwig selbst von allen seinen Eroberungen in Italien nur die Burgen von Mailand, Cremona, Trezzo und Finale bei Genua übrig blieben. Ein Waffenstillstand, welcher zwischen Ludwig und Ferdinand auf ein Jahr geschlossen wurde und des Königs Johann gar nicht Erwähnung that, machte es dem Könige von Aragonien möglich, Navarra ruhig seinem Reiche einzuverleiben.

*) Dom Juan, mon ami, si nous fussions nés vous Catherine et moi Dom Juan, nous serions encore roi de Navarre.

Ludwig gab die Hoffnung nicht auf, wieder festen Fuß in Italien zu fassen, besonders weil er die Venetianer geneigt fand, sich mit ihm gegen den Pabst, den Kaiser und den König Ferdinand zu verbinden. Der Pabst hatte die Venetianer nicht blos durch seinen Versuch, sie dem Kaiser zu Gefallen um Verona und Vicenza zu bringen, und durch seine geheime Verbindung mit Ferdinand dem Katholischen argwöhnisch gemacht, sondern auch die Ansprüche, welche er an Parma und Piacenza machte, waren für Venedig, das so viele Stücke des Reichslandes gewaltsam an sich gerissen hatte, sehr bedenklich. Dieses Verhältniß der Venetianer zum Kaiser und zum Pabste und Ludwig's Wunsch, Mailand wieder zu erobern, bewirkten, daß am 24. März 1513 unter Trivulzio's Vermittelung in Blois ein Bündniß zum Angriff und zur Vertheidigung zwischen Frankreich und Venedig geschlossen ward. Dagegen wurde aber auch von Maximilian's Tochter, Margaretha, im Auftrage Ferdinand's und des Pabstes am 5. April zu Mecheln ein Gegenbund zu Stande gebracht, obgleich Ferdinand kaum erst den zuvor erwähnten Waffenstillstand mit Ludwig gemacht hatte. Dieser zwiefache Bund der Hauptmächte von Europa war das dritte jener Bündnisse und Gegenbündnisse, durch welche die politischen und diplomatischen Verhältnisse Europa's begründet wurden, die bis auf den heutigen Tag fortdauern.

Als der Bund von Blois und der Gegenbund von Mecheln geschlossen wurden, war freilich Pabst Julius II. schon gestorben (Februar 1513); allein die jüngeren Mitglieder des Kardinals-Collegiums, welche damals mit den älteren Kardinälen entzweit waren, hatten an seine Stelle den erst sechsunddreißig Jahre alten Kardinal Johann von Medicis, den Sohn Lorenzo's des Prächtigen, erwählt, der noch weit weltlicher gesinnt war, als sein Vorgänger. Dieser Pabst ist unter dem Namen Leo X. als Staats- und Weltmann, als Kenner und Beschützer von Künsten und Künstlern, von Dichtern und Gelehrten, als Schöpfer der glänzendsten Bauwerke alter und neuer Zeit mit Recht berühmt, hat seine Familie groß gemacht und dem natürlichen Sohne seines Oheims Julian den Weg zum Pabstthume gebahnt, zugleich aber auch die Spaltung der lateinischen Kirche veranlaßt und die Freiheit und Nationalität Italien's an Spanien verkauft.

Der Vertrag von Mecheln ward zwischen dem Pabst Leo X., dem Kaiser Maximilian und den Beherrschern von Spanien und England geschlossen, und die Verbündeten übernahmen in demselben die Verpflichtung, den Franzosen sogleich den Krieg anzukündigen und diesen Krieg in Italien innerhalb zwei Monaten wirklich anzufangen. Die übrigen Artikel beweisen hinreichend, daß Ludwig von diesem Bunde wenig zu fürchten hatte. Heinrich VIII. von England sollte nämlich in der Normandie, in der Picardie und in Guyenne, Ferdinand in Bearn, Languedoc und Guyenne, der Pabst in Provence und Dauphiné, der Kaiser in Burgund und im Inneren Frankreich's den Krieg führen, der Pabst aber außerdem die Franzosen und ihre Verbündeten in den Bann thun und König Heinrich dem Kaiser hunderttausend Goldkronen zahlen. Beim Abschlusse des Vertrages ward jedoch die Genehmigung Ferdinand's und des Pabstes vorbehalten, und diese ertheilte weder der Eine noch der Andere. Der Kaiser und der englische König waren die Hauptveranlassung zum Bunde von Mecheln gewesen; gerade sie aber wurden die Betrogenen. Dem Ersteren war es damals wie immer nur um Geld zu thun. Heinrich VIII. von England wollte den Krieg mit Frankreich, der ihm im vorigen Jahre großen Verlust zu Wasser und zu Lande zugezogen hatte, fortsetzen, und hatte deshalb auch mit Bewilligung seines Parlaments und seiner Geistlichkeit bedeutende Summen von den Laien wie vom Klerus erhoben. Er schrieb bei dieser Gelegenheit eine Klassensteuer und eine Abgabe von den beweglichen und liegenden Gütern aus, wie sie in unseren Zeiten allgemein geworden sind *).

Von dem Kaiser und dem englischen Könige hatte Lud-

*) Ein Herzog, heißt es, zahlt sechs Pfund dreizehn Schillinge, ein Graf oder Marquis vier, die Frauen derselben ebensoviel, die Baronets, die Barone und ihre Weiber je zwei Pfund, andere Ritter und Lords, welche im Parlament sitzen, ein Pfund zehn Schillinge, die Landeigenthümer aber, je nach dem jährlichen Ertrage ihrer Güter, von vierzig Pfund eines u. s. w., so daß diejenigen, welche weniger als zwei Pfund Einkommen haben, einen Schilling entrichten. Wer ein Vermögen von achthundert Pfund hat, zahlt zwei Pfund dreizehn Schillinge u. s. w., der Knecht und Taglöhner aber von zwei Pfund jährlichen Lohnes einen Schilling und von ein bis zwei Pfund sechs Pence, alle anderen Individuen vier Pence.

wig XII. wenig zu fürchten; er richtete daher, während Beide ihn von Calais und von Flandern aus bedrohten, seine Hauptrüstungen auf die Wiedereroberung von Mailand. Er hatte es dabei ungeachtet des zwischen ihm und Ferdinand dem Katholischen bestehenden Waffenstillstandes, mit den Spaniern zu thun, da der Waffenstillstands-Vertrag nur Frankreich und Spanien anging und Italien ausdrücklich ausschloß. Übrigens war damals auch Pabst Leo X. mit den Spaniern zerfallen, weil er Parma und Piacenza für seine Familie zu erwerben suchte, und deshalb seines Vorgängers Ansprüche auf diese Herzogthümer erneut, Raimund von Cardona aber nach Julius II. Tode die Bürger von Parma und Piacenza gezwungen hatte, den Herzog Maximilian Sforza von Mailand wieder als ihren Oberherrn anzuerkennen. Der Streit zwischen dem Herzoge von Mailand und dem Pabste ward jedoch wieder beigelegt; der Herzog räumte Parma und Piacenza wieder und Leo leistete ihm dagegen seine Hülfe, ohne sich freilich deshalb öffentlich für ihn und gegen die Franzosen zu erklären. Um dem Herzoge heimlich zu helfen, bediente sich der Pabst der Schweizer, weil er in dem Augenblicke, als er mit den Spaniern unzufrieden ward, sich mit Ludwig XII. eingelassen hatte.

An der Spitze des ansehnlichen Heeres, welches Ludwig XII. im Frühling 1513 zur Wiedereroberung von Mailand nach Italien schickte, stand als sein Stellvertreter (lieutenant général du roi) und als Oberbefehlshaber der Herr de la Tremouille. Unter ihm dienten als Unterbefehlshaber der Marschall Johann Jakob Trivulzio und zwei Herren von der Mark, welche dadurch, daß ihre Güter an der deutschen und niederländischen Grenze lagen, in den Stand gesetzt wurden, das Geschäft der Raubritter des Mittelalters gleich einem Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen auch noch im sechszehnten Jahrhundert fortzutreiben. Robert von der Mark, Herr von Sedan, führte sieben- bis achthundert Ritter und achttausend französische Miethlinge (aventuriers) zu Fuß, sein Sohn, der Marschall von Fleuranges, sechstausend Landsknechte oder deutsche Miethlinge. Hätte Ludwig XII. statt des Herrn de la Tremouille den Marschall Trivulzio zum Oberanführer seines Heeres gemacht, so würde die Unternehmung schwerlich gescheitert sein. Der Verfasser der Denkwürdigkeiten

Tremouille's weiß freilich dieſen gegen alle Vorwürfe zu vertheidigen; alle übrigen Schriftſteller behaupten aber, Tremouille allein ſei Schuld daran geweſen, daß der Kriegszug einen für Frankreich ſchimpflichen und verderblichen Ausgang gehabt habe. Auch gibt jener Biograph wenigſtens zu, daß Tremouille gleich anfangs nichts Gutes geahnt habe*).

Als die Franzoſen in Italien erſchienen, war Raimund von Cardona, deſſen Heer zu ſchwach war, auf Ferdinand's Befehl ganz aus dem Mailändiſchen heraus in die Gegend von Piacenza gezogen, um ſich auf den erſten Wink nach Neapel wenden zu können. Aſti und Aleſſandria wurden daher von den Franzoſen ohne Widerſtand genommen. Da nun überdies die uneinigen hin und her wankenden Italiener jetzt dieſelben Franzoſen, welche ſie im vorigen Jahre zu Tauſenden gemordet hatten, zurückriefen, ſo beruhte die Rettung von Mailand ganz allein auf den Schweizern. Auch nach Genua ſchickten die Franzoſen Truppen, um die Brüder Adorni gegen die Fregoſi, die Demokraten der Riviera gegen die Ariſtokraten der Hauptſtadt zu unterſtützen. Die Letzteren mußten weichen, und Genua ward mit Ausnahme des Caſtelletto durch die Adorni wieder franzöſiſch. Als das Heer der Franzoſen in das Mailändiſche einrückte, waren eigentlich nur noch Como und Novara in den Händen des Herzogs Maximilian. Dieſer hatte nämlich in der Stadt Mailand nicht zu bleiben gewagt, und war mit ſeinen unzuverläſſigen Italiänern und mit fünftauſend Schweizern halb fliehend nach Novara gezogen. Zugleich hatte der venetianiſche General Alviano eines Theils die Unzufriedenheit der Lombarden benutzt, um Peſchiera, Valeggio und Cremona (dieſes jedoch ohne Burg) zu beſetzen, anderes Theils aber ſeinen Unterbefehlshaber Renzo da Ceri abgeſchickt, um den Abfall der Bürger von Bergamo und Brescia, wo die Spanier ſich in die Burg warfen, zu unterſtützen. Auch Lodi und Soncino fielen vom Herzoge ab.

Das franzöſiſche Heer wandte ſich zuerſt gegen die Stadt Novara. Hier erhielt aber Tremouille die Nachricht, daß er

*) Qui n'osa le (das Commando) refuser, combien qu'il cogneust la charge estre dangereuse pour les causes susdites.

bei einem Sturm auf Novara Gefahr laufen werde, zwiſchen zwei ſchweizeriſche Heere zu kommen, da eine neue ſtärkere Schaar der Schweizer durch das Thal von Aoſta zum Entſatze heranrückte, während zugleich ein dritter Zug derſelben im Anmarſch war. Um alſo nicht vor Novara von zwei Seiten her angegriffen zu werden, lagerte ſich Tremouille an einem Orte, den man la Riotta nannte. Dieſe Stellung war ſchlecht gewählt, weil zwiſchen den Bergen die ſchwere Reiterei, welche die Hauptſtärke der Franzoſen ausmachte, nicht gebraucht werden konnte, das franzöſiſche Fußvolk aber dem ſchweizeriſchen nicht gewachſen war. Am 5. Juni erhielt Novara eine Verſtärkung, durch welche die Zahl der dort befindlichen Schweizer auf zehntauſend Mann vermehrt wurde, und nun beſchloſſen dieſe auf den Rath Jakob Matti's aus Livinen oder, wie er ſonſt genannt wird, Jakob's von Uri, das dritte ſchweizeriſche Heer, welches der Freiherr von Hohenſax ihnen zuführte, nicht zu erwarten, ſondern gleich am nächſten Tage aus Novara hervorzubrechen. Tremouille ließ ſich überraſchen; die Schweizer erfochten daher am 6. Juni 1513, und zwar diesmal ſie allein, einen glänzenden Sieg, und da die Franzoſen, anſtatt ſich nach Aſti und Aleſſandria zu wenden, in ſchimpflicher Flucht über die Alpen zurückgingen, ſo fielen auch das ganze Geſchütz und alle Schießvorräthe derſelben in die Hände der Sieger. Auch Genua ward der franzöſiſchen Partei wieder entriſſen. Die elenden Lombarden fielen über die kurz vorher begünſtigten Franzoſen meuchelmörderiſch her, und ſuchten durch Niederträchtigkeit und durch Geld die Gnade des Herzogs Maximilian zu erlangen. Alle Städte mußten große Summen zahlen, Mailand zweimalhunderttauſend Dukaten, die Anderen im Verhältniß. Dieſes Geld floß insgeſammt den Schweizern zu, befriedigte aber ihre Habſucht nicht, obgleich ſie ſich auch noch unmittelbar auf Koſten der Piemonteſen bereicherten, in deren Land ſie und der Herzog unter dem Vorwande, den Franzoſen die Rückkehr nach Italien unmöglich zu machen, gleich den Mongolen und Türken hauſten.

Nach dem Treffen bei Novara ſuchte auch Raimund von Cardona nach ſeines Herrn Art zu ernten, wo er nicht geſäet hatte. Er kehrte ins Mailändiſche zurück, um den Venetianern ihre Eroberungen wieder zu entreißen. Dies war jedoch nicht

ganz leicht; denn er hatte den größten General, welchen die Venetianer je gehabt haben, den Grafen von Alviano, gegen sich. Der Letztere machte den Spaniern, mit denen sich Ende Juli auch deutsche, von Maximilian gesandte Truppen vereinigten, jeden Fußbreit Landes streitig, mußte aber doch endlich das offene Land von Terra Firma preisgeben und sich auf die Vertheidigung der Städte Treviso, Crema und Padua beschränken. Im Anfange des August setzte Matthäus Lang, welcher einige Zeit vorher endlich Kardinal geworden war und Maximilian's Geschäfte bald als General, bald als Diplomat betrieb, bei den Verbündeten den Beschluß durch, einen Angriff auf Padua zu machen, wo Alviano selbst lag; man war aber bald genöthigt, mit Schimpf und Schande wieder abzuziehen, und der Kardinal mußte selbst gestehen, daß das Kriegswesen doch nicht seine Sache sei. Die Verbündeten wichen hierauf ganz aus dem Venetianischen zurück, bis der Kaiser Ende September ein neues Heer nach Italien schickte. Mit diesen deutschen Truppen und seinen Spaniern marschirte dann Raimund von Cardona an der Etsch herab, ging über die Brenta nach Mestre, und feuerte von hier aus, wahrscheinlich nur zum Hohn, einige Kugeln auf die Inseln, zog aber nachher mit seiner Beute nach Verona hin. Jetzt mußte Alviano, welcher bisher ruhig in Padua gelegen hatte, auf ausdrücklichen Befehl des venetianischen Senats ausziehen, um dem Feinde den Weg nach Verona zu verlegen. Er verließ also Padua und traf, nachdem er auch die vorher nach Treviso gelegte Truppenabtheilung an sich gezogen hatte, am 7. Oktober 1513 etwa drei Viertelstunden von Vicenza auf den Feind. Als es hier zur Schlacht kam, nahmen der Oberbefehlshaber Prosper Colonna und Ferdinand d'Avalos, Marquis von Pescara, ihre Maßregeln so gut, daß die Venetianer gänzlich geschlagen, ihre vornehmsten Anführer gefangen oder getödtet, ihr Geschütz und Gepäck genommen wurden. Nach dieser Niederlage der Venetianer war Italien für die Franzosen gänzlich verloren.

Der Pabst und die Spanier ernteten den ganzen Vortheil der Veränderung der Dinge in Italien; auch die Schweizer gewannen um diese Zeit in Burgund auf Unkosten Frankreich's Beute und große Summen Geldes. Maximilian und

Heinrich VIII. dagegen wurden betrogen, obgleich der Erstere, wie wir unten sehen werden, damals in den Niederlanden einigen Ruhm erfocht. König Heinrich VIII. war im Jahre 1513 ein bloßes Werkzeug des Kaisers Maximilian und seiner Tochter Margaretha, welche ihren Vater zu bewegen wußte, der Eitelkeit des jungen Königs auf jede Weise zu schmeicheln, sich bei demselben sogar als Condottieren-Hauptmann in Dienst zu geben und für ihn ins Feld zu ziehen. Maximilian trug Heinrich's Feldzeichen, die weiße Rose, und schämte sich nicht, einen täglichen Sold von hundert Kronen anzunehmen. Er wollte sogar nach der Art seiner Vorgänger dem eiteln Jüngling durch ein Diplom ohne Bedeutung Geld ablocken; dazu waren aber doch die Engländer zu praktisch. Maximilian wollte nämlich dem König von England die beständige Reichsverweserschaft unwiderruflich übertragen, gerieth aber, als Heinrich wissen wollte, welche Vorzüge und Rechte er dadurch erlange, in große Verlegenheit, und es ward deshalb aus der Sache nichts.

Margaretha übte damals gegen die Franzosen jene Meisterschaft in Verstellung und Lüge, welche wir später an ihrem Mündel und Neffen, Karl V., bewundern und verwünschen werden. Freilich ward sie auch seit 1507 unaufhörlich von dem unruhigen Herzog von Geldern, welchen Ludwig XII. insgeheim unterstützte, auf jede Weise geplagt. Sie täuschte, um Flandern, welches noch immer ein französisches Lehen war, neutral zu erhalten, den König von Frankreich sogar dann noch durch die freundschaftlichsten Briefe, als Heinrich VIII. bereits sein Heer ausschiffen wollte. Sie versicherte nämlich im Juni 1513 dem König Ludwig, daß, wenn gleich andere böse Leute im Begriff seien, sich mit den Franzosen zu verbinden, sie und ihr Vater doch seine treuen Freunde wären*). Gerade zu derselben Zeit aber erhielt sie einen Brief von ihrem Vater, in welchem dieser ihr die Hoffnung ausspricht, daß Heinrich bei Crotoy landen und die Somme herauf marschiren werde, damit er (Maximilian) die Franzosen an demselben Platze schlagen könne, wo einst sein Schwiegervater sie geschlagen habe**).

*) Combien plusieurs pour leur gâing et prouffit particulier à leurs perils et fortunes soient allez au service du roi d'Angleterre.

**) Par ainsi, que pourront, schreibt Maximilian, à grand honneur et

Heinrich landete in Calais, und Maximilian verschaffte ihm siebentausend Mann jener Leute, welche unter dem Namen Landsknechte in Deutschland das Gewerbe der Schweizer trieben, und ebenso geübt, tapfer und geschickt, aber auch ebenso roh, räuberisch und gierig waren, als die Schweizer. Diese Schaar hieß die schwarze Bande gleich der italiänischen, welche Pabst Julius II. gehegt und genährt hatte. Maximilian selbst fand sich bei dem vereinigten Heere ein, als dasselbe zur Belagerung von Therouanne ausrückte, und der englische König war klug genug, ihm die Anführung zu überlassen. Ludwig XII. hatte, um Therouanne zu entsetzen, ein bedeutendes Heer gesammelt, bei welchem sich die ersten Herren und die vorzüglichsten Generale und Ritter seines Reiches befanden. Dieses Heer ließ sich bei Guinegate von Maximilian überfallen, und der leichte, schnelle Sieg über dasselbe brachte dem Kaiser um so mehr Ehre, als die besten Ritter Frankreich's fast ohne allen Kampf vor ihm flohen, und die ihm tödtlich verhaßten Franzosen also nicht blos besiegt, sondern auch beschimpft wurden. Dies wird man am besten erkennen, wenn man du Bellay's Denkwürdigkeiten liest, in denen ganz genau und namentlich alle die Herren aufgezählt werden, welche bei Guinegate schimpflich flohen. Zu ihnen gehörten unter Andern der Oberbefehlshaber des Heeres und Statthalter der Picardie, Herr von Piennes, der Herzog von Longueville, der tapfere Bayard, La Palisse und Imbrecourt. Sie waren alle nach der ritterlichen Sitte der Zeit von ihren ungeheuren, schweren Rossen abgestiegen, und hatten Helm und Harnisch abgelegt, als Maximilian, noch ehe sie wieder auf ihre hohen Pferde steigen und die Helme aufsetzen konnten, mit seinen Reitern herbeistürzte. Es blieb ihnen nichts als schnelle Flucht übrig, und die Franzosen selbst nennen daher auch das Treffen bei Guinegate das Sporengefecht (la journée des éperons). La Palisse entkam; Bayard dagegen schämte sich zu fliehen, und wurde nebst dem Herzoge von Longue-

puissance marcher oultre jusqu'à Montlhéry, où feu nostre beaupère le duc Charles eut grand bataille et victoire (s. Th. X. S. 164), auquel lieu il faut que les François combattent, car c'est au cœur du royaume, qui s'appelle Isle de France.

ville, dem Marquis von Rotelin, Büssy d'Amboise, Clermont und la Fayette gefangen. Therouanne konnte sich nach dieser Niederlage der Franzosen nicht halten, und ward den Niederländern zu Gefallen ganz geschleift. Heinrich VIII. ließ sich hierauf bewegen, die Stadt Tournay zu belagern und zu erobern, obgleich der Besitz derselben für England eine drückende Last werden mußte. Nachdem auch diese Stadt Ende September genommen worden war, gingen der Kaiser und der König in die Niederlande, wo Margaretha es an Festen und Feierlichkeiten nicht fehlen ließ.

In demselben Jahre 1513, in welchem Maximilian, Margaretha und der Pabst den jungen König von England sowohl bei dem Zuge in den Niederlanden, als auch in Italien auf schmähliche Weise misbrauchten, erfochten die Truppen desselben einen sehr glänzenden Sieg über König Jakob IV. von Schottland. Der Letztere war mit Heinrich's Schwester Margaretha vermählt; diese Verbindung brachte aber beiden Reichen keinen Frieden, sondern nur Übel. Jakob hatte mit seinem Schwager schon früher wegen einiger Punkte Streit gehabt, und gerieth zuletzt wegen eines Mannes aus der Familie der Bartons, welchen Heinrich als Seeräuber behandeln ließ, mit ihm in einen blutigen Kampf. Der Anlaß dieses Streites hängt mit dem Charakter der Schotten und mit einem Vorfalle in dem letzten Viertel des fünfzehnten Jahrhunderts zusammen. Die Schotten waren, wie ihr Landsmann Walter Scott sie in romantischer Manier lobend schildert, Räuber zur See und zu Lande und dabei, gleich unserm Franz von Sickingen und Götz von Berlichingen, ganz wackere Ritter. Zu denen, welche Seehandel und Seeraub trieben, gehörten auch die bei Jakob in großer Gunst stehenden Brüder Barton. Der Vater dieser Bartons hatte wegen eines Schiffes, das ihm 1473 weggenommen und nicht ersetzt worden war, Entschädigungs-Forderungen an die portugiesische Regierung gehabt, und dies bewog den König Jakob, volle dreißig Jahre nachher den Söhnen desselben das Privilegium zu geben, die portugiesischen Schiffe so lange zu berauben, bis Schuld und Zinsen bezahlt seien. Diese Erlaubniß benutzten die Schotten, welche das Rauben und Raufen als Handwerk trieben, um auch andere Schiffe zu kapern, und die Bartons, welche in Jakob's Diensten waren, vergriffen sich dabei an englischen

Schiffen. Heinrich VIII. schickte hierauf seine Flotte gegen sie aus, und diese nahm nach einem Gefechte, in welchem Andreas Barton das Leben verlor, zwei schottische Schiffe hinweg. Heinrich endete zwar die bei dieser Gelegenheit gemachten Gefangenen nach Schottland zurück, versagte aber dem schottischen Könige die verlangte Genugthuung. Der Letztere fühlte sich dadurch tödtlich beleidigt, und erneuerte deshalb im Jahre 1512 die alte enge Verbindung zwischen Schottland und Frankreich. Er erklärte sich zwar dessen ungeachtet anfangs nicht feindlich gegen England; als aber im Sommer 1513 die Engländer und Franzosen um Therouanne kämpften, schickte Jakob dem französischen Könige eine Flotte zu Hülfe, und fiel, noch ehe sein Herold in Heinrich's Lager vor Therouanne angelangt war, raubend in England ein. Eine unverständigere Unternehmung ward, wenn wir den Nachrichten der Engländer trauen dürfen, nie gemacht; denn wenn wirklich, wie diese sagen, achtzigtausend Mann Schotten raubend über die Grenze strömten, so waren diese schlecht bewaffneten, ungeübten Massen ja unfehlbar dem Verderben preisgegeben. Der Graf von Surrey, welcher mit Truppen in Pontefract lag, bot sogleich die Ritterschaft der Nordgrenze auf, und zog dann nebst seinem Sohne Lord Howard an der Spitze derselben den Schotten entgegen. Diese hatten, als der Graf Surrey und sein Sohn auf sie stießen, bei Flodden an der Tweed eine nicht zu erstürmende Stellung eingenommen, und die beiden Führer der Engländer zeigten dadurch, daß sie ihre Feinde aus derselben zu locken wußten, ein großes Talent. Die Schotten zogen ihnen, wie der officielle Bericht sagt, wohlgeordnet und besonnen nach Art der Schweizer entgegen *), erlitten aber gleichwohl innerhalb einer einzigen Stunde eine blutige Niederlage (8. September 1513), und die Erbitterung der Engländer, deren Land sie wie Kannibalen verwüstet hatten, machte dieselbe vernichtend für sie. Zehntausend Schotten fielen, und unter diesen war König Jakob selbst nebst seinem natürlichen Sohne, dem Erzbischof von St. Andrews, sowie zwei andere Bischöfe, zwei Äbte, zwölf Grafen, dreizehn Barone und fünfundfünfzig andere

*) En bon ordre, en la manière que marchent les Allemans, sans parler, ne faire aucun bruit.

angesehene Herren. Auch das aus siebenzehn Kanonen bestehende Geschütz der Schotten ward nebst sechstausend Pferden von den Engländern genommen.

Zu gleicher Zeit mit Heinrich's Einfall in Frankreich und mit dem Raubzuge der Schotten unternahmen die Schweizer, vom Kaiser bewogen, einen ähnlichen Raubzug in das östliche Frankreich, welcher aber durchaus glücklich war und eigentlich gleichfalls auf Unkosten England's unternommen wurde. Die ganze Schweiz schien um jene Zeit, wie wir bereits früher bemerkt haben, zum Verdruß aller ächten Schweizer und aller Freunde wahrer Freiheit unter ihnen, sich in einen Sitz blutgieriger Söldner zu verwandeln. Schweizerische Kriegsleute hatten zuerst den Franzosen und ihrem schrecklichen Tyrannen, Ludwig XI., zum Besitze von Burgund verholfen, waren dann mit Karl VIII. nach Italien gezogen, und hatten endlich, als sie von Ludwig XII. beleidigt worden waren, nicht nur dem Kaiser und dem Pabste gegen die Franzosen gedient, sondern auch, nachdem Leo X. ihnen unter dem Vorwande rückständigen Soldes vierundzwanzigtausend Dukaten hatte zahlen lassen, den jungen Herzog von Mailand in Schutz genommen und die Franzosen aus Italien getrieben. Die zuletzt aus Italien zurückgekehrten Schweizer hatten sich theils durch die Zahlungen, welche der Herzog ihnen leistete, theils durch Brandschatzungen und Plünderungen so bereichert, daß endlich alle Schweizer ebenso eifrig in fremden Dienst strömten, wie unsere Zeitgenossen nach dem Golde von Californien. Als daher Maximilian, welcher die englischen Subsidien für unerschöpflich hielt, den zugleich vom Pabste und vom Herzoge von Mailand aufgeforderten Schweizern für sechszehntausend Mann ebensoviele Gulden monatlichen Sold anbieten ließ, wenn sie ihm für seinen Enkel Karl das Herzogthum Burgund erobern würden, war die Begierde, Theil an Beute und Sold zu nehmen, in der Schweiz so groß, daß sich statt der gewünschten sechszehntausend Mann ein Heer von fünfundzwanzig- oder nach Anderen gar von dreißigtausend Mann einfand, welches unter dem Oberbefehle des Herrn von Wattenwyl, Schultheißen von Bern, stand. Außer den Schweizern bot Maximilian, welcher nie zu berechnen pflegte, wie weit er mit seinem Gelde reichen könne, auch die Ritterschaft der Grafschaft Burgund auf,

und nahm zugleich den Herzog Ulrich von Würtemberg mit einigen tausend Reitern in Sold.

Diese Schaaren brachen verwüstend in Burgund ein. Sie drangen bis Dijon vor, ehe noch la Tremouille, der Statthalter von Burgund, Anstalten zur Befestigung dieser offenen Stadt hätte treffen können. In der Noth half la Tremouille sich dadurch, daß er diejenigen unter den Schweizern und Deutschen, welche Französisch verstanden, gewann, um die Übrigen betrügen zu können. Dies wird zwar in la Tremouille's Denkwürdigkeiten nicht ausdrücklich gesagt; es geht aber aus dem Berichte, welcher in denselben gegeben ist, klar hervor. Zuerst unterhandelte nämlich la Tremouille von der Stadt aus mit einem Albrecht von Stein und Anderen, die er von früher her kannte, dann ging er selbst zu diesen ins feindliche Lager, und machte mit ihnen Französisch aus, was den guten Deutschen nachher nur summarisch mitgetheilt ward *). Der Betrug war sehr grob; denn wer die Bedingungen liest, welche den nur Deutsch Verstehenden mitgetheilt wurden, wird auf den ersten Blick erkennen, daß la Tremouille ohne ganz besonderen Auftrag so etwas nicht gewähren konnte und durfte. Selbst wenn der König und sein ganzes Heer in Dijon eingeschlossen gewesen wäre, würde dieser sich bedacht haben, den Raubhorden solche Dinge zu versprechen. La Tremouille schloß nämlich einen Vertrag, in welchem von Seiten der Franzosen versprochen wurde, den Schweizern viermalhunderttausend Goldthaler und dem Herzog Ulrich achttausend zu zahlen, dem Besitze von Mailand, Asti und Genua zu entsagen, der römischen Kirche und dem deutschen Reiche Alles, was ihnen entrissen worden war, zurückzugeben und endlich keine Truppen mehr in der Schweiz werben zu lassen, wenn nicht vorher alle Kantone ihre Einwilligung dazu ertheilt hätten.

*) Et leur (der Schweizer) sauf conduit reçu, le seigneur de la Tremouille sans armes et petitement accompagné selon la forme du dit conduit alla vers eux. Dann folgen Winke über die zweitägigen Unterhandlungen. Endlich heißt es: Ils (die Schweizer) furent si bien menés par exhortation du dit seigneur de la Tremouille, que moyennant quelque grosse somme de deniers, qu'il leur promit, levèrent leur siège et retournèrent en leur pays, sans autrement endommager le duché de Bourgogne.

Freilich wurden den Schweizern auch einige Geißeln *) für die Bestätigung dieses Vertrages überliefert; la Tremouille selbst trug aber kein Bedenken, dem Könige zu rathen, daß er dieselben ihrem Schicksale überlasse und die Bestätigung verweigere. Auch geriethen allerdings die Schweizer, als sie in ihr Land zurückgekehrt waren, in große Erbitterung, und an vielen Orten der Schweiz war von einem neuen Zuge die Rede; allein da niemand die Kosten der Ausrüstung hergeben wollte, so blieben Alle zu Hause. Um die versprochenen viermalhunderttausend Goldthaler, von welchen die Schweizer nur zwanzigtausend auf Abschlag erhielten, bettelten und plagten sie nachher so lange, bis Ludwig's XII. Nachfolger, Franz I., um sie wieder in seine Dienste zu bekommen, ihnen nach ihrer Besiegung mehr Geld gab, als sie im umgekehrten Falle hätten fordern können.

Die Hauptangelegenheit Ludwig's XII. blieb auch im Jahre 1514 die Wiedereroberung des Herzogthums Mailand, obgleich er scheinbar große Anstalten zu einer Landung in England machte und, um Krieg gegen England führen zu können, mit Ferdinand und mit Maximilian einen Waffenstillstand auf ein Jahr schloß. Dieser Waffenstillstand ward die Veranlassung, daß sich 1514 plötzlich das ganze politische Verhältniß der Staaten gegen einander veränderte. Heinrich VIII. hatte sich nämlich zur Theilnahme am Bunde gegen Frankreich besonders dadurch bewegen lassen, daß man ihm versprochen hatte, seine jüngere Schwester mit Karl, dem Enkel und Erben Maximilian's und Ferdinand's, zu vermählen. In der Übereinkunft aber, welche Maximilian mit Ludwig schloß, war eine ganz andere Heirathsverbindung ausgemacht worden, indem Maximilian sich hauptsächlich nur durch Ludwig's Versprechen, seine jüngere Tochter mit dessen Enkel Karl zu vermählen und ihr Mailand als Mitgift zu geben, vom Bunde mit Heinrich entfernen ließ. So sehr man sich auch bemühte, diese Verabredung geheim zu halten, so gelang es doch nicht; denn Heinrich ward durch den Herzog von Longueville, welcher seit dem Treffen bei Guinegate als Kriegsgefangener in England lebte,

*) Le seigneur de Mezières, neveu de la Tremouille, François de Rochefort, bailli de Dijon, et quatre des plus riches bourgeois de Dijon

von Maximilian's Treulosigkeit unterrichtet. Der englische König gerieth darüber in heftigen Zorn. Er verlangte von Margaretha Auskunft, warum ihr Vater nicht zur Vollziehung der verabredeten Heirath erscheine; aber auch selbst diese war von der Sache nicht unterrichtet. Heinrich war also offenbar geäfft.

Diesen Augenblick benutzte der Herzog von Longueville, welcher mit Heinrich oft Federball spielte und ihm den größten Theil seines auf vierzigtausend Dukaten berechneten Lösegeldes im Spiele abgewonnen hatte, um eine Verbindung zwischen England und Frankreich zu Stande zu bringen. Er setzte sich zu diesem Zwecke mit dem Geistlichen Thomas Wolsey in Verbindung, welcher schon damals der Mentor des jungen Königs war, und von demselben das Bisthum Lincoln erhalten hatte. Der Herzog von Longueville entwarf, da Ludwig's XII. Gemahlin kurz vorher gestorben war, den Plan einer Vermählung desselben mit Heinrich's Schwester Maria, und schmeichelte also dem Stolze des jungen Königs durch die Aussicht, seine Schwester, welche Maximilian für seinen Enkel verschmäht hatte, unmittelbar auf den französischen Thron zu bringen. Heinrich ging auf diesen Plan ein, und auch Ludwig nahm nicht nur den Vorschlag an, sondern verliebte sich nachher sogar sterblich in die englische Prinzessin. Die Unterhandlungen über diese Heirath wurden sehr geheim gehalten, um Maximilian ebenso zu überraschen, wie dieser vorher den König betrogen hatte. Deshalb bedienten sich auch der erste Präsident des Parlaments von Rouen, Johann de Selve, und der Generaleinnehmer der Normandie, Thomas Bohier, welche dem Herzoge von Longueville zum Abschlusse des Vertrages nöthig waren, bei ihrer Reise nach England des Vorwandes, daß sie über das Lösegeld der, bei Guinegate Gefangenen unterhandeln sollten. Der Abschluß selbst wurde zwar dadurch erschwert, daß einerseits Ludwig von Heinrich die Herausgabe der Grafschaft und Stadt Tournay und andererseits dieser von jenem die Abtretung aller ehemaligen Besitzungen der Engländer in Frankreich verlangte; allein Ludwig willigte zuletzt ein, daß Tournay in den Händen der Engländer bleibe, und statt der Rückgabe der früheren englischen Provinzen verstand er sich dazu, dem jungen Könige unter dem Vorwande alter Schulden, welche England von Frankreich zu

fordern habe, mit Geld auszuhelfen. Heinrich hatte nämlich schon in den ersten Jahren seiner Regierung die reichen Schätze verschleudert, welche sein harter und geiziger Vater durch schlechte Mittel jeder Art zusammengebracht hatte. Drei Verträge wurden damals zwischen Ludwig und Heinrich abgeschlossen, und durch dieselben der französische König in den Stand gesetzt, seine Absichten in Rücksicht auf die Wiedereroberung von Mailand mit englischem Beistande zu verwirklichen. In dem ersten dieser Verträge versprachen die beiden Könige, einander sowohl im Angriffs- als im Vertheidigungskriege mit einer bestimmten Anzahl Truppen zu unterstützen. Der zweite bestimmte die Mitgift, welche Heinrich seiner Schwester geben, und das Wittwengut, welches Ludwig ihr anweisen sollte. In dem dritten übernahm Ludwig, in Betrachtung, daß England wegen einer Schuld Karl's VIII. an Heinrich VII. und des Herzogs Karl von Orleans an die Herzogin Margaretha von Somerset noch Forderungen an Frankreich habe, für sich und seine Nachfolger die Verpflichtung, dem König Heinrich VIII. und dessen Erben eine Million Goldkronen in achtunddreißig halbjährigen Terminen zu bezahlen.

Im Oktober 1514 wurde die englische Prinzessin nach Abbeville gebracht und dort mit Ludwig vermählt. Dieser hatte die Zeit kaum erwarten können, bis seine Braut zu ihm komme, und war, als er sie endlich sah, von ihr ganz bezaubert. Seine ältere Tochter Claudia dagegen, welche in dergleichen Dingen ein schärferes Auge hatte, als Ludwig, erkannte sogleich, daß der Engländerin gar nicht zu trauen sei. Die neue Königin war nämlich zwar erst sechszehn Jahre alt, aber weder durch Sanftmuth noch durch Keuschheit ausgezeichnet, und brachte bereits einen erklärten Liebhaber, Charles Brandon, mit, welchen sie nachher auch, als Ludwig schon im nächsten Jahre starb, alsbald heirathete. Auf Betreiben der Claudia wurde Charles Brandon, welchen Heinrich, seiner Schwester zu Gefallen, zum Herzoge von Suffolk gemacht hatte, nebst einigen Damen, die sie mitgebracht hatte, nach England zurückgeschickt. Heinrich ließ dies ruhig geschehen, obgleich die Heimgekehrten sich darüber bei ihm beklagten. Nur die nachher als Königin so unglückliche Anna Boleyn blieb bei der neuen Königin in Frankreich zurück, wo sie allerdings nicht in guter Gesellschaft war.

Übrigens beschwerten sich weder Ferdinand noch Maximilian, als die Heirath ihnen kund ward; Margaretha und ihr Neffe Karl wurden sogar in den Bund der Könige aufgenommen. Ludwig XII. starb wenige Monate nach seiner zweiten Heirath. Er war schon vor seiner Vermählung oft krank gewesen; die Veränderung seiner Lebensweise nach derselben stürzte ihn in das Grab. Er starb am ersten Januar 1515.

6. Franz I. von Frankreich bis zum Frieden von Noyon.

Ludwig's Nachfolger, Franz I., war der Enkel Johann's von Angouleme, eines Vatersbruders Ludwig's, und seit dreiviertel Jahren mit des verstorbenen Königs ältester Tochter, Claudia, welche von ihrer Mutter Anna die Bretagne geerbt hatte, vermählt. Diese Heirath hatte schon längst geschlossen werden sollen, war aber durch Anna immer verhindert worden, weil dieselbe ihr Erbland nicht ganz und für immer mit Frankreich vereinigt haben wollte; die Ehe der Claudia mit Franz wurde daher erst nach ihrem Tode vollzogen. In Folge derselben fiel die Bretagne beim Tode Ludwig's an die Krone, nachdem sie seit der Vermählung der Claudia auf kurze Zeit von ihr getrennt gewesen war.

Franz I., welcher bei seinem Regierungsantritte erst in seinem einundzwanzigsten Lebensjahre stand, war das Ideal eines französischen Königs, eines galanten und eleganten Hofmannes und eines glänzenden, tapferen Ritters. Sein Vorgänger hatte für hart und geizig gegolten, weil er die Habe des Bürgers und Bauern nicht an große Herren, Hofleute, Ritter, Damen und Gelehrte verschwendete; Franz dagegen war ganz national und ist, wie Heinrich IV., bis auf unsere Tage Ideal geblieben. Er war freundlich und liebenswürdig, aber auch leichtsinnig, eitel und verschwenderisch, wie seine Hofleute, und dabei ein Beschützer der Kunst und der Wissenschaften, ohne jedoch von den Letzteren auch nur eine oberflächliche Kenntniß zu besitzen. Eine andere Bildung war auch von seiner Jugenderziehung nicht zu erwarten gewesen. Diese hatte Ludwig XII., welcher sie hätte leiten sollen, ganz der Mutter des jungen Franz, Luise von Savoyen, einer intriguanten und stets mit Liebesangelegenheiten

beschäftigten Dame, überlassen; Luise aber hatte ihrem Sohne zuerst den Marschall von Gié und, als dieser sich nicht ganz ihrem Willen fügen wollte, den Herrn von Boissy, Arthur von Gouffier, zum Hofmeister gegeben, und der Letztere hatte dem wilden Knaben im Schlosse von Amboise einige Söhne von Rittern als Gespielen zugesellt, welche eben so wild waren als Franz. Die Knaben spielten während ihrer Kindheit ganze Tage lang Federball, und übten sich im Bogenschießen, im Stellen von Fallen und Netzen, sowie im Jagen von Rehen und Hirschen; als sie älter wurden, beschäftigten sie sich mit dem Zureiten von Pferden, dem Lanzenbrechen und dem Übersetzen über Gräben und Schlagbäume. Dies Alles hatte nicht dazu dienen können, den jungen Franz in die Politik einzuweihen oder zu einer besonnenen, ruhigen und sparsamen Verwaltung seines Reiches zu befähigen und sich die Anbetung der Bauern und Bürger zu erwerben, deren Ludwig XII. genoß. Während daher der Letztere bei dem eigentlichen Volke der gute König, der Vater seines Volkes, bei den Hofleuten und Rittern aber, weil er ihnen nichts schenken wollte, was er vom Volke hätte erpressen müssen, ein Geizhals hieß, wurde Franz von diesen, sowie von Künstlern, Gelehrten und Dichtern mehr gepriesen, als irgend ein anderer König bis auf Ludwig XIV. Er hat jedoch unstreitig, wie Ludwig XIV., unsterbliche Verdienste, weil er nach seiner adeligen Erziehung und nach der Verwöhnung durch seine Mutter noch einige Zeit hindurch sich des Verkehrs mit Ludwig's XII. Umgebungen erfreute, nachdem dieser ihn endlich an seinen Hof gezogen und in seinen Rath aufgenommen hatte.

Der Anfang der Regierung des jungen Königs ward sogleich durch grenzenlose Verschwendungen an Begünstigte und große Herren, durch Ertheilungen von Statthalterschaften und Sinecuren bezeichnet. Besonders beschenkte Franz seine Mutter Luise von Savoyen mit Land und Leuten; sie wurde sogar in den Stand gesetzt, aus der bei Regierungsveränderungen gewöhnlichen Bestätigung der Privilegien ein einträgliches Gewerbe zu machen. Ihre Creatur Düprat ward zum Kanzler, Karl von Bourbon, dessen Liebe sie suchte, und den sie, wie die an Romanen reichen Franzosen sagen, später wegen verschmähter Liebe verfolgte, in seinem vierundzwanzigsten Jahre zum Connetable und Statthalter

von Languedoc ernannt, und die ganze Familie des Letzteren empfing hohe Ämter und Güter. Odet de Foix, Herr von Lautrec, und Jakob de Chabannes, Herr von la Paliſſe, erhielten den Marſchallſtab; die Stelle eines Hofmarſchalls aber, welche der Erſtere bekleidet hatte, wurde dem ſervilen Hofmeiſter des Königs, dem Herrn von Boiſſy, übertragen, welcher dann als Hofmarſchall auch einen Sitz im Kabinet hatte. Dieſer und ſein Bruder, dem er von Pabſt Leo X. den Kardinals-Hut verſchaffte, ſpielten nachher eine ſehr unrühmliche Rolle. Franz ſelbſt nahm ſogleich den Titel eines Herzogs von Mailand an, und erklärte, daß er ſein Recht an dieſes Land als Erbe ſeiner Urgroßmutter Valentine Visconti um ſo mehr geltend machen werde, als er die Mitbelehnung erhalten habe. Auch übernahm er den Oberbefehl über das Heer, welches Ludwig XII. zur Wiedereroberung von Mailand völlig ausgerüſtet hatte, indem er zugleich für die Zeit ſeiner Abweſenheit ſeine Mutter zur Regentin von Frankreich erklärte.

In Italien trug ſeit dem Ende des Jahres 1513 Venedig ganz allein die Laſt des Krieges, und kämpfte dabei gegen vier Mächte zugleich. Von ſeinen Feinden war und blieb Kaiſer Maximilian der unbedeutendſte; wenn dieſer auch einmal bis nach Meſtre drang, ſo wurde er doch ſtets wieder zurückgedrängt, weil es ihm im entſcheidenden Augenblicke an Geld fehlte. Furchtbarer waren die Spanier unter Raimund von Cardona. Der Herzog von Mailand, welcher nur durch den Pabſt exiſtirte, und dem derſelbe den Prosper Colonna zum Obergeneral gegeben hatte, konnte allein auf die Hülfe der Schweizer vertrauen; dieſe waren aber fern und ſehr theuer. Was die Franzoſen angeht, ſo verloren ſie auch noch die wenigen Plätze, welche von ihnen bisher beſetzt gehalten worden waren. Sie mußten zuerſt die Burg von Mailand dem Herzoge überlaſſen, übergaben gleich nachher auch die Burg von Cremona, und fanden ſich am 26. Auguſt nicht mehr im Stande, die für uneinnehmbar geltende Feſte la Lanterna bei Genua zu behaupten. Die Venetianer zeigten übrigens gerade in dieſer Zeit, wie unerſchöpflich ihre Hülfsmittel und wie unerſchütterlich ihre Standhaftigkeit und Feſtigkeit ſei.

Als Franz I. ſein Heer in Bewegung ſetzte, hatten zwar der Kaiſer, der Herzog von Mailand, Ferdinand der Katholiſche und die

damals von Lorenzo von Medicis tyranniſirten Florentiner einen Bund mit den Schweizern geſchloſſen, damit dieſe die Franzoſen von Mailand abhielten; Franz hatte aber von demſelben wenig zu fürchten, weil der Pabſt nicht beigetreten war. Leo X. ſchwankte hin und her; denn er war darauf bedacht, ſeinen Bruder Julian, wenn nicht zum Herrn von ganz Italien, doch zum bedeutendſten Fürſten in Oberitalien zu machen. Er hatte ſchon 1514 bedeutende Schritte gethan, um das Gebiet und den Reichthum der Kirche zu vergrößern und dann mit dem Kirchengute die verſchiedenen Glieder ſeiner Familie zu bereichern. Er hatte den Herzog von Ferrara durch das täuſchende Verſprechen der Rückgabe um Reggio gebracht, und ihn genöthigt, die ſehr einträglichen Salinen von Comacchio abzutreten; er hatte von Kaiſer Maximilian, welcher immer Geld brauchte, das vorgebliche Recht des Reiches an Modena für elende vierzigtauſend Dukaten an ſich gekauft, und dachte immer noch auch Ferrara zu erwerben; er hatte endlich den armen Herzog von Mailand genöthigt, Parma, Piacenza und viele andere Lehen und Orte wieder herauszugeben, und es hieß ſogar, daß er den Franzoſen ihre Anſprüche an Neapel abkaufen wolle. Auch ſchloß er am 9. December 1514 für ſich allein einen Vertrag mit den Schweizern, um ſich ihrer im Nothfall gegen die Franzoſen bedienen zu können, wenn dieſe in der That Mailand wieder erobern wollten.

Mit den Franzoſen hatte Leo X. längſt angeknüpft. Gleich nachdem das Bündniß zwiſchen Ludwig XII. und Heinrich VIII. geſchloſſen worden war, hatte Leo dem Erſteren ſehr freundlich geſchrieben und zu verſtehen gegeben, wie er mit ihm in Freundſchaft zu ſein wünſche, damit ſie Beide vereint die Spanier aus Italien treiben könnten; und bei dieſer Gelegenheit war ſchon von ſeinem Bruder Julian die Rede. Ludwig XII. hatte jedoch zu derſelben Zeit erfahren, daß der Pabſt Alles aufbiete, um die Franzoſen von Mailand abzuhalten; er hatte deshalb in ſeinem Antwortſchreiben darauf hingedeutet, daß er, wenn ihm Mailand überlaſſen werde, dem Bruder Leo's Neapel verſchaffen könne. Die Antwort des Pabſtes auf dieſen ſonderbaren Antrag war ganz eines Fürſten würdig geweſen, welcher alle Bildung der Alten und der Neueren in ſich vereinigte, und dem die größten Künſtler und

Gelehrten aller Zeiten, sowie alle Sophistik und das Ciceronianische Latein eines Bembo und Sadoletus zu Gebote standen. Leo erwiderte nämlich dem Könige: „Dieser möge es ihm nicht übel nehmen, daß er bei der gegenwärtigen Lage der Dinge vorerst nicht auf einen offenen Bund mit ihm eingehen könne; denn seine Bundesgenossen würden über ihn herfallen, sobald er sich mit Frankreich verbinde. Er bitte daher den König, seinen Zug gegen Mailand nicht zu unternehmen, da der Pabst sich jetzt auch schon allein aus dem Grunde nicht mit ihm einlassen dürfe, weil der Krieg viel Christenblut kosten werde, welches man bei der großen Vermehrung der türkischen Macht schonen müsse. Wenn der König den Zug aufschieben wolle, so werde er nachher den Pabst geneigt finden, ihn in Allem zu seiner Größe und seinem Ruhme so behülflich zu sein, wie er es früher gewesen wäre." Nach dieser ächt diplomatischen Antwort schickte dann der Pabst, als Franz I. sich an die Spitze des von Ludwig gesammelten Heeres stellte, auf der einen Seite die Schweizer gegen ihn, und gewann auf der anderen die Mutter des Königs, welche Alles über ihren Sohn vermochte, für die zur Bereicherung seiner Familie entworfenen Plane. Er vermählte nämlich im Februar 1515 seinen Bruder Julian mit Philiberta, einer Schwester der Luise von Savoyen. Die Hochzeit Julian's wurde mit ungeheuerem Aufwande und königlicher Pracht in Rom, sowie nachher noch einmal in Turin gefeiert, und alle Fürsten Italien's ehrten das neue Ehepaar gleich einem königlichen. Als Franz nachher im Begriff war, über die Alpen zu gehen, zeigte sich des Pastes verdächtige Politik aufs neue. Er gab dem Dogen Octavian Fregoso in Genua einen Wink, daß die Verbündeten es nicht aufrichtig mit ihm meinten; dieser wandte sich also an Frankreich, veranlaßte aber dadurch den General Prosper Colonna und die nach Italien gekommenen Schweizer zu einem schleunigen Zuge gegen Genua, und gerieth, da Prosper die Adorni und Fieschi mit sich gebracht hatte, ins Gedränge. Doch trat hierauf der Pabst, um es nicht mit den Franzosen zu verderben, als Vermittler auf.

Das Heer, mit welchem Franz im August 1515 nach Italien marschirte, war das zahlreichste und beste, welches bis dahin von irgend einem europäischen Monärchen ins Feld gestellt worden war.

In demselben befanden sich unter Anderen zweitausend fünfhundert Lanzen (zu je vier Mann) und zweiundzwanzigtausend Mann Landsknechte, welche beiden Truppentheile der wilde Herzog Karl von Geldern führte, und sechstausend Basken, welche Peter Navarro, der vortrefflichste General Ferdinand's des Katholischen, meisterhaft eingeübt hatte. Dieser General war nämlich, nachdem er bei Ravenna gefangen genommen worden war und sein König ihm jeden Beitrag zu seinem Lösegelde versagt hatte, in französische Dienste getreten.

Aus Frankreich führten damals nur drei gangbare Alpen-Pässe nach Italien, der über den Mont Genevre, der über den Mont Cenis und der über Nizza. Von diesen drei Pässen waren die beiden Ersteren durch sechszehntausend Schweizer besetzt, der Dritte war zwar offen, er bot aber andere Schwierigkeiten dar, und die Schweizer konnten ihn jeden Augenblick sperren. Man richtete daher die beiden Hauptabtheilungen des französischen Heeres auf den Mont Genevre und den Mont Cenis, und schickte, um den Schweizern, welche bei Susa und Coni lagen, in den Rücken zu kommen, eine dritte Heerschaar auf einem bis dahin unbekannten Wege, welcher über den Col d'Argentiere, den Pei le Poro, Demont und Roquesparviere in das Marquisat Saluzzo führte. Die schwergepanzerte Schaar der Franzosen, welche unter der Leitung eines Gemsenjägers diese Richtung einschlug, ward von Chabannes, d'Aubigny, Trivulzio und Bayard geführt, und gelangte, indem Peter Navarro mit seinen Basken voran kletterte und den Weg bahnte, auf unbekannten Steigen nach Saluzzo. Zu gleicher Zeit machten nicht nur die Venetianer den spanischen Truppen von Piacenza bis nach Verona hin genug zu schaffen, sondern Octavian Fregoso nahm auch ein kleines, zu Schiffe nach Genua gebrachtes Heer der Franzosen in die Stadt auf. Von Saluzzo aus überraschte die dort erschienene Schaar alsbald den mailändischen General Prosper Colonna. Dieser lag nämlich in Villafranca drei Stunden von Saluzzo, ganz nahe bei den Schweizern, welche in Coni standen, und anstatt auf die Nachricht von der Ankunft der Franzosen in Saluzzo sich schnell mit den Schweizern zu verbinden, speiste er, als Bayard und la Palisse mit ihren Reisigen am 15. August vor Villafranca erschienen, ganz gemüthlich mit seinem Generalstabe. Die Franzosen stürmten daher auf die Stadt los, hin-

derten durch das Einschieben ihrer Lanzen die Verschließung des Thores, und nahmen dann Colonna und seine Generale, einen Cäsar Feremosca, Peter Margano und Andere, gefangen. Als die Schweizer herbeikamen, waren die Franzosen schon wieder abgezogen. Jetzt drang auch das Hauptheer der Franzosen über den Mont [Genevre] und Mont Cenis nach Susa und von da bis Turin vor, weil die Schweizer aus Furcht, im Rücken angegriffen zu werden, sich vom Gebirge zurückzogen. In Turin sammelten sich die Franzosen, um von da in das Mailändische einzubrechen. Dort hatte sich der Herzog Maximilian hoffnungslos in die Burg von Mailand eingeschlossen, und man sagte sogar, er sei, seit sein General Colonna durch Unvorsichtigkeit in die Hände des Feindes gefallen war, seines Verstandes nicht mehr mächtig gewesen.

Jetzt sahen sich die Schweizer zugleich im Rücken durch das von Genua bis an den Po gedrungene Heer, auf der Seite durch Chabannes, d'Aubigny und Trivulzio und endlich von vornen durch die vom König Franz selbst geführte Hauptmacht der Franzosen bedroht. Sie schickten daher ihr Geschütz in die Citadelle von Novara, um zu Fuß in geschlossenen Reihen, mit Lanze, Schwert und Streitart gegen die Artillerie und Ritterschaft der Franzosen anzustürmen. Sie waren schon bis nach Galerate unweit Mailand gekommen, als der Herzog von Savoyen mit Verräthern unter ihnen Verhandlungen anknüpfte und im Namen des französischen Königs ihre Forderungen befriedigte. Franz ließ ihnen damals sogar die Auszahlung der in Dijon versprochenen viermalhunderttausend Goldthaler (s. S. 271.) zusagen. Die Solothurner, Freiburger, Berner und Ober-Walliser, mit denen ihre Patricier, ein Johann von Diesbach, ein Albrecht von Stein, ein Freiherr von Hohensax und Andere, Handel trieben, zeigten sich bereit, ihren Schützling, den Herzog Maximilian von Mailand, für Geld zu verrathen; allein Wattenwyl, die Schwyzer, Züricher, Urner und Glarner weigerten sich dessen und wollten für den Herzog fechten. Auch der Pabst und sein Neffe Lorenzo von Medicis, welcher das florentinische Heer anführte, spielte eine sehr zweideutige Rolle. Die Briefe des Ersteren an Lorenzo, welche Raimund von Cardona auffangen ließ, lauteten so sonderbar, daß Raimund im Modenesischen Halt machte, um das Weitere abzuwarten, und daß

also die Vertheidigung von Mailand im September ganz auf den Schweizern beruhte. Nur der Kardinal von Sitten zeigte den entschiedensten Franzosenhaß. Er reiste sogar, als die Schweizer Geld von ihm forderten und, weil er keines hatte, sein Leben bedrohten, in das spanische Lager und verschaffte sich dort eine Summe, welche aber den Schweizern zu unbedeutend schien.

Der König von Frankreich hatte damals den Schweizern alle ihre Forderungen gewährt. Er hatte ihnen versprochen, nicht allein dem Herzog Maximilian statt des Mailändischen das Herzogthum Nemours nebst einem Jahrgelde zu geben, sondern auch den Schweizern die von Ludwig XII. versagten Jahrgelder wieder regelmäßig auszuzahlen und sechsmalhunderttausend Dukaten in Terminen zu entrichten, sowie noch dreimalhunderttausend dazu, wenn sie die vom Herzogthum Mailand abgerissenen Stücke, nämlich Tessin und das Veltlin, wieder abträten. Alles dies war bereits ausgemacht, und Lautrec hatte eine Summe Geldes, welche Franz durch die Beisteuer seines ganzen Heeres gesammelt hatte, schon nach Buffaloro gebracht, als plötzlich die ganze Verhandlung wieder rückgängig ward. Die Haupursache davon war die Ankunft von zwanzigtausend Mann frischer Schweizer, welche, wenn der Vertrag ausgeführt worden wäre, um ihren Antheil an dem gehofften Raube und an der erwarteten Belohnung gekommen sein würden. Doch trug gewiß auch eine vom Kardinal von Sitten an seine Landsleute gehaltene Ansprache viel dazu bei, die Schweizer aufs neue gegen die Franzosen zu entflammen. Wir glauben freilich nicht, daß der Kardinal diejenige Rede gehalten habe, welche der Advokat Guicciardini ihm in den Mund legt, und trauen ihm ebensowenig die zu, welche der Latinist und Rhetor Paul Jovius ihn halten läßt; denn er hatte gewiß eine Art von Beredsamkeit, welche seinen Schweizern handgreiflicher war, als das Schulgepränge dieser beiden Rhetoren. Genug, die Schweizer geriethen durch seine Anrede in eine solche Wuth, daß sie am 13. September aus der Stadt Mailand herausstürmten und, ohne sich durch irgend etwas aufhalten zu lassen, das um die Hälfte stärkere französische Heer zu einer Schlacht zwangen. Nur mit genauer Noth brachte Lautrec das in Buffaloro niedergelegte Geld vor ihnen in Sicherheit. Auf diese Weise begann am 13. September 1515 die entscheidende Schlacht bei Marignano.

Franz hatte sich, um die Schweizer ganz von dem päbstlichen und spanischen Heere abzuschneiden, auf der von Piacenza nach Mailand führenden Straße, etwa acht Stunden von der letzteren Stadt, bei Marignano oder Santa Brigitta am Flüßchen Lambro gelagert, ging aber nachher den Schweizern bis San Donato entgegen. Hier wären er und sein Connetable am 13. September von den ohne Geschütz und Musik aus Mailand gezogenen Schweizern überrascht worden, wenn ihn nicht Trivulzio in dem Augenblicke, als die Schweizer wüthend heranstürmten, gewarnt hätte. Das Treffen war am 13. September höchst blutig, blieb aber unentschieden. Die ganze darauf folgende Nacht hindurch standen die beiden Schlachtordnungen einander gegenüber, und am 14. begann der Kampf aufs neue und mit verdoppelter Wuth. Er war furchtbar, und die Schweizer bewiesen nicht blos unerschütterlichen Muth, sondern auch eine überlegene Taktik, da sie der zahlreichen Artillerie der Franzosen nur einige wenige Kanonen entgegenzustellen hatten; um zehn Uhr morgens aber verschaffte die unerwartete Erscheinung des venetianischen Feldherrn Alviano den Franzosen den Sieg. Alviano hatte den größten Theil seines Heeres den Spaniern gegenüber stehen lassen, und war mit einer kleinen Anzahl Reiter nach Marignano geeilt. Die Hülfe, welche er brachte, war unbedeutend; seine Anwesenheit wurde aber bald bekannt, und das Geschrei St. Marcus! St. Marcus! veranlaßte die Meinung, daß das ganze venetianische Heer im Anmarsche sei. Die Schweizer zogen sich deswegen nach Mailand zurück. Sie verließen jedoch das Schlachtfeld in bester Ordnung, und der König Franz verbot, sie scharf zu verfolgen, weil das von Alviano verlassene Heer der Feinde diesem leicht nachgezogen sein konnte. Ob übrigens in der Schlacht bei Marignano die Schweizer zehntausend, die Franzosen fünftausend Mann verloren, lassen wir unentschieden. Gewiß ist, daß König Franz durch seinen Sieg Alles erlangte, was er nur irgend hatte wünschen können. Er war der Erste, der die bis dahin nie besiegten Schweizer auf offenem Felde geschlagen hatte, und er ward zugleich durch den erfochtenen Sieg wieder Herr von Mailand. Der rohe, in blutigen Raufereien unersättliche Herzog von Geldern hatte der Schlacht bei Marignano nicht beigewohnt; er war aus Verdruß über den Vertrag von Galerate nach Hause zurückgekehrt,

weil er nicht mehr hoffen durfte, daß es zum Blutvergießen kommen werde. Die Nachricht von seinem Irrthume warf ihn auf das Krankenlager *).

Die Schweizer kehrten nach der Schlacht bei Marignano größtentheils in ihre Heimath zurück, nachdem sie, um unter einem schicklichen Vorwande den Dienst aufgeben zu können, von dem Herzog Maximilian eine recht bedeutende Summe gefordert hatten; denn sie wußten wohl, daß derselbe kein Geld habe. Nur fünfzehnhundert von ihnen warfen sich mit dem Herzoge in die Burg, die er, wenn er nicht elend und feige gewesen wäre, lange hätte vertheidigen können. Die Mailänder schickten Abgeordnete ins französische Lager und mußten dreimalhunderttausend Dukaten bezahlen; doch ging der König nicht nach Mailand, sondern nach Pavia. Zum Statthalter jener Stadt ernannte er den Connetable Karl von Bourbon, die Belagerung ihrer Burg dagegen übertrug er dem Peter Navarro. Schon nach drei Wochen verzweifelte der Herzog an der Möglichkeit, sich in der Burg so lange zu behaupten, bis der Kaiser, zu welchem sein Bruder Franz geflohen war, zum Entsatze herbeigekommen sei; er ward daher am 5. Oktober mit dem Connetable über die Bedingungen der Übergabe einig. Der König versprach ihm ein jährliches Einkommen von dreißigtausend Dukaten, dafür überließ der Herzog nicht allein die Burg den Franzosen, sondern er erkannte auch des Königs Recht auf das Herzogthum an und entsagte dem seinigen. Hierauf ergab sich auch die Burg von Cremona, welche der Bastard von Savoyen belagert hatte.

Der Pabst, welcher längst eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatte, schloß jetzt einen förmlichen Bund mit den Franzosen, und bestätigte am 13. Oktober die Bedingungen, welche von dem Herzoge von Savoyen schon lange für ihn ausgemacht worden waren, deren Annahme er aber verzögert hatte, bis jede Aussicht für seine

*) Le duc de Gueldre, sagt du Bellay, voyant la paix conclue et ayant nouvelles que les Brabançons estoient entrés en ses pays, prenant congé du roi laissa sa charge au comte de Guise, son nepveu, et print la poste, pour aller secourir ses sujets, mais arrivé à Lyon estant adverti, que la bataille se donnoit, il en print tel ennuy qu'il tomba en fièvre continue, dont il fut en danger de mort.

Verbündeten verschwunden war. Eine Verständigung war zwischen beiden Theilen bald zu Stande gebracht, da der König von Frankreich für seine weit aussehenden Plane den Pabst eben so nöthig hatte, als der Pabst ihn. Leo X. mußte freilich Parma, Piacenza und Modena fahren lassen; der König versprach aber dagegen, die Familie Medicis auf andere Weise zu versorgen. Die Herrschaft in Florenz ward dem Hause Medicis gesichert: Leo's Bruder, Julian, erhielt ein Jahrgeld und das Versprechen eines Fürstenthums in Frankreich, und Franz sah nachher ruhig zu, wie Leo X. den Herzog von Urbino, der mit allen diesen Händeln nichts zu thun gehabt hatte, seines Herzogthums beraubte und es seinem Neffen gab. Auch Lorenzo, der Neffe des Pabstes, erhielt ein Jahrgeld von Franz.

Raimund von Cardona war über diesen Frieden sehr unwillig; es blieb ihm aber doch am Ende nichts übrig, als mit seinen Spaniern nach Neapel zurückzugehen. Ein eigentliches Bündniß zum Angriff und zur Vertheidigung schlossen übrigens der Pabst und der König von Frankreich erst, als sie im December eine Zusammenkunft in Bologna gehalten und Franz ein Concordat über das Verhältniß der französischen Geistlichkeit zum Pabste und zum Könige gemacht hatte. Dieses Concordat, auf das wir später zurückkommen werden, sollte den französischen Klerus aller Vortheile jener bekannten pragmatischen Sanction berauben, welche den Inbegriff des durch das Baseler Concil dem päbstlichen entgegengesetzten bischöflichen Kirchenrechtes enthielt, vom französischen Klerus als das ursprüngliche Recht anerkannt und von Parlament und König zum Landesgesetz gemacht worden war (s. Th. IX. S. 252 f.). Es ward nämlich durch das Concordat von Bologna die französische Kirche ganz unter die Gewalt des Königs und des Pabstes gebracht, indem die freie Wahl der Bischöfe und Äbte aufgehoben wurde und König und Pabst sich fortan in die Besetzung der geistlichen Stellen theilten.

Kaiser Maximilian drohte auch nach der Unterwerfung des Herzogthums Mailand unter den König von Frankreich noch immer, und war mit Heinrich VIII. für die Familie Sforza thätig; er war aber nicht zu fürchten. Dies zeigte sich, wie wir sogleich sehen werden, bei dem Zuge nach Italien, welchen Maximilian im

Jahre 1516 unternahm. Die Schweizer dagegen mußte König Franz I. zu gewinnen suchen, nicht allein weil er sie fürchtete, sondern auch weil er nicht hoffen durfte, seine abenteuerlichen Plane ohne ihre Hülfe ausführen zu können. Er bot daher auch Alles auf, um sie an sich zu ziehen. In dieser Absicht unterhielt er seine Verbindungen mit Albrecht vom Stein und anderen Solothurnern, Freiburger und Berner Patriciern, und ließ durch den Herzog von Savoyen nicht nur mit fünf Kantonen in Genf unterhandeln, sondern auch zweimalhunderttausend Dukaten dorthin bringen, um sie unter die leitenden Männer zu vertheilen. Die Versammlung der sämmtlichen Kantone zu Zürich war freilich dem Bunde mit Frankreich abgeneigt, es wurden in Zürich sogar heftige Schimpfworte gegen die Franzosen und ihre Clienten gesprochen und Albrecht von Stein nebst den Anderen, welche ihren schlecht erworbenen Reichthum üppig zur Schau trugen, Nichtswürdige und Verräther gescholten; allein die Intriguen dauerten fort, und fünf Kantone betheiligten sich an dem Empfange des in Genf niedergelegten Geldes. Dagegen blieben Zürich, Uri, Schwyz, Basel, Schaffhausen und Graubündten dem Kaiser ergeben, und als dieser im Frühjahr 1516 von König Heinrich VIII. Geld erhielt und an die Schweizer vertheilte, zogen sie wieder mit ihm nach Italien, um einen Sforza einzusetzen. Maximilian's Zug scheiterte aber nicht blos an denselben Klippen, an welchen bisher alle Unternehmungen dieses Kaisers gescheitert waren, sondern Maximilian sagte auch laut, er sei schnell wieder umgekehrt, weil er gefürchtet habe, von dem französisch gesinnten Theile der Schweizer verrathen zu werden. Die Kantone nahmen hierauf die Anerbietungen des Königs von Frankreich an, und schlossen mit ihm am 29. November 1516 ein Schutz- und Trutzbündniß.

Die wichtigsten Bestimmungen dieses sogenannten ewigen Friedens sind in den nachfolgenden Artikeln desselben enthalten. Es solle, heißt es in den beiden ersten Artikeln, ewig Friede und Freundschaft zwischen Frankreich und den Eidgenossen bestehen, und alle Kriegsgefangenen sollten ohne Lösegeld freigegeben werden. In dem fünften Artikel verpflichtete sich König Franz, den Schweizern freiwillig für den Zug nach Dijon viermalhunderttausend Goldthaler und für den in Italien erlittenen Schaden dreimalhundert-

tausend Sonnenkronen zu zahlen, und zwar so, daß die Zahlungen in vier Jahresfristen zu Bern geleistet und Verschreibungen für dieselben gegeben, alles das aber, was einige Kantone von den zu Genf versprochenen zweimalhunderttausend Kronen bereits empfangen hätten, abgezogen werden sollte. Außerdem enthielt der Vertrag noch folgende Hauptbestimmungen: „Jedem Kanton und den Wallisern bezahlt der König jährlich zweitausend Livres, sowie den drei Bünden das, was Ludwig XII. ihnen zugestanden. Der Abt von St. Gallen nebst seinen Gotteshaus-Leuten und die Töggenburger erhalten sechshundert Livres, die Stadt St. Gallen vierhundert, die Unterthanen der Grafschaft Greiers (nicht der Graf) sechshundert Livres. Bellenz, Lugano, Locarno und Maienthal behalten ihre bisherigen Vorrechte in Beziehung auf den mailändischen Staat; die Schweizer können aber wählen, ob sie dreimalhunderttausend Sonnenthaler annehmen oder im Besitze von Lugano, Locarno, Maienthal, Veltlin, Cleven und anderen zu Mailand gehörenden Plätzen bleiben wollen. Auf jeden Fall verbleibt Bellenz und was dazu gehört den drei Ländern. Das Bündniß soll nicht gelten, wenn von Angriffskriegen gegen Leo X., das Reich, den Kaiser, den römischen Stuhl, Oestreich, Savoyen, Würtemberg, das Haus Medicis, Florenz und den Herrn von Bergier, Marschall von Burgund, die Rede sein sollte." Einige Monate vorher (im August 1516) war zu Noyon auch zwischen Spanien und Frankreich ein Frieden geschlossen worden, dessen wir unten näher gedenken werden.

Nach dem Abschlusse des ewigen Friedens und des Vertrages von Noyon, und nachdem auch Maximilian dem Letzteren beigetreten war, triumphirten die Venetianer mit allem Recht. Sie allein hatten aus dem langen Kampfe wirklichen Vortheil gezogen. König Franz hatte nichts gewonnen als den glänzenden Ruhm des Sieges bei Marignano; denn der Besitz von Mailand ward ihm verderblich, weil die Erwerbungen in Italien sich nur durch Geldopfer und Anstrengungen behaupten ließen, welche Frankreich erschöpften. Venedig dagegen war zu Anfang des Jahres 1517 wieder im Besitze von Salo, Peschiera, Bergamo, Brescia, Crema, Verona, Vicenza, Padua, Treviso, Rovigo und Udine, und der venetianische Senat ließ unter der Leitung der ausgezeichneten Generale

Gritti und Cornaro die Festungswerke aller dieser Plätze wieder herstellen sowie neue anlegen. Doch begann gerade damals der Verfall der reichsten Stadt des Erdbodens, obgleich die Weisheit, die Macht und der Reichthum derselben, ja sogar das Ding, welches in Venedig Freiheit genannt ward, und die Blüthe der Künste und Gewerbe, sowie die königliche Pracht der venetianischen Patricier, die man noch jetzt an den verfallenden Landhäusern zwischen Padua und der Lagune sehen kann, ebenso angestaunt wurden, wie man jetzt England anstaunt. Im Osten wurden nämlich die Türken immer mächtiger, und der Handel mit Ostindien und China kam nach der Entdeckung und Eroberung der reichen Gegenden des Ersteren durch die Portugiesen in die Hände dieses Volkes, welches im fernen Asien, sowie bald auch im neu entdeckten Süden von Amerika Fürstenthümer, Länder und Inseln besaß. Die Producte Ostindien's, China's und der indischen Inseln kamen nicht mehr über Venedig, sondern über Portugal und Spanien nach Europa. Spanien verblutete sich freilich schon im Laufe des sechszehnten Jahrhunderts und sank in Trägheit, weil es in Amerika nicht durch Betriebsamkeit und Handel, sondern durch die Waffen herrschen wollte; vorerst bedeckten aber doch seine Schiffe alle Meere, und verdrängten die venetianischen aus denselben. Dagegen zogen die Niederlande, welche unter Margaretha und ihrem Neffen Karl an Spanien geknüpft wurden, den Vortheil von den Entdeckungen der Spanier und Portugiesen. Ihre Betriebsamkeit und ihr Handel nahmen in eben dem Grade zu, als Venedig sank, und erst am Ende des sechszehnten und im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts gingen Seemacht, Handel, Reichthum und Gewerbe an die Engländer über.

Spanien vom Tode der Isabella an bis zum Tode Ferdinand's des Katholischen.

Ferdinand der Katholische beherrschte Aragonien, Sicilien und Neapel in seinem eigenen Namen. Im Reiche Castilien hatte er mit Ausschluß Maximilian's die vormundschaftliche Regierung wieder erhalten, nachdem er durch seinen Schwiegersohn und dessen belgische Umgebung ganz aus demselben verdrängt worden war.

Er war in diesem Reiche Regent, da der Kardinal Ximenes, welcher dasselbe verwaltete, unter seiner Oberaufsicht stand.

Ferdinand und Ximenes verstanden meisterhaft, den Glauben, die Sitten und die Vorurtheile ihrer Landsleute zu benutzen, um in einem Reiche, welches seit vielen Jahren durch bürgerliche Unruhen und durch grausame Kriege mit dem besten Theile der Einwohner zerrüttet worden war, Ordnung und Polizei wieder herzustellen. Zu diesem Zwecke gebrauchten Beide nicht nur die Allmacht und das ganz willkürliche Rechts- und Gerichtsverfahren der geistlichen Inquisition, sondern sie hoben auch die Gemeinden und Magistrate der Städte, und bedienten sich der Hermandad oder Polizeimacht derselben. Auch vereinigte Ferdinand, dessen Hauptziel im Leben die Demüthigung der in Castilien wie in Deutschland nach fürstlichem Ansehen und völliger Unabhängigkeit strebenden geistlichen und weltlichen Großen war, die Großmeisterschaften der drei ganz unabhängigen Ritterorden (St. Jago, Calatrava und Alcantara) in seiner Person, und sah mit Vergnügen, daß dem Ximenes fast alle geistliche und weltliche Macht im Reiche übertragen wurde. Ximenes hatte nämlich schon zur Zeit der Isabella die höchsten Würden der Hierarchie in Spanien erlangt; nach dem Tode dieser Königin aber ward er nicht nur Reichsverweser, sondern Pabst Julius II. ernannte ihn auch zum Kardinal, und Ferdinand machte ihn an der Stelle des Erzbischofs Deza von Sevilla zum Oberketzerrichter von Castilien.

Der Hauptgedanken des mächtigen Erzbischofs und Kardinals war die Vertilgung der Ungläubigen und die Feststellung der Einheit und Gleichförmigkeit des Cultus. Er entwarf daher auch, weil er nach dem Zeugnisse des Alvaro Gomez viele Anlagen zu einem Kriegshelden hatte, alsbald den Plan zu zwei gegen die Mauren in Afrika gerichteten Kriegszügen. Durch diese erreichte er zugleich einen politischen und einen fanatischen Zweck. Er sicherte nämlich zuerst die spanischen Küsten gegen die Raubzüge der Mauren, und machte es den vielen noch im Lande befindlichen heimlichen Mohammedanern unmöglich, bei einer Empörung auf Hülfe von außen zu rechnen. Dann aber setzten beide Kriegszüge ihn auch in den Stand, eines Theils die Ungläubigen in Afrika, wenn sie nicht gläubig werden wollten, zu verfolgen und zu tödten,

und anderes Theils die Juden, Moslim und Neuchristen in Spanien durch sein Ketzergericht ungestört einkerkern, verbrennen und verjagen zu lassen. Auf dem ersten Zuge eroberte Ximenes im September 1505 einen Hauptsitz der Christenfeinde und Seeräuber, den der Stadt Carthagena gegenüber gelegenen Hafen Mazarquivir. Der glückliche Ausgang dieser Unternehmung ermuthigte ihn, dem König Ferdinand den Plan zu einer zweiten, größeren vorzulegen. Es sollte jetzt der Stadt Oran gelten, welche damals zwanzig- bis dreißigtausend Einwohner hatte. Ferdinand zögerte jedoch, auf diesen Vorschlag einzugehen, da er trotz des amerikanischen Goldes immer um Geld verlegen war. Ximenes half ihm daher aus der Verlegenheit. Er erbot sich, jede erforderliche Summe darzuleihen, sich persönlich zum Heere zu begeben und das ganze Unternehmen allein zu leiten. Jetzt gab der König seine Einwilligung, und im Mai 1509 segelte eine Kriegsflotte unter der Führung des Kardinals nach Afrika. Ein Theil des Heeres landete weit im Osten von Oran, während der andere nahe bei der Stadt ausgeschifft wurde. Beide Theile kamen fast um dieselbe Zeit vor Oran an, und es ward hier sogleich ein Treffen geliefert, in welchem die Spanier siegten und mit den fliehenden Feinden stürmend in die Stadt eindrangen. Diese wurde von ihnen geplündert, und Tausende wehrloser Einwohner verloren das Leben; doch zog Ximenes nicht, wie bald nachher Pabst Julius II. bei der Eroberung von Mirandola (s. S. 237), über Leichen in Oran ein, sondern er begab sich erst dann in die eroberte Stadt, als Blut und Leichen hinweggeschafft worden waren.

Die Geschichten der Spanier schreiben den schnellen und glänzenden Erfolg des Zuges gegen Oran ausschließlich der Leitung des Kardinals zu; Peter Navarro nahm aber diesen Ruhm für sich in Anspruch, und in der That bewies derselbe sich später auch als den besten Feldherrn aus Gonsalvo's von Cordova Schule. Ferdinand, der auf jede Art von Größe eifersüchtig war, weil seine kleine Seele überall nur durch Arglist, Tücke und Verrath zu herrschen suchte, benahm sich damals ebenso undankbar gegen Ximenes, als er früher sich gegen Gonsalvo von Cordova bewiesen hatte und nachher, wie wir bereits gesehen haben (s. S. 280), gegen Peter Navarro bewies. Der Kardinal hatte das Geld zu

dem Unternehmen hergegeben, und rechnete darauf, daß er seinen großen Plan, die ganze Küste von Afrika bis nach Egypten hin unter seiner Leitung zu besetzen, ausführen lassen könne; Peter Navarro nahm aber zur Fortsetzung des Krieges das Commando für sich in Anspruch, und Ferdinand schrieb hierüber einen so zweideutigen Brief an Navarro, daß Ximenes, als dieses Schreiben ihm gezeigt wurde, sich sogleich nach Spanien einschiffte. Der König hatte die Heimkehr des Kardinals nicht geradezu zu befehlen gewagt, und deshalb dem Peter Navarro gerathen, denselben hinzuhalten. Ximenes, welcher am 16. Mai in Afrika gelandet war, schiffte sich schon am 22. voll Verdruß wieder nach Spanien ein.

Peter Navarro, welcher statt des Kardinals die Ausführung des von diesem entworfenen Eroberungsplanes übernahm, wurde, so lange Alles glücklich ging, von Ferdinand mit Geld und Truppen freigebig unterstützt; als aber eine Niederlage erfolgte und das spanische Heer in Italien Krieg führen mußte, wurden die afrikanischen Eroberungen größtentheils eben so schnell wieder verloren, als sie vorher gemacht worden waren. Navarro's Feldzug begann im Januar 1510 mit der Eroberung von Bugia, der Hauptstadt eines der kleinen, unter sich entzweiten mohammedanischen Fürstenthümer oder sogenannten Königreiche, welche an der Küste des mittelländischen Meeres bestanden. Nachher unterwarf Navarro nicht nur Algier, Tunis, Tremesen und andere Küstenstädte, sondern am 26. Juni ergab sich ihm auch das mächtige Tripolis nach einem langen und heftigen Widerstande. Die Eroberung dieser Stadt war jedoch das Ende von Navarro's Siegen; denn die Glaubensgenossen der Mauren fanden sich auf der See wie zu Lande zu einem Kampfe ein, den sie gleich den Christen für einen Glaubenskampf hielten, und erfochten im August auf der Insel Gelves einen großen Sieg, bei welchem Navarro viertausend alte Soldaten, also in jener Zeit ein ganzes Heer, verloren haben soll.

Der Kardinal schmollte seit seiner Rückkehr aus Afrika dem Könige; denn er besuchte ihn nicht mehr. Ferdinand dagegen kam 1513 zu ihm nach Alcala de Henarez, wo Ximenes im Jahre 1500 angefangen hatte, eine neue Universität zu gründen, welche 1508 eingeweiht wurde. Diese Stiftung bewies königliche Reichthümer, sowie königliche Pracht und Freigebigkeit, und ist in ganz Europa

durch zwei Dinge berühmt geworden, welche nur Ximenes neu zu begründen vermochte. Das Eine war die bedeutende Bibliothek kostbarer arabischer Handschriften, welche Ximenes aus Oran nach Alcala brachte, das Zweite die von ihm besorgte und bereits oben (S. 195) erwähnte Bibelausgabe in verschiedenen Sprachen (Biblia polyglotta Complutensis), die Ihresgleichen in Europa nicht hatte und hat. Den Bauten und Einrichtungen, welche Ximenes in und um Alcala mit wahrhaft kaiserlichem Aufwande machte, widmet sein Lebensbeschreiber Alvaro Gomez einen recht bedeutenden Raum in seinem Werke; er führt aber dabei freilich auch manches Sonderbare an. Dahin rechnen wir namentlich das Statut des Kardinals, vermöge dessen die Professoren von Alcala nach der Zahl ihrer Schüler besoldet und alle vier Jahre neu gewählt werden sollten.

Da Ferdinand seit dem Jahre 1509 in Italien Krieg zu führen hatte und zugleich alle seine Kräfte und Mittel auf die Vereinigung Navarra's mit Aragonien verwandte, seine Tochter Johanna aber noch lebte und Königin hieß, und sein Enkel Karl nicht nur abwesend, sondern auch in Castilien unbekannt war, so herrschte Ximenes dort ganz unbeschränkt, und vereinigte die höchste geistliche Macht mit der weltlichen. Er regierte nicht als Mönch und verfolgte kein mönchisches oder pfäffisches Ziel, sondern er gebrauchte als Staatsmann sein kirchliches Ansehen zu eigentlichen Regierungszwecken. Es war daher auch, wenn man seine fanatische Wuth gegen Juden, Mohammedaner und Amerikaner ausnimmt, die Zeit seiner Verwaltung die wohlthätigste, welche Castilien je gehabt hat. Die Polizei der Regierung war im eigentlichen Sinn eine Bürgermacht oder auch eine geistliche Polizei. Diese ließ man sich gefallen, weil in Spanien und Portugal die römische Religion Volkssitte, Herkommen, Poesie und Kunst, nicht aber, wie bei uns, eine Sache des Glaubens, der Meinung oder gar des Verstandes war. Aus dem nämlichen Grunde fragte nachher auch, als die Reformatoren in Deutschland, in Frankreich und in der Schweiz das Urchristenthum wiederherstellen wollten, in Castilien niemand nach der Bibellehre oder nach Gründen der überlieferten religiösen Nationalsitte, sondern den Bewohnern dieses Landes blieb stets ebenso der Cultus,

wie dem Mohammedaner das Waschen und Beten, die einzige Religion.

Das Verhältniß des von lauter Belgiern oder, was einerlei war, von Franzosen umgebenen Infanten Karl war, seitdem man seines Großvaters Maximilian Ansprüche an die Vormundschaft in Spanien verlacht hatte, sonderbar genug. Seine Mutter Johanna hieß Königin von Castilien, ihr Vater Ferdinand ließ das Reich durch Ximenes verwalten, der Erbe des Reiches selbst aber befand sich in Flandern unter der Vormundschaft seiner Tante, und blieb vom Antheile an der Beherrschung Spanien's auch dann noch ausgeschlossen, als er die Regierung der Niederlande bereits übernommen hatte. Das Letztere geschah im Jahre 1515; denn damals beschwor Karl im Februar den Brabantern, im April den Flämingern, im Mai den Seeländern und im Juni den Holländern die Blyde Inkomst (Joyeuse entrée) oder mit anderen Worten die Verfassung. Karl, welcher damals erst fünfzehn Jahre alt war, hatte seine Kindheit in den Niederlanden zugebracht und durch seine Tante Margaretha, deren Talente allgemein bewundert wurden, eine ganz französische Erziehung erhalten. Sein Bruder Ferdinand dagegen war in Spanien zurückgeblieben und ganz spanisch erzogen worden. Der Letztere stand daher auch seinem Großvater Ferdinand weit näher als Karl, dessen Lehrer, Freunde und Gespielen lauter Belgier oder Niederländer waren. Auch sagte man, daß Ferdinand der Katholische Aragonien und die italiänischen Besitzungen nicht auf seinen Enkel Karl habe vererben wollen; denn das Reich Castilien, in welchem er selbst blos Regent war, konnte er ihm nicht entziehen. Er habe, hieß es, seine zweite Ehe besonders aus dem Grunde geschlossen, damit er, wenn ihm ein Sohn geboren werde, diesem die zuerst genannten Reiche hinterlassen könne; nachher aber sei er mit dem Gedanken umgegangen, seinen jüngeren Enkel dem abwesenden älteren vorzuziehen. Wir wollen nicht untersuchen, wie weit diese Angaben begründet sind, da wir in dem vorliegenden Werke uns auf Gerüchte, Projecte, Reden, ministerielle Noten und diplomatischen Quark nicht einlassen. Gewiß ist, daß die Spanier mit den Leuten, welche den jungen Karl umgaben, durchaus nicht zufrieden waren. Unter diesen Leuten war der wackere und gelehrte Pedant Hadrian,

welcher später als Pabst Hadrian IV. hieß, damals aber nur noch Dechant von Löwen war, unstreitig der redlichste. Hadrian hatte seinen Schüler in Dingen der anderen Welt unterrichten wollen; Karl hatte aber wenig Notiz davon genommen, obgleich er den guten Pedanten später aus Dankbarkeit zum Bischof von Utrecht machte. Während Karl von den theologisch-metaphysischen Grübeleien, in welchen dieser Niederländer stark war, nie etwas hatte erlernen wollen oder können, war er dagegen für seine Tante Margaretha und für seinen Hofmeister Wilhelm von Croy, Herrn von Chievres, ein sehr aufmerksamer Schüler. Diese weihten ihn früh in die diplomatische Weisheit ein, und zum Diplomaten war er geboren.

Ferdinand der Katholische litt schon lange an einer Krankheit, und diese nahm am Ende des Jahres 1515 einen sehr bedenklichen Charakter an. Karl oder vielmehr sein Mentor, der Herzog von Chievres, schickte daher den erwähnten Jugendlehrer des Ersteren mit dem geheimen Auftrage nach Spanien, gleich nach Ferdinand's Tode die Regentschaft im Namen Karl's in Anspruch zu nehmen. Der Letztere ward nämlich dadurch in eine schwierige Lage gebracht, daß seine Mutter Johanna zwar ganz wahnsinnig und oft rasend war, daß aber dessen ungeachtet die Castilianer von keinem Könige etwas wissen wollten, so lange ihre unglückliche Königin noch lebte. Daher dauerte nicht blos die Regentschaft bis auf Ferdinand's Tod, welcher am 23. Januar 1516 erfolgte, fort, sondern Ferdinand glaubte auch das Recht zu haben, durch ein Testament zu verordnen, wie es nach ihm mit derselben gehalten werden sollte. Nach diesem Testament sollten Johanna und ihre Erben dem König Ferdinand in Aragonien und Neapel nachfolgen, Ximenes aber die Verwaltung von Castilien so lange, als Karl abwesend sei, behalten, und Ferdinand's natürlicher Sohn Alphons, Erzbischof von Saragossa, einstweilen die Regierung von Aragonien führen. Dem Bruder Karl's vermachte Ferdinand einige Herrschaften im Neapolitanischen und fünfzigtausend Dukaten, die ihm jedes Jahr aus der Staatskasse gezahlt werden sollten.

8. Spanien und die Niederlande in der ersten Zeit Karl's V.

Nach dem Testamente Ferdinand's des Katholischen würde Karl I. oder, wie er nachher als Kaiser hieß, Karl V., bis zu seiner Ankunft in Spanien nichts behalten haben, als fünfzigtausend Dukaten, die ihm einst sein Großvater ausgesetzt hatte, als demselben die Verwaltung der spanischen Reiche überlassen worden war. Karl nannte sich daher nicht nur König, sondern der von ihm nach Spanien geschickte Hadrian war auch zur Übernahme der durch Ferdinand's Tod erledigten Regierungen bevollmächtigt. Hadrian war mit den spanischen Angelegenheiten ganz unbekannt. Er konnte daher nicht füglich im Namen eines Prinzen, welcher weder als König anerkannt war, noch auch bis dahin die Regentschaft geführt hatte, ein Recht in Anspruch nehmen, in dessen Besitz Ximenes war, und das diesem durch ein Testament zugesichert worden war. Er verständigte sich mit Ximenes dahin, daß Beide bis zum Eintreffen neuer Befehle aus Flandern die Regierung gemeinschaftlich führen wollten. Diese Einrichtung wurde zwar im Februar 1516 von Flandern aus bestätigt; allein die Rathgeber Karl's forderten zugleich von den beiden geistlichen Herren, daß sie Karl sogleich als König anerkennen lassen sollten, obgleich seine Mutter noch lebte.

Dies würde unmöglich gewesen sein, wenn nicht Hadrian bescheiden genug gewesen wäre, die ganze Verwaltung in Ximenes Händen zu lassen und sich mit einer Nebenrolle zu begnügen. Ximenes wußte die Spanier zu behandeln, war der mächtigen Städte, welche er und Ferdinand unabhängig gemacht hatten, ganz sicher, und rechnete besonders auf die Stadt Madrid, in der zu jener Zeit mehrentheils, sowie nachher von Philipp II. an beständig die Residenz war. Er rief nach Madrid die Prälaten und die Ritterschaft, um ihnen den Wunsch des Reichserben mitzutheilen. Als diese Herren zusammengekommen waren, bediente er sich des grundgelehrten Publicisten Carbajal, um ihnen historisch und juristisch darzuthun, daß Karl's Forderung, die sie selbst in ihren Schreiben an denselben für eine unvorsichtige und ungewöhnliche erklärt hatten, durch das Recht und den Gebrauch gerecht-

fertigt werde. Carbajal drang jedoch mit seiner Gelehrsamkeit und seinen juristischen Sophismen nicht durch, und nun zerhieb Ximenes den Knoten, indem er den Thronerben ohne Weiteres in Madrid als König ausrufen ließ. Dem Beispiele Madrid's folgten alsbald auch die anderen Städte, und die Prälaten und Ritter wagten hierauf nicht, sich zu widersetzen. Dies galt indessen nur für Castilien; in Aragonien wurde Karl zwar als rechtmäßiger Nachfolger seines Großvaters, nicht aber als König anerkannt.

Zur Belohnung der castilianischen Städte und folglich zugleich auch zur Demüthigung der unabhängigen Großen vermehrte Ximenes das Fußvolk, dessen sich schon Ferdinand gegen die Ritterschaft bedient hatte. Er ermunterte nämlich durch Worte und durch Geldunterstützungen die Stadtobrigkeiten, Compagnieen von Bürgern zu bezahlen und von Zeit zu Zeit in den Waffen üben zu lassen, damit sie dem Könige bei der Unterdrückung des Faustrechtes Hülfe leisten könnten. Die alten gedienten Officiere, welche mit dem Kardinal die Ungläubigen bekriegt hatten und von einer Constitution nichts wußten, hatte er schon längst gebraucht, um Miethlinge in Dienst zu nehmen. Durch seine Sparsamkeit und durch die vortreffliche Ordnung der Finanzen machte er es möglich, diese Officiere und mit ihnen gegen dreißigtausend Mann zu besolden, also zugleich eine Bürgermacht und ein geübtes Heer zu seinen Diensten zu haben, wie es damals keine europäische Macht besaß. Auch der Bildung jenes bürgerlichen, scheinbar zur Beschützung der Bürgerfreiheit gegen den Trotz und Übermuth mächtiger Großen bestimmten Heeres widersetzten sich die beiden höheren Stände; Ximenes richtete aber dasselbe ein, ohne auch nur die Antwort des Königs erwartet zu haben.

Mit derselben Energie, mit welcher Ximenes diese Einrichtung durchgesetzt hatte, stellte er auch die Finanzen wieder her, und untersuchte genau, wie die Gelder, welche Ferdinand als Großmeister der drei Ritterorden bezogen hatte, verwendet worden waren. Er fühlte sich an der Spitze der Stadtgemeinden stark genug, um den vornehmen Leuten Spanien's, welche in diesem Lande ebenso, wie jetzt in England, ihren Luxus und ihre Familien aus der Staatskasse unterhielten, die erschlichenen Jahrgelder zu

schmälern, die Sinecuren und Titular-Ämter zu nehmen und die Besoldungen zu beschneiden. Dies Alles ließ sich freilich von zwei Seiten her verschieden beurtheilen, und ward um so mehr pfäffisch-militärischer Despotismus gescholten, als die Untersuchungen und Verfolgungen der geistlichen Inquisition immer furchtbarer wurden. Die Großen schrieen laut gegen den Kardinal, und auch die Belgier, welche Karl's Umgebung und Rath bildeten, waren unzufrieden; sogar Hadrian fühlte sich unbehaglich, weil er nichts galt. Gleichwohl kann man nicht leugnen, daß Ximenes damals für den König Karl dasselbe that, war später Richelieu und Mazarin für Ludwig XIV. gethan haben; nur vernichtete er dabei nicht, wie diese, die bürgerliche Freiheit, und war oft menschlicher, als Hadrian und die niederländischen Doctrinärs. Das Letztere geht besonders aus seinem Verhalten in Bezug auf die Einführung von Negersklaven in Amerika hervor, welche zur Erleichterung der zum Goldgraben bis dahin ausschließlich gebrauchten Indianer ersonnen worden war. Ximenes widersetzte sich dieser Maßregel, weil er alle die Übel, welche nachher aus ihr entsprangen, voraussah. Er mußte in diesem Falle freilich dem flämischen Philanthropen nachgeben. Übrigens beklagte sich Hadrian bei Karl's Umgebung, daß Ximenes Alles anordne, ohne ihn auch nur zu fragen, und es wurden deshalb noch zwei andere Niederländer, welche nicht so nachgiebig als er waren, nach Spanien geschickt, um an der Regierung Theil zu nehmen; diese konnten aber ebenso wenig, als der gute Hadrian, sich geltend machen.

Auch die Familienhäupter des castilianischen Adels, der Herzog von Infantado, der Graf von Benavente und der Amirante (Admiral) von Castilien, mußten sich mit dem Testamente Ferdinand's abfinden lassen, als sie den Kardinal trotzig fragten, wo die Vollmacht sei, vermöge deren er monarchischer handle, als ihre Könige gethan hätten. Wir glauben jedoch nicht, daß, wie in allen Geschichten erzählt wird, Ximenes diese Herren an das Fenster geführt und auf die untenstehenden Kanonen als auf sein bestes Patent gedeutet habe, obgleich auch Robertson und Prescott die Sache berichten. Dazu war der Kardinal viel zu fein; so etwas konnte nur der ehemalige Schneider Joyce thun, welcher, als er den gefangenen englischen König Karl I. abführte und nach der Voll-

macht (warrant) gefragt wurde, blos auf das Pistol deutete, das er in der Hand trug. Dem Pabst Leo X. und dem Anhange des Pedro Portocarrero, sowie dem Kapitel des Ritterordens von St. Jago zeigte Ximenes gleich nach Ferdinand's Tode seinen monarchischen Ernst, ohne daß er vorher bei Karl auch nur angefragt hätte. Leo's Vorgänger hatte nämlich die Anwartschaft auf die drei Großmeisterthümer dem Enkel Ferdinand's (Karl) übertragen, damit die großen Güter und Herrschaften der Orden nicht von der Krone getrennt würden; Leo ertheilte aber die Anwartschaft auf die Großmeisterwürde von St. Jago dem Pedro Portocarrero, und dieser nahm die Würde gleich nach Ferdinand's Tode in Anspruch. Auf des Pabstes Schreiben gestützt, versammelte sich hierauf sogleich das Ordens-Kapitel, und schon waren alle Anstalten getroffen, um Portocarrero einzusetzen, als der Kardinal einen Commissär mit Truppen schickte und die Erwählung Portocarrero's vereitelte. Auch der vertriebene König von Navarra, Johann d'Albret, wollte Ferdinand's Tod benutzen, und fiel mit einem Heere in sein früheres Reich ein; Ximenes schickte aber eine bedeutende Kriegsmacht gegen den Marschall von Navarra, welcher Johann's Heer anführte, schlug denselben und nahm ihn gefangen. Der Marschall blieb bis zum Jahre 1523, wo er sich selbst das Leben nahm, in Gefangenschaft; Johann d'Albret selbst und seine Gemahlin starben 1516. Eine Verbindung, welche jeder anderen Regierung höchst gefährlich gewesen sein würde, diente dem Kardinal nur, um sein Ansehen oder vielmehr das des Königs zu vermehren. Es war nämlich unter den Großen ein Streit über die Erbschaft des Herzogs von Medina Sidonia entstanden, und als dieselben ihre Sache mit den Waffen hatten ausmachen wollen, hatte Ximenes sie durch seinen General Fonseca als Rebellen behandeln lassen. Fast alle großen Häuser waren hierauf zusammen getreten, und hatten Abgeordnete nach Brüssel geschickt; diese wurden aber daselbst nicht angenommen.

Ungeachtet aller dieser Dinge befand sich der Kardinal während des Jahres 1516 in einer bedenklichen Lage, weil der Herr von Chievres bei allen anderen guten Eigenschaften ebenso wie seine belgischen Freunde, sehr geldgierig war und das amerikanische Gold für unerschöpflich hielt, so daß aus Spanien sehr bedeutende

Summen nach Belgien gezogen und die Castilianer sehr unzufrieden gemacht wurden. Auch bildete sich in Folge des langen Ausbleibens Karl's eine Partei für dessen Bruder Ferdinand, und es war überdies bedenklich, daß die Stadtgemeinden sich zu regen begannen und ungestüm die Berufung der Cortes forderten. Der Kardinal drang daher endlich selbst darauf, daß Karl nach Spanien kommen sollte. Besonders war es das erwähnte Verlangen der Städte, welches den Kardinal bewog, Karl's baldige Reise nach Spanien zu betreiben, obgleich er auch dieser Forderung vorerst zu widerstehen wußte. Karl konnte die Niederlande nicht eher verlassen, als bis er dieselben durch einen Friedensschluß mit König Franz I. gegen diesen und gegen Karl von Geldern zu Wasser und zu Lande gesichert hatte. Es wurde daher jetzt in Noyon ein Kongreß gehalten und auf demselben im August 1516 ein Vertrag für die Niederlande, sowie ein anderer für die ganze Monarchie Karl's zu Stande gebracht.

Um die Herstellung des Friedens zwischen Frankreich und den Niederlanden hatte der damalige Statthalter von Holland, Heinrich von Nassau, das größte Verdienst, und er gewann bei dieser Gelegenheit des Königs Franz I. volle Gunst. Franz versprach in dem Vertrage den Niederlanden seinen Schutz; dafür leistete Heinrich in Karl's Namen ihm die Huldigung für Artois und Flandern. Den Vertrag für die Monarchie Karl's schlossen zwei Bevollmächtigte, welche nach den Befehlen der Erzieher der Könige Franz und Karl handelten. Ihre Vollmachtgeber, der Herr von Chievres und Arthur von Boissy, halfen sich aber dabei nur für den Augenblick aus der Verlegenheit, und fragten gar nicht danach, ob der Vertrag vollzogen werden könne. Die Freundschaft zwischen Franz und Karl, hieß es in dem Vertrage, solle durch die künftige Vermählung der einjährigen Tochter des Ersteren mit Karl, welcher bereits sechszehn Jahre alt war, befestigt werden, und des französischen Königs Ansprüche an Neapel sollten die Mitgabe seiner Tochter sein, die Vermählung aber im zwölften Lebensjahre der Prinzessin geschlossen werden und Karl bis dahin jährlich hunderttausend Goldkronen, sowie nachher noch die Hälfte bezahlen. Wie konnte eine solche Verabredung jemals vollzogen werden? Was die übrigen Bestimmungen des Vertrages

angeht, so blieb Navarra zwar vorerst mit Spanien vereinigt, es waren aber diesem Artikel sonderbare Clauseln beigefügt, wie denn auch die Entsagung des Besitzes von Neapel so verclausulirt war, daß Franz sogar nach der Heirath immer noch seinen Anspruch geltend machen konnte. In Betreff Navarra's wurde nämlich ausgemacht, daß Karl in seinem Rathe juristisch prüfen lassen solle, ob sein Großvater Ferdinand ein Erbrecht auf Navarra gehabt habe, was offenkundig nicht der Fall war. Von Mailand war in dem Vertrage keine Rede, weil Franz im Besitze dieses Herzogthums war und Chievres in Karl's Namen versprach, daß auch Maximilian den Frieden annehmen werde.

Sowohl Heinrich VIII von England, als auch der Kaiser Maximilian waren mit dem Vertrage von Noyon sehr unzufrieden. Der Letztere hatte, wie bereits oben (S. 286) bemerkt worden ist, mit einer von Heinrich erhaltenen Geldsumme Schweizer gemiethet, und war an der Spitze derselben über die Alpen gezogen; sobald er aber das englische Geld ganz ausgegeben hatte, waren die Schweizer gegen ihn so trotzig und grob geworden, daß er fürchtete, es möchte ihm am Ende gehen, wie es früher dem Herzog Ludwig Moro gegangen war (s. S. 159 f.), oder mit anderen Worten, er möchte von ihnen an den Feind verkauft werden. Er war daher eilig nach Deutschland zurückgekehrt. Hier ließ er sich von seiner Tochter Margaretha bewegen, den Vertrag von Noyon anzunehmen. Doch erfüllte er den Artikel nicht, in welchem ausgemacht war, daß er Verona räumen solle.

Durch den Vertrag von Noyon wurde wenigstens Margaretha in den Niederlanden gegen den fürchterlichen Führer der schwarzen Banden, den Herzog Karl von Geldern, geschützt. Dieser war nämlich nicht sobald aus Italien zurückgekehrt und genesen (s. S. 283 f.), als er in Holland und Friesland eingefallen war und daselbst zu Lande gräßliche Verwüstungen angerichtet hatte, während sein würdiger Genosse, ein Seeräuber, welcher der große Peter (de Groote Pier) genannt wurde, alle Schiffe wegnahm. Lange hatte Heinrich von Nassau, der Statthalter von Holland, vergebens gegen die Räuber und Ritter gekämpft, bis er endlich das ganze Land aufbot und den Herzog Karl nach Arnheim hin drängte. Dies war zu derselben Zeit geschehen, als Heinrich den Frieden

von Noyon vermitteln half. König Franz bewirkte daher auch, daß am 17. September zu Utrecht ein sechsmonatlicher Waffenstillstand zwischen dem Herzoge von Geldern und dem König Karl geschlossen ward. Nach diesem Waffenstillstands-Vertrage erhielt der Letztere das ihm vom Herzoge entrissene sogenannte westerlauerische Friesland wieder, er mußte aber demselben dafür hunderttausend Goldkronen geben und also eine halbjährliche Ruhe theuer bezahlen. Am besten stand sich bei allen diesen Unterhandlungen Heinrich von Nassau; denn er ward bei Gelegenheit derselben ein Glied des souveränen Hauses Oranien. König Franz erlaubte ihm nämlich, die Schwester und Erbin Philibert's von Oranien und Chalons, Claudia, zu heirathen, welche, weil sie auch in Burgund große Güter besaß, ohne Erlaubniß ihres Lehensherrn, des französischen Königs, sich nicht vermählen durfte.

Karl wurde auch nach dem Frieden von Noyon noch lange in den Niederlanden zurückgehalten, so daß er erst ein ganzes Jahr später nach Spanien reisen konnte, wo er am 17. September 1517 bei Villaviciosa in Asturien landete. Er war, als er in Spanien ankam, von einem ganzen Hofstaate von Belgiern umgeben, welche wegen ihres leichtfertigen französischen Wesens, ihrer Habgier und ihrer hohen Einbildung von sich den ernsthaften und ceremoniösen Spaniern ein arger Gräuel waren. Von seiner Schwester Eleonore begleitet, reiste Karl nach Tordesillas zu seiner Mutter, deren Freude über den Anblick ihrer Kinder, wie Mariana's Fortsetzer, Miniana, sich sehr zart ausdrückt, für einen Augenblick selbst über ihren rasenden Wahnsinn siegte *). Dem Minister dagegen, welchem Karl es verdankte, daß er ganz Spanien in einem Zustande fand, wie es noch nie ein König bei seinem Regierungsantritte gefunden hatte, lohnte er auf das Eingeben seiner Niederländer in einer sehr schnöden Weise. Er ließ nämlich dem achtzigjährigen Kardinal und Verwalter des Reiches ganz kalt wissen, er möge ihm entgegenkommen und Bericht erstatten, dann könne er sich sogleich von den Geschäften zurückziehen **). Ximenes war allerdings schon durch

*) Cui in filiorum amplexu etsi graviter affectae mirifice natura gaudium expressit.

**) Miniana's kurzer Bericht hierüber ist beredter, als die längste Declamation: Ut sibi ad Mogiados occurreret, ubi, postquam de reipublicae rebus,

die Energie, mit welcher er den Großen Castilien's und, wenn sie seinem Willen widerstrebten, auch den Städten Trotz geboten hatte, der niederländischen Umgebung Karl's ein Dorn im Auge. Außerdem hatten die Männer, welche Karl's Gefolge bildeten, schon in Brüssel mit den Ämtern, Stellen, Pfründen, Titeln und Privilegien der drei Welttheile Handel getrieben, und waren darin durch die Allmacht des Kardinals gestört worden. Er mußte also weichen. Ximenes starb zwar schon sechs Wochen nach seiner Entfernung von den Geschäften (8. November 1517); Prescott hat aber mit Recht bemerkt, daß es lächerlich ist, wenn man dieses Umstandes wegen behauptet, der alte Mann sei vor Verdruß über Undank gestorben. So starke und kalte Seelen, wie die des Kardinals war, ergreift innerer Schmerz nur augenblicklich; wer der Welt widerstanden hat, der widersteht auch dem Kummer und Neid. Ximenes hatte noch ganz neulich den ersten Herren des Reiches, den Herzögen von Alba und Infantado, dem Grafen von Uregna und dessen Sohne, Don Pedro Giron, handgreiflich bewiesen, daß in Folge seiner kräftigen Leitung Castilien eine bessere Polizei und mehr Sicherheit habe, als Deutschland. Diese Herren und eine Anzahl anderer Junker hatten sich den königlichen Beamten mit Gewalt widersetzt und Faustrecht geübt. Als darauf Gewalt gegen sie gebraucht werden sollte, warfen sie sich nach guter alter Sitte in die befestigte Stadt Villafranca, um dort die königliche Polizei so lange aufzuhalten, bis sie des Belagerns müde würde. Der Kardinal schickte aber sogleich einige tausend Mann der von ihm eingerichteten Milizen gegen die Stadt, nahm dieselbe ein, schleifte alle ihre Befestigungen, und nöthigte die stolzen Feudalherren, die Gnade des Königs anzurufen.

Karl versammelte, ehe er noch in Aragonien Besitz ergriffen hatte, die Cortes von Castilien zu Valladolid (1518), und fand bei ihnen heftigen Widerstand, als er die auf Ximenes Befehl geschehene Ausrufung seines Königthums geltend machen wollte. Die Stände widersetzten sich zwar nicht, als er fortfuhr, sich König zu nennen; sie bestanden aber darauf, daß nur seine Mutter

---

cum de privatis, tum de familia constituenda in commune egissent, domum quieti suae consultum discederet.

Königin sei, und alle Befehle und Verordnungen mußten in ihrem und seinem Namen ausgefertigt werden. Noch ehe hierauf Karl nach Aragonien reiste, machten die Niederländer ihn den Spaniern so sehr verhaßt, daß er oder vielmehr seine Räthe für rathsam hielten, seinen Bruder Ferdinand in Begleitung des Herrn de Vere nach Deutschland zu schicken, um einer Vereinigung der spanischen Unzufriedenen zu seinen Gunsten zuvorzukommen. Die Castilianer waren besonders über die Anstellung von Niederländern unzufrieden, da man sich sogar nicht gescheut hatte, das Primat und Erzbisthum Toledo nach Ximenes Tode nicht dem natürlichen Sohne des verstorbenen Königs, dem Erzbischof Alphons von Saragossa, sondern dem Neffen des Herrn von Chievres zu ertheilen. Der neue Primas von Spanien war freilich schon Erzbischof von Cambray, allein auch dies war er nur als belgischer Junker. Auch den Schultheißen von Toledo setzte Karl ab, und gab einem Belgier die Stelle desselben. Den Belgier Sauvage, welcher mit Chievres den Frieden von Noyon abgeschlossen hatte, machte er sogar zum Kanzler von Castilien, und als dieser im folgenden Jahre starb, ernannte er an seine Stelle nicht einen Spanier, sondern den Burgunder Galinara, der ihm in den folgenden Jahren im Kabinet sehr nützliche Dienste leistete. Als er endlich im Jahre 1518 nach Aragonien reiste, um von diesem Reiche und von Catalonien Besitz zu nehmen, und deshalb einen Regentschaftsrath für Castilien ernannte, mußten sich die castilianischen Pairs sogar gefallen lassen, daß eine Anzahl Belgier neben ihnen Sitz und Stimme erhielt und durch die Willensverkündigung des Königs ihnen Schweigen auferlegen konnte. Die spanischen Granden waren der Connetable, der Amirante, der Herzog von Alba, der Erzbischof von St. Jago und einige Andere.

Die Städte waren aus anderen Ursachen unzufrieden, als der Adel, welcher die Vortheile des Regierens nicht mit Fremden theilen wollte. Die Bürgerschaften waren nämlich darüber unwillig, daß man so viel Geld aus Spanien in die Niederlande schickte. Die Geschichtschreiber pflegen die Summe, welche durch die sparsamen Niederländer vom spanischen Reichthum erübrigt ward, in einer runden Zahl anzugeben; wir wollen dies jedoch nicht thun, weil wir solchen Angaben und Berechnungen um so weniger trauen, je genauer sie sind, und je mehr sie scheinbar aus Urkunden gezogen und

durch ſogenannte wiſſenſchaftliche Combinationen und Berechnungen begründet ſind. Gewiß iſt, daß 1519, während Karl in Aragonien verweilte, die von Ferdinand und Ximenes ſehr begünſtigten und faſt freien Städte Caſtilien's eine Verbindung unter ſich zu knüpfen begannen, welche der Monarchie ſehr gefährlich hätte werden können. Den Vorwand zur Gründung dieſes caſtilianiſchen Städtebündniſſes gab die Nichterfüllung der Verſprechungen, welche der König auf der erſten von ihm gehaltenen Ständeverſammlung zu Valladolid gegeben hatte. Segovia machte den erſten Entwurf eines ſolchen Bundes und theilte denſelben der Stadt Avila mit. Dieſe forderte dann die Stadt Toledo, mit welcher ſie ſeit langer Zeit in Verbindung geſtanden war, zur Theilnahme auf, Toledo aber lud Cuença und Jaën zum Beitritt ein. Vorerſt war jedoch nur von dringenden Vorſtellungen, die man dem Könige machen wolle, die Rede.

Soweit war es mit der Unzufriedenheit in Caſtilien gekommen, als Karl von ſeines Großvaters Maximilian Tode benachrichtigt wurde, und durch denſelben die Ausſicht erhielt, zum römiſchen Kaiſer gewählt zu werden und ſo nicht blos einen leeren Titel, ſondern als unumſchränkter Beherrſcher der meiſten Provinzen des weſtrömiſchen Reiches auch einen Theil der Rechte der alten römiſchen Kaiſer wieder zu erlangen. Das Letztere war um ſo eher möglich, als der gewählte deutſche Kaiſer vom Pabſte zum Nachfolger Conſtantin's des Großen gemacht zu werden pflegte, und als die Deutſchen einfältig genug waren, Juſtinian's öffentliches Recht und das auf daſſelbe gegründete Kriminalrecht in Hochverraths-Sachen als kaiſerliches Recht der Deutſchen anzuerkennen. Wir werden nach einer kurzen Überſicht der Hauptereigniſſe in Maximilian's letzter Zeit zu berichten haben, wie Karl V. jenem Gedanken Folge gab, und wie er die damals in der deutſchen Kirche eintretende Spaltung zur Einführung einer abſoluten Monarchie im Staate zu benutzen hoffte.

IV. Deutschland, Spanien, Frankreich, England und Italien in der ersten Zeit der Reformation.

1. Politische Angelegenheiten Deutschland's in den letzten Jahren Maximilian's I.

Maximilian I. und sein Vater waren, wie aus dem Früheren bekannt ist, fast beständig mit den Reichstagen in Streit gewesen, und der Krämersinn der Städte, sowie der Trotz, die Raubsucht und die Rohheit der deutschen Fürsten und Ritter, die sich nur durch die Größe ihrer Besitzungen von einander unterschieden, hatten schwere Leiden über das arme Land gebracht. Man hatte daher schon unter Friedrich III. ernstlich daran gedacht, statt einer kaiserlichen Regierung eine ständische Reichs- und Gerichtsverwaltung einzuführen (s. S. 180—184). Man war auf den Gedanken gekommen, das Reich in Kreise zu theilen, jedem dieser Kreise eine Organisation zu geben, als wenn er einen besonderen Staat bilde, und von Reiches wegen ein Gericht zu bestellen, welches die Streitigkeiten, die noch immer mit den Waffen ausgemacht wurden, nach dem Rechte schlichten sollte. Über die Art, wie dieses Gericht und die Kreise einzurichten seien, ward ein halbes Jahrhundert hindurch gestritten, das Faustrecht aber wurde dabei nach wie vor geübt. Die Räuber hießen tapfere und edle Ritter, und ihr rohes Saufen und Raufen wird noch bis auf den heutigen Tag als poetisches Ritterthum romantisch gepriesen. Um jedoch zu zeigen, wie verschieden die prosaische Ansicht des Ritterthums, welche wir aus Franz von Sickingen's und seiner Freunde eigenen Nachrichten entnehmen, von der poetischen Darstellung der Ritterromane eines Walter Scott und Anderer ist, wollen wir einige Beispiele aus dem Beginne des fünfzehnten Jahrhunderts anführen.

Franz von Sickingen, der berühmteste Held in Maximilian's Zeit und das Musterbild wegelagernder Ritter, hatte von seinem Notarius, Balthasar Sloer, einen Streit mit der Stadt Worms an sich gekauft und in diesem das Recht in seine Faust genommen. Er wollte von dem Reichskammergericht und dem kaiserlichen Hofrath durchaus nichts wissen; denn er dachte, wie er später (1522) dem ihn von seinen Gewaltthaten abmahnenden Reichsregiment mit dürren Worten erklärte: „Es seynd die alten Geigen, an Befehlen mangelt's nicht, aber an denen, die ihnen gehorchen." Alle Kaufleute waren ihm Wormser, und er nahm alle Waaren, welche auf die Frankfurter Messe gebracht werden sollten, auf der Landstraße weg. Man sprach zwar deshalb die Acht gegen ihn aus; er und die anderen Herren kümmerten sich jedoch gar nicht darum. Sickingen sagte, die Acht hätten die Wormser durch Geld bei den kaiserlichen Hofräthen, besonders bei Herrn Nikolaus Ziegler, ausgewirkt. Trotz der Achtserklärung belagerte Sickingen die Stadt Worms acht Tage lang, und er hatte sie schon auf das Äußerste gebracht, als endlich der Graf von Hagen, Präsident des Reichskammergerichts, die Zwietracht, welche zwischen Rath, Bürgerschaft und Geistlichkeit bestand, beilegte und in Folge davon Sickingen sich zurückziehen mußte. Der Letztere fuhr aber noch zwei ganze Jahre lang fort, die Stadt zu befehden oder mit anderen Worten Straßenraub gegen die Bürger derselben zu üben. Als endlich ein sogenannter römischer Zug gegen ihn nach Landau ausgeschrieben ward, mußten dafür die armen Landauer Bürger seine schwere Hand fühlen. Er raubte diesen nämlich ihre ganze weidende Heerde oder, wie das Original sich ausdrückt, allen ihren Käse. Dabei war Sickingen originell naiv; denn als er bei St. Victor, in der Nähe von Mainz, zwölf Frachtwagen, auf denen sich auch Parmesan-Käse befand, weggenommen hatte, schickte er einen dieser Käse dem Reichs-Kriminalrichter, dem Pfalzgrafen Ludwig V., aus unterthäniger Meinung. Der Pfalzgraf wies das gestohlene Gut zurück; Philipp von Flörsheim aber, Domherr von Speier und Sickingen's Schwager, war nicht so zarten Gewissens und nahm einen ihm geschickten Käse an. Dieser Domherr rieth 1518 seinem Schwager, nach Inspruck zu Kaiser Maximilian zu gehen, der ihn trotz der ausgesprochenen Acht mit Ehren empfangen werde. Dies geschah

auch wirklich: mehr als dreißig Reichsritter holten Franz von Sickingen mit Ehren ein, und der oben erwähnte Herr Nikolaus Ziegler schickte ihm einen Legel Wittlacher Wein, welchen Sickingen und der Graf Emicho von Leiningen alsbald ganz austranken, weil Beide ebenso im Trinken wie im Raufen Meister waren.

Das Benehmen Sickingen's zeigt, wie wenig es auch nach der Errichtung des Reichskammergerichts, welches alle Augenblicke stille stand oder auch ganz verschwand, und nach der Eintheilung des Reiches in Kreise, eine gesetzliche Gewalt gab, welche im Stande gewesen wäre, der Reichsritterschaft, die von der Plünderung der Handelsleute und von der Unterdrückung des Landvolkes lebte und sich damit brüstete, die Spitze zu bieten. Im Jahre 1512 war es nämlich mit der sogenannten Reichs-Executionsordnung, zu welcher das Reichskammergericht und die acht Kreise gehörten, endlich ernst geworden, da Maximilian auf dem Reichstage zu Köln sich die Vorschläge der Stände hatte gefallen lassen. Dem Faustrecht ein Ende zu machen, war der Hauptzweck, man nannte deshalb auch die Kreise zuerst ausdrücklich Landfriedens-Kreise. Auch wurde damals zu den acht Kreisen das Herzogthum Burgund als neunter und Östreich als zehnter hinzugefügt, weil Maximilian sich schon längst bemühte, beide Länder unter den Schutz des Reiches zu bringen. Doch trat auch durch den Kölner Beschluß die Einrichtung noch nicht ins Leben, sondern dies geschah erst volle zehn Jahre später, unter Maximilian's Nachfolger, Karl V. Jeder Kreis war ein Bild des Reiches; denn wie der Kaiser und ein Reichs-Regiment in den letzten Zeiten gemeinschaftlich das Reich hatten regieren sollen, so sollte in jedem Kreise von dem Kreisobersten und den ihm zugeordneten Räthen die öffentliche Ruhe und Sicherheit überwacht und für die schnellere und gleichförmige Vollziehung der Reichsbeschlüsse gesorgt werden.

Da beide Behörden lange Zeit hindurch nicht im Stande waren, die ihnen gewordene Aufgabe zu erfüllen, so bildete sich, während noch die Fürsten und Städte über die Erzwingung des Landfriedens stritten, eine besondere, nicht von Reiches wegen angeordnete Verbindung, welche Gewalt mit Gewalt bekämpfte und nach und nach den Kreishauptleuten und Gerichten es möglich machte, ihren Zweck zu erreichen. Dies war der schwäbische Bund, an dessen

Bildung Friedrich's III. vertrauter Rath, Hugo von Werdenberg, Graf von Bregenz, großen Antheil gehabt hatte. Hugo von Werdenberg hatte überhaupt dem Kaiser Friedrich in Reichsangelegenheiten die wesentlichsten Dienste geleistet: er hatte namentlich bewirkt, daß die deutschen Stände nicht nur im ungarischen und im türkischen Kriege sich ihres Kaisers annahmen, sondern daß sie auch nach langem Widerstreben noch bei Friedrich's Leben dessen Sohn Maximilian zum römischen König erwählten. Im Jahre 1488 hatte derselbe Hugo von Werdenberg dem Kaiser angegeben, wie man, da es damals mit der Einrichtung der Kreise und der Reichsgerichte noch immer nicht recht gehen wollte, den Bund vom Georgen-Schild, welchem auch Hugo angehörte, zu einem schwäbischen Bunde erweitern und zur Erhaltung des Landfriedens benutzen könne. Diesem Rathe gemäß hatte Friedrich im Februar 1488 die Prälaten, Grafen und Ritter des Bundes vom Georgen-Schild nach Eßlingen berufen, und hier hatten nicht nur die Abgeordneten von zweiundzwanzig Reichsstädten sich eingefunden und dem Bunde angeschlossen, sondern auch Graf Eberhard der Ältere von Würtemberg und Siegmund von Tyrol waren demselben beigetreten. Als ritterlicher Bund vom Georgen-Schild war der Verein ein östreichischer mit östreichischen Farben gewesen; sobald er sich aber „des Kaisers und des Reiches Bund im Lande Schwaben zur Erhaltung des Landfriedens" oder kürzer den schwäbischen Bund nannte, traten auch rheinische Fürsten und endlich sogar der Kurfürst von Brandenburg bei. Der Bund wurde anfangs nur auf bestimmte Jahre geschlossen; der Kaiser hörte aber nicht auf, durch Bitten, Drohungen und Befehle immer mehr Stände zum Eintritt in einen Bund zu bewegen, der zur Sicherheit seiner Mitglieder ein Heer von zehntausend Mann aufstellte, welches jedoch nicht dem Kaiser, sondern einem Bundesrathe untergeben sein sollte. Im Jahre 1496 ward auf Betreiben des wackeren Kurfürsten Berthold von Mainz (s. S. 233) der Bund auf drei Jahre verlängert und auch Eberhard der Jüngere von Würtemberg in denselben aufgenommen.

Maximilian sah in dem Bunde eine so tüchtige Bürgschaft des nur durch eine stehende Mannschaft zu erhaltenden Landfriedens, daß er im Juni 1498 die drohende Auflösung desselben durch einen scharfen Strafbefehl verhinderte. Er verbot nämlich bei Strafe der

Acht jedem Gliede, aus demselben auszutreten. Zugleich forderte er nochmals alle Glieder des deutschen Reiches dringend auf, sich dem Bunde anzuschließen. Damals trat auch Ulrich, dem sein Vetter, Eberhard der Jüngere, das Herzogthum Würtemberg hatte überlassen müssen (s. S. 183), in den schwäbischen Bund, welcher bald nachher wieder auf zwölf Jahre verlängert wurde. Der Bund sorgte dann in Süddeutschland für die Erhaltung der Ruhe, an welcher besonders den Städten viel lag, weil damals noch der ganze Handel zwischen dem Norden und Süden durch Deutschland ging, ein Handel, durch welchen nicht nur die italiänischen Städte, besonders Mailand, Florenz und Venedig, sondern auch die süddeutschen in Franken und Schwaben und die Hanse in Norddeutschland reich und mächtig wurden. Auch über die Wahl der Bundes-Hauptleute ward zu derselben Zeit, in welcher man die zwölfjährige Verlängerung des Bundes beschloß, eine Verordnung gemacht. Über alles dies wurde jedoch nach der leidigen Art der Deutschen sehr lange berathen und geklügelt, um das Beste zu finden, während man das Gute fahren ließ. Seit 1498 war nämlich immer von der Verlängerung des Bundes auf zwölf Jahre die Rede; aber erst 1500 kam es wirklich dazu. Um dieselbe Zeit gerieth der Bund in eine Fehde mit den Schweizern, in welcher Maximilian wieder manches ritterliche Abenteuer bestand, am Ende aber doch ebenso wie die Schwaben wenig Ehre davon trug. Sein sehr gebildeter Geheimschreiber Bilibald Pirkhaimer, einer der um die Wiederherstellung der alten klassischen Literatur unsterblich verdienten Männer, hat diesen Krieg (bellum Helveticum) in klassischem Latein beschrieben. Hätte Bilibald es in Luther's Styl deutsch gethan, so würden wir ein klassisches Werk in unserer Sprache erhalten haben, während wir jetzt nur eine im Ciceronischen Styl verfaßte Arbeit mehr besitzen.

Im Jahre 1512 wurde der schwäbische Bund auf zehn Jahre erneuert und bei dieser Gelegenheit dem Bundesgerichte ein fester Sitz in Augsburg angewiesen. Damals wurden auch der Bischof von Bamberg und die Städte Heilbronn, Wimpfen und Weißenburg im Nordgau in den Bund aufgenommen. Dagegen war Herzog Ulrich von Würtemberg nicht zum Wieder-Eintritt in denselben zu bewegen; er gerieth im Gegentheil schon 1512 mit dem Bunde in

Streit. Dieser Fürst, welcher früh anfing, gleich dem Herzoge von Geldern eine Söldner-Bande zu unterhalten, eignete sich, als Graf Emicho von Leiningen in die Acht fiel, die Güter und Burgen desselben gewaltsam zu. Er gebrauchte dabei zwar einen scheinbaren Vorwand; diesen wollte aber der Kaiser nicht gelten lassen, und als hierauf der Letztere dem Grafen Emicho die in Folge der Acht eintretende Confiscation seiner Güter erließ, war Ulrich nicht zu bewegen, seinen Raub wieder herauszugeben. Vier Jahre später erbitterte Ulrich sogar durch einen Mord, dessen wir unten näher gedenken werden, die ganze Reichsritterschaft von Schwaben in noch höherem Grade. Seinen Beitritt zu dem erneuten schwäbischen Bunde hatte er aus dem Grund verweigert, weil er in Folge desselben das Bundesgericht in Augsburg hätte anerkennen müssen. Als er endlich seine Beitritts-Erklärung gab, knüpfte er sie an so viele Bedingungen und Clauseln, daß man sie nicht annehmen konnte.

Neben dem schwäbischen Bundesgerichte bestand das Reichskammergericht fort; dies konnte aber seine Urtheile nur selten gegen die Reichsritterschaft, geschweige denn gegen Fürsten und Städte zur Ausführung bringen. Auch war es nicht immer in der Verfassung, Recht sprechen zu können; denn bald war es zu schwach besetzt, bald blieb es unbesoldet, weil die zur Bezahlung bestimmten Gelder fast nie ordentlich einkamen. Sehr oft waren auch die Beisitzer unter sich oder mit den Bürgern der Stadt, in welcher das Gericht seinen Sitz hatte, uneinig. Zur Zeit des Streites zwischen Franz von Sickingen und den Wormsern befand sich das Reichskammergericht in Worms. Es wurde, wie wir oben bemerkt haben, in diesen Streit verwickelt, und mußte in Folge desselben seinen Sitz nach Speier verlegen, wo es dann, nachdem es noch einmal für einige Zeit nach Worms zurückgekehrt war, so lange blieb, bis es nach Wetzlar wandern mußte.

Wir gedenken des Kaisers nicht, weil er eben so wenig, als die Reichsgerichte, einen festen Sitz oder eine gebietende Gewalt im Reiche hatte. So gelehrt, romantisch und poetisch Maximilian auch war, und so wenig er es an Reisen, Reichstagen, Projecten und Unternehmungen fehlen ließ, so dürfen wir ihm doch durch die Labyrinthe seines abenteuerlichen Lebens nicht folgen. Unerwähnt darf aber nicht bleiben, daß Maximilian ebenso, wie er seines

Enkels Herzogthum Burgund und sein eigenes Herzogthum Öst-reich dem Reichsverbande einverleibte, sich Mühe gab, das Land Tyrol zum Kurfürstenthum erheben zu lassen, daß ihm dies jedoch nicht gelang.

Da wir europäische, nicht blos deutsche Geschichte im Auge haben, so wollen wir, um den Faden der Letzteren an den der all-gemeinen Geschichte anzuknüpfen, aus den Begebenheiten der letzten Regierungsjahre Maximilian's nur diejenigen ausheben, in welchen sich der traurige Zustand der Staatsregierung in Deutschland zeigt, und die mit den ersten Regierungshandlungen von Maximilian's Enkel und Nachfolger unmittelbar zusammenhängen. In dieser Hinsicht sind besonders zwei Ereignisse wichtig, welche in dem Augenblicke, als Maximilian's Enkel, Ferdinand und Karl, nach Deutschland kamen, große und dauernde Veränderungen im Inneren des Reiches veranlaßten. Das Eine ist die sogenannte Hildes-heimische Stiftsfehde, das Andere Ulrich's von Würtemberg Strei-tigkeit mit seinen Unterthanen und mit dem schwäbischen Bunde, welche mit seiner Verjagung aus dem Lande endigte. Diesen beiden Ereignissen ist dann später noch eine Unternehmung dreier rheini-schen Fürsten gegen Franz von Sickingen beizufügen, in welcher der Sieg des Fürsten-Regiments über das Ritter-Regiment sich kund gab.

Maximilian's Plane scheiterten in den letzten Jahren seines Lebens fast insgesammt, weil er nie vorher überdachte, ob er die Mittel zur Ausführung habe, und weil er stets, ehe er noch das Eine vollbracht hatte, zu etwas Anderem überging. Er erwarb jedoch zuletzt, indem er den östreichischen Wahlspruch (Felix Austria, nube!) befolgte, seinem Hause die beiden Reiche Böhmen und Ungarn, welche weder seine Heere noch seine Diplomaten ihm hatten verschaffen können.

In Ungarn und Böhmen, welche Länder Kaiser Albrecht II. vor-übergehend mit Östreich vereinigt hatte, herrschte seit Podiebrad's und Matthias Corvinus Tode Ladislaus VII., der älteste Sohn des polnischen Königs Kasimir II. und der Tochter des Kaisers Albrecht, Elisabeth (s. Th. X. S. 295 und Th. XI. S. 96 f.), wäh-rend in Polen zuerst der zweite Sohn Kasimir's, Johann I. Albert, dann (1501) ein jüngerer Sohn, Alexander, und endlich (1506) der jüngste, Siegmund I., ihrem Vater nachgefolgt waren. Maximilian

hatte anfangs wenigstens Ungarn gegen Ladislaus zu behaupten versucht, nachher aber, wie immer, sich mit einer Geldsumme abfinden lassen, welche er gleich darauf in lächerlichem Ritter- und Hofgepränge verschwendete (s. Th. XI. S. 97—99). Doch war ihm damals (1491) in dem Frieden, den er mit Ladislaus schloß, außer jener Geldsumme auch die eventuelle Nachfolge in Ungarn und das Recht, sogleich den Königstitel dieses Landes anzunehmen, zugestanden worden. Als später Ladislaus einen Sohn erhielt, suchte Maximilian seiner Familie den Heimfall der beiden Reiche, welche derselbe beherrschte, durch eine Heirathsverbindung zu sichern. Die darüber eingeleitete Unterhandlung ruhte nachher mehrere Jahre lang, bis sie 1514 wieder aufgenommen und durch die geschicktesten Geschäftsmänner und Freunde Maximilian's glücklich zum Ziele geführt wurde. Diese Männer waren zwei um die Verbesserung des Geschmackes in Deutschland, um die Einführung eines klassischen lateinischen Styls und um die Erhellung des klösterlichen Dunkels der Schule verdiente Gelehrte, der uns bereits bekannte Matthäus Lang und Johann Cuspinianus (Spieshammer), ein Schüler des in der Geschichte der klassischen und der deutschen Literatur als Dichter und Gelehrter so wichtigen Konrad Celtes und dessen Nachfolger in der Bibliothekar-Stelle zu Wien. Durch die Geschicklichkeit dieser beiden Männer brachte der Kaiser nach langeu Unterhandlungen es endlich dahin, daß Ladislaus VII. von Böhmen und Ungarn und sein Bruder, König Siegmund I. von Polen, in eine Verlobung der Tochter des Ersteren mit einem der beiden Enkel Maximilian's, sowie einer Enkelin des Kaisers mit des Ladislaus Sohne, dem nachherigen König Ludwig II., einwilligten.

Die Geschichte dieser Verlobung, sowie der ihr vorausgegangenen Verhandlungen und aller dabei in klassischem Latein gewechselten Schriften und gehaltenen Reden hat uns Cuspinianus schriftlich hinterlassen, und Burkhard Struve hat dieselbe im zweiten Theile seiner aus Marquard Freher's Nachlaß gesammelten Beiträge zur deutschen Geschichte abdrucken lassen. Wir halten uns jedoch dabei nicht auf, sondern erwähnen jener Schrift nur als eines der Denkmale des aus Italien herüber gebrachten edeln Strebens, der Barbarei und Unwissenheit des Mittelalters ein Ende zu machen. Die beiden Könige Ladislaus und Siegmund kamen im Juli 1515 mit einem

barbarischen Pomp und Aufzuge nach Wien, wo Maximilian seiner gewohnten Weise nach für Luxus und Festlichkeiten hundertundfünfzigtausend Gulden verschwendete, um nachher wieder von den Fugger, denen er auch Rechte und Güter verkaufte, gegen Wucherzins borgen zu müssen. Der Kaiser erreichte jedoch diesmal seinen Zweck; denn Ladislaus und Sigismund verlobten den Sohn des Ersteren mit Maximilian's Enkelin Maria, und willigten ein, daß Maximilian selbst sich die Schwester seines künftigen Schwiegersohnes, Anna, antrauen ließ, ohne daß dabei bestimmt wurde, ob er bei der Trauung die Stelle seines Enkels Karl oder Ferdinand vertrete. Erst 1521 wurde Anna mit Ferdinand vermählt, und dieser erbte 1526, als ihr Bruder in der Schlacht bei Mohacz das Leben verlor, Böhmen und Ungarn, zugleich aber auch Kriege mit den Türken, welche zwei Jahrhunderte lang für Östreich höchst verderblich waren.

Nicht so glücklich als in den Heirathsbewerbungen für seine Nachkommen war Maximilian in seinen Bemühungen, die Kurfürsten dahin zu bringen, daß sie noch bei seinen Lebzeiten seinen ältesten Enkel Karl zum römischen König wählten. Die Kurfürsten lehnten dies mehrere Male ab, und der französische König Franz, sowie der Pabst gaben sich alle mögliche Mühe, es zu verhindern. Die deutschen Wahlherren gebrauchten dabei sogar einen lächerlichen Vorwand, mit welchem es ihnen durchaus nicht ernst sein konnte. Sie dürften, sagten sie mit Bezug darauf, daß Maximilian nicht vom Pabste zum Kaiser gekrönt worden war, nicht zwei römische Könige zugleich haben. Im Jahre 1518 erneute Maximilian, der sich damals schwach und kränklich fühlte, noch einmal den Versuch, die Erwählung seines Enkels Karl durchzusetzen. Er benutzte die ihm übertragene Vormundschaft des jungen Königs Ludwig II. von Ungarn und Böhmen, um seinen Zweck zu erreichen, und Karl selbst ließ durch seine spanischen Gesandten viel Geld austheilen. Allein England, Frankreich und der Pabst arbeiteten der Wahl mit Erfolg entgegen, obgleich die Kurfürsten von Mainz, Köln, Pfalz und Brandenburg schon im September 1518 ein Wahl-Decret zu Gunsten Karl's abfassen wollten. Die Franzosen schickten zur Hintertreibung der Sache große Summen, sie ließen auch bei den Kurfürsten von Mainz, Trier und Brandenburg Kabalen anspinnen,

und zogen ſogar den Herzog Heinrich von Lüneburg in ihr Intereſſe. Die genannten drei Kurfürſten blieben bis zuletzt franzöſiſch geſinnt; alle Fürſten aber benutzten den Streit über die Kaiſerwahl, um das künftige Reichsoberhaupt durch eine Wahl-Capitulation zu feſſeln und ihm das wohlthätige Recht, zwiſchen ihnen und ihren Unterthanen zu richten und zu vermitteln, zu ſchmälern. Der geachtetſte und beſte unter den deutſchen Fürſten, Kurfürſt Friedrich von Sachſen, den man durch den Beinamen des Weiſen auszeichnete, war wegen der von ſeiner neuen Univerſität Wittenberg aus verkündigten Kirchen-Reformation der Meinung, daß es unter den damaligen Umſtänden nicht rathſam ſei, den König von Spanien ſchon während Maximilian's Lebzeiten zum römiſchen Könige zu wählen.

Über die Kabalen, welche Franz I. von Frankreich ſeit 1516 machte, um entweder ſelbſt zum römiſchen Könige gewählt zu werden oder doch Karl's Wahl zu hindern, gibt uns der Sohn des bekannten Robert von der Mark (ſ. S. 262), der nachherige Marſchall von Fleurange, Nachrichten. Dieſe zeigen zugleich, daß die Franzoſen den gerühmten Helden der Zeit des Fauſtrechts, Franz von Sickingen, als einen ganz gewöhnlichen, obgleich ſehr begabten Räuberhauptmann anſahen; über Führer von Miethlingen aber hatte der Marſchall von Fleurange (l'Aventureux, wie ihn die Memoiren nennen) ein Urtheil, weil er ſelbſt als Anführer von einigen tauſend deutſchen Landsknechten in franzöſiſchen Dienſten berühmt ward. Fleurange berichtet uns, zu der Zeit, als er Sickingen's Bekanntſchaft machte, ſei dieſer noch nicht als Feldherr berühmt geweſen, ſondern erſt nach dem Lothringiſchen Zuge, auf welchem er Sickingen kennen lernte. Dagegen rühmt er ihn als einen Mann von Bildung und Beredſamkeit *). In Lothringen erſchien Sickingen, als ſeine Genoſſen, die Reichsritter und Grafen, dem Grafen von Geroldseck und dem Herzoge von Bouillon gegen den Herzog von Lothringen Hülfe leiſteten. Er allein hatte damals achthundert Reiſige und

*) François de Sickingen estoit gentilhomme Allemand de bien petite race, mais bien gentil compaignon, et du temps, que je vous parle, avoit environ quarante ans, point homme de guerre, mais homme de grande honesteté, et aimoit fort la guerre, et jamais n'y avoit esté, et estoit le plus beau langageur que je pense en ma vie avoir veu.

sechstausend Mann Fußvolk unter seinen Befehlen. Der Herzog wandte sich in seiner Noth an die Franzosen; diese riethen ihm jedoch, sich mit Sickingen abzufinden, und der Letztere erhielt damals vom Herzog eine Summe Geldes, sowie außerdem einen lebenslänglichen Gehalt von fünfhundert Gulden. Mit denselben Raubhorden, welche den Sickingen nach Lothringen begleitet hatten, zog er gleich darauf gegen die Reichsstadt Metz, von deren Bürgern er dreißigtausend Goldgulden für sich und einen Monatsold für seine Ritter erpreßte. Nachher nahmen der Abt von Fulda und die Darmstädter Ritter Sickingen in ihren Sold, um den Landgrafen Philipp von Hessen, welcher damals erst vierzehn Jahre alt war, zu ängstigen. Er belagerte mit ihnen den jungen Fürsten in Darmstadt, und brandschatzte das Land desselben auf so grausame Weise, daß Markgraf Philipp von Baden, welcher zur Hülfe herbeieilte, gleich dem Herzoge von Lothringen für rathsam fand, das Raubvolk durch Geld zu entfernen. Sickingen und seine Genossen erhielten damals fünfzigtausend Goldgulden Brandschatzung und fünfunddreißigtausend Goldgulden Kriegskosten.

Als Sickingen diese Züge nach Metz und nach Darmstadt, sowie gleich darauf einen dritten gegen Ulrich von Würtemberg machte, war er gewissermaßen schon der General aller Raubritter; und von dieser Zeit an ward er an der Spitze seiner Bande ebenso furchtbar in Deutschland, als Franz Sforza und sein Vater in Italien gewesen waren. Der Marschall von Fleurange suchte ihn daher für seinen König zu gewinnen. Er nahm ihn mit sich nach Amboise, wo König Franz den Ritter und seine Freunde mit Ehrenbezeugungen und Geschenken überhäufte. Der König sagte ihm freilich nicht ausdrücklich, daß er sich seiner bei der Kaiserwahl bedienen wolle; Sickingen merkte es aber doch. Er erhielt ja ein Jahrgeld von dreitausend Thalern, sowie eine Kette, welche ebensoviel werth war, und auch seinen Begleitern wurden Ketten von fünfhundert bis tausend Thalern an Werth gegeben. Dafür gelobte er freiwillig mit einem Eide, dem Könige von Frankreich in allen Fällen und gegen jedermänniglich beizustehen, nur nicht gegen das Haus Mark. Die Fürsten, sagte er, welche des Königs Geld angenommen hätten, würden demselben ungetreu werden *), er aber

*) Dites lui, que les grands princes le tromperont.

niemals. Sickingen rühmte ſich damals, daß er jeden Augenblick zweitauſend Pferde und zehntauſend Mann Fußvolk ins Feld ſtellen könne. Wegen der großen Macht, über welche er jeden Augenblick gebieten konnte, empfing ihn auch Kaiſer Maximilian, der ihn 1517 wegen der Wormſer Geſchichte in die Acht erklärt hatte, 1518 zu Inſpruck aufs freundlichſte; denn er bedurfte ſeiner damals, um die Wahl Karl's durchzuſetzen. Dieſe wurde aber von Maximilian mit ſolchem Eifer betrieben, daß er am Ende des nämlichen Jahres auch den Fürſten und Kurfürſten auf Unkoſten des Volkes und des Reiches neue Rechte und Privilegien gewährte, welche nachher ſein Enkel in der ſogenannten Wahl-Capitulation beſtätigen mußte.

Sickingen zerfiel übrigens mit dem Könige von Frankreich und dem Marſchall von Fleurange bald wieder gänzlich, weil er gleich ſchlechten Advokaten ſchlechte Streitigkeiten an ſich kaufte, um ſie dann ebenſo mit der Fauſt, wie dieſe mit der Zunge und der Feder, zu ſeinem Vortheile durchzuſetzen. Ein deutſcher Kaufmann hatte nämlich Forderungen an die Stadt Mailand, und verkaufte dieſelben an Sickingen, welcher dann nach ſeiner Gewohnheit die Waaren aller Mailänder auf den Heerſtraßen wegnehmen ließ. Die Mailänder beſchwerten ſich bei dem Könige von Frankreich, welcher damals ihr Herzog war, und dieſer machte hierauf dem Ritter Vorſtellungen, wurde aber von ihm zurückgewieſen. Sickingen, meint der Marſchall von Fleurange, habe geglaubt, das Fauſtrecht gelte ebenſo in Frankreich, wie in Deutſchland. Er habe, fügt Fleurange hinzu, dem Könige eine recht grobe Antwort gegeben; und grob war die Antwort in der That *). Der König entzog darauf dem Ritter das früher ertheilte Jahrgeld, und der Herzog von Bouillon gewann dann den Letzteren für Karl.

Maximilian ſtarb im Januar 1519, und das Reich blieb hierauf fünf Monate lang ohne Oberhaupt. Die beiden Kurfürſten Friedrich der Weiſe von Sachſen und Ludwig V. von der Pfalz führten jeder in dem Theile des Reiches, der ihm durch das Grundgeſetz

*) De quoy le dict seigneur Roy en advertit le dict Francisque, lequel luy fist *response d'un vray Allemand; car il pensoit, qu'il n'y eust justice non plus qu'en Allemaigne;* mais il s'abusoit. Et feust la response du dict Francisque telle au Roy, que ce qu'il en avoit faict il l'avoit faict pour ung mieux, et afin que le dicts Milanois entendissent raison.

der goldenen Bulle angewiesen war (s. Th. X. S. 234), das Reichs-Vicariat oder stellvertretende Amt; die deutschen Fürsten aber suchten aus den Bewerbungen fremder Fürsten um den Kaisertitel den größtmöglichen Vortheil zu ziehen. Franz I. von Frankreich, Heinrich VIII. von England und Karl von Aragonien und Castilien bewarben sich um die Kaiserwürde, und suchten durch Geschenke und Intriguen Stimmen für sich zu gewinnen. Von ihnen ward Heinrich VIII. bei den Kurfürsten nur aus dem Grunde genannt, weil die deutschen Herren sich mit englischem Gelde bereichern wollten; selbst Pabst Leo X., der sich seiner anzunehmen schien, meinte es nicht aufrichtig mit ihm. Als der Wahltag herankam, lagerten sich Franz von Sickingen und Kasimir von Brandenburg, welche durch den Herzog von Bouillon für Maximilian's Enkel, Karl, gewonnen worden waren, mit ihren in Diensten des schwäbischen Bundes gebrauchten, aus etwa zwanzigtausend Mann bestehenden Truppen auf den nach Frankfurt führenden Straßen, und schreckten nicht nur die Fürsten von der Erwählung eines fremden Königs ab, sondern machten es auch den Gegnern Karl's unmöglich, die Wahl desselben zu hintertreiben. Sickingen lauerte auch den Geldwagen auf, welche von den Franzosen nach Frankfurt geschickt worden waren; der Kurfürst von Trier aber, welcher sehr für Franz I. arbeitete, sorgte dafür, daß dieselben wieder glücklich fortgebracht werden konnten. Am 28. Juni wurde darauf Karl I. von Spanien oder, wie er als Beherrscher von Deutschland heißt, Karl V. zum römischen Könige gewählt.

Wenn man bei Gelegenheit dieser Wahl liest, daß sowohl Maximilian als sein Enkel Karl weniger zur Bestechung verwenden konnten, als Franz I., so darf dies nicht auffallen, obgleich Karl nicht blos über die Reichthümer Spanien's und des neu entdeckten Amerika gebot, sondern auch die Niederlande beherrschte, welche der Stapelplatz des zwischen Nord- und Süd-Europa bestehenden Verkehrs bildeten. In Frankreich war nämlich damals die Kunst, das Geld der Unterthanen in die Kassen der Regierung zu bringen, oder das, was man jetzt Finanzwissenschaft nennt, bereits erfunden; in Spanien und Deutschland dagegen mußte dieselbe erst noch erfunden werden. Dies wollen wir durch zwei Beispiele erläutern. Als Maximilian 1518 von Augsburg nach Insbruck zurückkam,

hatte er für die Zehrung seiner Leute und Pferde weder Geld noch Credit, und alle seine Hofbedienten, Pferde und Wagen mußten eine ganze Nacht hindurch unter freiem Himmel bleiben; denn von den Bürgern der Stadt wollte keiner sie aufnehmen, weil man ihnen die frühere Zehrung noch nicht bezahlt hatte und es ungewiß war, ob der Kaiser im Stande sei, die neue zu berichtigen. Als ferner der neue Kaiser 1520 nach Deutschland kam, war er nicht zahlungsfähiger, als sein Großvater gewesen war. Er mußte damals zwanzigtausend Gulden von Franz von Sickingen borgen.

Mit der Staatspolizei, der Sicherheit der Straßen und der Ruhe im Lande sah es nicht besser aus, als mit den Finanzen. Dies geht aus der Geschichte der Fehden, welche in allen Gegenden Deutschland's geführt wurden, klar und deutlich hervor. Um uns hierbei nicht in das Labyrinth der Specialgeschichte zu verlieren und doch den allgemeinen Satz wenigstens durch einiges Einzelne zu erklären, wollen wir die beiden Fehden erwähnen, welche Karl V. bei seiner Ankunft vorfand und sogleich für die Zwecke des Habsburgischen Hauses benutzte. Diese Fehden waren: der Kampf des schwäbischen Bundes mit Ulrich von Würtemberg und die sogenannte Hildesheimische Stiftsfehde. Wir würden auch noch den Bericht über den Sickingischen Krieg mit den Fürsten oder über das Ende ritterlicher Gewaltherrschaft und den Anfang der fürstlichen Alleinherrschaft hinzufügen, wenn die Geschichte des tragischen Unterganges von Sickingen's Raubwesen und Ritterthum nicht weiter unten eine passendere Stelle fände.

2. Geschichte des Herzogs Ulrich von Würtemberg bis zum Jahre 1519.

Die Abenteuer des Herzogs Ulrich von Würtemberg sind für die allgemeine Geschichte sowohl aus anderen Gründen wichtig, als auch namentlich deshalb, weil sie die Veranlassung waren, daß unter allen großen und kleinen Staaten Deutschland's die Würtemberger allein schon im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts durch förmlichen Vertrag mit ihrem Landesherrn eine geschriebene Constitution, wie wir dies jetzt nennen, erhalten haben. Kein deutscher Staat war freilich ohne Landstände, sowie ohne Freiheiten und Privilegien Einzelner und ganzer Klassen; von einem Vertrage oder einem

Grundgesetze aber war nirgends die Rede. Außerdem lagen nicht nur jene Freiheiten und Rechte in unzähligen Urkunden und Briefen der Kaiser und der Landesherren zerstreut, sondern die Letzteren waren auch in lateinischer Sprache geschrieben, so daß über ihren Sinn und ihre Anwendung bis ins Unendliche gestritten werden konnte und auch wirklich überall gestritten ward. Wir wagen allerdings nicht zu behaupten, daß die Würtemberger durch ihre im Jahre 1514 erhaltene Constitution glücklicher wurden, als die anderen deutschen Staaten ohne geschriebene Constitutionen waren; allein sie selbst glaubten es, und dies reicht zum Glücke denkender Wesen hin. Bis auf unsere Tage und vielleicht noch in unseren Tagen war deshalb den Würtembergern auch ihr Würtemberg mehr als Deutschland, sie waren in einem beschränkten Kreise ganz abgeschlossen und für ihre Verkehrtheiten wie für ihre Vorzüge blind eingenommen. Doch hatte jedenfalls der Sinn für Volksrechte ganz allein in Würtemberg alle Schichten des Volkes durchdrungen. Dies verdankten sie der Thorheit und Tollheit ihres Herzogs Ulrich, sowie dem Mangel eines stehenden, dem Fürsten zu blindem Gehorsam verpflichteten Heeres und der Ohnmacht des Kaisers.

Eberhard der Ältere, den man lächerlicher Weise den Bärtigen nannte, hatte sich als Graf von Würtemberg durch Tugend und Verdienste die Liebe und Achtung seiner Unterthanen, sowie großes Ansehen bei der deutschen Nation und die Zuneigung des Kaisers Maximilian erworben, und der Letztere hatte die Grafschaft desselben zum Herzogthum erhoben (s. Th. X. S. 444 f. u. Th. XI. S. 182 f.). Sein Nachfolger, Eberhard der Jüngere, dagegen war ein roher und wüster Rittersmann. Er hätte die Räthe seines Vorgängers beibehalten, seine Gemahlin, die tugendhafte Elisabeth von Brandenburg, welche er verjagt hatte, wieder zu sich nehmen und das Gesetz ehren sollen. Er that dies aber nur während einer ganz kurzen Zeit, regierte, seit er den durch seinen Streit mit Reuchlin berüchtigten Augustiner-Mönch Konrad Holzinger aus dem Kriminalgefängniß geholt und zum Kanzler gemacht hatte (s. Th. X. S. 446), ganz nach Willkür, und muthete seinen Räthen und Beamten Dinge zu, die sie aus Gewissenhaftigkeit ablehnen mußten. Er beklagte sich, die Unter-

haltung ſeiner Gemahlin ſei für ihn zu koſtſpielig, und forderte die Einwilligung ſeiner Räthe dazu, daß er ſeine Gemahlin, nachdem er dieſelbe auf Verlangen jener Räthe wieder zu ſich genommmen habe, fortſchicken dürfe. Außerdem verlangte er von ihnen, daß ſie nicht nur die Verlegung ſeiner Kanzlei von Stuttgart nach Tübingen, Urach oder Nürtingen zugeben, ſondern auch ſeine Städte und Burgen wie zu einem Kriege ausrüſten und mit allem Nöthigen verſehen ſollten. Hieraus entſtand ein langer Streit, welcher zuletzt damit endigte, daß der Herzog nach Ulm fliehen mußte, daß nicht nur der Landhofmeiſter, die Prälaten, die Räthe und die gemeine Landſchaft, ſondern nachher auch des Herzogs Amtleute, Diener und Hofgeſinde ihm die Pflicht aufkündigten, und daß ein Regiments-Rath beſtellt wurde. Die Gegner des Herzogs ließen damals ein an die deutſchen Stände gerichtetes Manifeſt gegen ihn drucken, welches von den Dienern, den Lehensleuten, der Kanzlei, dem Hofgeſinde, ja ſogar von den reitenden Boten, dem Küchenmeiſter und den beiden Trompetern unterſchrieben werden mußte. Sie erklärten zugleich, weil Eberhard's Bruder Heinrich blödſinnig war, deſſen Sohn Ulrich zu ihrem Herzoge, was Kaiſer Maximilian, welcher deshalb nach Rotenburg am Neckar kam, beſtätigte.

Ulrich war damals noch ein Kind. Seine Erziehung kam nebſt der ſtellvertretenden Regierung des Herzogthums an den Landhofmeiſter, den Grafen von Fürſtenberg und zwölf Regiments-Räthe. Ob die alten Würtemberger Recht hatten, welche verlangten, daß der Knabe nichts als Reiten, Jagen und Fechten lernen ſolle, weil das Regieren gar keiner Lehre bedürfe *), oder Spittler, welcher wünſcht, der dickköpfige Junge möchte, ſtatt mit Latein und Theologie gequält zu werden, nach Paris geſchickt worden ſein, um Franzöſiſch und Hofſitte zu erlernen, laſſen wir dahin geſtellt ſein. Jedenfalls hatten die ſchwäbiſchen Pedanten, welche den jungen Herzog erzogen, Unrecht. Thetinger nämlich, deſſen Worte man bei Schardt (Th. II. S. 911) nachleſen kann, rühmt, man habe den Herzog ſo ſchulmäßig dreſſirt,

*) Nam reipublicæ gubernandæ ſufficere patrias leges et inſtituta majorum.

daß er nachher vor dem versammelten Hofe lateinische Reden (natürlich für ihn fabricirte) gehalten habe. Sobald Ulrich sich der Pedanten entledigen konnte, that er es; und der Aufzug, in welchem er 1507 zu Constanz erschien, beweist, daß er schon damals ein recht lustiges Leben führte. Er kam dort mit Maximilian zusammen, welcher auch gern lustig lebte und noch kurz vor seinem Tode, als er zum letzten Male aus Augsburg ritt, diese Stadt gesegnet haben soll, weil er daselbst so oft in Saus und Braus gewirthschaftet habe. Ulrich hatte, als er in Constanz einzog, nicht nur dreihundert Ritter und ein großes Gefolge bei sich, sondern er war auch von einem Wagen voll Musikanten begleitet, ein Knabe schlug die Pauken, und von allen Enden strömten Musikanten herbei, weil Ulrich als Freund der Musik bekannt war. Auch bewirthete er in Constanz das kaiserliche Hofgesinde sehr herrlich. In Folge seines vielen Essens und Trinkens und seines bequemen Lebens ward er so dick und fett, daß man sich schon in seinem zwanzigsten Lebensjahre über seine Wohlbeleibtheit lustig machte. Er begann daher ein wüthendes Jägerleben und hielt ganze Heere von Hunden.

Schon als Ulrich im sechszehnten Lebensjahre stand (1503), wurde er durch Maximilian's Gunst für majorenn erklärt. Das bisherige Regiment hörte also jetzt auf, und der Knabe regierte selbst, d. h. er machte Schulden über Schulden, während der Landhofmeister, der Kanzler und die Landschreiber das Herzogthum nach ihrer Art verwalteten oder vielmehr für sich und ihre Verwandten nutzbar machten. In zehn Jahren lud Ulrich die für jene Zeit unerschwingliche, für die unserige freilich, wenn von Verschwendungen vornehmer Leute die Rede ist, ganz unbedeutende Schuldenlast von einer halben Million Gulden auf sich. In Folge davon sollten die von Feudallasten gedrückten, gleich den egyptischen Bauern ausgepreßten Landbewohner dem Herzoge, der eine Bande von Kriegsknechten unterhielt, sich selbst aber mit seinen Leuten in fremden Sold gab, auch noch von den ersten Lebensbedürfnissen Steuern bezahlen. Allein Ulrich brachte dadurch nicht nur die armen Bauern gegen sich auf, sondern er erbitterte auch durch seine Schulden, seine Veräußerungen des Landeigenthums und seine eigenmächtig gemachten Verfügungen die Feudalstände, welche

Rechte hatten, die er nicht achtete. Die Letzteren versagten ihm den Gehorsam, weil seit dreizehn Jahren kein Landtag gehalten worden war. Das arme Landvolk aber, welches gar keine Rechte hatte, wurde durch das Verfahren der Amtleute Ulrich's, durch die drückenden Auflagen auf Wein, Korn, Fleisch u. dgl. m. und durch die Einführung eines kleineren Maßes und Gewichtes zur Verzweiflung gebracht.

Auf diese Weise entstand 1514 in Würtemberg ein Bauernkrieg, welchen man ebenso den des armen Konrad, wie einen mehrere Jahre vorher ausgebrochenen fränkischen den des Bundschuh, zu nennen pflegte. Jener Namen bezieht sich nicht auf eine bestimmte Person, sondern er war nur ein Witz, wie man ihn von tobenden Bauern des Mittelalters erwarten darf. Die empörten Landleute nannten sich die Republik der armen Keinrath, was nach ihrer Aussprache wie armer Konrad lautete. Sie scherzten ebenso über ihre Güter, welche in Nirgends lägen, und über ihre Heimath auf dem Hungerberge. Die Bauern empörten sich zu derselben Zeit, als auch die Feudalstände dem Herzoge den Gehorsam versagten. Sie wurden zuerst von einem gemeinen frechen Taugenichts, Gaispeter von Beutelspach, aufgeregt, sammelten sich in der Nähe von Schorndorf zu Tausenden, und begannen wilde Gräuel zu verüben.

Ulrich war damals gerade, um dem Drange seiner Feudalstände und Gläubiger auszuweichen, mit seinem Schwager, dem Herzog Heinrich von Braunschweig, zu Philipp von Hessen zum Besuche gereist. Er kehrte auf die Nachricht von der Bauern-Empörung sogleich nach Würtemberg zurück, und fand hier Alles im Aufstande. Jetzt sah er sich daher genöthigt, wenigstens die Feudalstände oder mit anderen Worten die Prälaten, Ritter und Städte zu versöhnen, da sie gegen das arme, gedrückte Volk einerlei Interesse mit ihm hatten. Zu diesem Zwecke wandte er sich, nachdem er einen Landtag nach Stuttgart berufen hatte, an den Kaiser und an mehrere Fürsten um Vermittelung. Die Bauern wollten mit Recht von Landtagen nichts wissen, weil jeder derselben neue Steuern bringe und sie stets für die Fürsten und für die Aristokratie zahlen müßten. Doch reichten sie, nachdem Ulrich ihnen die Erlaubniß dazu hatte geben müssen, ihre Beschwerden

schriftlich ein. Mit dem Landtage gerieth Ulrich bald in einen so heftigen Zwist, daß er mit demselben abbrach und ihn nach Tübingen verlegte. Allein die Ausbreitung der demokratischen Bewegungen im Herzogthum und der Terrorismus, welchen das unverständige, keiner Ordnung und Zucht fähige Landvolk über alle vermögenden Klassen verhängte, nöthigten gleich darauf den Herzog, sich wenigstens mit der adeligen und bürgerlichen Aristokratie seines Landes zu vergleichen. Auf diese Weise kam dann im Juli 1514 die erste deutsche Constitution oder der Tübinger Vertrag zu Stande, welcher bis zum Jahre 1819 Grundgesetz in Würtemberg geblieben ist.

Diesen Vertrag halfen der Kaiser und alle die Fürsten schließen, welche von dem Bauernkriege, der sich gleich einer Feuersbrunst in Franken, Niederbaiern und am Rhein ausbreitete, bedroht waren. Es wirkten nämlich als Vermittler und als Bürgen des Vertrages mit: die Bischöfe von Constanz und Straßburg, die Gesandten des Kaisers, des Kurfürsten Ludwig von der Pfalz und seines Bruders Friedrich, des Bischofs von Würzburg und des Markgrafen Philipp von Baden. Die Stände übernahmen in dem Tübinger Vertrage die neunmalhundertundzehntausend Gulden Schulden ihres wüsten Herzogs, natürlich um sie nachher von ihren Untergebenen zahlen zu lassen. Dafür gewährte der Herzog ihnen eine verbürgte Urkunde, in welcher er versprach: daß er ohne Willen der Stände keinen Krieg anfangen, kein Stück Landes verpfänden und keine Schatzung ausschreiben wolle, daß jeder sein Vermögen aus dem Lande solle bringen dürfen, und daß von demselben nur noch in den ersten zwanzig Jahren gewisse Procente, nachher aber gar keine Abzugsgelder mehr zu entrichten seien. Endlich gewährte Ulrich noch ein Privilegium, welches beweist, wie weit es schon damals in Deutschland mit der willkürlichen Gewalt der Regierenden gekommen, und was durch das römische Recht aus dem guten alten Volksrechte der Nation geworden war. Er versprach nämlich, daß künftig in peinlichen Sachen niemand mehr ohne Urtheil und Recht gestraft werden könne. Durch den Tübinger Vertrag wurde der herzoglichen Gewalt eine Art ständischer Oligarchie entgegengesetzt, für die armen Bauern aber nichts gewonnen. Diese verfielen daher auf eine Art von Radikalismus.

Sie erlagen jedoch bald den Waffen und der Grausamkeit der Ritter und des Herzogs, bis acht Jahre später der eigentliche Bauernkrieg, von welchem weiter unten die Rede sein wird, in der Landgrafschaft Stühlingen seinen Anfang nahm und sich über Schwaben, Franken, Thüringen und die Rhein-Gegend verbreitete.

Herzog Ulrich setzte sein rohes und wüstes Treiben auch im Jahre 1515 fort, und muthete schon damals seinen Ständen zu, neue hundertunddreißigtausend Gulden Schulden für ihn zu bezahlen. Die Stände dagegen erklärten ihm, er solle an Maximilian's Hof gehen, wo er mit fünftausend Gulden leben könne, und mit dem auf solche Weise zu Ersparenden wollten sie die Schulden bezahlen. Auch forderten sie, er solle in den schwäbischen Bund treten; das wollte er aber gar nicht, weil er dann das Bundesgericht zu Augsburg hätte respectiren müssen. Er konnte um so weniger geneigt sein, dem Bunde beizutreten, da er durch seinen Streit mit seiner Gemahlin den Bruder derselben, Herzog Wilhelm IV. von Baiern, und durch die Ermordung seines ersten Hofbeamten, des Ritters Hans von Hutten, die Reichsritterschaft Schwaben's, also das Haupt und die Glieder des Bundes, tödtlich beleidigt hatte. Seine Gemahlin Sabina, eine Tochter des verstorbenen Herzogs von Baiern-München und einer Schwester Maximilian's, welche schon als Kind mit ihm, der damals auch noch ein Kind war, verlobt und nachher vermählt worden war, hatte, wie es scheint, eine ebenso heftige, sinnliche und üppige Natur, als ihr Gemahl. Wenn wir nämlich auch nur einen kleinen Theil von dem glauben, was Ulrich dem ganzen deutschen Reiche von seiner Ehehälfte in Manifesten kund that, so müssen wir doch zugeben, daß ihr Verhältniß zu Hans von Hutten, dessen Frau dagegen sich dem Herzog Ulrich in die Arme warf, höchst zweideutig und ihr Umgang mit den beiden Herren von Späten und Anderen sehr ärgerlich war. Ulrich klagt außerdem, sie habe ein „loses Maul" gehabt und sei so zänkisch gewesen, daß sie ihn mit ihren üppigen, stolzen, heißen Worten oft aus dem Bette getrieben habe. Er sei, versichert er in einer von ihm veröffentlichten Druckschrift der ganzen deutschen Nation, dann immer ohne Fluchen und Schelten und ohne ihr einen Schlag zu geben, aus dem Bette gesprungen; nur einmal, als sie ihn gar übermäßig bewegt, habe er ihr einen

Schlag mit der Hand gegeben, und das nicht hart. Sabina muß sich jedoch bei ihrer verwittweten Mutter besonders über viele Schläge beklagt haben; denn durch diese wurde sie gerade der Schläge wegen eingeladen, sich zu ihr zu flüchten. Dies geschah; die Art aber, wie Sabina sich entführen ließ, warf einen Schatten auf sie, so daß weder ihr Oheim, der Kaiser, noch ihr Bruder, Wilhelm IV. von Baiern, sich ihrer Sache anfangs sehr lebhaft annahm. Dagegen ward ihr Gemahl sowohl wegen seiner Tyrannei, als auch wegen der Ermordung ihres Buhlen, Hans von Hutten (s. Th. X. S. 457), die er eine ihm als Freigrafen des westphälischen Vehmgerichtes aufgetragene Strafvollziehung nannte, gerichtlich verfolgt. Der Streit dauerte ein ganzes Jahr lang (1515 bis August 1516) fort.

Wäre nicht die Reichsritterschaft in Schwaben und Franken und der schwäbische Bund gegen Ulrich so heftig erbittert gewesen, daß die Hutten und ihre Freunde nur mit Mühe vom Kaiser abgehalten wurden, wegen der Ermordung ihres Verwandten sich selbst Genugthuung zu verschaffen, so würde wahrscheinlich aus dem Processe der Stände ebenso wenig geworden sein, als aus allen Processen der Schwachen gegen die Starken und der Armen gegen die Reichen zu werden pflegte. Der Herzog hatte aber an Ulrich von Hutten einen furchtbaren Feind. Wir haben bereits an einem anderen Orte (Th. X. S. 457 f.) berichtet, wie Ulrich's von Hutten Invectiven und Satyren den ganzen, damals noch streitbaren Adel gegen den Herzog in das Feld brachten, so daß Kaiser Maximilian doch endlich im Oktober 1516 die Acht gegen Ulrich aussprechen oder mit anderen Worten allen Feinden desselben das Recht geben mußte, über ihn herzufallen. Die Hutten und ihr Anhang waren schon bereit, den Herzog anzugreifen, als der Kaiser noch einen Aufschub von mehreren Tagen gewährte und seinen Minister, Matthäus Lang, bevollmächtigte, eine Zusammenkunft und eine Vermittelung in Blaubeuren zu veranstalten. Bei dieser Zusammenkunft verstand Ulrich sich am 21. Oktober zu den ihm vorgelegten Bedingungen, und nun sprach ihn der Kaiser von der Acht und Aberacht los. Maximilian faßte die mit Ulrich getroffene Übereinkunft in eine unter seinem Siegel ausgefertigte Urkunde, welche des Kaisers Urtheil oder Machtspruch genannt

wurde. Diese Urkunde lautete: Der Herzog solle für die nächsten sechs Jahre der Regierung entsagen; statt seiner aber sollten der Landhofmeister, der Kanzler, ein Prälat, zwei Leute von dem Adel, zwei von den Städten des Landes und ein vom Kaiser zu ernennender Beisitzer die Regierung im Namen und mit dem Siegel des Herzogs führen und unter dem Titel Statthalter und Räthe des Herzogs alle Einkünfte einnehmen, um von denselben sowohl die Schulden, die Zinsen und was sonst nöthig sei, zu berichtigen, als auch dem Herzoge und seiner Gemahlin einen jährlichen Gehalt auszubezahlen. Außerdem sollte eine Summe Geldes an des Hans von Hutten Vater, Ludwig, bezahlt werden. Um aber zu verbergen, daß dieser sich für den Mord seines Sohnes durch Geld habe abfinden lassen, wurde die ausbedungene Summe nicht unmittelbar an ihn, sondern an den Kaiser gezahlt. Die Landschaft stellte nämlich eine Verschreibung aus, daß sie drei Jahre hintereinander je neuntausend Gulden an den Kaiser zahlen wolle, und diese Verschreibung überließ Maximilian im Mai 1517 an Ludwig von Hutten.

Herzog Ulrich war so wenig Willens, das Regiment fahren zu lassen, daß er schon auf der Reise von Blaubeuren nach Stuttgart durch seine gedungenen Knechte im eigenen Lande Verwüstung, Mord und Brand verüben ließ. Auch führte er nachher die Regierung grausamer als je; ja, er sorgte nicht einmal dafür, daß die ersten neuntausend Gulden an Maximilian bezahlt wurden, und verfuhr gegen jedermann, selbst gegen seinen Kanzler Lamparter, welcher lange Zeit in seinem Namen das Land gedrückt und gequält hatte, mit kannibalischer Grausamkeit. Wer nur davon redete, daß der Vertrag von Blaubeuren ausgeführt werden müsse, ward auf die Folter gespannt, nicht um Geständnisse von ihm zu erpressen, sondern blos um ihn zu quälen. Einer von Ulrich's Räthen, ein Mann von guter Familie, wurde auf des Herzogs Geheiß an Armen und Beinen gebraten, dann aber der Leib desselben mit Branntwein begossen und dieser angezündet. Den ältesten seiner Räthe, einen achtzigjährigen Mann, ließ Ulrich enthaupten und dann viertheilen. Wilddiebe wurden an beiden Augen geblendet u. dgl. m. An kaiserlichen Schreiben, Befehlen und Urtheilen fehlte es freilich nicht; allein es war niemand da, der die-

selben hätte ausführen wollen oder können, bis Ulrich durch einen neuen Frevel den schwäbischen Bund wieder gegen sich reizte.

Den Zorn des schwäbischen Bundes zog Ulrich sich dadurch zu, daß er, als Kaiser Maximilian kaum gestorben war, ganz plötzlich die zum Bunde gehörende Stadt Reutlingen besetzte. Die Bürger dieser Stadt hatten nämlich mit Ulrich's Förster lange einen Streit über Forst und Jagd gehabt, bis endlich der würtembergische Burgvogt in Achalm einen Reutlinger Bürger erschlug und hierauf die Reutlinger den Burgvogt tödteten. Die Nachricht davon wurde dem Herzoge, gerade als er zu Tische saß, überbracht; er sprang sogleich auf, rief sein Landvolk zu den Waffen, schloß die Stadt enge ein, und nöthigte dieselbe schon nach vier Wochen, ehe noch die schwäbische Bundesmacht hatte vereinigt werden können, zur Übergabe. Allein bald erschien auch das schwäbische Bundesheer, welches von dem beleidigten Schwager Ulrich's, dem Herzog Wilhelm von Baiern, und von dem in den letzten italiänischen Kriegen als Feldherr berühmt gewordenen Georg von Frundsberg (s. S. 239) angeführt wurde, im würtembergischen Lande. Dieser Macht konnte Ulrich mit seinen zwölftausend Bauern, welche er zur Einschließung von Reutlingen aufgeboten hatte, unmöglich widerstehen; eine etwa ebenso große Zahl Schweizer aber, welche er erwartete, kehrte sogleich wieder um, als sie erfuhr, daß der Herzog nicht im Stande sei, das versprochene Geld zu bezahlen. Ulrich ergriff daher im Mai 1519 die Flucht, und begab sich nach Mümpelgard. Sein ganzes Land wurde hierauf von den Bundestruppen besetzt, welche einen harten Druck übten, aber doch eigentlich nicht recht wußten, was jetzt zu thun sei. Als die Besetzung von Würtemberg vollendet war, löste sich das Bundesheer wieder auf, und nun suchte Ulrich sein Herzogthum wieder zu erobern. Er sammelte mit leichter Mühe streitbares Gesindel, an welchem es damals nie mangelte, weil Heere nur für den Augenblick geworben und dann wieder entlassen wurden. Mit diesen Leuten fiel er im August in sein Land ein und eroberte es wieder. Anstatt aber jetzt seine Unterthanen fester an sich zu knüpfen und sich so an ihnen eine Stütze gegen den Bund zu verschaffen, trieb Ulrich seine Tyrannei noch viel weiter, als vorher. Ein solches Verfahren war um so unvorsichtiger, als

viele Städte, wie Eßlingen, Göppingen und Urach, sich gegen ihn behaupteten und den schwäbischen Bund anriefen. Dieser stellte, nachdem er freilich erst auf mehreren Bundestagen lange Berathschlagungen gehalten hatte, das Bundesheer wieder ins Feld, und Ulrich mußte zum zweiten Male entfliehen. Jetzt ward auf einem am 19. November 1519 zu Augsburg gehaltenen Bundestage der Beschluß gefaßt, daß man Ulrich nicht wieder zum Besitze seines Landes gelangen lassen wolle; außerdem wurde eine Kostenrechnung gemacht, welche er nie würde haben bezahlen können.

Weil damals Karl V. bereits zum Kaiser erwählt war und die würtembergische Sache mit ihm und seinem Bruder ausgemacht wurde, so kann das Ende dieser Geschichten erst weiter unten berichtet werden. Hier dagegen müssen wir zunächst der Hildesheimischen Stiftsfehde gedenken; denn dieselbe war noch nicht beendigt, als Maximilian's I. beide Enkel, Ferdinand und Karl, nach Deutschland kamen.

3. Die Hildesheimische Stiftsfehde.

Die unglückliche Sitte der deutschen regierenden Familien, ihre Länder gleich eigenen Gütern unter die Söhne zu vertheilen, schwächte die Nation, und macht die Geschichte des Reiches so schwierig, daß diese ohne genealogische Tafeln ganz unverständlich ist. Wir wollen daher hier auch den Streit des sächsisch-ascanischen und des welfischen Hauses über den Besitz eines niedersächsischen Bisthums nicht weiter verfolgen, als durchaus nothwendig ist.

Niedersachsen war fast auf gleiche Weise unter die welfischen Fürsten oder die Nachkommen Heinrich's des Löwen, wie Obersachsen unter die Enkel Friedrich's des Streitbaren von Thüringen und Meißen vertheilt; nur in Lauenburg, wo das Recht der Erstgeburt eingeführt war, herrschte noch eine Linie des sächsisch-ascanischen Stammes. Die welfischen Fürsten zerfielen gleich den Pfalz-Baierischen abwechselnd in mehrere oder wenigere Linien, welche bald nach diesem, bald nach jenem Orte benannt wurden, je nachdem beim Tode eines Fürsten die Vertheilung unter dessen Söhne ausgefallen war. Zu der Zeit, als die Hildesheimische Stiftsfehde ausbrach, bestanden in Kalenberg, Grubenhagen, Lüneburg und Braunschweig-Wolfenbüttel besondere Linien des welfischen Hauses, welches

auch viele Bisthümer von Niedersachsen und Westphalen durch sein Ansehen bei den Domkapiteln derselben an sich gebracht hatte. Das Bisthum Hildesheim dagegen besaß Johann, ein Prinz aus dem in Lauenburg herrschenden sächsisch-ascanischen Hause, welchem dasselbe 1504 durch seinen älteren Bruder abgetreten worden war. Dieser Bischof von Hildesheim gerieth, bald nachdem er Bischof geworden war, mit dem Reichsadel seines Stiftes in einen ähnlichen Streit, wie derjenige war, welchen Franz von Sickingen, Götz von Berlichingen und ihre Freunde damals am Rhein, in Schwaben und in der Wetterau mit den Fürsten von Hessen, Mainz, Pfalz und Trier hatten. Die Güter des Hildesheimischen Stiftes waren nämlich früher um geringe Summen an den Adel verpfändet worden, und Johann brachte deshalb durch Sparsamkeit und durch Verminderung der Hofstellen und Ämter Geldsummen zusammen, mit welchen er dieselben wieder einzulösen begann. Dies erbitterte in hohem Grade den Adel, welcher schon längst nicht mehr daran gedacht hatte, daß die Güter zurückgenommen werden könnten. Die Familien, an welche die Reihe des Auslösens zuerst kam, beschwerten sich sowohl über die Sache an und für sich selbst, als auch darüber, daß sie für die an den Gütern gemachten Verbesserungen nicht hinreichend entschädigt würden. Vor Allen glaubten die Herren von Saldern sich beeinträchtigt, und diese stifteten daher 1516 einen Bund von fünfundsechszig ritterschaftlichen Gutsbesitzern des Bisthums Hildesheim. Die Verbündeten begaben sich unter den Schutz der Herzöge von Braunschweig-Wolfenbüttel und Kalenberg und des furchtbaren Bischofs Franz von Minden, eines braunschweigischen Prinzen, um nach Sitte der Zeiten des Faustrechtes ihren Landesherrn zu befehden.

Diese Fehden wurden in den Jahren 1516 bis 1518 dem Bischof Johann so beschwerlich, daß er sich nach einem Bundesgenossen, der ihn schützen könne, umsehen mußte. Er suchte und fand ihn 1519 in einem Fürsten der braunschweigischen Familie, dem Herzog Heinrich von Lüneburg. Diesen gewann der Bischof von Hildesheim dadurch, daß er den damals erst zehn Jahre alten Sohn desselben zum Coadjutor oder mit anderen Worten zum Nachfolger in der Regierung annahm. Heinrich von Lüneburg

hob hierauf den Familienvertrag, der ihn mit den Feinden des Bischofs vereinigt hatte, auf, fiel, ohne daß er vorher Fehde angekündigt hätte, in Braunschweig, Kalenberg und das Bisthum Minden ein, vertrieb im April 1519 den unruhigen Bischof Franz aus seinem Lande und besetzte ganz Kalenberg. Vergebens bemühte sich der Kurfürst von Sachsen als Reichs-Vicar in diesem Theile des Reiches, sowie Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel, den Herzog von Lüneburg zur Einstellung seiner feindlichen Maßregeln zu bewegen, und auch die von dem Ersteren aufgebotenen Truppen richteten nichts aus. Endlich zogen die drei Feinde Heinrich's von Lüneburg und Johann's von Hildelheim, von denen Erich von Kalenberg und der Bischof von Minden sich in vielen Fehden berühmt gemacht hatten, mit ihrer ganzen Macht ins Feld. Sie trafen in der Soltauer Heide auf das vereinigte Heer ihrer Gegner, und lieferten ihnen ein blutiges, für sie selbst aber unglückliches Treffen, in welchem nach einem hartnäckigen Kampfe über viertausend Mann das Leben verloren und Erich von Kalenberg nebst einem Bruder Heinrich's des Jüngeren in die Hände seines Vetters fiel. Bei Gelegenheit dieser Schlacht gibt sich ebenso die große Tapferkeit vieler deutschen Fürsten jener Zeit und die naive Äußerung ihrer Homerischen Rohheit zu erkennen, wie wir weiter unten bei den Streitigkeiten über Luther's Lehre sehen werden, daß damals noch viele deutsche Fürsten einfach, wahrhaft fromm und gemüthlich waren, und ganz so wie ihr noch nicht durch Luxus, französische Eitelkeit und spanischen Hochmuth verdorbenes Volk dachten und fühlten. Heinrich von Lüneburg schrieb vor dem Treffen an Heinrich von Braunschweig einen Brief, in welchem er diesem vorschlug, auf beiden Seiten das Geschütz wegzuthun, um dann zu sehen, wer von ihnen durch seine Mannheit das Feld behalte. Nach dem Treffen stand der gefangene Herzog Erich von Kalenberg, welcher zwölfmal in entscheidenden Schlachten gekämpft und gesiegt und zwanzigmal Burgen erstürmt hatte, neben dem Herzog Heinrich von Lüneburg am Fenster, als die eroberte Fahne des Ersteren vorüber getragen wurde; Heinrich war unzart genug, ihn höhnend zu fragen, wem nun das Banner da gehöre, und bei diesen Worten brach Erich gleich einem Homerischen Helden in helle Thränen aus.

Da kein Kaiser im Lande war und die Gerichte wie die Reichs-Vicare den Friedensstörern nicht gewachsen waren, so mußten die Gefangenen in Betreff ihrer Befreiung ein Schiedsgericht gelten lassen, in welchem, neben dem Herzoge von Mecklenburg und Johann von Sachsen, die Kurfürsten von Brandenburg und Mainz die Hauptstimme hatten. Die beiden Letzteren hatten aber nach Maximilian's Tode französisches Geld angenommen und gleich dem Kurfürsten von Trier die Wahl auf den König von Frankreich zu lenken gesucht, während auch Herzog Heinrich von Lüneburg bei dem Kriege mit seinen Vettern auf französische Hülfe und vorzüglich auf den Erbfeind des burgundischen Hauses, den Herzog Karl von Geldern, gerechnet hatte. Das Schiedsgericht fällte daher einen offenbar parteiischen Spruch, welchen nachher der neue Kaiser cassirte. Erich mußte, ehe er im Juli 1519 seine Freiheit wieder erlangen konnte, achtzehn seiner besten Schlösser zum Pfande geben. Karl V. war gerade am Tage der Schlacht auf der Soltauer Heide gewählt worden. An ihn wandte sich, als er nach Brüssel kam, der Herzog von Braunschweig, um ihn zu ersuchen, daß er den ungerechten Schiedsspruch, Austrag genannt, durch sein kaiserliches Machtwort niederschlagen möge; und Karl V. erließ wirklich, obgleich er damals noch nicht als römischer König gekrönt worden war, schon von Brüssel aus eine Entscheidung, deren Ausgang wir weiter unten zugleich mit dem der würtembergischen Händel und dem der Sickingen'schen Fehde berichten werden. Natürlich hatten die Sieger in dem Kaiser einen ebenso parteiischen Richter erwarten müssen, als vorher die beiden Kurfürsten gewesen waren.

4. Reformations-Angelegenheit bis zur Ankunft Karl's V. in Deutschland.

In dem Augenblicke, als Karl V. nach Deutschland kam, hatte eine Übereilung, zu welcher Pabst Leo X. sich durch einen deutschen und einen italiänischen scholastischen oder nach dem Ausdrucke unserer Tage wissenschaftlichen Theologen verleiten ließ, aus einem Schul- und Kanzelgezänke eine politische Streitigkeit gemacht. Karl wäre in Betreff derselben gewiß nach spanischer Weise willkürlich verfahren, hätte er nicht eines Theils dem Pabste,

dessen er bedurfte, mit diesem Streite, der in Deutschland theologisch geführt ward, bange machen, und anderes Theils sich den Kurfürsten Friedrich von Sachsen zum Freunde erhalten wollen. Friedrich der Weise von Sachsen hatte nämlich nicht allein ebenso, wie Ludwig V. von der Pfalz, sehr viel zu Karl's Erwählung beigetragen, sondern er war auch fast der einzige deutsche Fürst, welcher aus Achtung für das Gesetz der goldenen Bulle*) weder Bedingungen gemacht, noch Geld angenommen hatte. Er hatte sogar die dreißigtausend Dukaten, welche Karl's Gesandte nach der Wahl hatten auszahlen lassen wollen, zurückgewiesen und die Vertheilung von zehntausend Gulden an seine Hofdienerschaft verboten, indem er erklärte, daß er zwar niemanden von der Annahme des dargebotenen Geldes abhalten könne, daß er aber keinen, der dasselbe annehme, in seinem Dienste behalten werde.

Dem Kurfürsten Friedrich lag sehr viel an der Blüthe seiner erst 1502 gestifteten Universität Wittenberg, weil die besseren deutschen Fürsten, auch Kaiser Friedrich III. und Maximilian I, gleich den italiänischen Herrschern und Städten damals ebenso in der Beschützung der wiedererweckten Wissenschaft und Civilisation den größten Ruhm suchten, wie ihre Nachfolger während des achtzehnten Jahrhunderts im Halten von Wettrennen, Bällen, Opern, Balletten und Mätressen. An jene Universität hatte Friedrich auf die Empfehlung seines Freundes und Vertrauten, des Augustiner Provinzials Staupitz, den Mönch Martin Luther, dessen Talent und Tugend Staupitz in Erfurt, wo derselbe lehrte und predigte, kennen gelernt hatte, als Professor der Theologie berufen. Seit dem Jahre 1508, in welchem Luther nach Wittenberg versetzt worden war, nahm die Zahl der Studirenden auf dieser Universität sehr zu, weil damals noch Tausende Theologie studirten, auch wenn sie später Juristen oder Mediciner wurden. Statt daß vor 1508 nur gegen zweihundert immatriculirt worden waren, stieg die Zahl der Studenten schon in den nächst folgenden Jahren auf sechs- bis achthundert, ja später sogar bis auf mehrere tausend, und die Universitäten Erfurt und Leipzig wurden verdunkelt.

*) Jeder Kurfürst solle schwören: Vocem meam et votum seu electionem præfatam dabo absque omni pacto, stipendio, pretio vel promisso, seu quocunque modo talia valeant appellare.

Wir gehen hier auf das, was Luther lehrte, und auf die Art und Weise, wie er lehrte, gar nicht ein, weil wir nicht Kirchen-, sondern Staatsgeschichte schreiben. Nur das Eine bemerken wir, daß Luther auf den Gedanken kam, die Lehre der Bibel, nicht die Kirchenlehre müsse gelehrt und gepredigt werden. Luther war ganz rechtgläubig und oft sogar überfromm; er vergaß daher auch, daß Bibel- und Kirchenlehre mit der Zeit ganz von einander verschieden geworden seien, da die Bibel das Gemüth und die Moral, die Lehre der Kirche aber den Verstand und die Poesie des überlieferten Glaubens angehe. Wer mithin der Überlieferung und der Gewohnheit anhing, war und blieb der alten Lehre getreu, und man konnte ihn darüber nicht schelten; wer dagegen die Geistlichkeit und die Kirchenzucht so betrachtete, wie Christus die Pharisäer betrachtet hat, der wandte sich zu Luther, als dieser durch die Übersetzung und Erklärung der Schrift bewies, daß der Stifter des Christenthums und seine ersten Schüler etwas ganz Anderes gelehrt hätten, als was später durch die Concilien, Päbste und Scholastiker Kirchenlehre geworden war. Weil Luther von jenem Gedanken ausging, griff er auch die sogenannten wissenschaftlichen Theologen, die ihre eigene barbarische Sprache hatten, von einer ganz anderen Seite her an, als Reuchlin im Streite mit Pfefferkorn und seine Freunde in den Briefen der Dunkelmänner gethan hatten (s. Th. X. S. 449—455). Reuchlin und seine Mitkämpfer wollten. Geschmack, Künste, klassischen Styl und klassische Sprache, dies war vornehm; Luther dagegen wollte Einfalt und alte Sitten, und hatte es blos mit dem Volke zu thun, welchem die besseren Fürsten und Stadtobrigkeiten damals noch angehörten. Luther nahm daher auch an dem Streite, welchen Reuchlin und seine anderen ästhetischen Freunde mit den rohen und unlateinischen Mönchen hatten, nur geringen Antheil; er studirte die Kirchenväter, die Bibel, die Alten und die gelehrten Sprachen nicht der Philologie und des klassischen Styles wegen, sondern um aus der Bibel beweisen zu können, daß das wissenschaftliche Treiben der Theologen zur bloßen Unterhaltung unvergleichlich, dem Heile der Seele aber nachtheilig sei. Das Volk, dessen Sprache er verstand wie keiner nach ihm außer Lessing (denn Göthe schrieb nicht für

das eigentliche Volk), ſtrömte zu ſeinen Predigten, ſowie Tauſende erregbarer Jünglinge zu ſeinem akademiſchen Vortrage; die Mönche aber ergrimmten.

Bis zum Jahre 1512 war Luther zwar als Glaubens- und Bußprediger ſtreng, und ſprach, auf Auguſtinus geſtützt, dreiſt aus, daß die Kirchenlehre von der Gnade, auf welche wir uns hier nicht einlaſſen, nichts Anderes ſei, als die insgeheim in die Kirche eingeſchlichene Ketzerei des Caſſianus (Semipelagianismus); er trug dies aber mit großer Behutſamkeit vor. Erſt ſeitdem er 1512 Doctor der Theologie geworden war, griff er die Säulen der Schul-Dogmatik, die vornehmſten Scholaſtiker Bonaventura und Thomas von Aquino, als offenbare Ketzer (Pelagianer) an. Dies war freilich ein Schulgezänke eigener Art, weil Luther ſeine beſondere Anſicht von der göttlichen Gnade und der Art ihrer Wirkung hatte, welche ſelbſt Erasmus nicht theilte, obgleich Luther vor ſeinem Streite mit dem Pabſte von Erasmus und Reuchlin als Genoſſe in ihrem Kampfe mit den Obſcuranten anerkannt wurde. Luther gerieth bald in Streit mit den Dominikanern, welche ſchon 1515 heftig gegen ihn erbittert waren, ſowie mit Pirkhaimer, mit Mutian und mit Eck. Dieſe vor die Zeit von 1517 fallenden Händel gehören jedoch nicht hierher, weil wir uns allein mit dem beſchäftigen, was dem Schulgezänke der Gelehrten eine politiſche Bedeutung gab. Dies geſchah durch Luther's Angriff auf den von Rom aus getriebenen Ablaß-Handel. Ein ſolcher Angriff, durch einen Mann von Luther's Heftigkeit, Talent und Popularität unternommen, mußte nothwendiger Weiſe entweder eine Spaltung in die Kirche bringen, deren Bau Jahrhunderte hindurch ſo künſtlich aufgeführt worden war, daß kein Stein ohne Gefahr für den ganzen Bau verrückt werden konnte, oder er mußte dem, der ihn unternahm, dasſelbe Schickſal bereiten, welches Huß und Hieronymus von Prag erlitten hatten. Das Letztere würde gewiß eingetreten ſein, wenn nicht das deutſche Volk gerade damals von allen Seiten her angeregt worden wäre, der geiſtlichen und weltlichen Freiheit nachzuſtreben, und wenn nicht die Fürſten jener Zeit noch größtentheils durch Herz, Sprache und Gemüth dem Volke angehört hätten. Kurz und kräftig drückte Luther dies dadurch aus, daß er ſagte, Gott wolle das deutſche Volk vom falſchen Syſtem der Schule

zur einfachen christlichen Wahrheit zurückführen, und sich dazu seiner als eines Werkzeuges bedienen.

Pabst Julius II. hatte den Bau der Peterskirche angefangen; Leo X., der Beschützer aller Künste, welche damals ebenso in Italien, wie zu Perikles Zeit in Athen, blühten, setzte denselben fort, und da er außerdem überhaupt in Rom einen fast fabelhaften Glanz zeigte, so mußte er jede Gelegenheit benutzen, um sich Geld zu verschaffen. Die Mittel dazu waren unzählig; wir erwähnen nur das anstößigste von allen, den Verkauf der Sündenvergebung für Geld und das Ausbieten dieser Vergebung durch trödelnde Mönche, welche wie Marktschreier ihre Waare feilboten und sogar auch die Vergebung künftiger Sünden verkauften. Der Pabst gab den Verkauf der Ablaß-Zettel in Pacht, wofür er eine runde Summe erhielt; der Primas von Deutschland aber oder, was dasselbe war, der Erzbischof von Mainz, Albrecht, theilte den Gewinn, und sorgte für unverschämte Mönche, die umher reisten und den Ablaß feilboten. Dem Erzbischof Albrecht, einem sonst gebildeten und der neuen Wissenschaft gewogenen Manne, war der Ablaßhandel sehr willkommen, weil er nicht nur dem Pabste viel Geld für das sogenannte Pallium bezahlen sollte, sondern auch gegen die kirchliche Ordnung zu gleicher Zeit zwei Erzbisthümer (Mainz und Magdeburg) und außerdem noch ein Bisthum besaß, und also den Pabst sich zum Freunde halten mußte. Commissär des Erzbischofs zum Verkaufe des Ablasses war der Dominikaner Tetzel, welcher 1517 bereits drei Jahre lang in Deutschland den päbstlichen Ablaß als Marktwaare ausposaunt und es dabei so weit gebracht hatte, daß er einen Unter-Commissär ernennen konnte, der sich an allen Orten, in die er kam, noch unverschämter benahm, als Tetzel. Beide stützten sich auf jene Theorie, nach welcher die vielen Märtyrer und Heiligen der Kirche so viel Überfluß des Verdienstes bei Gott erworben hätten, daß daraus ein Vorrath entstanden sei, den das Haupt der sichtbaren Kirche an andere Gläubige, welche zu wenig Verdienst oder gar schwere Sündenlast hätten, verschenken oder verkaufen könne. Was sich aus einer solchen Theorie machen ließ, sieht man auf den ersten Blick. Auch ward sie von Tetzel und seinem Unter-

Commissär zu einer Anpreisung ihrer Waare benutzt, welche Männer, wie Leo X. und Albrecht von Mainz, gewiß im Inneren misbilligten. Fürst Georg von Anhalt hörte z. B. in Dessau den Unter-Commissär öffentlich sagen, daß er an dem von ihm aufgerichteten Ablaßkreuze oft das Blut Christi herunterfließen sehe.

Tetzel schlug seine Bude endlich auch in der Nähe von Wittenberg, zu Jüterbogk und Zerbst, auf, und Luther's Beichtkinder beriefen sich, wenn er Buße und Reue forderte, auf den von ihnen erkauften Ablaß. Da ergrimmte der sehr fromme, aber auch sehr heftige Mann, oder mit seinen eigenen Worten: „Als viel Volks von Wittenberg lief dem Ablaß nach gen Jüterbogk und Zerbst, und ich, so wahr mich mein Herr Christus erlöset hat, nicht wußte, was der Ablaß wäre, wie es denn kein Mensch wußte, fing ich säuberlich an zu predigen, man könnte wohl Besseres thun, das gewisser wäre, weder Ablaß lösen." Ein Prediger, der wie Luther der deutschen Sprache mächtig war, der die Beredsamkeit des Herzens (Pectus facit disertum) dem Wortgeklingel der klassischen Gelehrten entgegensetzte, und der außerdem wie kein Anderer ein Mann des Volkes und der Jugend war, mußte dem unwissenden, blos mit der Dialektik oder der Kunst des Klopffechtens der Schule vertrauten Mönch ein furchtbarer Gegner sein. Tetzel schimpfte und verketzerte ihn also, oder wie Mathesius in seiner naiven Weise berichtet: „Wie solches für den Ablaß-Partirer kommt, fähet er an, zu fluchen, zu schelten und Luthern als Erzketzern zu verdammen." Jetzt kannte Luther's Zorn keine Grenzen mehr; er kündigte daher seinem Gegner auf die Weise Fehde an, wie damals die Gelehrten, das Beispiel der Ritter nachahmend, zu thun pflegten. Der Ritter nämlich warf den Handschuh hin oder schickte dem Gegner ein Cartel; der Gelehrte schlug Streitsätze an, und forderte den Gegner heraus, dieselben in einem öffentlichen logischen Kampfe zu widerlegen. Dies that Luther am Allerheiligen-Abend des Jahres 1517, an welchem er fünfundneunzig Sätze, zu deren Vertheidigung er sich erbot, an die Thür der Schloßkirche von Wittenberg anschlagen ließ. Den Inhalt dieser Sätze berühren wir nicht, weil es für unseren Zweck genug ist, anzudeuten, wie der Streit zweier Mönche über Kirchenlehre eine

Spaltung in Kirche und Staat herbeiführte, was Luther selbst, als er seine Sätze anschlug, keineswegs ahnte *).

Die fünfundneunzig Sätze Luther's wurden sehr bald nicht nur in Deutschland, sondern auch in ganz Europa verbreitet; zum Disputiren fand sich jedoch niemand ein. Tetzel ließ zweimal Gegensätze bekannt machen, und über die zweiten Gegensätze desselben wurde am 20. Januar 1518 in Frankfurt an der Oder disputirt. Höchst wahrscheinlich hatte der ganz ungelehrte Tetzel den Frankfurter Professor und Doctor der Theologie Wimpina gebraucht, um die Gegensätze zu schreiben, in welchen die scholastisch-päbstliche Lehre gegen Luther vertheidigt wurde. Tetzel schimpfte bei dieser Gelegenheit, wiewohl ohne Luther zu nennen, auf eine unerhörte Weise über Frevel und Ketzerei, und ließ sogar endlich in seiner Eigenschaft als Glaubensrichter Luther's Sätze verbrennen. Dagegen verbrannten auch Luther's Freunde in Wittenberg (jedoch, wie wir ihm glauben, ohne sein Wissen und Willen) Tetzel's Gegensätze.

Von diesem Augenblicke an predigten die Dominikaner, denen damals die Kanzeln, die Lehrstühle und die Glaubensgerichte anvertraut waren, mit tobender Wuth gegen den Augustiner-Mönch, der durch seinen Ordens-Provinzial Staupitz dem Kurfürsten Friedrich empfohlen und nach Wittenberg gebracht worden war, und Luther blieb ihnen, das muß man zugeben, durchaus nichts schuldig. Er kannte, wie er später bewies, die ganze Terminologie des Eislebener Pöbels sehr gründlich. Luther war ein großer und kühner Mann; er mußte sich vorerst an das Volk wenden, das ist uns genug. Wir leugnen daher seine Grobheit nicht; denn wenn jemals eine Grobheit göttlich genannt zu werden verdiente, wie unsere Genie's am Ende des achtzehnten Jahrhunderts behaupteten, so war es die Luther'sche. Sie war das Schwert, welches den Knoten zerhieb, den des Erasmus höfisch

*) „Da ich die Sache wider das Ablaß anfing, sagt er, war ich so voll und trunken, ja so ersoffen in des Pabsts Lehre, daß ich für großem Eifer bereit wäre gewesen, wenn's in meiner Macht gestanden, zu ermorden, oder hätte ja zum wenigsten Gefallen daran gehabt und dazu geholfen, daß ermordet wären alle die, so dem Pabste in der geringsten Sylbe nicht hätten wollen gehorsam sein."

schleichende Sprache und Melanchthon's Sanftmuth niemals gelöst haben würden. Dies soll anfangs auch Kaiser Maximilian gefühlt haben; wir wagen jedoch die Worte desselben nicht anzuführen, weil auch der fleißige Häberlin sie an der Stelle, wo sie stehen sollen, nicht hat finden können. Daß Luther aber sich auf den Schutz seines Landesherrn und auf die Überzeugung von seiner Rechtgläubigkeit verließ, geht daraus hervor, daß er in der mit vieler Mäßigung abgefaßten Antwort auf Tetzel's Widerlegung seines Sermons vom Ablaß schreibt: „Hie bin ich zu Wittenberg, Doctor Martinus Luther, und ist etwa ein Ketzermeister, der sich Eisen zu fressen und Felsen zu reißen bedünkt, dem lasse ich wissen, daß er hab' sicheres Geleit, offene Thor, frey Herberg und Kost darin durch gnädige Zusage des löblichen und christlichen Fürsten Herzog Friederichen Kurfürsten zu Sachsen."

Der Streit ward schon in den ersten Wochen des Jahres 1518 ein Kampf über das Ansehen des römischen Stuhles überhaupt, sowie über die Frage, ob die Häupter der Schulen der Scholastiker, welche bis dahin neben der Bibel als eine Autorität angesehen worden waren, irgend ein Gewicht in Betreff der Frage über das Wesen des Christenthums hätten, was Luther leugnete. Die Unvorsichtigkeit zweier in der Kirche durch ihre äußere Stellung sehr viel geltenden Theologen bewirkte, daß Luther's Angelegenheit zuerst eine Sache des deutschen Reiches und dann, als Pabst Leo X. sich in dieselbe mischte, eine Angelegenheit der ganzen Christenheit ward. Sylvester Prierias nämlich, ein Dominikaner und Hofbeamter des Pabstes (Magister Sacri Palatii), und Johann Eck, Prokanzler der Universität Ingolstadt und Domherr zu Eichstädt, nahmen sich der Lehren, welche Luther angegriffen hatte, auf eine in jenem Augenblicke sehr unverständige Weise an, und schmähten dabei zugleich dessen Charakter. Dies war doppelt unvorsichtig, da Prierias seine Schmähschrift dem Pabste widmete, an dessen Hof er lebte, und da er dabei bewies, daß er ebensowenig es mit Luther aufzunehmen vermochte, als im achtzehnten Jahrhundert der Hamburger Pfarrer Götze mit Lessing zu streiten im Stande war. Prierias gab gegen Luther einen Dialog heraus, welchem Luther eine Antwort entgegensetzte, die im Vergleich mit seinen späteren Schriften gegen die Lehre und die

Anhänger der päbstlichen Kirche immer noch gemäßigt genannt werden kann. Der römische Hof-Dominikaner ging in seiner Schrift mit Luther so um, wie auch unter uns vornehme Leute, die sich herablassen, Schriftsteller zu werden, mit ihren Gegnern umzugehen pflegen. Dergleichen zu ertragen, war freilich Luther, welcher etwas von einem Sanscülotten in sich hatte, nicht gemacht. In welchem Tone der römische Höfling sich unterstand, dem Pabste 1518, nachdem Luther schon allgemein als der Stolz der deutschen Nation betrachtet wurde, von demselben zu reden, wird man aus einigen Worten seiner Dedication hinreichend erkennen. „Ein gewisser (nescio quis) Martin Luther, sagt er, erhebt seinen stolzen Nacken gegen die Wahrheit selbst und gegen den heiligen Stuhl." Dann fährt er mit der Betheuerung fort, daß er Muth genug habe, im bevorstehenden Kampfe sogar den Satan selbst nicht zu fürchten, und daß er sehr begierig sei, die Probe zu machen, ob dieser Martin eine Nase von Eisen und ein Haupt von Erz habe. Ähnliche Abgeschmacktheiten enthält die ganze Schrift. Es war daher auch für Luther leicht darzuthun, welch ein armer Schelm der Mönch sei, der mit dem Teufel zu kämpfen sich getraue.

Den Angriff des römischen Dominikaners nahm Luther weniger übel, als den Einfall eines der berühmtesten deutschen Theologen, für den römischen Ablaß-Handel, welcher allen wackeren Deutschen ein Ärgerniß war, in die Schranken zu treten. Johann Eck in Ingolstadt schrieb nämlich für den Bischof von Eichstädt beißende Bemerkungen (obelisci) über Luther's Sätze, welche zwar nicht gedruckt, wohl aber in vielen Abschriften in Umlauf gesetzt wurden. Dies erbitterte den dadurch Angegriffenen um so mehr, als er mit Eck zwar disputirt hatte, sonst aber in freundlichem Verkehr und in Correspondenz gewesen war. Er setzte also den Obelisken Eck's seine Asterisken entgegen. Das Urtheil, welches Luther in dieser Schrift über das Wissen und über die Wissenschaft des eingebildeten und stolzen Gelehrten fällte, erregte den Zorn des Letzteren in so hohem Grade, daß er nicht eher ruhte, als bis er den Pabst in die Sache eingemischt hatte. Luther sagte nämlich in seiner Gegenschrift, daß er in dem ganzen Chaos der Obelisken nichts aus der heiligen Schrift, nichts aus den Kirchenvätern, nichts aus den Concilien-Beschlüssen gefunden habe, daß

vielmehr Alles, was Eck vorbringe, eitel Grübelei, eitel Spitzfindigkeit (omnia scholasticissima, omnia opiniosissima) und leere Träume seien.

Die von Luther angegriffenen Vertheidiger der päbstlichen und scholastischen Lehre, unter welchen auch der beim Streite mit Reuchlin von Hutten, Crotus und Anderen zum Gespötte der Welt gewordene Oberketzermeister Hoogstraten zu Cöln sich befand (s. Th. X. S. 450 ff.), brachten schon im Laufe des Jahres 1518 die Sache an den Pabst. Kurz vorher, ehe dieser sich in dieselbe mischte, erhielt Luther auf einer allgemeinen Versammlung des Augustiner-Eremitenordens zu Heidelberg Gelegenheit, seine Gedanken über den Werth der gelehrten Theologie und über die Unfehlbarkeit des Pabstes, die er jetzt ebenfalls leise zu bestreiten anfing, durch seine Beredsamkeit vielen Männern einleuchtend zu machen. Ende April 1518 hielt er nämlich auf jener Versammlung eine glänzende Disputation, welcher Bucer, Brennius, Schnepf und Theobald Billican beiwohnten. Diese Männer verkündigten nachher Luther's Lehren in ihren Kreisen. Besonders schloß Bucer sich gleich darauf an Zwingli und Bullinger an, als diese unabhängig von Luther die Schweizer Städte bewogen, sich der weltlich gewordenen Herrschaft des Pabstes zu entziehen, während die Hirten-Kantone Freiburg und Lucern und andere Gegenden dem Pabste treu blieben und so schon sechs Jahre später in der Schweiz wie in Deutschland ein zwiefacher Fanatismus sich wüthend gegenüber stand. Auch Pfalzgraf Wolfgang, der Bruder Ludwig's V. von der Pfalz, schloß sich damals an Luther an, und auf den Würzburger Bischof, Lorenz von Bibra, machte die Heidelberger Disputation einen solchen Eindruck, daß er den Reformator dem Kurfürsten von Sachsen dringend empfahl. Dieser gewährte zwar dem Luther seinen Schutz, gab aber doch auch deutlich zu verstehen, daß er seinetwegen nicht mit dem Pabste und dem Kaiser brechen könne, welche Beide forderten, daß dem bereits allenthalben erhobenen Geschrei über die Misbräuche der Kirche Einhalt gethan werde. Luther fügte sich: er schrieb nicht nur eine an seinen Diöcesan-Bischof gerichtete Erklärung, in welcher er sich wegen seiner fünfundneunzig Sätze rechtfertigte, sondern er faßte auch ein demüthiges Schreiben an den Pabst ab

und ließ dasselbe durch seinen Provinzial Staupitz einsenden. In diesem Schreiben findet sich noch die Stelle: „Er wolle nichts Anderes wissen, denn daß seiner Heiligkeit Stimm Christi Stimm sei, der durch jenen rede und handle."

Der Kaiser war damals schon ganz zornig über Luther. Er schrieb im August 1518 dem Pabste von Augsburg aus, dieser möge doch dem Schimpfen, Schreiben und Disputiren über die Religion ein Ende machen; jedoch erklärte er in demselben Briefe auch, wenn nicht vorher dem ärgerlichen Verkaufe der römischen Ablaßzettel Einhalt gethan werde, so sei sehr zu fürchten, daß viele Fürsten und Städte sich Luther's annehmen möchten. Ehe dieser Brief des Kaisers nach Rom kam, hatte der Pabst schon einen Schritt gethan, welcher die deutsche Nation mächtig aufregte. Er hatte nämlich ein geistliches Gericht in Rom bestellt, bei welchem der oben erwähnte Sylvester Prierias, der mit Luther in heftigem Streite war, Fiscal sein sollte. Diese Commission war sehr bald mit der Einleitung des Processes fertig, und schon am 7. August erhielt Luther eine bereits im Juli ausgefertigte Vorladung, innerhalb sechszig Tagen persönlich vor dem Gerichte zu erscheinen. Gleich nachher aber kam des Kaisers Brief in Rom an, und auch der Kurfürst von Sachsen bat den Pabst, Luther's Sache in Deutschland durch deutsche Bischöfe untersuchen zu lassen. Dadurch wurde Pabst Leo bewogen, dem Kardinal Thomas de Vio oder, wie derselbe nach seinem Geburtsorte Gaëta gewöhnlich genannt wird, Cajetanus in Betreff Luther's Aufträge zu geben. Dieser Kardinal war nämlich kurz vorher als päbstlicher Nuntius auf einen in Augsburg gehaltenen Reichstag, welchem sechs Kurfürsten beiwohnten, gesendet worden. Der ihm wegen Luther's ertheilte Auftrag war kein anderer, als daß Cajetanus den kühnen Mann, wenn derselbe nicht unbedingt widerrufe, als Ketzer behandeln solle. Cajetanus trug um so weniger Bedenken, dies ohne Weiteres zu thun, da Luther kurz vorher den Prierias, als derselbe in einer eigenen Schrift das Ansehen des Pabstes auf eine von allen Geistlichen, selbst von dem Jesuiten Maimbourg getadelte Weise erhob, noch einmal heftig angegriffen hatte. Überdies hatte Luther eine Predigt gehalten und drucken lassen, in welcher er das Recht der Päbste,

den Bannfluch auszusprechen, mit einer Dreistigkeit anariff. über die ganz Deutschland erschrack.

Luther ward von seinem Kurfürsten nach Augsburg entboten, und obgleich jedermann ihn vor der Reise dahin warnte, machte er sich doch auf den Weg. Dem Provisor seines Ordens zu Weimar, der ihn ebenfalls abmahnte, sagte er: „Bitt' für mich ein Vaterunser, Gott wird seinem lieben Kind Christo, deß meine Sache ist, dieselbe schon erhalten." Luther machte die Reise nach Augsburg zu Fuße, und nahm erst wenige Stunden vor Augsburg ein Wägelchen, sowie er auch unterwegs von einem Freunde eine andere Kutte lieh, um mit einigem Anstande erscheinen zu können. Ein kaiserliches Geleite erhielt er erst nach seiner Ankunft in Augsburg. Hier hatte er mit dem Kardinal Cajetanus, der ihn entweder schmeichelnd zum öffentlichen Widerruf bewegen, oder auch ihn einschüchtern und seine Auslieferung bewirken sollte, drei Unterhaltungen. Cajetanus forderte zuerst, blos auf Autorität der gegen Luther eingeleiteten Untersuchung, nackten Widerruf; als aber Luther gegen dieses Verfahren protestirte, ließ der Kardinal sich zu einer Disputation mit ihm bewegen. Über diese zweite Zusammenkunft Luther's mit dem fürstlich vornehmen Herrn, welcher geglaubt hatte, der Mönch würde vor ihm in die Erde sinken, gibt Luther selbst mit folgenden Worten Rechenschaft: „Da schrie der Legat, ich sollt' ein Widerspruch thun, und machet eine lange Rede aus St. Thomas Fabeln, meynet und hielt dafür, er hätt' mich überwunden und gestillt. Ich hub auch etliche Mal an zu reden, aber er donnert' und schnurret' alleweg und herrschet allein. Endlich hub ich auch an zu schreien." Die dritte Unterhaltung endigte damit, daß Cajetanus den Mönch gehen hieß und auf einfachem Widerruf bestand. Schriftliche Vorstellungen wollte der beschämte und erbitterte Kardinal nach den drei Audienzen gar nicht annehmen. Jetzt ward Luther's Lage bedenklich, da sein Kurfürst schon abgereist war. Dieser hatte ihn zwar seinem Gesandten und vielen Gliedern des Augsburger Magistrats dringend empfohlen; allein schon am 19. Oktober nahm die Sache eine solche Gestalt an, daß Luther's Freunde ihn ganz plötzlich aus seinem Hause holten und zu einer Zeit, als die Thore schon geschlossen waren, heimlich aus der Stadt fortbrachten. Staupitz verschaffte ihm nämlich ein Pferd, welches Luther ohne

Beinkleider und Stiefel bestieg, der Augsburgische Senator Langemantel ließ ihm das Nebenpförtchen öffnen, und Luther rettete sich dadurch, daß er acht Meilen in Einem Ritte zurücklegte.

Der Pabst fand in der nächsten Zeit nicht gerathen, gegen Luther strenger zu verfahren, weil Kurfürst Friedrich von Sachsen zwar Luther's Lehre auf keine Weise offen anerkannte, aber doch seine Person in Schutz nahm. Gleich im Januar des folgenden Jahres starb Kaiser Maximilian, und nun war Friedrich die Hauptperson in Deutschland. Man billigte damals in Rom Cajetan's Grobheit und Heftigkeit gar nicht; man gab aber dem Pabste den übeln Rath, in einer eigenen Bulle die Lehren vom Ansehen des römischen Stuhles und vom Ablaß in Schutz zu nehmen und die neuesten Gegner derselben, wiewohl ohne Nennung ihrer Namen, zu verfluchen.

In Wittenberg hatte während der Abwesenheit Luther's Philipp Melanchthon, welcher kurz vor der Abreise desselben dort eingetroffen war, großes Aufsehen erregt. Dieser zeigte sich, nachdem Luther zurückgekehrt war, als dessen würdigen Gehülfen. Er leistete alles das, was Luther nicht zu leisten im Stande war; denn sein Charakter war eben so sanft, mild und versöhnlich, als Luther heftig, jähzornig, grob und einseitig war. Luther's Fehler waren seiner Sache vortheilhaft, Melanchthon's Tugenden würden nie die Reformation durchgesetzt haben; seine Sanftmuth und Milde gewannen aber diejenigen wieder für Luther's Lehre, welche durch dessen Heftigkeit abgeschreckt worden waren. Melanchthon war durch und durch klassisch gebildet, er half seinem Freunde Luther aus, wo dieser der gelehrten Sprachen nicht mächtig genug war, und griff, weil er die Aristotelische Philosophie gründlich studirt hatte, die scholastische Theologie, welche eine Tochter derselben war, auf ganz andere Art als Luther an. Der Letztere, ein Mann des Volkes und nicht der Schule, trotzte im Sinne des Volkes auf den angeborenen praktischen Sinn, den man gemeinen Menschenverstand zu nennen pflegt; Melanchthon dagegen erkannte, als Mann der Schule und der Wissenschaft, in dem Gange der Philosophie von Aristoteles Zeit an bis auf die seinige ebenso, wie wir Anderen, ein Ringen des menschlichen Geistes, dasjenige wissenschaftlich zu gestalten, was die Bibel handgreiflich gelehrt hat.

Luther's Angelegenheit brachte schon gleich nach seiner Abreise von Augsburg ganz Deutschland in Bewegung; denn die von ihm mit dem Kardinal Cajetan gepflogene Verhandlung ward gegen seinen und seines Kurfürsten Willen durch den Druck bekannt gemacht. Luther hatte nicht blos von dem Kardinal an den Pabst, sondern nach Erscheinung der oben erwähnten Bulle über den Ablaß auch vom Pabste an ein künftiges Concilium appellirt. Jetzt versuchte der sächsische Edelmann, Karl von Miltitz, ein Kämmerer des Pabstes bei Gelegenheit eines Auftrages, den dieser ihm ertheilt hatte, dem Kirchenstreite in der Stille ein Ende zu machen. Miltitz war nämlich vom Pabste schon früher beauftragt worden, dem Kurfürsten von Sachsen eine geweihte goldene Rose zu überreichen, was damals ebensoviel war, als wenn jetzt ein Fürst dem anderen das Großkreuz seines ersten Ordens überschickt. Miltitz benahm sich bei seinem Versuche, den Streit beizulegen, sehr verständig; er gab sich zuerst Mühe, dem Unfuge der Ablaß-Krämerei ein Ende zu machen und reiste zu diesem Zwecke nach Leipzig, wo er Tetzel im Namen des Pabstes schalt und ihm erklärte, daß seine Laster und Frevel bestraft werden sollten. Übrigens starb Tetzel noch in demselben Jahre. Die Geschichtschreiber lassen ihn ihrer Gewohnheit gemäß vor Angst und Schrecken ums Leben kommen; Leute wie Tetzel sterben aber leider nie vor Schrecken. Mit Luther hatte Miltitz eine Unterredung in Altenburg, wohin jener auf Befehl seines Kurfürsten zu ihm gereist war. Dort ließ Luther sich theils durch freundliche Reden, theils durch die Vorstellung der ihm drohenden Gefahren dahin bringen, daß er zwar nicht in einen unbedingten Widerruf einwilligte, dagegen aber einen demüthigen Brief an den Pabst schrieb. In diesem Briefe machte Luther das Anerbieten, zu schweigen, wenn man auch seinen Gegnern Schweigen auferlege, oder auch sich dem Urtheile des Bischofs von Trier, von Salzburg oder von Freisingen zu unterwerfen.

Ehe die Antwort des Pabstes eingetroffen war, hatte Miltitz, nach allerlei verdächtigen Conferenzen mit dem Nuntius Cajetanus sich zum Erzbischof von Trier begeben, welcher dann, ohne den Auftrag des Pabstes abzuwarten, Luther nach Ehrenbreitstein zu sich entbot. Dies kam dem Letzteren und seinem Kurfürsten ver-

dächtig vor, und Beide lehnten es deshalb ab. Dagegen hatte aber Luther längst zugesagt, mit den Vertheidigern der scholastischen Theologie in einer Disputation oder mit anderen Worten in einem gelehrten Turnier zu kämpfen. Ob zuerst Eck durch zehn Sätze, welche er aufstellte, oder Luther durch die seinerseits aufgestellten dreizehn Sätze den Handschuh hinwarf, ist ungewiß; jene Sätze aber, über welche disputirt werden sollte, sind gedruckt vorhanden. Der Kampfplatz sollte die Stadt Leipzig sein, in welcher der blind fanatische, mönchisch abergläubige Herzog Georg, das Haupt der herzoglich sächsischen Linie, seine Residenz hatte. Luther ließ sich ausdrücklich von diesem Fürsten ein freies Geleit geben, um sicher disputiren zu können; er erhielt dasselbe aber erst, als er schon in Leipzig anwesend war und sein Gegner Eck den Herzog darum gebeten hatte. Übrigens war eigentlich nicht Luther, sondern sein College Karlstadt der Hauptstreiter; denn dieser hatte das scholastische Turnier schon im vorigen Jahre zu Augsburg mit Eck verabredet. Der Kampf begann am 19. Juli 1519, und dauerte unter dem Zuströmen einer unzähligen Menschenmenge drei Wochen lang. Da bei demselben Karlstadt Blößen gab, da ferner Eck dialektisch stärker war, als Luther, und dagegen nicht nur dieser, sondern auch selbst Melanchthon nur von der Bibel und von dem, was die Religion für das Gemüth, nicht blos für den Verstand wichtig macht, redeten, so konnte Eck allerdings prahlen, er habe Recht behalten. Dies war in Hinsicht auf Scholastik wahr. Jeder Deutsche aber, welcher die Religion nicht in der Symbolik und in Ceremonien suchte, gab dem Luther Recht. Übrigens sprach bei Gelegenheit dieser Disputation Melanchthon mit wenigen Worten vor allem Volke aus, was er, der Kenner, von derjenigen Wissenschaft halte, durch welche das wahre Christenthum aus den Schulen und Kirchen verdrängt worden sei *).

Eck forderte den Kurfürsten von Sachsen auf, Luther's Bücher verbrennen zu lassen; er drang aber bei diesem nicht durch. Da-

*) De Scholasticis non est, ut multis agam, quibus divinæ litterae quidvis sunt potius quam simplices; imo nescio quem Proteum fingunt, cum eas in allegoricos, tropologicos, litterales, grammaticales, historicos sensus transformant et transfundunt in nescio quas lacunas.

gegen erreichte er bei Pabſt Leo X. ſeinen Zweck. Er reiſte 1520 nach Rom, um einen Verdammungsſpruch gegen Luther auszuwirken, und in der That ward ihm eine Bulle, in welcher der Pabſt und ſeine römiſchen Geiſtlichen den deutſchen Theologen ungehört verdammten, ganz in der Stille übergeben, um ſie nach Deutſchland mitzunehmen und dort für ihre Bekanntmachung zu ſorgen. Der Pabſt ahnte damals nicht, daß ſein Bannfluch gegen Luther das Signal einer kirchlichen und politiſchen Revolution ſein werde. Er ſah nicht, was Kurfürſt Friedrich wohl erkannte und an ſeinen Vaſallen, Valentin von Teutleben, der ſich damals zu Rom aufhielt und bald darauf Biſchof von Hildesheim ward, gerade in dem Augenblicke ſchrieb, als Eck in Verbindung mit dem Leipziger Profeſſor Hieronymus Emſer den Pabſt verleitete, den Bann gegen Luther auszuſprechen *). Die Gelehrten und Prälaten konnten freilich dem Pabſte nicht ſagen, daß nicht blos die Bürger faſt aller Städte, ſondern auch ein Theil der deutſchen Fürſten des römiſchen Druckes müde ſeien. Dies hätte er gleichwohl aus einem Artikel der Wahl-Capitulation des gerade um jene Zeit gewählten neuen Kaiſers erſehen können. In dieſem Artikel ward nämlich der neue Kaiſer verpflichtet: „Alles, was der römiſche Hof bisher gegen die Concordate der deutſchen Nation vorgenommen hätte, abzuſchaffen und mit allem Ernſt auf ihre genaue Beobachtung zu dringen.“ Luther ſelbſt war übrigens gleich nach der Leipziger Disputation viel entſchiedener und dreiſter als früher gegen mehrere Kirchenlehrer aufgetreten, und hatte die Vertheidiger der ſcholaſtiſchen Theologie und ihrer Lehren in der Perſon des Leipziger Profeſſors Emſer mit unübertrefflichem Witze, und furchtbarer Grobheit angegriffen. Sein Streit mit Emſer begann, als dieſer einen gedruckten Brief gegen einen böhmiſchen Irrlehrer herausgab, und in demſelben ſich über Mehreres, was

*) Non esse eum nunc qui olim Germaniæ statum, efflorescere bonas artes et litteras et plebejos etiam cognoseendæ scripturæ desiderio teneri, inde fore, si pontifex nonnisi vi ecclesiasticæ potestatis agat et conditionem a Luthero propositam denegato examine doctrinæ recuset, nec ex scriptura sacra testimonia et solida argumenta proferantur, *ut maximi sint orituri motus*, ex quibus ad pontificem nulla sit reditura utilitas.

Luther bei der Leipziger Disputation gesagt hatte, so aussprach, daß es den Anschein hatte, als wenn er ihm die Irrlehren des Böhmen zuschreiben wolle. Die gedruckte Beantwortung dieses Briefes, welche Luther herausgab, ist ein Meisterstück der Beredsamkeit und des Witzes, aber auch mit unwürdigen Persönlichkeiten und Grobheiten angefüllt, welche Emser nicht unbeantwortet lassen konnte. Die Sache war übrigens jetzt schon Reichsangelegenheit geworden; denn Luther selbst hatte im Januar 1520 an den neuen Kaiser geschrieben und auch die Abendmahls-Lehre der Kirche angegriffen.

Die Bannbulle gegen Luther, welche Leo X. auf Eck's dringendes Verlangen erlassen hatte, war am 15. Juni 1520 ausgefertigt worden. Sie beleidigte, als Eck sie in Deutschland umher trug und schickte, sogar die Bischöfe des Reiches, denen sie blos zur Bekanntmachung mitgetheilt wurde. Diese erblickten in derselben einen Eingriff in ihre Rechte, und nur wenige verstanden sich dazu, sie bekannt zu machen. Es waren in der Bulle einundvierzig aus Luther's Schriften ausgezogene Sätze theils als verwegen oder ärgerlich, theils als ketzerisch verdammt. Luther selbst wurde in der Bulle aufgefordert, innerhalb sechszig Tagen einen Widerruf nach Rom zu schicken oder persönlich dahin zu überbringen, widrigenfalls er nach Ablauf dieses Termins nicht blos selbst in den Bann gefallen sein, sondern auch jeder, der ihn schützen würde, die gleiche Strafe und den Verlust aller Lehen und Würden erleiden sollte. Eck konnte in Deutschland nirgends die Bekanntmachung der Bulle erlangen; selbst Luther's ärgster Feind, der Herzog Georg von Sachsen, verbot dem Magistrat von Leipzig, dieselbe bekannt zu machen, ehe der Diöcesanbischof (der Bischof von Merseburg) den Befehl dazu gegeben habe.

Luther hatte lange vorher, ehe Eck die Bulle nach Deutschland brachte, von ihrer Ausfertigung Nachricht erhalten und, als sie anlangte, bereits ganz mit der römischen Kirche gebrochen. Er hatte durch ein im Juni 1520 geschriebenes Buch, welches den Titel „Vom christlichen Adel deutscher Nation" führt, die deutsche Reichsritterschaft aufgefordert, das Joch der Pfaffenherrschaft abzuwerfen. In dieser Schrift bewies er zuvörderst, daß die Vorzüge der Geistlichen vor den Weltlichen eine Beeinträchtigung der von den Alt-

vordern ererbten Rechte jedes freien Deutschen, besonders aber des Adels seien. Er that ferner dar, daß die Behauptung der Päbste, nach welcher sie allein die Schrift auslegen und Concilien berufen dürften, eine leere Anmaßung sei. Er schilderte endlich mit derben und kräftigen Zügen den Geiz der Päbste und ihrer Creaturen, den Handel, den sie mit Pfründen trieben, ihre Herrschsucht und ihre anderen bekannten Laster, von welchen damals in allen Volksliedern, in allen deutschen Gedichten und Satyren die Rede war. Luther's Aufforderungen an die Ritterschaft wurden durch die meisterhaft gedachten und geschriebenen, aber Mord und Brand predigenden Flugschriften Ulrich's von Hutten so kräftig unterstützt, daß zwei der angesehensten und gefürchtetsten Häupter der Reichsritterschaft, Sylvester von Schaumburg in Franken und Franz von Sickingen am Rhein, dem Luther ihren Arm und einen Aufenthalt bei sich anboten. Dreinschlagen wollte freilich Luther nicht, wie Ulrich von Hutten; er schreibt daher auch diesem ausdrücklich: es sei nicht sein Wille, daß man mit Gewalt und Morden für das Evangelium kämpfe. Dies war damals ganz richtig; als aber Luther zur Zeit des Schmalkaldischen Bundes diesen Satz zu weit trieb und seinen Einfluß auf Friedrich's des Weisen Nachfolger, Johann den Beständigen, benutzte, um die Protestanten abzuhalten, zur rechten Zeit das Schwert zu ziehen, ward der Glaube, daß Gott sein Wort und diejenigen, welche nach demselben, ohne die Anwendung physischer Kräfte gegen den Widerstreit gleicher Kräfte, die Welt einrichten wollten, schützen werde, seiner Partei verderblich.

Schon ehe die Bulle gegen Luther erschienen war, hatte dieser in einem Briefe an Spalatin eingestanden, der Lärm der Obscuranten und das Benehmen des römischen Hofes habe ihn auf den Gedanken gebracht, daß der Pabst am Ende wohl der Antichrist sein könne, von welchem so viel Redens in der Welt sei *). Diese Äußerung ist in einem Privatbriefe enthalten; aber auch in der angeführten Schrift an den deutschen Adel, einer Art von Manifest,

*) Ego sic angor, schreibt er in diesem Briefe, ut prope non dubitem, Papam esse proprie Antichristum, quem vulgata opinione exspectat mundus. Adeo conveniunt omnia, quæ vivit, facit, loquitur, statuit.

geht Luther schon sehr unsanft mit dem Pabste und den Kardinälen um. Von dem Ersteren sagt er, die Vertheidiger des päbstlichen Luxus vertheidigten Petri Nachfolger, wenn er so weltlich und prächtiglich fahre, damit, daß sie behaupteten, er sei Herr der Welt. „Das ist erlogen, fährt er fort; denn Christus, dessen Statthalter und Amtmann er sich rühmet, sprach vor Pilato: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Er ist auch nicht ein Statthalter des erhöhten, sondern des gekreuzigten Christus; aber nun machen sie den Pabst zum Statthalter des erhöhten Christi im Himmel, und haben Einige den Teufel so stark lassen in ihnen regieren, daß sie gehalten, der Pabst sei über die Engel im Himmel und habe ihnen zu gebieten; welches sind eigentlich die rechten Werke des rechten Antichrists." Von den Kardinälen sagt Luther in ebenderselben Schrift: „Wozu ist eigentlich das Volk nütze in der Christenheit, das man Kardinäle nennt? Das will ich dir sagen. Welsch- und Deutschland haben viel reicher Klöster, Stifte, Lehen und Pfarr, die hat man nicht gewußt daß nach Rom zu bringen, denn daß man Kardinäle macht und denselben die Bisthum, Prälaturen und Klöster zu eigen gebe und Gottes Dienst also zu Boden fließe. Darum siehet man jetzt, daß Welschland fast wüst ist und Klöster verstört, Bisthum verzehrt, Prälaturen und aller Kirchen Zinse nach Rom gezogen, Städte verfallen, Land und Leute verderben, da kein Gottesdienst noch Predigt mehr gehet."

Noch ehe Eck mit der Bannbulle in Deutschland umher reiste, hatte Luther am ersten August 1520 durch sein Buch von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche ganz mit der päbstlichen Kirche gebrochen, und im Anfange Oktober's, gerade als die Bulle an den Rector der Universität Wittenberg geschickt wurde und dieser, weil die Zusendung nicht officiell gewesen war, keine Notiz von ihr nahm, gab Luther die Predigt von der Messe heraus, deren Inhalt beweist, daß jetzt keine Aussöhnung mehr möglich war. In diesen beiden Schriften setzte Luther der bestehenden Kirche, welche nach und nach in einer Reihe von Jahrhunderten entstanden und mit den feudalistischen Einrichtungen und Reichen innig verwebt war, eine ideale, rein aus der Bibel construirte christliche Kirche entgegen. Darüber ließ sich freilich streiten; denn es ist etwas Anderes, Misbräuche abzuschaffen und eine

bestehende Staatseinrichtung (das war die Kirche des Mittelalters) ganz niederzuwerfen, um eine neue, nach der Bibel oder nach philosophischen Grundsätzen gemachte an ihre Stelle zu setzen. Luther hatte durch diesen Schritt vollständig mit der römischen Kirche gebrochen. Das Gebäude der alten Kirche beruhte nämlich darauf, daß die Hierarchie vermöge der Lehre von den sieben Sacramenten das ganze äußere Leben des Christen beherrsche; diese Lehre war aber in dem Buche von der Messe verworfen, und Luther hatte in demselben nur drei Sacramente, die Taufe, die Buße und das Abendmahl, übrig gelassen. Schon in diesem Büchlein wird das Pabstthum eine Nimrods-Jagd gescholten.

Miltitz, der sich damals noch in Deutschland befand, hoffte immer noch zu vermitteln. Auch erlangte er, daß Luther noch einmal höflich an den Pabst schrieb; allein wir brauchen nur zwei kleine Stellen aus dem Briefe Luther's anzuführen, um zu beweisen, daß es diesem damals nicht mehr darum zu thun war, sich zu demüthigen. Die eine Stelle lautet folgendermaßen: „Indessen sitzest du, heiliger Vater, wie ein Schaf unter den Wölfen, wie Daniel unter den Löwen und wie Ezechiel unter den Scorpionen. Was kannst du Einiger wider so viel Ungeheuer? Und ob dir schon drei oder vier fromme Kardinäle zufielen, was wäre das unter solchen Haufen? Ihr müßtet eher durch Gift untergehen, ehe ihr fürnähmet der Sache zu helfen." In der zweiten Stelle dieses Briefes, in welchem überall Leo's X. Persönlichkeit geschont wird, heißt es: „Es sollte wohl dein und der Kardinäle Werk sein, daß ihr diesem Jammer wehret; aber die Krankheit spottet der Arznei, die Pferd und Wagen horchen nicht auf den Fuhrmann. Das ist die Ursach, warum es mir immer leid gewesen ist, daß du Pabst worden bist. Der römische Stuhl ist deiner und deinesgleichen nicht werth, sondern der böse Geist sollte Pabst sein, der auch gewiß mehr als du in diesem Babylon regieret." Diesem Briefe legte Luther, als er ihn nach Rom sandte, eine der besten Schriften, die er geschrieben hat, bei, das Büchlein von der christlichen Freiheit, welches den Pabst mehr ärgern mußte, als alle Schmähungen; denn es war mild abgefaßt und behandelte auf meisterhafte Weise eine Materie, von welcher die päbstliche Kirche bekanntlich gar nichts wissen will.

Noch in demselben Monat gab Luther die furchtbare Kriegserklärung gegen die bestehende Kirchenverfassung heraus, auf deren Titelblatt er den Pabst, welcher die Bulle gegen ihn erlassen hatte und, weil er Luther's Person nicht in seiner Gewalt hatte, wenigstens dessen Bücher verbrennen ließ, den Antichrist nannte. Dies war die Schrift „Gegen die Bulle des Antichrist". Luther griff in derselben mit aller Heftigkeit seines Charakters nicht blos die Einrichtung und Disciplin der Staatskirche, sondern auch die Grundlagen ihrer Glaubenslehre, soweit dieselbe nicht unmittelbar aus der Bibel floß, furchtbar an. Über das Verbrennen der Bücher sagt er in dieser Schrift sehr treffend: „Nun weiß ich wohl, daß Kunst und Frevel zwei Ding sind, und ich den unkünstlichen Frevel nicht achte; so ist Bücher verbrennen so leicht, daß es auch die Kinder können, schweig denn der heilige Vater Pabst und seine Hochgelehrten, welchen es je fein anstünde meines Bedünkens, wenn sie etwas mehr Kunst beweiseten, als Bücher verbrennen."

Furchtbarer noch, als Luther, griff Ulrich von Hutten in seinem bereits früher (Th. X. S. 460 ff.) erwähnten Dialog „Der Bullentödter" den Pabst und die ganze auf scholastische Dogmatik gegründete Kirchengewalt an. Was Luther in seiner Widerlegung der Bannbulle, die er nicht als eine päbstliche, sondern als Eck's Werk betrachtet wissen wollte, nicht gesagt hatte, das sagte Ulrich von Hutten nachher noch weit heftiger. Er gab die Bulle mit Anmerkungen und mit einer Ermahnung an die Deutschen heraus, stellte Luther's Sache als eine Angelegenheit der deutschen Nation dar, und fügte seinem Buche eine Schlußrede an Pabst Leo X. bei, deren Demostheniſche Schärfe alle gebildeten Deutsche mächtig erregte. Von diesem Augenblicke an ward die Sache eine Reichsangelegenheit; denn blos an wenigen Orten wurde die Bulle angeschlagen oder auch nur anerkannt. Der Kurfürst von Sachsen verhielt sich leidend, und zwei Nuntien des Pabstes versuchten umsonst, ihn zur Entfernung oder Verfolgung Luther's zu bewegen. Die Entscheidung der Sache ward endlich dem neuen Kaiser zugeschoben.

5. Karl V. in der ersten Zeit nach seiner Erwählung zum deutschen Kaiser.

Als Karl V. durch den abenteuernden Pfalzgrafen Friedrich, den Bruder des Kurfürsten Ludwig V., endlich die officielle Botschaft von seiner Erwählung zum deutschen oder, wie man es nannte, zum römischen König nebst der Einladung sich in Aachen krönen zu lassen erhielt, drohten ihm zugleich in Spanien und von Frankreich her Gefahren. In den beiden spanischen Reichen war nämlich große Unzufriedenheit, und die furchtbare Verbindung der mächtigen Städte, deren wir bereits (S. 304) gedacht haben, deutete auf eine Vorbereitung zu einem bürgerlichen Kriege, der nach des Königs Entfernung jeden Augenblick ausbrechen konnte. von dem französischen König Franz I. aber, dessen Bewerbungen um die deutsche Krone unglücklich gewesen waren, drohte ein auswärtiger Krieg, zumal da es schien, als wenn Franz den König Heinrich VIII. von England durch dessen Günstling Wolsey ganz für sich gewonnen habe.

Wolsey, welcher damals schon unzählige Pfründen und reich ausgestattete geistliche Ämter in seiner Person vereinigt und königliche Reichthümer aufgehäuft hatte, war seit 1514 erster Minister Heinrich's VIII. Übrigens hatte er nicht, wie man sagt, den Bischof Fox von Wincheſter durch seine Kabalen vom Hofe vertrieben; denn aus den Aktenstücken der englischen Geschichte geht hervor, daß dieser noch 1516 Verträge abschloß. Ebensowenig verdrängte er den Herzog von Norfolk, da dieser sich erst 1522 zurückzog. Nichtsdestoweniger war Wolsey seit 1514 Herr im Kabinet; denn die Räthe, welche dort neben ihm saßen, wurden nur nach seinem Vorschlage ernannt. Der Erzbischof Warham von Canterbury entfernte sich 1515 ganz, und Wolsey ward unter einem blindgläubigen, ganz kirchlichen Könige wie Heinrich so mächtig, daß er seinen Minister-Despotismus sogar gegen päbstliche Beamte geltend machte. Als z. B. Leo's X. Nuntius, Hadrian Corneto, zur Einsammlung des Peterspfennings nach England gekommen war, ließ Wolsey den Pabst durch den König so lange bestürmen, bis der Nuntius wieder abgerufen wurde; denn Corneto hatte dem damals schon unendlich reichen und folglich auch

unendlich habsüchtigen Erzbischof nicht zur Kardinals-Würde verhelfen wollen. Den Unter-Einnehmer desselben, Polydorus Virgilius, ließ er sogar auf sechs Monate in den Tower setzen. Der Letztere, dem wir vortreffliche Notizen zur englischen Geschichte dieser Zeit verdanken, hat sich an Wolsey bitter gerächt; denn er sagt in seinem Werke so viel Übles von ihm, als nur immer möglich ist. Übrigens befriedigten der König von Frankreich und der Pabst abwechselnd Wolsey's unbegrenzte Habgier.

Was den König Franz I. von Frankreich und sein Verhältniß zu Wolsey und Heinrich VIII. angeht, so änderte sich dieses seit dem Abschlusse des Vertrages von Noyon mehrere Male. Ein Beispiel davon ist die Art, wie Franz in Betreff des Bisthums Tournay verfuhr. Der Pabst hatte, als Tournay von Heinrich VIII. erobert worden war (s. S. 268), nicht nur zugegeben, daß dem französischen Bischof von Tournay, einem Sohne des Präsidenten Guillart, dieses Bisthum entzogen wurde, sondern er hatte dasselbe auch aus päbstlicher Allmacht oder, wie man es nannte, durch Provision an Wolsey übertragen. Nachher aber, als Leo X. das Herzogthum Urbino dem Franz Maria von Rovere zu entreißen suchte, um es seinem Neffen Lorenzo von Medicis zu ertheilen, gerieth er wegen des Angriffes der Franzosen auf Urbino so sehr ins Gedränge, daß er, um diese zu versöhnen, sich von Franz gegen Wolsey gebrauchen lassen mußte. Er sah sich damals genöthigt, dem englischen Minister dasjenige wieder zu entziehen, was er ihm früher gewährt hatte. Doch blieb damals das Bisthum in Wolsey's Besitz, bis auch Tournay wieder an Frankreich kam. Um den König Heinrich zur Zurückgabe dieser ihm höchst lästigen, durch die neue Befestigung der Stadt Therouanne von Calais ganz abgeschnittenen Festung zu bewegen, mußte König Franz vorher Wolsey für den Verlust der Einkünfte des Bisthums entschädigen. Er ließ ihm daher durch seinen Gesandten ein Jahrgeld von zwölftausend Livres anbieten, und versprach zugleich, ihn durch den Pabst zu dessen einzigem Legaten in England ernennen zu lassen, nachdem vorher Wolsey zur Kardinals-Würde erhoben worden war. Sobald Wolsey gewonnen war, benutzte dieser die Geldverlegenheit seines Königs, um ihn zur Zurückgabe der Stadt Tournay zu bereden, welche damals durchaus keinen Nutzen mehr für England hatte. Franz

verpflichtete ſich, dem engliſchen Könige unter dem Vorwande einer Entſchädigung für das in Tournay zurückgelaſſene Kriegsmaterial ſechsmalhunderttauſend Goldthaler zu bezahlen, und gab, da dies nicht ſogleich geſchehen konnte, vermögende Männer als Bürgen in Heinrich's Gewalt. Seit dieſer Zeit bediente der König von Frankreich ſich Wolſey's, um Heinrich ganz auf ſeine Seite zu ziehen, und als beide Könige bei ihrer Bewerbung um die deutſche Krone durchgefallen waren, ſchienen ſie ſich in der That gegen Karl V. vereinigen zu wollen. Es ward eine Heirath zwiſchen Heinrich's junger Tochter Maria und dem Sohne und künftigen Nachfolger des franzöſiſchen Königs ausgemacht, während Franz zugleich verſprach, ſeine Verbindungen in Schottland nicht weiter gegen die verwittwete Königin dieſes Landes und ihren jungen Sohn, welche Heinrich in Schutz genommen hatte, zu benutzen. Außerdem verabredeten beide Könige eine glänzende perſönliche Zuſammenkunft, die zwiſchen Guines und Ardres, alſo in der Nähe von Calais, gehalten werden ſollte, und bei welcher Beide mit ihrem hohen Adel in einem großen Turnier der Welt alle Pracht und alle Verſchwendung der Ritterzeiten zeigen wollten. Schon hatte Heinrich den Weg zur Küſte angetreten, als er einen Wink erhielt, daß der erwählte Kaiſer ihm durch einen Beſuch ſeine Huldigung darbringen wolle, wodurch dann der aufgeblaſene, von ſich und ſeiner Macht und Würde thöricht eingenommene König wieder für dieſen gewonnen wurde.

Karl beſchleunigte ſeine Reiſe nach Deutſchland, wo einſtweilen ſein Bruder Ferdinand ſeine Angelegenheiten beſorgte; denn er wünſchte ſo ſchnell als möglich wieder nach Caſtilien zurückzukehren, weil hier der Adel und die Städte höchſt unzufrieden waren, und man mit Sicherheit vorausſagen konnte, daß der in Toledo bereits ausgebrochene Aufſtand ſich während der Abweſenheit des Königs nach allen anderen Städten verbreiten werde. Zwar hatte Karl, um nicht durch die Anſtellung von Niederländern die Spanier noch mehr zu reizen, den Don Juan da Lanuza zum Vicekönig von Aragonien ernannt und den Don Diego de Mendoza, Grafen von Melito, mit der gleichen Würde in Valencia bekleidet; allein er hatte andererſeits doch auch ſeinen Jugendlehrer Hadrian, der von ihm zum Biſchof von Dertoſa gemacht

worden war, als seinen Stellvertreter in Castilien eingesetzt. Am 20. Mai 1520 schiffte er sich in la Corugna ein. Ihn begleitete eine Anzahl spanischer Großen und belgischer Hofleute, mit deren Ankunft in Deutschland sich nachher die Sitten der dortigen Höfe ebenso änderten, wie sie sich zur Zeit der Ottonen geändert hatten. Es kam zu der byzantinischen Steifheit spanische Grandezza und spanisches Ceremoniell, verbunden mit belgisch-französischer Leichtfertigkeit.

Am 26. Mai landete Karl in Dover, gerade als Heinrich VIII. mit einem sehr zahlreichen und glänzenden Gefolge von der kurz zuvor erwähnten Reise nach Calais unterwegs umgekehrt und nach Canterbury gegangen war. Karl begab sich unter dem Vorwande, seinen Oheim Heinrich VIII. und seine Tante Katharina, dessen Gemahlin, zu besuchen, an den englischen Hof. Er gewann den König Heinrich durch Devotion, den allmächtigen Minister desselben durch Geldversprechungen, und verabredete während der vier Tage seines Aufenthaltes in England einen Besuch Heinrich's in den Niederlanden, bei welchem er die ganze Wirkung der bevorstehenden Zusammenkunft des englischen und französischen Königs leicht zu vereiteln hoffte.

Kaum war Karl wieder von England abgesegelt, als Heinrich und Franz in dem sogenannten Lager von Gold-Brocat (camp du drap d'or), welches zwischen Guines und Ardres errichtet worden war, zusammen kamen. Beide Könige waren prachtliebend und verschwenderisch, und sparten bei dieser, achtzehn Tage (vom 7. bis 24. Juni 1520) dauernden Zusammenkunft, bei welcher sie durch Glanz und Galanterie mit einander wetteiferten und sich ewige Freundschaft schworen, keine Summe. Von dem großen Aufwand, den sie für ihr ephemeres goldenes Lager, für die wie Paläste eingerichteten Zelte und für die Festlichkeiten und Turniere machten, kann man bei du Bellay und bei Fleurange, welche Augenzeugen waren, einen ausführlichen Zeitungsbericht in officieller Sprache lesen. Alle Kosten waren für Frankreich ganz verloren; denn Karl fand es leicht, den König Heinrich, als derselbe ihn am 10. Juli zu Gravelingen besuchte, wieder auf seine Seite zu ziehen. Er hatte während seines Aufenthalts in England sich Wolsey's versichert und durch diesen erfahren, wie er den König

Heinrich gewinnen könne. Er hatte dem englischen Minister nicht nur ein Jahrgeld von siebentausend Dukaten zugesagt und das Bisthum Badajoz nebst einigen anderen spanischen Pfründen verliehen, sondern auch die Aussicht auf das Pabstthum, welches er als Kaiser ihm werde verschaffen können, eröffnet. In Gravelingen verweilte König Heinrich zwar nur einen einzigen Tag; Karl reiste aber sogleich zu ihm nach Calais, wo dann Heinrich sich in drei Tagen zu Verträgen bewegen ließ, welche dem, was er kurz vorher mit Franz ausgemacht hatte, geradezu widersprachen. Übrigens hatte Wolsey gehofft, seinen König dazu bewegen zu können, daß er auch Calais ebenso wie Tournay für Geld an Frankreich überlasse; allein schon die bloße Andeutung einer solchen Abtretung hatte eine so große Gährung in England hervorgerufen, daß Wolsey die Ausführung der Sache fallen lassen mußte, weshalb dann auch Franz nicht mehr daran dachte, in Beziehung auf Schottland sein Versprechen zu erfüllen.

Karl übte schon vor seiner Krönung, welche am 23. Oktober 1520 in Aachen Statt fand, die Rechte eines deutschen Kaisers aus. Es waren besonders zwei deutsche Angelegenheiten, welche damals seine Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, die Hildesheimer Stiftsfehde und der Streit des schwäbischen Bundes mit Ulrich von Würtemberg. Herzog Heinrich der Jüngere von Braunschweig-Wolfenbüttel reiste, wie wir bereits wissen (s. S. 331), nach Brüssel, um den neuen Kaiser zur Aufhebung des parteiischen Schiedsrichter-Spruches zu bewegen. Er war dabei von der Gemahlin Erich's von Kalenberg begleitet. Diese Beiden erlangten zu Brüssel drei kaiserliche Strafbefehle gegen den Herzog Heinrich von Lüneburg und den Bischof von Hildesheim. Die Letzteren leisteten aber, wie dies im Reiche Sitte war, keine Folge, sondern ersuchten die Schiedsrichter, welche den Ausspruch gethan hatten, um ihre Verwendung beim Kaiser, damit das von ihnen erlassene Urtheil aufrecht erhalten werde. Der Erzbischof von Köln versuchte, nachdem Karl in Aachen gekrönt worden war, vergebens die Parteien auszugleichen. In Köln erschienen endlich sowohl der Herzog von Lüneburg und die mit ihm verbundenen Grafen, als der Bischof Johann von Hildesheim; sie hatten auch den von ihnen noch immer gefangen gehaltenen Bruder Heinrich's des Jüngeren

mitgebracht. Nach langem und verdrießlichem Streite, ob des Kaisers oberstrichterliches Urtheil oder der Schiedsrichter-Spruch, welchen die parteiischen Fürsten gefällt hatten, gelten sollte, mußte sich endlich der siegende Theil bequemen, sich dem Ausspruche zu fügen, den der Kaiser und die Kurfürsten auf einem im Anfange des nächsten Jahres (1521) zu haltenden Reichstage fällen würden. Sie mußten sogar die Gefangenen, wie man dies nannte, beklagen oder mit anderen Worten einstweilen entlassen.

Auf dem Reichstage, den der Kaiser 1521 zu Worms hielt, wurde Herzog Erich vor allen Fürsten gehört. Heinrich von Lüneburg, der nicht selbst erschienen war, sondern seinen Sohn geschickt hatte, ward durch die Verzögerung der Entscheidung so verdrießlich gemacht, daß er die Regierung seinen beiden Söhnen, Otto und Ernst, überließ und nach Frankreich ging. Man erzählt gewöhnlich, er habe dies gethan, um nichts Eigenes mehr im Reiche zu besitzen und folglich den Kaiser befehden zu können; da aber eine gleichzeitige Chronik sagt, „er sei mit der leichtfertigen Plage der Beischläferinnen behaftet gewesen," so mag Spittler Recht haben, wenn er sagt, an des Herzogs Entschluß, die Regierung niederzulegen, sei die Anna von Campen mehr schuld gewesen, als die Stiftsfehde. Der Kaiser nahm den Schritt des Herzogs sehr übel auf, und ließ nach dem Ende des Wormser Reichstages am 27. Mai ein strenges Decret in der Sache bekannt machen. In diesem ward beiden Theilen bei Verlust ihrer Regalien und der Lehen, die sie vom Reiche hätten, und bei Strafe der Acht und Aberacht geboten, alle eroberten Städte, Schlösser, Flecken und Güter innerhalb eines Monats in des Kaisers Hand zu geben, alle Gefangenen loszulassen und sich in Betreff des Lösegeldes und anderer Forderungen dem Urtheile der vom Kaiser ernannten Commissäre, der Grafen Philipp von Hanau und Eberhard von Königstein, denen der Official von Trier beigeordnet ward, zu fügen. Diesem Befehle gehorchten der Bischof von Hildesheim und die Lüneburger nicht; sie warfen vielmehr die „eingemahnten" Gefangenen, die das Lösegeld nicht zahlten, in häßliche Kerker. Der Kaiser sprach daher am 24. Juli 1521 die Acht gegen sie aus, und beauftragte den König Christian II. von Dänemark (wegen Holstein's), die Her-

zöge von Wolfenbüttel und Kalenberg bei der Vollziehung derselben zu unterstützen.

Die verwickelten Rechtsstreitigkeiten und das Einzelne der neuen Fehde, als Wolfenbüttel und Kalenberg fast das ganze Land ihrer Gegner besetzt hatten und endlich Herzog Heinrich von Lüneburg aus Frankreich zurückkam, gehören nicht in dieses Werk. Wir führen daher nur Folgendes an. König Christian hatte zu viel in Dänemark und Schweden zu thun, und mußte deswegen die Achts-Vollstreckung ganz allein den Herzögen von Kalenberg und Wolfenbüttel überlassen. Die beiden Herzöge hatten sich schon im Jahre 1520 mit den Grafen von Hoya abgefunden; 1521 vermittelte Philipp von Hessen den Streit zwischen den Grafen von Schaumburg und den beiden Achts-Vollstreckern, und im Oktober desselben Jahres bewirkten die Herzöge von Sachsen auch die Aussöhnung mit Lüneburg. Die Gefangenen wurden ohne Lösegeld entlassen, die Kriegsschaden gegen einander aufgewogen, die Erbverträge erneut; dies nannte man den Feldvertrag. Der Bischof von Hildesheim ward seinem Schicksale überlassen. Er setzte den Krieg fort und übergab sogar 1522 die Verwaltung des Stiftes dem Dom-Kapitel und den Landständen, um außer Landes zu gehen und nicht nur seinen Bruder, den Bischof von Münster, sondern sogar auch den Herzog Karl von Geldern mit seiner schwarzen Bande zu Hülfe zu rufen. Das von ihm zusammengebrachte Gesindel wollten Otto und Ernst von Lüneburg nicht durch ihr Land lassen, und als am Ende des Jahres 1522 auch sein Bruder, der Bischof von Münster, starb, mußte er sein Stift ganz aufgeben.

Der Krieg brachte nicht blos über das Bisthum, welches fast ganz besetzt worden war, sondern auch über das Gebiet der Herzöge Ernst und Otto von Lüneburg große Verheerungen, bis endlich Albrecht und Georg von Sachsen zu Quedlinburg einen für Hildesheim sehr, nachtheiligen Frieden vermittelten, den der Kaiser am 20. Oktober 1523 bestätigte. Da der Bischof von dem Vertrage nichts wissen wollte, so ward er ganz ausgeschlossen; dagegen mußten das Dom-Kapitel, die Stadt Hildesheim und die Landstände sich dazu verstehen, den Braunschweigern zum Ersatz der von ihnen auf drei Millionen berechneten Kosten der Achts-Voll-

ziehung einen großen Theil des Bisthums abzutreten. Das kleine Stift, die Stadt Hildesheim und die Ämter Peina, Steuerwald und Marienburg sollten bleiben, das größere Stück aber, nämlich die von den Herzögen eroberten Theile des Bisthums, diesen zu Theil werden. Dabei war ein diplomatischer Kniff; es hieß nämlich von den beiden Stücken, in welche jetzt das Bisthum zerfiel, dieselben sollten nicht abgetreten werden, sondern sie sollten „mit der That unangefochten bleiben"; Hildesheim und Braunschweig erklärten aber den hinterlistigen Ausdruck verschieden. Dies gab dem Pabste, der gleich dem Kaiser den Quedlinburger Vertrag bestätigt hatte, Gelegenheit zu dem Versuche, dem Hause Braunschweig das ihm 1523 zugesprochene Land wieder zu rauben. Der Bischof wandte sich nämlich an den Pabst, und erhielt 1540 einen günstigen Ausspruch von ihm; der Kaiser verwies aber die Sache an das Reichskammergericht, wo sie bis 1629 hängen blieb.

Die Streitigkeiten des Herzogs Ulrich von Würtemberg mit seinen Unterthanen und mit dem schwäbischen Bunde hatten, wie oben (S. 318—328) berichtet worden ist, 1519 seine zweimalige Vertreibung zur Folge gehabt. Das erste Mal hielt Ulrich sich, weil ihm nur Mümpelgard und Hohentwiel übrig geblieben waren, zu Germersheim bei Ludwig V. von der Pfalz auf, und hier verschafften ihm die Streitigkeiten der Bundesglieder unter einander, sowie das Verfahren der Truppen und Häupter des Bundes in seinem Lande, bald die Hoffnung, daß seine Unterthanen ihm gegen das sehr zusammengeschwundene Bundesheer beistehen würden. Georg von Frundsberg's Stratioten (s. S. 131 und 221), welche mit diesem aus Italien gekommen waren, und Franz von Sickingen's Raubschaaren hatten auf gleiche Weise gehaust, und Wilhelm von Baiern hatte Silbergeschirr, Kostbarkeiten und Seltenheiten weggeführt. Ulrich fand wirklich die guten Würtemberger geneigt, es noch einmal mit ihm zu versuchen; er fing aber, wie wir wissen, seine Regierung sogleich damit an, daß er die Constitution oder den Tübinger Vertrag cassirte, und mit leichter Mühe wurde er daher im Oktober 1519 vom Bundesheere noch einmal aus dem Lande getrieben.

Jetzt entstand Streit unter Ulrich's Gegnern. Die Würtemberger forderten vom schwäbischen Bunde die Einsetzung von Ul-

rich's Sohn Christoph; der Bund aber schrieb unerhörte Brandschatzungen aus, und wollte seine Höllenschaaren nicht eher aus dem Lande ziehen, als bis die Kostenrechnung bezahlt sei, welche von den Baiern hoch genug gestellt worden war. Östreich endlich trachtete nach dem Erwerb des Herzogthums. Die für die schwäbischen Lande bestellte Regierung und Karl's V. Bruder Ferdinand, welcher bis zu des Kaisers Ankunft im Reiche die östreichische Regierung leitete, hatten bereits vor der Kaiserwahl verhindert, daß Christoph als Herzog eingesetzt werde; jetzt bewirkten sie, daß Karl schon von Barcellona aus sich in diese sehr verwickelten schwäbischen Händel mischte. Herzog Ulrich nämlich, der nach seiner zweiten Vertreibung in die Schweiz gegangen war, wandte sich, wie die in Solothurn versammelten Eidgenossen in einem Schreiben an den schwäbischen Bund sagen, zugleich an sie, die Kurfürsten und den Kaiser, und machte das Anerbieten, vor den Eidgenossen, dem Kurfürsten von der Pfalz und dem Kaiser zu Rechte zu stehen; der Bund lehnte dies aber ab, und der neue Kaiser sprach in einem Schreiben, das er am 4. Oktober 1519 zu Barcellona an die von ihm für Östreich verordnete Regentschaft erließ, offen aus, auf welche Weise er zwischen dem Herzoge, den zahllosen Gläubigern desselben, den habgierigen Eidgenossen, die ebenfalls Geldforderungen hatten, dem schwäbischen Bunde, dem würtembergischen Lande und seinen Ständen zu vermitteln gedenke. In diesem kaiserlichen Schreiben heißt es, die östreichische Regentschaft möge drei oder vier aus ihrer Mitte als Commissäre auf den in Augsburg zu haltenden schwäbischen Bundestag schicken, und dort sollten die Commissäre mit den Bundesgliedern in Unterhandlung treten, „damit, wie Karl's Worte lauteten, dem Hause Österreich sämtliche Länder des Herzogs Ulrich und dessen Kinder zur Bewahrung zugestellt und zugesprochen würden, dagegen den Bundständen leidliche und ziemliche Bezahlung von wegen des Kaisers und seines Bruders, des Erzherzogs Ferdinand, zu versprechen und zu verschreiben sei."

Auf dem Bundestage zu Augsburg war von Ulrich oder seinem Sohne Christoph gar nicht mehr die Rede, sondern es ward blos darüber berathschlagt, ob der Bund das Land für sich behalten oder an einen Anderen abtreten solle, und an wen es im

letzteren Falle zu überlassen sei. Man beschloß zur Beantwortung dieser Fragen die zu Regenten Würtemberg's bestimmten Herren zuzuziehen, und berief deshalb einige derselben nach Augsburg. Diese gaben dann selbst den Rath, „das Herzogthum einem Herrn zu übergeben, der die Bundstände von der Last des Anlaufens entledige und Geld auftreibe, damit die wachenden Schulden und Gülten und vorzüglich die Eidgenossen unverweilt bezahlt, und hiedurch der Landes-Credit wieder hergestellt werden könne." Die Bundesstände, welche der Vorwürfe wegen ihres Verfahrens mit und in Würtemberg müde waren, faßten daher auch den Beschluß, die Last von sich ab auf einen Mächtigeren zu wälzen und dem Verlangen des jungen Kaisers zu willfahren. Sie suchten aber ihren Raub so theuer als möglich an diesen zu verkaufen. Schon auf dem Augsburger Bundestage wurde am 30. November 1519 die Abtretung an Östreich ausgemacht; im Februar 1520 aber ward durch zwei Verträge Alles beendigt. In dem einen dieser Verträge wurde in vierzehn Artikeln festgesetzt, was Östreich theils dem Sohne Ulrich's, Christoph, und seiner Tochter, Anna, sowie seinen Verwandten leisten, theils an den schwäbischen Bund zahlen solle. Die Summe, welche der Letztere erhielt, betrug zweimalhundertundzwanzigtausend Gulden. In dem zweiten, aus acht Artikeln bestehenden Vertrage war die Hauptsache die Versorgung von Ulrich's beiden Kindern. Diese wurden nach Insbruck gebracht und für den Sohn fünftausend, für die Tochter viertausend Gulden als jährliches Einkommen festgesetzt. Unter den kaiserlichen Bevollmächtigten, welche so schmählich über die Beraubung der unschuldigen Kinder Ulrich's unterhandelten, war der saubere Kardinal Matthäus Lang, seit kurzem Erzbischof von Salzburg, der vornehmste. Ulrich selbst irrte später von Hof zu Hof umher. Er besaß zwar noch Hohentwiel und Mümpelgard; jenes war aber für ihn eher eine Last, als ein Besitzthum, und Mümpelgard wurde von ihm verpfändet.

Die östreichische Regierung suchte, als sie das Land übernommen hatte, sich dadurch schadlos zu halten und für die Kaufsumme bezahlt zu machen, daß sie Klöster und ganze Ämter verpfändete. Doch bestätigte sie dem Lande zugleich auch seine Constitution oder den Tübinger Vertrag. Sobald Karl nach Deutschland kam,

betrachtete er Würtemberg nicht als ein ihm pfandweise gehörendes Land, sondern als sein Eigenthum. Er setzte 1522 seinen Bruder Ferdinand, trotz der von allen Seiten dagegen erhobenen Widersprüche, in den Besitz des Landes und belehnte ihn als Herzog von Würtemberg und Teck. Das Letztere geschah jedoch erst bei Karl's zweiter Anwesenheit im Reiche (1530). Karl wollte damals sogar die Privilegien, deren Östreich genoß, auch auf Würtemberg ausdehnen. Wir werden weiter unten berichten, wann und wie Herzog Ulrich sein Land wieder erlangte.

6. Karl V. und die Reformation bis zum Schlusse des Wormser Reichstages.

Kaiser Karl V. schrieb gleich nach seiner Krönung einen Reichstag nach Worms aus, und auf diesem sollte namentlich auch Luther's Streit mit dem Pabste und mit dessen gelehrten Theologen entschieden werden. Seit dem ersten Auftreten Luther's im Jahre 1517 wurde, während doch das Pabstthum damals unstreitig die Staatsreligion war, das Evangelium auf allen Kanzeln verkündigt, und der Pabst hatte die Unvorsichtigkeit begangen, dieses Evangelium und seinen Verkündiger Luther durch eine Bulle zu verfluchen, Luther hatte aber bei Fürsten, Herren und Städten Anhang gefunden. Die Sache Luther's war also eine Staatsangelegenheit geworden. Man nannte dies eine Empörung Luther's gegen den Pabst und das Pabstthum, und in der That hatte Luther in der von ihm herausgegebenen Schrift gegen die päbstliche Bannbulle sich nicht blos von der Gemeinschaft mit der europäischen Staatskirche losgesagt, sondern dieselbe auch aufs heftigste geschmäht. Ein solcher Ausspruch scheint hart zu sein; man lese aber nur die Stelle jener Schrift, in welcher Luther sich darüber ereifert, daß ihn der Pabst aus dem Grunde verflucht habe, weil derselbe nicht zugeben wolle, daß das Sacrament der Buße aus Reue, Beichte und Genugthuung bestehe. In dieser Stelle, mit welcher man die Preßprocesse unserer Zeit vergleichen muß, ruft Luther polternd aus: „Denn wo die Genugthuung als dritter Theil der Buße bliebe stehen, daß, wo sie Gott auflegt und fordert, sie niemand kann ablegen, so erfünde sich's, daß Alle das Affenspiel, das der Pabst, Bischöffe, Pfaffen und Mönche mit den Schlüsseln, Ablaß,

Bullen, fürbehaltenen Fällen getrieben haben, kürzlich, der ganze Jahrmarkt, der die Welt betrogen und verschlungen hat, würden als falsch, teuflisch, antichristisch Irrthum, Trügerei und Verführung aller Menschen öffentlich erkannt. Daß euch römischen Buben Gott gebiete! Wie närret ihr uns arme Leute um unser Gut, Ehre, Seligkeit und wollet des noch Ruhm und Ehre dazu haben! Ihr ringet darnach, daß ihr auf die Köpfe geschlagen und verjagt werdet. Ich hab also gelehret, daß Reu' und Beicht sei nicht genug, sondern der Glaube müsse auch da seyn. Aber die Genugthuung, die man mit Ablaß ablegen kann, ist in der Schrift nicht gegründet, sondern von den Prälaten aufgelegt, welche sie auch mögen ablegen. — — — Kürzlich, daß ich mehr sage, denn ich noch je gesagt habe, so sprech' ich, daß alle drei Stücke, Reue, Beicht', Genugthuung, auf ihre Weise verstanden, an keinem Ort der Bibel stehen, trotz daß sie es anzeigen. Sie wissen ebensoviel in der Schrift als die Gans im Psalter."

Luther war indessen nicht blos bei solchen heftigen revolutionären Reden stehen geblieben, sondern er hatte auch durch öffentliche symbolische Handlungen dem Pabste im Namen des Volkes erklärt, daß es mit seinem Reiche und mit dem Gesetzbuche, auf welches dieses gegründet sei, oder den Decretalen vorbei wäre. Der Pabst hatte nämlich Luther's Bildniß und Schriften zuerst in Rom verbrennen lassen, und dann vom Kaiser Karl, als derselbe 1520 an den Rhein kam, durch seinen Nuntius erlangt, daß ein Gleiches in Löwen, Köln und Mainz, also in den Städten geschah, welche bis auf den heutigen Tag mitten unter demokratischen Schwärmern die steifsten Anhänger des finsterſten Aberglaubens in ihren Mauern haben; dafür rächte sich Luther auf eine Weise, welche zu sehr von demagogischer Art ist, als daß wir sie vertheidigen könnten. Er hat zwar in einer eigenen Schrift sein Verfahren vertheidigt; uns hat er aber durch dieselbe nicht überzeugt. Luther zog nämlich am 10. December 1520 um neun Uhr Morgens, nachdem er durch Anschlag jedermann in Wittenberg eingeladen hatte, der Verbrennung der päbstlichen Bulle und des päbstlichen Gesetzbuches beizuwohnen, in Begleitung vieler Doctoren, Magister und Studenten vor das Elsterthor der Stadt, ließ dort durch einen Magister einen Scheiter-

haufen errichten und anzünden, und verbrannte dann öffentlich und unter dem Jubel desjenigen Theiles vom Volke und von den Studenten, welcher dergleichen Schauspiele liebt, das Gesetzbuch des kanonischen Rechtes und was dazu gehört, sowie einige von Eck und Emser gegen ihn herausgegebene Schriften. Er selbst warf zuletzt die päbstliche Bannbulle in das Feuer, indem er dabei ausrief: „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so betrübe und verzehre dich das ewige Feuer!"

Wir würden dieser Scene kaum Erwähnung gethan haben, wenn Luther blos als Privatmann oder als Wittenberger Professor sie veranlaßt hätte; er handelte aber dabei als Haupt einer Partei, als Prophet der von ihm ausgehenden radikalen Änderung der Staatskirche, als Repräsentant der nach Licht strebenden Generation einer aus der Bibel und aus den Klassikern belehrten Jugend. Dies geht daraus hervor, daß um jene Zeit der Pabst den angesehensten und behutsamsten Fürsten Deutschland's, Friedrich den Weisen von Sachsen, durch Eck und durch seine beiden Nuntien, die Kardinäle Aleander und Caracciolí, welche er ausdrücklich Luther's wegen nach Deutschland gesendet hatte, vergebens bestürmen ließ, dem Reformator seinen Schutz zu entziehen, sowie dessen Lehre in seinem Lande zu verbieten und seine Schriften verbrennen zu lassen. Zu einem solchen Schritte verstand sich auch der Kaiser nur in den finstersten Theilen seines Reiches. Er hatte Ursache, zugleich den Pabst und den Kurfürsten von Sachsen sich zum Freunde zu erhalten; er that daher einerseits nichts, um der Verbreitung von Luther's Lehre zu steuern und der fast in allen Gegenden von Obrigkeits wegen veranstalteten Veränderung des Cultus und der Kirchenzucht Schranken zu setzen, und gab andererseits im finsteren Belgien und in den geistlichen Stiftern am Rhein zu, daß jene Lehre verboten und Luther's Bücher verbrannt wurden. Dagegen fand er es aber bedenklich, Luther's Lehre durch ein Edict im ganzen Reiche zu verbieten, was Aleander im Namen des Pabstes von ihm verlangte; denn ganz Deutschland erkannte das Verdienst des Reformators an.

Die Art, wie der Kaiser endlich, um nicht den Anschein zu haben, als wenn er Ketzer hegen wolle, mit Luther verfuhr, beweist am besten, daß im Jahr 1521 die Predigt des Evangeliums

schon zur Verkündigung einer Revolution geworden war. Die Sache wurde den ganzen Monat November hindurch zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich, der sich damals bei diesem in Köln befand, auf der einen und Aleander, Caracciolí und einigen fanatischen Bischöfen auf der anderen Seite verhandelt, und man bestürmte den Kurfürsten heftig, dem Nuntius Aleander und dem Doctor Eck als Bevollmächtigten des Pabstes die Untersuchung über Luther's Lehre zu überlassen. Friedrich der Weise ließ aber hierauf den Päbstlern erklären: „Er nähme sich der Sache des Dr. Luther nicht an; allein rechtschaffene und gelehrte Leute urtheilten davon, daß Luther nicht aus eigenem Antriebe so weit gegangen sein würde, wenn nicht seine Widersacher ihn dazu gebracht hätten. Außerdem sei Luther bisher weder vom Kaiser noch von Anderen verhört und seine Schriften noch keiner Irrthümer oder Gottlosigkeit überführt worden, daß man sie verbrennen müßte. Würde Luther durch deutliche Stellen der heiligen Schrift und bündige Beweise einer Irrlehre überführt, so wolle der Kurfürst allerdings ihn nicht schützen." Der Kurfürst kehrte hierauf sogleich in sein Land zurück, und der Kaiser reiste weiter den Rhein hinauf. Übrigens vermuthen wir, daß die Art, wie der Kurfürst und seine Räthe sich über die ihnen gemachte Forderung, den edelsten und größten Mann ihrer Nation vor das Gericht seiner ärgsten Feinde zu stellen, erklärten, diesen zu dem revolutionären Schritte, den er am 10. December that, ermuthigt habe.

Die Politiker ohne Religion, welche des Kaisers geheime Räthe waren, Chievres und Heinrich von Nassau, schrieben, bald nach des Kurfürsten Friedrich Abreise von Oppenheim aus an denselben, daß auf ihre Verwendung der Kaiser an ihn schreiben und ihn auffordern werde, Luther mit sich auf den in den ersten Monaten des folgenden Jahres zu Worms zu haltenden Reichstag zu bringen. Da sich jedoch der Empfang des kaiserlichen Schreibens verspätete, bis Luther die Scene der Verbrennung zu Wittenberg veranlaßt hatte, so mußte Friedrich in seiner gegen Ende Decembers ertheilten Antwort den Kaiser bitten, daß er ihn mit dem Auftrage, Luther mit nach Worms zu bringen, verschonen möge. Andererseits erließ auch der Pabst am 3. Januar 1521

eine neue Bannbulle, welche nicht blos gegen Luther, sondern auch gegen jeden, der ihn schützen würde, gerichtet war, so daß also alle die vielen Fürsten und Herren, welche dem Reformator zugethan waren, in den päbstlichen Fluch miteinbegriffen wurden. Diese waren in der Bulle förmlich für Ketzer erklärt, da sie nicht innerhalb des in der früheren Bulle bestimmten Termins widerrufen hätten. Jetzt befand sich der Kaiser in großer Verlegenheit. Er hatte damals bereits dem Kurfürsten Friedrich das Mitbringen des schon Verurtheilten erlassen; die ersten Fürsten des Reiches, ein Theil der Ritterschaft und die meisten Städte forderten aber, daß Karl Luther wenigstens hören solle. Karl kam deshalb auf seinen früheren Gedanken zurück, Luther auf dem Reichstage zu Worms über seine Lehre zu vernehmen, oder vielmehr ihn durch die Gegenwart der deutschen Stände einzuschüchtern. Der päbstliche Legat Aleander bot vergebens Alles auf, um den Kaiser von diesem Gedanken abzubringen, oder mit anderen Worten um zu verhindern, daß Luther in der glänzenden Versammlung zu Worms durch Beredsamkeit und Bibel-Lehre auf deutsche Gemüther wirken könne. Diesen eiteln Gelehrten und Höfling hat übrigens Luther mit meisterhafter Ironie geschildert. „Aleander, sagt er, ist schon der Sprachen wegen, die er versteht, der größte Mann auf der Welt. Hebräisch ist seine Muttersprache, Griechisch hat er von Kindesbeinen an getrieben, Latein hat er gelernt, während er es eine lange Zeit hindurch lehrte. Er glaubt auch, er sei von altem Adel, weil er als Jude geboren ist und dieses Volk vom uralten Hirtenfürsten Abraham stammt; ob er aber getauft sei, das weiß man nicht. Ein Pharisäer ist er gewiß nicht; denn er glaubt an keine Auferstehung der Todten und lebt, als wenn die Seele mit dem Leibe verginge."

An Widersprüchen fehlte es bei dem Processe, mit welchem Luther bedroht war, durchaus nicht. Schon der Versuch, Luther auf dem Wormser Reichstage in irgend einer Weise zum Widerrufe zu bringen und die hellbrennende Flamme des Aufruhrs wider den römischen Despotismus zu ersticken, war thöricht und vergeblich. Luther und der Pabst konnten, auch wenn man die Scene vom 10. December gar nicht in Anschlag bringt, nicht mehr in irgend einer Kirchengemeinschaft mit einander sein. Seit

Luther vom Mai 1520 an bis zum April 1521 sich über den Pabst und das Pabstthum härter ausgesprochen hatte, als jetzt nach den neuesten strengen Preßgesetzen irgend ein geborener Protestant, ohne sich sehr schweren Strafen auszusetzen, wagen dürfte. Einige Beispiele mögen dies beweisen. In der zweiten gegen die Verdammungsbulle gerichteten Schrift, in welcher Luther sich ausführlicher als in der ersten über jeden einzelnen Artikel ausspricht, sagt er bei Gelegenheit der Abendmahls-Lehre, daß die Griechen und die Böhmen Recht hätten, das Abendmahl in beiderlei Gestalt zu nehmen, und fährt dann also fort: „Und ich bitte sie durch Christum unsern Herrn, daß sie ja bleiben in ihrer Meinung beständig und lassen sich nicht irren des römischen Tyrannen und Antichrists verkehrte, frevele Gesetze, welcher aus lauter Mistrauen Eine Gestalt und das halbe Sacrament nimmt von den Christen, welchen es Christus selbst und alle Apostel geben und die Kirche lange Zeit gebraucht hat in aller Welt. Zum andern sage ich, daß der Pabst und alle seine wissentlichen Verwandten in diesem Stück Ketzer, Abtrünnige, verbannt, vermaledeit sind, darum daß sie anders lehren, denn das Evangelium lehrt." Da, wo Luther von Huß redet, schmäht er die europäische Staatskirche, zu welcher er doch selbst damals noch gehören wollte, sowie das Haupt derselben, den Pabst, noch weit heftiger. „Alle Artikel des Johann Huß, sagt er, die man zu Costnitz verdammt, sind ganz christlich, und ich bekenne, daß der Pabst hier mit den Seinen als ein rechter Antichrist gehandelt, das heilige Evangelium mit Johann Huß verdammt und an seine Statt des höllischen Drachen Lehre gesetzt hat." Noch ärger macht Luther es in der Schrift gegen den Italiäner Ambrosius Catarinus, welcher später Bischof von Cosenza wurde. Diese Schrift ist ausdrücklich gegen das Pabstthum und die Päbste gerichtet, weil Catarinus den von Prierias begonnenen Kampf für das Pabstthum gegen Luther fortgesetzt hatte. Luther führt daher in seiner Schrift gegen diesen Gelehrten, welcher übrigens mehr Talent und Kenntnisse besaß, als Prierias, den Satz durch, daß das in der Bibel beschriebene Reich des Antichrist nichts Anderes als das Pabstthum sei. Er legt eine Stelle aus dem achten Kapitel des Propheten Daniel zu Grunde, verbindet damit das sechste Kapitel der Offen-

barung Johannis, und nimmt einige Stellen aus verschiedenen Briefen des Apostels Paulus und aus dem Briefe Petri und Judä zu Hülfe, um ganz im Ernste darzuthun, daß auch die kleinsten Merkmale des Reiches des Antichrist, welche in der Schrift angegeben würden, beim Pabstthum einträfen.

Daß es in Worms nicht auf eine Untersuchung der Sache, sondern geradezu auf die Verurtheilung Luther's abgesehen war, ging schon aus dem doppelten Umstande hervor, daß dort Aleander vorher drei Stunden lang gegen Luther declamiren durfte, und daß ein Herr Johannes von Eck, welcher nicht, wie man sagt, Official, sondern vielleicht Kanzler oder Vicarius des Erzbischofs von Trier war und mit seinem oben erwähnten Namensvetter, dem Disputanten und Bullenträger Johann Eck, nicht zu verwechseln ist, gewählt wurde, um ihn in der Reichsversammlung über den rechten Glauben zu verhören. Die Herren des kaiserlichen Hofes hatten die Scene in Worms offenbar nur veranstaltet, um die Beendigung der Sache hinauszuschieben. Schon ward im Nordosten von Deutschland bis nach Liefland, Kurland und Preußen hin eine Lehre mit Freuden begrüßt, vermöge deren man Großmeisterschaften, Commandereen und Landgüter, welche bisher nur auf Lebenszeit besessen wurden, säculariſiren konnte. In Sachsen wurde überall der neuen Lehre gehuldigt, und wenn auch der alte Friedrich klüglich zurückhielt, so verehrte doch sein Nachfolger Luther als einen Messias. Eben so zauderten zwar Ludwig V. von der Pfalz und Philipp von Hessen noch; man sah aber deutlich, daß sie sich bald erklären würden. Der Kaiser scheute daher einerseits die drei mächtigsten Reichsfürsten, während er andererseits es nicht mit dem Pabste verderben wollte. Karl wünschte für die Plane, die er in Betreff Italien's hegte, einen Bund mit dem Pabste; und da dieser noch schwankte, ob er in dem Kriege, welcher nothwendiger Weise bald zwischen Karl und dem französischen Könige ausbrechen mußte, sich für den Ersteren oder den Letzteren erklären sollte, so konnte der Kaiser ihn damit schrecken, daß es von ihm abhänge, aus Deutschland ein zweites Böhmen zu machen. Als freilich später die Fürsten und die Aristokratie das Lutherthum ebenso für sich in Anspruch nahmen, wie es die Demokratie in Böhmen mit dem Hussitismus gemacht hatte, verfolgte der Kaiser

das Lutherthum aus politischen Gründen eben so heftig, als der Pabst.

Karl zeigte sich sehr gnädig und freundlich, sobald er gesehen hatte, daß der Kurfürst von Sachsen nicht geneigt sei, den Mann, den man damals schon allein seiner lateinischen Schriften wegen, wie selbst Pallavicini, Maimbourg und andere grimmige Feinde eingestehen, in ganz Europa für den größten seiner Zeit hielt, seinen Feinden in die Krallen zu geben. Er war zuerst zufrieden, daß der Kurfürst denselben nicht mitbringe; dann sicherte er dem Luther unter großer Auszeichnung den Schutz zu, welchen derselbe verlangte, als Karl ihn direct von sich aus durch einen Reichsherold nach Worms entbieten ließ, um dort von seiner Lehre Rechenschaft zu geben. Am 6. März reiste der kaiserliche Herold Kaspar Storm mit dem Vorladungsschreiben ab, welches sehr höflich abgefaßt und freundlich adressirt war *) und dem Luther Sicherheit seiner Person für die Reise nach Worms und zurück nach Wittenberg zusicherte **). Luther war in diesem Schreiben vorgeladen, binnen drei Wochen in Worms zu erscheinen. Er wagte die Reise, obgleich der Pabst gerade während derselben ihn und Alle, die ihm wohlwollten, in jenes lange Register der Beeinträchtiger Rom's und des Kirchenstaates und in die bunte Reihe von Ketzern, welche in der Bulle In cœna domini enthalten ist, eingeschlossen hatte. Diese gräßliche Bulle, welche jedes Jahr am Tage der Stiftung des Mahles allgemeiner christlichen Bruderliebe und der Sündenvergebung vorgelesen wird, und die Verfluchung der Seelen einer Anzahl namentlich aufgeführter, zum Theil edler und frommer Männer ausspricht, deren Leiber die Unduldsamkeit der Kirche längst von der Erde vertilgt hatte, ward im folgenden Jahre (1522) von Luther mit dem beißendsten Spotte und mit der gröbsten Heftigkeit, zugleich aber auch auf eine so biblische Weise und mit so siegenden Gründen angegriffen, daß das Einrücken seines Namens in die Bulle dem Fluchenden mehr schadete, als dem Verfluchten.

---

*) Honorabili, dilecto, devoto doctori Martino Luthero.

**) Cum plena securitate ad iter et ad reditum.

Begleitet von dem tüchtigen Juristen Hieronymus Schurf, von Nikolaus von Amsdorf, welcher später erster protestantischer Bischof in Sachsen wurde, und von Justus Jonas, reiste Luther auf einem Wagen, so gut der Wittenberger Magistrat ihn hatte geben können, nach Worms ab. Er machte die Reise unter dem lauten Jubel unzähliger, von allen Seiten zuströmender Menschen, und predigte auf derselben trotz des kaiserlichen Verbots in Eisenach, Gotha und Erfurt unter einem Zulaufe, wie ihn einst des heiligen Bernhard Kreuzpredigt gehabt hatte (s. Th. VI. S. 417 und Th. VII. S. 11), die Rückkehr zum reinen Evangelium. Die Ehrenbezeugungen, die ihm überall erwiesen wurden, sowie die Beschreibung der Scene in Worms mögen die Leser in einer der zahlreichen Reformations-Geschichten nachlesen, welche in allen Händen sind; wir müssen die rein politische Geschichte im Auge behalten, und geben nur summarisch die Hauptumstände an.

Am 16. April 1521 zog Luther auf seinem mit Leinewand bedeckten Wagen, welcher denjenigen zu vergleichen ist, auf denen wir jetzt Auswanderer und Marketender reisen sehen, feierlich in Worms ein. Der kaiserliche Herold ritt voran, eine zahllose Menge Volkes umgab Luther's Wagen, und viele fürstliche Diener, viele Edelleute und viele Senatoren der Städte waren ihm entgegengeritten und begleiteten ihn bei seinem Einzuge. Am folgenden Tage führte der Reichs-Erbmarschall Utzen oder Ulrich von Pappenheim ihn in die Reichsversammlung, wo Luther sonderbar genug in der päbstlichen Uniform (der Mönchskleidung) erschien. Die Standhaftigkeit, welche Luther dort bewies, seine ergreifende, herzliche Beredsamkeit und die Demuth, mit der er zwar seine Hitze bereuend sich zum Widerrufe aller seiner heftigen und polternden Schriften erbot, während er dagegen auf keine Weise zur Zurücknahme dessen, was er aus der Bibel zu beweisen vermochte, bewogen werden konnte, machten einen außerordentlich großen Eindruck in der Welt. Um diesen zu begreifen, muß man wissen, daß dieselbe Reichsversammlung, vor welche Luther gestellt ward, sich beim Kaiser über die kirchlichen Misbräuche bitter beschwert und die Abschaffung derselben gefordert hatte. Es waren nämlich durch einen Ausschuß des Reichstages hundertundeine Beschwerden aufgesetzt und dem Kaiser übergeben worden. Sogar das Ideal

eines bigotten und fanatischen Fürsten, der Herzog Georg von Sachsen, hatte zwölf besondere Beschwerden eingereicht, in welchen er unter Anderen über den mit dem Ablaß getriebenen Unfug fast in Luther's Weise sich aussprach. Luther selbst faßte den ganzen Inhalt der Antwort, welche er der Reichsversammlung, dem Kaiser und dem Pabste auf die Aufforderung zum Widerruf ertheilte, in die Schlußworte seiner bewunderungswürdigen und auch allgemein bewunderten Rede kurz zusammen. Er sagte: „Weil denn eine schlechte, einfältige, richtige Antwort von mir verlangt wird, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll, nämlich also: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen und Ursachen überwunden und überweiset werde — — — und ich also von den Sprüchen, die von mir angezeigt und angeführt sind, überzeugt und mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen."

Man versuchte nachher alles Mögliche, um durch eine aus mehreren Fürsten bestehende Commission, sowie durch den fanatischen Kanzler oder Vicarius von Trier, Johann von Eck, welcher ebenso eifrig war, als sein Namensvetter, oder durch den milderen und verständigeren badischen Kanzler Vehus auf ihn zu wirken; alle Bemühungen waren aber vergeblich. Luther war damals schon sicher, daß die angesehensten Fürsten einen Bruch des kaiserlichen Wortes nicht zugeben würden, wenn auch Karl zu demselben geneigt gewesen wäre. Sogar der Herzog Georg von Sachsen und dessen Bruder Heinrich, welcher in Freiberg residirte oder vielmehr vegetirte, sprachen ohne Scheu aus, daß eine Reformation der Kirche nothwendig sei, obgleich der Erstere ein persönlicher Feind Luther's war und der Zweite trotz des Drängens seiner Gemahlin vor dem Jahre 1523 nicht zu reformiren wagte. Ludwig von der Pfalz erwartete nur die Entfernung des Kaisers, um sich zu erklären; Landgraf Philipp der Großmüthige von Hessen ertheilte dem Luther am Tage vor seiner Abreise aus Worms freies Geleit durch sein Land; Kurfürst Fried-

rich endlich hatte ihn heimlich benachrichtigen lassen, daß er ihn bei der Rückkehr nach Wittenberg unterwegs werde aufheben und an einem sicheren Orte vor dem zu erwartenden Urtheile des Kaisers verborgen halten lassen.

Luther reiste am 26. April ungekränkt aus Worms wieder ab. Er schickte den ihm beigegebenen kaiserlichen Herold, den er für seine Lehre gewonnen hatte, bald zurück, weil er nichts zu fürchten hatte und nicht auf geradem Wege nach Wittenberg zu reisen gesonnen war. Er wußte im Voraus, daß verkappte Reisige ihn im Meiningischen anhalten und auf unbekannten Wegen nach der Wartburg bei Eisenach bringen würden, wo Alles zu seiner Aufnahme und Bewirthung vorbereitet war. Dies geschah am 4. Mai bei Altenstein und Schweina. Sein Aufenthalt auf der Wartburg wurde sorgfältig geheim gehalten, bis Karlstadt's evangelisch-socialistisches Treiben ihn nöthigte, gegen die evangelischen Schwärmer zu predigen, welche seine Schüler sein wollten und es nicht waren.

Während Luther auf der Wartburg an der Übersetzung der ganzen Bibel in die deutsche Sprache arbeitete, die Stadt-Obrigkeiten und Landesherren mehr oder weniger die bestehende Kirchenform änderten, und das reine Evangelium überall gepredigt wurde, begann der Kaiser einen Krieg in Italien, zu dessen Führung er des Pabstes bedurfte. Karl ließ daher, sobald von Luther nichts mehr zu sehen war, den Pabst und dessen Legaten gegen denselben mit Worten rasen. Er willigte ein, daß ein Spruch des Kaisers und des Reichstages gegen Luther und zugleich eine Achtserklärung wider ihn und alle seine Anhänger erlassen werde. Dies geschah am 26. Mai, als der Kurfürst von Sachsen, der Landgraf von Hessen und die meisten anderen Glieder des Reichstages die Stadt Worms längst verlassen hatten; damit es aber scheinen möchte, als sei das Urtheil wirklich mit Zustimmung aller Reichsstände gefällt, so ließ Karl dasselbe vom 8. Mai datiren. Kaiser Karl, welchem Luther's Sache blos von ihrer politischen Seite her wichtig war, und den nur künstliche, nicht aber herzliche Beredsamkeit rührte, überließ es dem Wortkünstler Aleander, dem ehemaligen Secretär eines Cäsar Borgia, die Achtserklärung zu stylisiren und zu motiviren. Wie der Kardinal Aleander dies an-

fing, werden die Leser aus einer einzigen unten angeführten Stelle beurtheilen können *).

Die Sache Luther's war auf dem Reichstage zu Worms, einem der glänzendsten und besuchtesten, welche in neuerer Zeit gehalten wurden, nur Nebensache. Es kam auf demselben vorzüglich auf die Bestellung eines Reichs-Regiments und auf die feste Anordnung des Reichs-Kammergerichts an; denn es war vorauszusehen, daß der neue Kaiser selten im Reiche sein werde. Über diese beiden Angelegenheiten ward vom 3. Januar bis in den Mai berathschlagt, und Karl war in den Verhandlungen, welche er in Betreff derselben mit den Reichsständen hatte, glücklicher, als Maximilian, weil ihm dabei noch sein Erzieher, der Herr von Chievres, zur Seite stand. Dieser starb im Mai zu Worms. Die Geschichtschreiber berichten, daß er, sowie auch sein Neffe, der Erzbischof von Toledo, durch die Spanier aus Haß und Neid vergiftet worden sei; wir wagen aber nicht, dies nachzuerzählen.

In den Verhandlungen über das Reichs-Regiment erkennt man schon deutlich Karl's Streben, das kaiserliche Ansehen wiederherzustellen und der verderblichen Vielherrschaft in Deutschland ein Ende zu machen. Unter Maximilian war das Reichs-Regiment ein aristokratischer Senat und der Kaiser ein bloßer Figurant geworden; Karl suchte daher ganz leise und allmälig die Reichs-Republik wieder in ein Kaiserthum zu verwandeln und Alles auf monarchische Formen zurückzubringen. Er behielt aus diesem Grunde weder die Zahl der Beisitzer, noch die Einrichtung des Rathes so bei, wie Beide unter Maximilian festgesetzt worden waren. Der Regiments-Rath und dessen Präsident oder, wie sein Titel war, des Kaisers Statthalter wurden seit dem Reichstage zu Worms nicht mehr „königlicher und des Reichs Rath," sondern

*) Illum unum (nämlich Lutherum) non ut hominem sed ut diabolum ipsum sub hominis specie, ad perniciem generis humani assumta monachi cuculla, plurimorum haereticorum damnatissimas haereses jam diu sepultas in unam sentinam congessisse, aliquas etiam de suo excogitasse et sub simulata fidei praedicatione et Evangelicae veritatis professione omnen Evangelicam pacem et charitatem omnemque rerum ordinem et pulcherrimam denique ecclesiae faciem invertere, labefactare et penitus pessundare moliri.

„kaiserlicher Majestät Rath im Reich" genannt, und Statthalter und Räthe schwuren fortan nicht mehr dem Kaiser und dem Reiche, sondern dem Kaiser allein. Die Zahl der Beisitzer wurde auf zweiundzwanzig festgesetzt. Von diesen sollte der Kaiser als solcher und als Erzherzog von Östreich vier, jeder der sechs Kurfürsten einen, die übrigen Fürsten, Grafen und Prälaten vier, acht im Reichsabschiede genannte Städte zwei und die sechs alten Reichskreise sechs ernennen. Seinen Sitz sollte das Reichs-Regiment, wenn der Kaiser nach Deutschland komme, jedes Mal in einer von diesem zu bestimmenden Stadt haben, jedoch nicht nördlicher als Köln und nicht südlicher als Augsburg. Das Reichs-Regiment ward bevollmächtigt, in allen Reichsangelegenheiten über Frieden und Recht, sowie auch „wegen der Anfechter des christlichen Glaubens" entscheidende Beschlüsse zu fassen. Doch blieben, mit einem sehr zweifelhaften Ausdrucke, wichtige Staats- und Justiz-Sachen und auch die Fahnenlehen dem Kaiser vorbehalten, ohne dessen Zustimmung überdies keine auswärtigen Bündnisse geschlossen werden sollten.

Das Reichs-Kammergericht ward consolidirt, und erhielt zwei Räthe mehr, welche der Kaiser ernennen sollte. Die westphälischen oder Vehm-Gerichte ließ man bestehen; doch sollte der Kurfürst von Köln über sie Aufsicht halten und berichten. Auch ward der ewige Landfriede aufs neue verkündigt und der schwäbische Bund wieder auf elf Jahre verlängert. Endlich ward noch die Vorlegung des Entwurfes eines deutschen Kriminal-Gesetzbuches verordnet, welches später als peinliche Halsgerichtsordnung Kaiser Karl's V. bekannt gemacht wurde und leider an vielen Orten das Reich überlebt hat.

Da das Erstgeburt-Recht in Betreff der östreichischen Besitzungen im deutschen Reiche damals noch nicht eingeführt war, und Karl's Bruder, Ferdinand, auch wegen der anderen Reiche abgefunden werden mußte, so ward auch diese Familienangelegenheit des Kaisers auf dem Wormser Reichstage geordnet. Eine erbliche Abtretung der deutschen Länder wurde nicht für gut befunden; doch überließ Karl am 28. April 1521 seinem Bruder Ferdinand Ober- und Nieder-Östreich, Steiermark, Kärnthen und Krain, und behielt sich selbst die vorderöstreichischen Lande in

Schwaben und Elsaß, sowie Tyrol, Istrien, Friaul und das Land bis Triest und Gradisca vor. Im Februar 1522 trat Karl, da er die Niederlande und das ganze Erbe seines Vaters Philipp allein behielt, seinem Bruder, welcher Alles seiner Entscheidung überließ, zu den genannten fünf Herzogthümern auch noch die Landstriche in Schwaben und Tyrol ab. Er überließ ihm damals schon Würtemberg für immer, die Landvogteien im Elsaß aber nur auf Lebenszeit. Erst 1540 erhielt Ferdinand alle deutschen Besitzungen erblich.

7. Verhältnisse Karl's V. zu Frankreich, England und Italien bis zum Ende des Jahres 1522.

Während Karl in Deutschland verweilte, bewarb er sich ängstlich um ein Bündniß mit Pabst Leo X., ohne welchen er den Krieg in Italien nicht führen konnte; man leitet daher auch gewöhnlich Karl's Verfahren gegen Luther von dem Wunsche her, dem Pabste gefällig zu sein. Leo X. sann nicht nur Tag und Nacht auf die Erweiterung des Kirchenstaates, sondern er suchte zugleich auch für seine eigene Familie das Land Toscana zu erwerben. Er hatte 1519, als sein Neffe Lorenzo in Florenz gestorben war, dessen Herzogthum Urbino nebst Sinigaglia und Pesaro mit dem Kirchenstaate vereinigt, und seinen Vetter, den Kardinal Julius von Medicis, nach Florenz geschickt, weil er damals noch nicht daran dachte, den Alexander von Medicis, welcher für einen natürlichen Sohn jenes Lorenzo galt, wahrscheinlich aber ein Sohn des Julius war, zum Herrn von Florenz zu machen. Im Jahre 1520 und im Anfange des folgenden betrieb er eine Verbindung mit König Franz I. von Frankreich, um den Spaniern das Königreich Neapel zu entreißen und bei der Theilung desselben den Kirchenstaat zu vergrößern. Allein Karl's V. Zusage in der Sache Luther's und die Hoffnung, die Herzogthümer Ferrara, Parma und Piacenza, sowie die Besitzungen der Reichs-Vasallen im Kirchenstaate, welche Franz ihm nicht verschaffen konnte, zu erlangen, bewogen ihn, die angeknüpfte Verbindung mit Frankreich abzubrechen und einen gegen Frankreich gerichteten Bund mit dem Kaiser abzuschließen.

Die Verbindung des Kaisers mit dem Pabste wurde durch die beiden Legaten betrieben, welche zur Zeit des Wormser Reichstags

in Deutschland waren (s. S. 364). Den Abschluß des Bündnisses aber oder das Verdienst, den Pabst vom Bunde mit Franz I. abgezogen und zu einem Bunde mit Karl V. gebracht zu haben, glaubt Robertson jenem Don Juan Manuel zuschreiben zu müssen, der uns früher (S. 208) als Rathgeber von Karl's Vater, Philipp, bekannt geworden ist. Dieser hatte seinem Herrn so gute Dienste gegen Ferdinand den Katholischen geleistet, daß er dem Letzteren tödtlich verhaßt geworden war und nachher auf Befehl desselben ins Gefängniß geworfen wurde; Karl aber hatte ihn nach Ferdinand's Tode wieder freigelassen und zuletzt als Gesandten nach Rom geschickt, wo er dann die Unterhandlungen mit Leo führte. Der Bundesvertrag zwischen dem Kaiser und dem Pabst wurde am 3. Mai 1521 geschlossen. Ein Hauptartikel desselben war, daß, wenn es gelungen sei, die Franzosen aus Mailand zu vertreiben, Ludwig Moro's Sohn, Franz Sforza, welcher bis dahin zu Trient gelebt hatte, und dessen Bruder, Herzog Maximilian Sforza, seit dem Jahr 1515 sich gezwungen in Frankreich aufhielt (s. S. 284), als Herzog von Mailand eingesetzt werden sollte.

König Franz konnte dem Kaiser und dem Pabste nicht geradezu den Krieg erklären, weil er wußte, daß in diesem Falle Heinrich VIII. von England sich denselben anschließen würde. Er übte daher die ersten Feindseligkeiten gegen Beide nur als Schützer zweier schwachen Bundesgenossen, nämlich des jungen Königs Heinrich II. von Navarra und Robert's von der Mark, Herzogs von Bouillon. Heinrich II. war der Sohn und Nachfolger des durch Ferdinand den Katholischen aus dem spanischen Navarra vertriebenen Johann d'Albret (s. S. 256 ff.), und ward später mit des Königs Franz Schwester, Margaretha, vermählt. Da weder er noch sein Vater dem Besitze jenes Landes entsagt hatte, so glaubte Franz einen in Spanien ausgebrochenen Bürgerkrieg benutzen zu können, um seinem Schützlinge das entrissene Erbtheil wieder zu erobern. Überdies war Franz Bürge der wegen des Königreichs Navarra geschlossenen Verträge, in denen man spanischer Seits dem vertriebenen Könige Jahrgelder versprochen hatte, welche nie bezahlt worden waren. Robert von der Mark, Herzog von Bouillon, war lange Karl's V. treuester Freund gewesen, und hatte sehr viel zu dessen Erwählung in Deutschland beigetragen (s. S. 316 f.); allein ein Richterspruch,

welcher in den Niederlanden wider ihn gefällt worden war, hatte ihn zu dessen Feind gemacht. Robert war nämlich als Vormund des Prinzen von Chimay mit dem Herrn von Aymeries über ein festes Schloß an der französischen Grenze, welches dieser besetzt hatte, in Streit gerathen, und der Letztere hatte sich zwar die Entscheidung der Ritterschaft von Bouillon gefallen lassen, zugleich aber an Karl als seinen Schutzherrn appellirt. Karl, welcher Geld von Aymeries geliehen hatte und dasselbe damals weder zurückzahlen konnte noch wollte, half ihm dadurch aus der Noth, daß er den Streit durch sein niederländisches Ober-Tribunal (conseil souverain des Pays-Bas) entscheiden ließ. Dieser Staatsrath Karl's sprach zu Gunsten des Herrn von Aymeries, und in Folge davon ward der Herzog von Bouillon genöthigt, bei dem französischen Könige Hülfe zu suchen. Er erlangte dieselbe vermittelst eines Weiber-Complots, indem seine Gemahlin, seine Schwiegertochter und sein Sohn, der Marschall von Fleurange, mit Luise von Savoyen unterhandelten und diese dahin brachten, daß sie den Herzog nicht nur mit ihrem Sohne aussöhnte, sondern ihm auch Geld gab und zugleich dem Marschall von Fleurange erlaubte, eine bedeutende Zahl Franzosen in das Herzogthum Bouillon zu führen. Damit Franz einen Vorwand zur Einmischung in den Streit erhalte, mußte der General-Procurator des Parlaments von Paris gegen das Obergericht der Niederlande klagen und das Parlament durch einen Gerichtsdiener, welcher in eine Grenzstadt der Niederlande geschickt ward, den Kaiser oder, wie es in dem Decret hieß, den Grafen Karl von Artois und Flandern nebst dem Präsidenten und General-Procurator seines höchsten Gerichts vorladen, in Person vor dem Parlament zu erscheinen. Schon dieses Verfahren war eben so beleidigend, als lächerlich; der Herzog von Bouillon schickte aber überdies noch einen Herold nach Worms, um dem Kaiser vor allen Fürsten Fehde anzukündigen, was selbst du Bellay abgeschmackt findet *).

*) Envoya le dict Messire Robert, desfier l'empereur en plaine Diette, chose, qui fut trouvée et prise tant par l'empereur qu' autres princes en grand desdain, qu'un simple Seigneur (comme Messire Robert) envoyast desfier un empereur, seigneur de tant de pays et d'hommes belliqueux.

Der Krieg zwischen Karl V. und den beiden Schützlingen des Königs Franz, welche dieser mit Geld, Truppen und Kriegsbedürfnissen unterstützte, begann fast zu gleicher Zeit in den Arbennen und in den Pyrenäen, und mußte nothwendiger Weise einen Krieg zwischen Karl und Franz selbst zur Folge haben. In den Niederlanden führten Robert von der Mark und sein Sohn, der nachherige Marschall von Fleurange den Krieg vorerst auf eigene Rechnung.

Der Krieg in den Niederlanden wurde damit eröffnet, daß Robert von der Mark eine befestigte Stadt an der Grenze des Luxemburgischen einnahm. Bald brachten aber Heinrich von Nassau, Franz von Sickingen und der Herr von Aymeries ein furchtbares Söldnerheer zusammen, und selbst der Bischof von Lüttich, Robert's Bruder, erklärte sich gegen diesen. In Betreff des Letzteren erzählt uns du Bellay, ohne irgend etwas Arges oder Auffallendes darin zu finden, daß der Bischof die Leute, welche er für Freunde seines Bruders hielt, ohne Weiteres habe ersäufen lassen *). Auf dieselbe Weise verfuhr der Graf von Nassau mit den Vertheidigern der Städte, welche er im Herzogthum Bouillon eroberte. Er ließ in einer Stadt, die ihm der Commandant, ein Herr von Niselles, übergab, diesen zugleich mit zwölf seiner Leute aufknüpfen. Ebenso ließ er in Müsaucourt, wo die Soldaten ihm ihren Commandanten und den Platz verkauften, zwanzig von jenen hängen, und er würde auch den Commandanten getödtet haben, wenn nicht seine eigenen Officiere ihm dringende Vorstellungen dagegen gemacht hätten.

Die meisten Plätze des Herzogthums Bouillon wurden von den Kaiserlichen genommen und geschleift. Auch die Hauptstadt Bouillon fiel in die Gewalt derselben, ohne daß ein französisches Heer dem Herzoge zu Hülfe gekommen wäre. Robert von der Mark, der wie sein Sohn Sickingen's Waffenbruder war, mußte daher froh sein, daß er durch diesen einen Waffenstillstand von sechs Wochen erlangen konnte **). Nachher ward der Krieg in Flandern

*) Fut noyer en la rivière de la Meuse quelques habitans de Liège qu'il cognoissoit estre partiaux pour son frère.

**) Après ceci Messire Robert de la Mark, voyant toutes les forces de l'Allemagne sur ses bras, trouva moyen d'obtenir une trefve de l'em-

und in der Picardie unmittelbar zwiſchen Karl V. und Franz I. geführt. Die Truppen des Erſteren eroberten Mortagne, St. Amand und Tournay, und zerſtörten Mouſſon und Arbres. Dagegen mußten ſie die Belagerung von Mezieres wieder aufgeben, da Franz ſelbſt gegen das kaiſerliche Heer ausgezogen und in die Niederlande eingefallen war, obgleich er damals bereits die von dem engliſchen Könige angetragene Vermittelung angenommen und in einen zu Calais zu haltenden Kongreß eingewilligt hatte.

Auf dem Kongreß zu Calais, welcher am 4. Auguſt 1521 begann, erſchien als Bevollmächtigter Heinrich's VIII. der Kardinal Wolſey, und zwar mit einem Pomp und Glanz, welche nur von Leo's X. königlichem Schimmer überſtrahlt wurden. Wolſey war, wie wir oben berichtet haben, ſeit langer Zeit allmächtig in England, weil er den eiteln, grauſamen, despotiſchen, von ſich und ſeiner Macht und Weisheit eingenommenen König wie ein Kind zu regieren verſtand, ohne daß dieſer es merkte. Er hatte zwar den Kardinal Hadrian Corneto, als derſelbe ihm den verſprochenen Kardinals-Hut nicht verſchaffte, aus England getrieben und den Unter-Einnehmer desſelben in den Tower werfen laſſen (ſ. S. 352 f.), deſſen ungeachtet aber im Jahre 1515 durch Vermittelung des franzöſiſchen Königs die Würde eines Kardinals erlangt. Seit dieſer Zeit verkaufte er ſeines Königs Freundſchaft und Gunſt bald an den König Franz, bald an Karl. Ihm zu Gefallen und um dem lächerlichen Hochmuth Heinrich VIII. zu ſchmeicheln, hatte Franz die Miene angenommen, als wenn er ſich dem Schiedsſpruche fügen wolle; allein die Forderungen, welche der kaiſerliche Kanzler Gattinara zu Calais machte, waren allzu trotzig. Die bewog den Kardinal Wolſey, der ſchon vor ſeiner Abreiſe aus England ſich gerühmt hatte, daß er den Kaiſer zu Allem bewegen könne, von Calais nach Brügge zu reiſen, um ſich mit Karl perſönlich zu verſtändigen. Von einem glänzenden, aus fünfhundert Reitern beſtehenden Zuge begleitet, kam Wolſey nach Brügge. Er war hier königlich empfangen, hatte drei Tage lang geheime Beſprechungen mit Karl, und verabredete mit ihm einen Ver-

---

pereur pour six septmaines par le moyen de Francisque de Sickingen son amy et frère juré.

trag, welcher nachher in Calais abgeschlossen, vorerst aber geheim gehalten wurde.

Nach Calais zurückgekehrt, ließ Wolsey dem Könige von Frankreich und dem Kaiser im Namen Heinrich's VIII. andeuten, daß sie ihre Heere zurückrufen und in Rücksicht der eroberten Festungen den Ausspruch des englischen Königs erwarten sollten. Als dies nicht geschah, sondern vielmehr Franz ein zweites Heer unter Bonnivet nach Navarra schickte und vermittelst desselben die Stadt Fontarabia in Guipuscoa eroberte, warf Kardinal Wolsey die Maske der Unparteilichkeit ganz ab, und entschied für den Kaiser. Er erklärte nämlich am 11. Oktober 1521, Franz sei in dem ganzen Kriege der angreifende Theil gewesen, und der König von England sei folglich durch die früheren Verträge verpflichtet, dem Kaiser beizustehen. Gleich darauf wurde zwischen dem Kaiser, dem Pabste und Heinrich VIII. jener Vertrag abgeschlossen, welchen Wolsey in Brügge verabredet hatte. Man sagt, Karl V. habe, ohne dabei im geringsten an eine Erfüllung seines Versprechens zu denken, den Kardinal Wolsey dadurch an sich gefesselt, daß er ihm, als Leo's X. Tod zu erwarten war, die Aussicht auf das Pabstthum eröffnet habe. In dem zu Calais geschlossenen Vertrage verpflichteten Heinrich und Karl sich gegen einander, daß sie, um der Eroberungssucht des Königs von Frankreich Schranken zu setzen, im Frühjahr 1522 mit einer ansehnlichen Heeresmacht in Frankreich einfallen wollten, wenn nicht vorher ein Friede zu Stande gekommen wäre. Nach einem anderen Artikel, welcher, wie es hieß, zum Besten der Christenheit in Bezug auf den zu unternehmenden Türkenkrieg gemacht worden war, sollte die zwischen dem Dauphin und Heinrich's VIII. Tochter, Maria, verabredete Heirath nicht geschlossen, sondern diese Prinzessin mit Karl vermählt werden. Mit dem Vertrage von Calais endete im November 1521 der Krieg der Franzosen in den Niederlanden.

Auch in den Pyrenäen hatte König Franz den Krieg anfangs nicht in seinem eigenen Namen unternommen, sondern nur Geld zu demselben hergegeben und seine Vasallen aufgefordert, bei dem Heere Dienste zu nehmen, welches Andreas von Foix, Herr von l'Esparre, der nächste Verwandte Heinrich's II. von Navarra und im Fall des kinderlosen Todes desselben einer seiner Erben,

zur Wiedereroberung des französischen Navarra rüstete. Die Unternehmung war anfangs sehr glücklich, weil damals in Spanien ein bürgerlicher Krieg wüthete, und nicht nur der Connetable und der Amirante von Castilien den besten Theil der Truppen nach Castilien gezogen hatten, um die Empörer zu bekämpfen, sondern auch der Herzog von Najera, Vice-König von Navarra, aus der gleichen Ursache das Land verließ. Ganz Navarra wurde von den Franzosen mit leichter Mühe erobert, da Ximenes alle Festen dieses Landes außer der Burg von Pampeluna geschleift hatte. Auch diese Burg fiel in die Hände der Feinde, nachdem der später als Heiliger und als Stifter des Jesuiten-Ordens berühmt gewordene Ignaz *de Loyola, welcher sie lange vertheidigt hatte, sehr gefährlich verwundet worden war.* Der Herr von l'Esparre begnügte sich *jedoch zu seinem Unglücke nicht* mit dem Besitze von Navarra, sondern verließ das Gebirge, setzte über den Ebro, belagerte Logrogno, und schleppte, um diese Stadt zu erobern, einen großen Zug schweren Geschützes in die Ebene. Er ward bald genöthigt, die Belagerung wieder aufzuheben (11. Juni 1521), weil der Herzog von Najera ein ansehnliches Heer gesammelt hatte. Mit diesen Truppen des Vice-Königs von Navarra vereinigte sich gleich darauf das Herr des Amirante und des Connetable, welches kurz vorher einen Sieg über die Empörer erfochten hatte. Anstatt nun sich eilig in die Gebirge zurückzuziehen, griff l'Esparre am 30. Juni die Spanier tollkühn in der Ebene von Esquiros an. Er erlitt hier eine schwere Niederlage: denn er mußte sechstausend Mann todt auf dem Schlachtfelde zurücklassen, und seine übrigen Truppen wurden zerstreut oder auf der Flucht niedergehauen. Er selbst fiel in die Hände der Feinde; doch brachte ihn derselbe Spanier, welcher ihn gefangen genommen hatte, wieder nach Frankreich zurück.

Die Spanier drangen hierauf in Frankreich ein, und durchstreiften Gascogne, bis endlich ein königliches Heer gerüstet ward, um die erlittene Niederlage zu rächen. An die Spitze dieses Heeres stellte Franz einen Günstling seiner Mutter, den Admiral Bonnivet, den man allgemein für einen weit besseren Hofmann als General hielt. In der That brauchte Bonnivet auch sehr lange Zeit, ehe er ausziehen konnte, obgleich St. Jean Pied de Port schon vor seiner Ankunft dem Feinde wieder entrissen worden war. Der

ganze September und der größte Theil des Oktober verfloßen unter Zurüstungen, und als Bonnivet endlich aufbrach, richtete er seinen Marsch nicht gegen Navarra, sondern nach Guipuscoa, und eroberte zur Zeit der Unterhandlungen in Calais Fontarabia, was dann dem englischen Könige einen Vorwand gab, den Beherrscher von Frankreich der Eroberungssucht zu beschuldigen. —

Weit bedeutender für die allgemeine Geschichte von Europa, als die Streifzüge in Spanien und den Niederlanden, war der Krieg, welcher 1521 in Italien ausbrach. Dieser ward durch den Vertrag hervorgerufen, welchen Pabst Leo X. am 8. Mai 1521, obgleich er damals noch im Bunde mit Frankreich war, mit Karl V. geschlossen hatte (s. S. 376), und dessen Hauptzweck die Vertreibung der Franzosen aus Italien, sowie die Wiedereinsetzung des Franz Sforza in das Herzogthum Mailand war. Beide Theile, sowohl Karl und der Pabst, als König Franz I., übten zuerst durch ihren Anhang in den Städten, welche seit Jahrhunderten stets feindselige Parteien in ihren Mauern und oft auch in ihren Regierungs-Collegien hatten, Verrath gegen einander; und erst als ihre geheimen Anschläge gescheitert waren, griffen sie öffentlich zu den Waffen. Die päbstliche Partei begann den Kampf damit, daß sie einen Anschlag auf die Stadt Genua machte, in welcher damals die Franzosen herrschten. Hierauf versuchten die Franzosen Reggio zu überfallen. Als beide Unternehmungen mislangen, war der Krieg unvermeidlich.

In Genua, wo die Fregosi unter französischem Schutze regierten, hatten die Fieschi und Adorni, welche von Karl V. und vom Pabste beschützt wurden, den Plan gemacht, ihre Gegner durch plötzlichen Überfall zu stürzen. Hieronymus Adorno sollte nämlich mit spanischen Galeeren in den Hafen einlaufen und seinen Anhang in der Stadt zu den Waffen rufen, während der Bruder desselben, Antoniotto, über die Berge hereinbrechen sollte. Allein Octavian Fregoso verhinderte Adorno's Flotte am Einlaufen, und beobachtete den Anhang der Adorni so genau, daß niemand sich zu regen wagte. Was den Versuch der Franzosen gegen Reggio angeht, so entwarf der französische Statthalter von Mailand den Plan, sich dieser Stadt zu bemächtigen oder doch wenigstens zu bewirken, daß nicht so nahe bei Parma für die päbstlichen Truppen und die Anhänger

des Hauses Sforza ein Sammelplatz eingerichtet werde, von welchem aus Parma für den Pabst überfallen und Mailand bedroht werden könnte. Es sammelten sich nämlich alle Anhänger des Hauses Sforza in Reggio, und unter ihnen war namentlich der frühere Vice-Kanzler desselben, Peter Morone, welcher zu den Franzosen übergegangen war, zuletzt aber sich wieder von ihnen getrennt hatte, und das Misvergnügen der Mailänder mit der französischen Regierung zum Vortheile des Franz Sforza II. benutzen wollte. Statthalter von Mailand war seit Trivulzio's Abberufung eigentlich Odet von Foix, Herr von Lautrec. Dieser verweilte aber damals längere Zeit in Paris, entweder wegen einer Kabale des päbstlichen Gesandten und der Mutter des Königs, welche ihn als ein Glied der Familie Foix haßte, oder weil er eine Dame aus dem Hause d'Albret geheirathet hatte. Sein Stellvertreter in Mailand war sein Bruder, der Marschall von Foix, gewöhnlich Herr von Lescün genannt. Dieser schöpfte aus der Anwesenheit Morone's und anderer Anhänger der Sforza in Reggio Verdacht, und beschloß deshalb, den dortigen päbstlichen Statthalter durch einen unerwarteten Überfall entweder zu überraschen oder einzuschrecken. In der festen Überzeugung, daß die Besatzung von Reggio sehr schwach sei, erschien er am 24. Juni 1521 mit vierhundert Reitern, denen noch tausend Mann zu Fuß folgten, plötzlich vor dieser Stadt, und ersuchte den päbstlichen Statthalter derselben, den Geschichtschreiber Guicciardini, um eine Unterredung vor den Thoren. Allein Guicciardini hatte am Abend vorher eine bedeutende Zahl frischer Mannschaft in Reggio eingelassen. Während sich nun Lescün mit ihm in einem trockenen Graben vor dem Thore unterhielt, und die Begleiter des Ersteren in die Stadt eindringen wollten, geriethen die auf der Mauer stehenden Anhänger des Hauses Sforza und ihre Gegner, welche mit Lescün gekommen waren, in einen heftigen Kampf mit einander, und in Folge desselben schlug der Versuch der Franzosen fehl. Alexander Trivulzio ward bei dieser Gelegenheit von den nach Reggio geflüchteten Mailändern getödtet, und Lescün selbst wäre gefangen genommen oder gar umgebracht worden, wenn nicht Guicciardini ihn mit sich in die Stadt genommen und, erst als die Aufregung sich gelegt hatte, wieder nach Mailand entlassen hätte.

Diese Begebenheit gewährte dem Pabste den erwünschten Vorwand, seinen mit Karl V. geschlossenen Vertrag im Kardinals-Collegium öffentlich bekannt zu machen. Als nachher die zum Überfall von Parma zu Reggio gesammelten Truppen und Flüchtlinge sich in sehr besorglichem Grade vermehrten, erschienen zuerst die Venetianer, damals die einzigen Verbündeten der Franzosen, im Felde. Dann eilte Lautrec, welcher aus Frankreich zurückgekehrt war, nach Mailand, um gegen das Heer des Pabstes, des Kaisers, der Florentiner und des Markgrafen von Mantua eine französische Kriegsmacht aufzustellen; er fand aber dort weder Geld noch Truppen, während die Feinde bereits ein mächtiges Heer zusammengebracht hatten. Dieses Bundesheer bestand aus sechshundert florentinischen und päbstlichen und eben so vielen kaiserlichen Rittern, aus viertausend Mann vortrefflicher spanischer Infanterie, sowie aus sechstausend italiänischen Söldnern und sechs- bis achttausend geworbenen Deutschen, Graubündtnern und Schweizern. Den Oberbefehl über das Ganze hatte Prosper Colonna; den päbstlichen Theil des Heeres aber commandirte Friedrich Gonzaga von Mantua, die kaiserlichen Truppen der Marquis von Pescara.

Der Grund, warum Lautrec diesem Heere nichts entgegenzusetzen hatte, lag in der Art, wie unter seinem Könige die Regierung und Verwaltung des Reiches geführt wurde. Franz I. war das Ideal eines galanten Franzosen und, wie seine Landsleute dies nennen, eines glänzenden Königs. Wie Ludwig XIV., dessen Vorbild Franz war, wußte er den hohen Adel durch Turniere, Bälle und glänzende Feste, das Volk durch Schaugepränge aller Art, die Künstler durch die Begünstigung aller Künste, die Gelehrten durch das Sammeln von Büchern, Handschriften und Merkwürdigkeiten jeder Art zu gewinnen. Die Kosten für alles dies aber mußte das Volk bezahlen, und während unter Franz I. einerseits durch Marot die moderne Poesie, durch Rabelais die neuere Prosa geschaffen wurde, begannen andererseits schon damals der Adel und der Hof den Erwerb des Volkes zu verschlingen und die Sitte wie die Religion zu verhöhnen. Auch Mailand, welches Ludwig XII. geschont hatte, litt unter Franz durch harte Erpressungen; die reiche Stadt wurde als ein nutzbares Eigenthum angesehen und behandelt. Franz mußte die Lombarden drücken, weil seine Ver-

schwendung und Pracht, wegen deren er noch jetzt das Idol der echt französischen Redner und Schriftsteller ist, ihm nicht erlaubten, zur Zeit des Überflusses für die Tage des Mangels zu sorgen. Die Folgen dieses Leichtsinnes aber mußte er gleich beim Beginne seines Krieges mit Karl V. und dem Pabste bitter empfinden. In Frankreich war nämlich der Staatsschatz völlig erschöpft und jede Möglichkeit, neue Auflagen zu machen, verschwunden; das Herzogthum Mailand aber war theils durch den für Franz geübten Druck, theils durch die Raubgier der dahin geschickten Franzosen ganz ausgepreßt, und viele Einwohner hatten deshalb das Herzogthum verlassen, während Andere durch politische Processe ihres Vermögens beraubt worden waren. Selbst an Soldaten fehlte es; denn sie waren theils nach Ablauf der Zeit, für welche man sie in Dienst genommen hatte, entlassen worden, theils nicht bezahlt worden und deshalb davon gegangen. Außerdem hatte Franz die unter der vorigen Regierung begonnene Einrichtung eines disciplinirten Fußvolkes wieder aufgegeben, weil er das Geld zu anderen Zwecken verwendete.

Unter diesen Umständen hatte Lautrec sich sogar geweigert, aus Paris nach Mailand zurückzukehren, und er war erst dann abgereist, als der königliche Schatzmeister (Surintendant des finances), Semblançay, ihm heilig und theuer versprochen hatte, daß er viermalhunderttausend Thaler in Mailand vorfinden oder doch bald erhalten solle. Im Vertrauen auf dieses Versprechen, welches sogar im folgenden Jahre nicht erfüllt wurde, ließ Lautrec aufs neue Schweizer kommen, die für Geld immer zu haben waren; denn nur Schweizer Truppen waren dem unvergleichlichen spanischen Fußvolke gewachsen. Da er aber von seiner Regierung verlassen wurde, so mußte Lautrec das Geld für die nach und nach eintreffenden Schweizer nach Art der türkischen Pascha's herbeischaffen. Er brandschatzte die ganze Lombardei, und zwang durch die furchtbarsten Maßregeln jeden Einwohner, der für vermögend galt, nicht nur alles Geld, das er besaß, herzugeben, sondern auch noch andere Summen aufzutreiben. Ein Glück war es für die Franzosen, daß auch der Kaiser Mangel an Geld hatte, und daß Prosper Colonna, der sich im Anfange des Monas August mit dem verbündeten Heere nahe bei Parma gelagert hatte, ein

System des Zauderns und Zögerns befolgte. Colonna hatte nach langem Verzuge die Belagerung von Parma begonnen und bereits die eine Hälfte der Stadt eingenommen; er zog aber sogleich wieder ab, als die Feinde sich in der andern Hälfte sammelten. Übrigens bildeten auf beiden Seiten Schweizer die Hauptstärke des Heeres. Lautrec soll, obgleich wir die Zahlen nicht verbürgen wollen, zwanzigtausend derselben nach Italien haben kommen lassen, während auch das französische Heer in den Niederlanden zwölftausend Schweizer enthalten habe. Man machte daher auch dem französischen Feldherrn große Vorwürfe, daß er, jeden Rath verschmähend, den Feind nicht angriff, so lange noch die Schweizer bei ihm aushielten, zumal da sein hochmüthiges, befehlshaberisches und auf französische Weise prahlerisches Wesen diese erbitterte. Im päbstlichen Heere wußten Julius von Medicis und der bekannte Matthäus Schinner, welche als päbstliche Legaten mit den Schweizern zu thun hatten, die gutmüthigen und abergläubischen Bauern durch pfäffische Kunst und durch die Popularität großer Herren besser zu täuschen.

Als Lautrec nicht zahlen konnte, schwand sein Heer sichtlich. Er lagerte sich zuerst hinter der Adda, und ging dann mit dem nur noch aus viertausend Mann bestehenden Reste seiner Schweizer Truppen nach Mailand zurück, wo eine zu Gunsten des Franz Sforza II. gemachte Verschwörung nur die Ankunft Peter Morone's erwartete, um auszubrechen. Eine Abtheilung kaiserlicher Reiter unter dem Marquis von Pescara folgte dem französischen Anführer nach, und erschien am 19. November 1521, ohne daß Lautrec auch nur ihre Herannäherung ahnte, vor den Thoren von Mailand. Die Leute Lautrec's waren zerstreut, sein Bruder lag im Schlafe, und er selbst befand sich sorglos in der Straße, als er erfuhr, daß man den Marquis von Pescara in die Stadt eingelassen habe. Er überließ daher sogleich Mailand den Verbündeten, räumte nachher auch Como, und nahm sein Winterquartier auf venetianischem Gebiete. Schon im December ließ Peter Morone den jungen Franz Sforza in Mailand zum Herzog ausrufen; doch war es schwer, denselben sicher von Trient nach Mailand zu bringen, besonders da die Burg noch von den Franzosen besetzt war. Franz mußte erst noch einige Zeit in Pavia

verweilen, und gelangte nur mit großer Schwierigkeit nach Mailand. Auch entriß Lautrec den Feinden Cremona wieder, und obgleich Trezzo, die Burgen von Mailand und Novara, sowie Arona und andere Orte noch immer von Franzosen besetzt blieben, so war er doch im Beginn des folgenden Jahres stark genug, um wieder über die Adda zu gehen.

Um diese Zeit starb Leo X. in einem Alter von kaum sechsundvierzig Jahren (1. December 1521). An seine Stelle ward schon im Januar 1522 Karl's V. Jugendlehrer und Statthalter in Castilien gewählt, welcher den Namen Hadrian VI. annahm. Dieser wurde nachher noch eine Zeitlang in Spanien zurückgehalten, und traf erst Ende August in Rom ein. Mehr als er zogen zwei Männer aus dem Hause Medicis, von welchen der Eine, Julius, dem geistlichen Stande angehörte, der Andere, Johann, ein Laie war, die Augen Italien's auf sich. Der Erstere, welcher später unter dem Namen Clemens VII. Pabst ward, gehörte der älteren Linie des Mediceischen Hauses an; er war ein natürlicher Sohn Julian's, des Bruders von Lorenzo dem Prächtigen. Johann dagegen war, da er von einem jüngeren Bruder des ersten Kosmus von Medicis abstammte, ein Glied der jüngeren Linie; er ward der Stammvater der nachherigen Großherzoge von Toscana *). Beide hielten sich nach Leo's X. Tode zu verschiedenen Parteien. Julius blieb der Politik des verstorbenen Pabstes getreu, Johann dagegen führte den Franzosen ein von ihm selbst gebildetes kleines, aber ganz ausgezeichnetes Corps zu. Dieses bestand aus dreitausend Mann zu Fuß und zweihundert Reitern, von welchen die Ersteren das italiänische Fußvolk zu großen Ehren brachten, weil Johann sie ebenso ausgelesen, eingeübt und abgehärtet hatte, wie Navarro das spanische Fußvolk. Übrigens gab Johann diesen gefürchteten Schaaren zum Zeichen der Trauer um seinen verstorbenen Verwandten, Leo X., schwarze Fahnen, und man nannte sie deshalb nachher, gleich denen Leo's X. und Anderen (s. S. 251, 267 und 300), die schwarzen Banden.

Als Johann von Medicis zu Lautrec stieß, hatten kurz vorher Hieronymus Adorno und Georg von Frundsberg mit einer staunens-

*) S. die Stammtafel in Bd. IX. S. 449.

werthen Schnelligkeit fünftausend deutsche Söldner durch das Veltlin und das Gebiet von Bergamo nach Mailand geführt, welche Stadt Lautrec vergebens angriff. An der Einnahme von Mailand verzweifelnd, wandte Lautrec sich hierauf gegen Pavia. Der Marquis von Pescara, welcher diese Stadt vertheidigte, ward durch die Feinde sehr bedrängt; ihm eilte aber Prosper Colonna zu Hülfe. Lautrec wollte jetzt durch künstliche Bewegungen und durch Zögern die Absichten der kaiserlichen Generale vereiteln; allein seine Schweizer Truppen, die er nur mit Mühe bei sich zurückhielt, verlangten eine entscheidende Schlacht. Sie forderten diese endlich mit dem Geschrei: „Morgen unsere Entlassung oder eine Schlacht!" Lautrec mußte sich daher gegen seinen Willen zu einer Schlacht entschließen, obgleich das Heer Prosper Colonna's hinter einem tiefen Hohlwege lag. Diese Schlacht fand am 29. April 1522 in der Nähe des Landhauses Bicocca, etwa anderthalb Meilen von Mailand, Statt, und endigte mit einer schweren Niederlage des französischen Heeres. Die achttausend Mann Schweizer in Lautrec's Heere, welche den Kampf eröffneten, erfuhren bald, daß die Zeit gekommen sei, wo nicht mehr persönlicher Muth und Kraft, sondern Geschütz und Taktik den Sieg im Felde verliehen. Sie hatten die beiden ausgezeichnetsten Taktiker und Strategen des sechszehnten Jahrhunderts, Georg von Frundsberg und den Marquis von Pescara, gegen sich über, und das Geschütz und Gewehrfeuer derselben streckte, ehe noch die Schweizer den Hohlweg erreicht hatten, sehr viele von ihnen nieder. Die Letzteren mußten, ohne daß sie dem Feinde hatten beikommen können, mit einem Verlust von dreitausend Mann zurückweichen; doch retteten sie das ihnen anvertraute Geschütz, und zogen sich in guter Ordnung zurück. Sie würden noch weit mehr gelitten haben, wenn nicht Gritti's Venetianer und des Johann von Medicis schwarze Banden ihren Rückzug gedeckt hätten.

Nach der Niederlage waren die Schweizer nicht mehr aufzuhalten, und Lautrec verließ daher mit ihnen Italien. Sein Bruder, der Marschall von Foix, blieb einstweilen allein zurück, um zu retten, was zu retten sei. Lautrec selbst wurde in Frankreich von seinem Könige erst dann vorgelassen, als dieser durch den Connetable Karl von Bourbon dringend gebeten worden war, seine Ent-

schuldigung wenigstens zu vernehmen. Lautrec bewies, daß der Verlust von Italien allein in dem Ausbleiben des vom Intendanten Semblançay versprochenen Geldes seinen Grund habe. Der König, welcher den Intendanten als seinen Vater begrüßte und achtete, forderte von diesem Rechenschaft, wo die viermalhunderttausend Thaler hingekommen seien, die derselbe für Italien verrechnet habe. Semblançay bewies durch Quittungen, daß des Königs Mutter, Luise von Savoyen, ihm dieselben abgefordert habe. Luise behauptete aber, das Geld, welches sie von Semblançay empfangen habe, sei ihr eigenes gewesen. Wer eigentlich das Geld unterschlagen hat, der Intendant oder die Königin Mutter, wagen wir nicht zu entscheiden, obgleich sicher ist, daß der Erstere deshalb verurtheilt wurde. Der persönliche Feind desselben, der Kanzler Düprat, ließ ihn, wie dies seitdem in Frankreich Sitte ward, vor eine Commission oder mit anderen Worten vor eine Anzahl Leute stellen, von welchen man im Voraus wußte, daß sie ihn verurtheilen würden. Die Commission sprach gegen ihn, und er verlor 1527 im zweiundsechszigsten Jahre seines Alters das Leben durch den Strick.

Die Franzosen, deren Staatsgeschichte sich seit Franz I. stets um Mätressen, Galanterie und Kabalen von Weibern und Hofleuten dreht, haben aus der Geschichte der Königin Mutter einen ganzen Roman gemacht. Dies Alles ist aber von anekdotischer Art am meisten das Werk des Brantome, welches zugleich auch an unzuverlässigsten ist. Doch erzählen auch die Anderen uns viel von Lautrec's Schwester, der Frau von Chateaubriand, welche als Geliebte des Königs ihre drei Brüder, Lautrec, Lescün und l'Esparre in den Stand gesetzt habe, die französischen Angelegenheiten in Italien und in Navarra zu Grunde zu richten. Sie erzählen der Länge und Breite nach, wie des Königs Mutter die Brüder der Chateaubriand gehaßt, wie sie das, was dieselben unternahmen, hintertrieben habe, wie sie dagegen den Connetable Karl von Bourbon geliebt und nachher wegen verschmähter Liebe verfolgt habe u. dgl. m.; wir übergehen dies Alles absichtlich.

In Italien verloren die Franzosen im Mai 1522 auch die Stadt Genua. Sobald nämlich Lautrec's Heer sich zerstreut hatte, erschienen vor Genua, welches Octavian Fregoso und Peter Navarro

vertheidigten, von der Seeseite her die Adorni und Fieschi, vom Lande her der Marquis von Pescara. Navarro und Fregoso, welche noch immer französische Hülfe erwarteten, knüpften, um Zeit zu gewinnen, eine Capitulations-Unterhandlung mit den Adorni an. Die Sache dauerte aber endlich dem Marquis von Pescara zu lange; er ließ deshalb Bresche schießen und führte seine Leute zum Sturm. Als die Kaiserlichen von der Landseite her auf die Stadt eindrangen, ließen auch diejenigen, welche der Unterhandlungen wegen im Hafen ruhig geblieben waren, sich nicht mehr zurückhalten. Die Stadt ward im Sturm genommen und auf eine schauderhafte Weise geplündert und mishandelt. Antoniotto Adorno erhielt die Würde des Dogen, und die französische Partei ward durch die kaiserliche aus allen Ämtern verdrängt. Schon am 26. Mai sah Lescün sich genöthigt, mit Colonna und Pescara eine Übereinkunft zu schließen, nach welcher er, wenn nicht innerhalb vierzig Tagen ein neues französisches Heer nach Italien komme, das Land zu verlassen und alle Plätze außer den Burgen von Novara, Mailand und Cremona zu räumen versprach. Dies geschah auch wirklich, als jene Zeit verflossen war.

Im Jahre 1522 konnte Kaiser Karl V. endlich seine ganze Aufmerksamkeit sowohl auf Italien als auf Spanien richten, weil es ihm gelungen war, den englischen König, den er nachher, als er zu Schiffe nach Spanien ging, noch einmal in England besuchte, zu einer förmlichen Kriegserklärung gegen Frankreich zu bewegen. Zwar schadete der Einfall der Engländer in die nördlichsten Provinzen Frankreich's dem König Franz I. sehr wenig; allein er beschäftigte ihn doch und hinderte ihn, Karl's Gebiet zu beunruhigen.

8. Der Aufstand der castilianischen Städte gegen König Karl I. (V.)

In Castilien hatte, wie wir bereits wissen (s. S. 304 und 352), schon vor Karl's I. (V.) Abreise nach Deutschland eine Empörung der Städte sich zu bilden begonnen, und Toledo hatte, gerade als Karl 1520 Spanien verließ, das Signal einer Verbindung aller castilianischen Stadtgemeinden gegen das Ministerium und gegen die Privilegien des Adels gegeben. Toledo stellte ein

tumultuarisches Bürgerheer von vielen tausend Mann auf, und zwei angesehene Männer des Adels, Johann de Padilla und Ferdinand d'Avalos, welche als Demagogen auftraten, ließen sich mit Gewalt in Toledo zurückhalten, als sie von Karl vorgeladen wurden, sich noch vor seiner Abreise bei ihm zu St. Jago einzufinden. Am 17. Mai 1520 brach der Aufstand auch in Murcia aus. Hier constituirte sich, wie wir jetzt sagen, die souveräne Volksgemeinde, mishandelte die alten Obrigkeiten, und wählte durch allgemeine Abstimmung neue souveräne Behörden. Ebenso ging es in Segovia. Als nämlich dort am 29. Mai die Deputirten der Cortes, welche nach der Ordnung des Mittelalters in Segovia, wie überall, aus Bürgermeistern und Magistrats-Personen der sich selbst ergänzenden Gemeindeversammlungen bestanden, Rechenschaft von dem, was auf den letzten Cortes geschehen war, ablegen wollten, erhob sich der Bürgerstand und richtete eine Art Republik ein. Zamora und Valladolid folgten alsbald dem Beispiele der genannten Städte, und selbst der Bischof von Zamora, Don Antonio d' Acugna, ergriff die Partei der Bürger. Madrid, Burgos, Avila, Guadalarara und Cuença säumten nicht, sich anzuschließen.

Der Bischof Hadrian, welchen Karl zu seinem Stellvertreter in Spanien ernannt hatte, ließ sich, so milde, gemüthlich und gelehrt er auch war, zu dem Glauben verleiten, daß es noch möglich sein werde, durch strenge Bestrafung der Stadt Segovia den drohenden Aufstand zu dämpfen. Er schickte deshalb im Anfang Juni 1520 den königlichen Beamten Ronquillo, welcher wegen seiner Strenge den Segoviern schon längst verhaßt war, nach Segovia. Die Bürger dieser Stadt widersetzten sich aber, von Toledo unterstützt, dem Heere, welches Ronquillo mit sich brachte, und durch die Hülfstruppen der Städte unter Padilla, Zapata und Bravo wurde das königliche Heer zum Rückzuge genöthigt. Hadrian schickte darauf den Don Antonio da Fonseca, welcher von Karl zum Oberanführer aller königlichen Truppen ernannt worden war, dem Ronquillo zu Hülfe. Allein als Fonseca das im Arsenal von Medina del Campo aufbewahrte Geschütz gegen Segovia führen wollte, erhoben sich auch die Bürger von Medina del Campo, und verwehrten dem königlichen Oberanführer den Zutritt zu dem

Arsenal. Fonseca ließ deshalb die Stadt stürmen, und seine Soldaten übten bei dieser Gelegenheit solche Grausamkeiten, daß auch die bisher noch treu gebliebenen Städte zwar nicht dem Könige, wohl aber der Regierung den Gehorsam aufkündigten. Die Bürger von Toledo schleiften sogar Fonseca's Haus bis auf den Grund. Jetzt erschrack Hadrian und verrieth seine Schwäche dadurch, daß er plötzlich alle Gewaltmaßregeln zurücknahm und den königlichen Feldherrn verleugnete. Dieser begab sich hierauf nach Portugal und von dort nach Flandern zum Kaiser. Padilla's Absicht war also erreicht, und er machte nun Anstalten, eine bürgerliche Regierung einzurichten, wobei die unglückliche Mutter Karl's gebraucht werden sollte, um der Republik ein monarchisches Ansehen zu geben.

Die angeführten Ereignisse, welche dem Städtebunde immer neue Mitglieder zuführten, fanden in der Zeit von Mitte Mai bis Mitte September Statt. Schon im Juli waren aber die Deputirten aller der Städte, welche das Recht hatten, die allgemeine Ständeversammlung des Reiches (die Cortes) zu beschicken, in Avila zusammengekommen, und hatten eine allgemeine Junta oder Verbindung der Städte verabredet. Auf dieser Versammlung kamen in Bezug auf die Beamten, die Bevorrechteten und den hohen Adel fast dieselben Dinge in Betrachtung, welche seit 1789 die Völker Europa's beschäftigen; aber auch in Spanien vergaßen die Leiter des Bürgerstandes, daß das eigentliche Volk von ihrer Doctrin und ihren Ideen nichts wisse, daß es von dem Glanze des Königthums geblendet werde, und daß, was freilich in unseren Tagen nicht der Fall ist, der Adel sehr mächtig und streitbar sei. Sie gingen deshalb in ihren Forderungen viel zu weit, und verschafften dadurch ihren Feinden Gelegenheit, Himmel und Hölle gegen sie in Bewegung zu setzen. Die Bürger sahen sich in Folge davon bald von dem Landvolke und von den Poletariern der Städte verlassen, und ihre Verirrungen gaben, wie dies in unseren Tagen auch unter den Franzosen der Fall war, einen Vorwand und eine Art Recht, die Bürgerfreiheit ganz zu vernichten und das Ansehen der Cortes zu schwächen. Schon unter Karl wurde leise der Anfang gemacht, die Stände wenig oder gar nicht zu berücksichtigen; unter seinem Sohne, Philipp II., war nur noch

ein schwacher Schein von Freiheit übrig, das Wesen aber dahin geschwunden.

Das Gefühl, aus dem die Revolution der castilianischen Städte hervorging, war dasselbe, welches die französische Revolution herbeigeführt hat. Dies sieht man aus den Forderungen des städtischen Convents zu Avila. Man verlangte auf demselben die Abschaffung der adeligen Privilegien und Vorrechte, welche den Bürgerstand zum Lastträger anderer Stände machten, ferner eine bessere Einrichtung der allgemeinen Stände, die freie und unabhängige Berathschlagung derselben, neue Gemeindeordnungen, eine bessere Wahl der Magistrate, die Aufhebung der adeligen Steuerfreiheit und die Wiedervereinigung der seit 1504 veräußerten Kron-Domänen, auf welche König und Hof angewiesen waren. Auch mußten die alten, in den einzelnen Städten sich selbst ergänzenden Obrigkeiten weichen, und statt ihrer wurden durch allgemeine Abstimmung andere gewählt. Diese Wahlen fielen jedoch in vielen Städten auf ganz gemeine, unbrauchbare Leute, und schadeten dadurch der bürgerlichen Revolution Spanien's gleich beim Beginne derselben.

Die angeführten Forderungen mögen als Beispiele genügen, andere muß man in den Specialgeschichten aufsuchen; am Ende ward ja doch aus Allem nichts.

Die Regierung, welche von der Junta in Avila errichtet worden war, schickte Deputirte nach Deutschland, um dem Könige ihre Forderungen überreichen zu lassen; die Abgesendeten wagten aber nicht, vor Karl zu erscheinen. Unterdessen schritt Padilla im Namen des Städte-Convents zum Äußersten. Er bemächtigte sich mit Gewalt der Mutter Karl's, welche von den Spaniern trotz ihres Wahnsinnes noch immer als die regierende Königin betrachtet wurde, führte sie in einem ihrer hellen Augenblicke öffentlich vor, rief die Junta nach Tordesillas, und schlug dort den Sitz der Regierung auf. Die Königin Johanna fiel aber sogleich in ihren Wahnsinn zurück, und konnte nicht dahin gebracht werden, die Actenstücke, welche man ihr vorlegte, zu unterzeichnen. Auch wurde Hadrian förmlich abgesetzt, und man duldete in Betreff seiner nur, daß er ohne Wirksamkeit in Valladolid bleibe, von wo er sich nachher nach Rioseco, einem festen Schlosse, flüch-

tete. Als auf diese Weise die Junta zum Äußersten schritt, erwachte zugleich die königliche Partei und die Ritterschaft, welche seit September durch jede Maßregel der Bürgerschaften tief gekränkt worden war. Beide führten ihre Vasallen ins Feld. Die andalusischen Städte aber, z. B. Sevilla, Cordova, Xeres und Granada, hatten von der Revolution nie etwas wissen wollen.

Der Kaiser hatte Ende September den Ludwig Hurtado aus Flandern nach Spanien geschickt und den Connetable und Amirante bevollmächtigt, dem Regenten von Castilien (Hadrian) als Generale zur Seite zu stehen. Um den Letzteren, der in Rioseco war, sowie um den Connetable, welcher nach Burgos zog, sammelte sich bald ein Heer, welches später der Amirante verstärkte, und dem, wie wir oben (S. 381) berichtet haben, auch der Herzog von Najera die in Navarra stehenden Truppen zuführte. Auch die Bürger stellten ein zahlreiches Heer auf; sie hatten aber weder Reiterei, noch war ihr Fußvolk dem der geübten königlichen Schaaren gewachsen. Außerdem waren sie in der Wahl ihres Feldherrn unglücklich. Weil sie nämlich keine bürgerlichen Officiere hatten, so wählten sie einen sehr angesehenen Mann des Ritterstandes, Don Pedro de Giron, zu ihrem Generalcapitän; diese Wahl kränkte aber einerseits die beiden Patricier Don Padilla und Don Pedro Laso, welche große Verdienste um die Revolution zu haben glaubten, und war andererseits zugleich die Ursache, daß, wie es bei Volksbewegungen zu geschehen pflegt, der aus einem anderen Stande gewählte Anführer den Bürgern bei jedem Schritte, den er that, des Verrathes verdächtig war. Ende November zog Don Pedro de Giron mit zehntausend Mann zu Fuß, sowie mit vierhundert gepanzerten und achthundert leichten Reitern gegen Rioseco, und das königliche Heer, dessen Oberbefehl der Amirante und der Connetable dem Don Haro überlassen hatten, marschirte ihm entgegen. Nach einigen Bewegungen des zugleich schlecht eingeübten und schlecht angeführten Heeres der Junta und des geübten, sowie von den erfahrensten Generalen geleiteten königlichen, umging das Letztere Don Giron's Truppen, erschien am 5. December 1520 plötzlich vor Tordesillas, drang stürmend in diese Stadt ein, und bemächtigte sich der Königin Johanna, der Siegel, der Archive und eines Theiles der Deputirten der Junta. Dies war ein tödtlicher

Schlag für die kaum errichtete Bürger-Republik, deren Palladium die Königin Johanna war. Padilla, welcher hierauf an Don Giron's Stelle Generalcapitän ward, konnte eben so wenig, als der Rath von dreizehn, den die Hermandad einsetzte, Einigkeit und Ordnung aufrecht halten. Die Anarchie nahm überhand, und in allen Theilen des Reiches wüthete eine wilde Pöbelherrschaft. Dadurch wurden alle Freunde der Gesetzlichkeit genöthigt, sich an den Adel und an Karl's Regentschaft anzuschließen.

Die einzelnen Ereignisse dieses Bürgerkrieges in den ersten Monaten des Jahres 1521 verdienen hier keiner Erwähnung. Nur das Eine müssen wir anführen, daß Padilla und der Bischof von Zamora sich mit den Franzosen in Verbindung gesetzt hatten, welche damals unter de l'Esparre in Navarra eingefallen waren (s. S. 381). Übrigens war jener Bischof ein so eifriger Revolutionär, daß von ihm sogar ein Regiment von Priestern errichtet worden war, das sich bei der Vertheidigung von Tordesillas ganz besonders ausgezeichnet hatte. Mit dem französischen Feldherrn war man dahin übereingekommen, daß das Heer der Stadtgemeinden sich den Franzosen nähern und diese über den Ebro ihnen entgegenkommen sollten. L'Esparre verließ daher Navarra, wo er ganz sicher war, um Logrogno zu belagern; das königliche Heer verhinderte jedoch die Verbindung der städtischen Truppen mit den Franzosen. Padilla hatte sich bei der Annäherung des königlichen Heeres zurückziehen wollen, wurde aber am 23. April 1521 bei Villatar ereilt, völlig geschlagen, nebst dem Bischof von Zamora gefangen genommen und ebenso wie dieser hingerichtet. Gleich darauf wurden auch die Franzosen besiegt und aus Navarra verjagt, und im Laufe des Jahres 1521 ward in Spanien Alles auf der vorigen Stand zurückgebracht.

Bis König Karl erschien und Gnade verkündete, ward eine furchtbare Rache und Reaction geübt. Toledo widerstand lange, weil Padilla's Wittwe, Donna Maria Pacheco, Männern und Weibern der Stadt den Heldenmuth und Patriotismus einflößte, der sie selbst auszeichnete. Sie selbst ist dadurch unsterblich geworden; die Freiheit der Städte aber war und blieb verloren. Padilla's Wittwe rettete sich mit ihrem Sohn nach Portugal, wo sie ein trauriges Ende fand. Der Krieg dauerte in verschiedenen

Gegenden Spanien's, besonders in Valencia, auch noch im folgenden Jahre fort; er ward aber fast ausschließend vom Adel geführt, der sich weder damals noch nachher um die Rechte der Städte im mindesten kümmerte. Übrigens fiel seit diesem bürgerlichen Kriege die Hauptursache der Unzufriedenheit mit Karl's Regierung weg; denn die Niederländer waren theils umgekommen, theils aus dem Lande getrieben worden, Hadrian hatte die päbstliche Würde erhalten und war nach Rom gereist, und Karl hütete sich nachher wohl, wieder Fremde anzustellen.

Als Karl im Oktober 1522 nach Spanien zurückkam, war die Empörung unterdrückt. Er ließ eine Amnestie verkündigen und, wie es heißt, in Allem nur achtundzwanzig Personen mit dem Tode bestrafen. Wir bezweifeln selbst diese Zahl, weil Karl wegen des neuen Kriegszuges, welchen König Franz I. von Frankreich im folgenden Jahre nach Italien rüstete, große Ursache hatte, sehr milde und vorsichtig zu verfahren. Übrigens trug er zwar Bedenken, die Stände ganz abzuschaffen; er bediente sich aber der Feindschaft, welche durch den Krieg unter den drei Ständen entstanden war, und der Demüthigung, die der Bürgerstand erlitten hatte, um der Ständeversammlung nach und nach alle Bedeutung zu entziehen. Er berief sie selten, ließ, wenn dies geschehen war, auf einmal große Subsidien votiren, versammelte die drei Stände an verschiedenen Orten, ohne eine Gemeinschaft zwischen ihnen zu gestatten, und ließ sich von den Einzelnen einzelne Zugeständnisse machen. Die Städte bedurften des Königs gegen die Geistlichkeit und den Adel, die Letzteren wurden daher in Steuersachen gar nicht gefragt, die Deputirten der Städte aber wurden, wenn man von ihnen die Ablehnung eines Antrages befürchtete, nicht zu einer Versammlung berufen, sondern die einzelnen Magistrate einzeln befragt.

9. Kriege Karl's V. und Franz I. von 1523 bis 1529.

Nach der Unterdrückung des Aufstandes in Spanien war des Kaisers ganze Aufmerksamkeit auf Italien gerichtet. Hier misfiel der neue Pabst Hadrian VI., gerade weil er ein einfacher, biederer, religiöser Mann war, ebenso sehr, als in Spanien. Ihm schauderte vor dem wüsten, künstlerischen, romantischen Christenthum,

welches sein Vorgänger ihm hinterlassen hatte, und er verbarg einen Unmuth über den Misbrauch der Religion zu politischen und egoistischen Zwecken durchaus nicht. Man beschuldigte ihn daher auch, daß er durch seine Äußerungen die Ausbreitung der Ketzerei in Deutschland und in der Schweiz gefördert habe. Die Italiäner insbesondere beschwerten sich, daß er dem Kaiser zu Gefallen Italien aussaugen und unterdrücken lasse. Hadrian hatte in Spanien Juden, Mohammedaner und Marranen, sowie in Asien und Amerika die Heiden grausam verfolgen lassen; aus dem gleichen Grunde wollte er als aufrichtiger Schul-Theolog in Italien Frieden stiften. Er erließ, als Heinrich VIII. und Franz I. sich zum Kriege rüsteten, eine Bulle, in welcher er die Fürsten ermahnte, seine Vermittelung anzunehmen und die Kräfte, die sie gegen einander gebrauchen wollten, zur Besiegung der Türken anzuwenden. Auch schickten Karl, Heinrich und Franz des Scheines wegen Gesandte nach Rom; während diese aber dort ohne Erfolg unterhandelten, unterdrückten Karl's Truppen Italien. Prosper Colonna bezahlte und nährte sein Söldnerheer ganz allein durch die Bedrückungen, die er über alle italiänischen Staaten verhängte. Diese Truppen waren zum Theil im Mailändischen und im Kirchenstaate einquartiert. Zur Bezahlung der anderen erhob der Vice-König von Neapel, Lannoy, monatliche Steuern von den Mailändern, Genuesen, Florentinern und den Bürgern von Lucca. Die Stadt Mailand allein zahlte für den Sold der kaiserlichen Truppen alle Monate zwanzigtausend Dukaten, Florenz fünfzehntausend, Genua sechstausend, Siena fünftausend u. s. w. Auch Montferrat und Saluzzo, sowie jedes Städtchen, in welchem kaiserliche Truppen lagen, wurden gebrandschatzt.

Ganz Italien vereinigte sich mit Karl V. gegen Franz I.: zuerst die Venetianer, welche nach ihrer Art schon im vorigen Feldzuge eine sehr zweideutige Rolle gespielt hatten, und gleich darauf auch Pabst Hadrian, der durch den Vice-König von Neapel, seinen Landsmann, beredet wurde, sich dem Bunde des Kaisers anzuschließen (28. Juni 1523); Genua war durch die Adorni, sowie Florenz durch die Medicis der kaiserlichen Partei zugeführt worden, Franz Sforza aber war ein Spielwerk der kaiserlichen Generale. Nichtsdestoweniger war der König von

Frankreich entschlossen, Italien wieder zu erobern. Der von ihm gerüstete Kriegszug ward jedoch im Jahre 1523 dadurch unmöglich gemacht, daß es dem Kaiser und dem Könige von England gelang, den nächsten Anverwandten des Königs Franz, welcher zugleich dessen erster Reichsbeamte und Reichsvasall war, Karl von Bourbon, zu einem ganz unerhörten Schritte zu bewegen.

Karl II., Graf von Montpensier und durch seine Heirath mit der Erbin Peter's II. von Bourbon auch Herzog von Bourbon, war nicht allein schon früher vom König Franz und dessen Mutter, Luise von Savoyen, vielfach gekränkt worden, sondern man machte ihm jetzt auch die Besitzungen seines Schwiegervaters streitig. Was von der verschmähten Liebe der Königin Mutter erzählt wird, überlassen wir dem, der Lust hat, es zu prüfen, weil die bekannten Thatsachen, welche wir anführen wollen, hinreichend beweisen, daß der König und seine Mutter ihren stolzen, verschwenderischen und verschuldeten Verwandten nicht liebten. Franz war z. B. in Moulins, wo Karl von Bourbon mit königlicher Pracht residirte, von diesem vierzehn Tage lang mit einem ganz unverständigen und mehr als königlichen Aufwande, mit glänzenden Festen und Feierlichkeiten empfangen und bewirthet worden; gleichwohl hatte Franz ihm seine Jahrgelder nicht auszahlen lassen. Ebenso hatte der König die Statthalterschaft von Mailand zuerst dem Herzog Karl gegeben, nachher aber ihm wieder entzogen und dem Lautrec, einem seiner Höflinge, verliehen. Ferner hatte Franz 1521 beim Zuge gegen Valenciennes den Oberbefehl des Vorderheeres, welchen Karl als Connetable in Anspruch zu nehmen berechtigt war, nicht ihm, sondern dem Herzoge von Alençon, seinem Schwager, und dem Marschall von Chatillon ertheilt. Die Hauptursache der Unzufriedenheit Karl's mit dem Könige und mit dessen Mutter war jedoch der Proceß, den man nach dem Tode seiner Gemahlin, welche 1521 starb, mit ihm über die Erbschaft seines Schwiegervaters, Peter's II. von Bourbon, anfing.

Karl von Bourbon war längst im Besitze dieser Erbschaft gewesen, als eines Theils König Franz das Herzogthum Bourbon für ein erledigtes französisches Reichslehen erklärte, und anderes Theils Luise von Savoyen behauptete, daß Beaujolais, Auvergne, la Marche, Forez und Dombes ihr als der Tochter und Erbin

von Peter's II. Schwester, der Gemahlin Philibert's von Savoyen, zufallen müßten. Das Letztere gründete sich auf einen Rechtsstreit, den wir hier nicht erörtern wollen, bei welchem aber das klare Recht für Karl gewesen zu sein scheint. Dies wollten rabulistische Juristen nicht zugeben, und Karl konnte, trotz aller Bemühungen seines Advokaten, nicht einmal die Aufhebung des Sequesters erlangen, welches auf alle jene Besitzungen gelegt worden war. Er ließ sich deshalb mit Heinrich VIII. und mit Karl V. in eine Unterhandlung ein, welche Roussel für den Ersteren und Hadrian von Büren für den Letzteren leiteten. Diese beiden Herren brachten den Herzog von Bourbon dahin, daß er zu der Zeit, als Franz sein Heer rüstete, um den neuen, von Hadrian VI. gestifteten heiligen Bund in Italien zu bekriegen, von seiner Residenz Moulins aus ununterbrochen mit Karl V. correspondirte. Über die Versprechungen, durch welche man Karl von Bourbon bei diesen Unterhandlungen täuschte, schweigen wir. Ausgemacht ist, daß Karl V. und Heinrich VIII. ihm Geld versprachen, um zwölftausend Mann zu werben, mit denen er, sobald der König von Frankreich sein Heer über die Alpen geführt habe, in Burgund einfallen sollte, um das ganze Erbe seines Schwiegervaters zu erobern, welches schon vorher in seinen Händen gewesen war und ihm jetzt durch einen ungerechten Proceß streitig gemacht wurde. Was außerdem noch von einer Heirath des Herzogs von Bourbon mit Karl's V. Schwester, der verwittweten Königin von Portugal, Eleonore, und von einem für ihn zu stiftenden Königreich Provence und Dauphiné gesagt wird, ist theils ganz falsch, theils übertrieben.

König Franz hatte sich selbst an die Spitze des nach Italien bestimmten Heeres stellen und seine Mutter als Regentin, sowie den Herzog von Bourbon als Reichsstatthalter (lieutenant général) zurücklassen wollen; er erfuhr aber in Lyon des Herzogs Conspiration mit den Reichfeinden, und änderte deshalb seinen Plan. Daß die Nachricht von der Verbindung der Feinde mit dem Groß-Kämmerer und Connnetable von Frankreich, welcher zugleich Statthalter von Languedoc war, den König abhalten mußte, das Reich zu verlassen, begreift man, wenn man auch nur den Titel und die Vorrechte Karl's kennt. Dieser nannte sich Herzog von Bourbonnois, Graf von Montpensier, von Mercoeur, von la

Marche, von Clermont en Beauvoisis, von Forez und von Beaujolais und Fürst von Dombes. Er hatte dabei in einem großen Theile seines ungeheueren Gebietes noch die alten Vorrechte der großen Kron-Vasallen bewahrt; denn er berief die Stände, erhob Abgaben, besaß eigene Festungen und Truppen, und hatte einen fürstlichen Hof, wie einst Karl der Kühne von Burgund. Als er dem Könige die oben erwähnten Festlichkeiten in Moulins veranstaltete, erschienen dabei, wie Brantome berichtet, fünfhundert Herren von Adel, die in seinem Hofdienste waren, in damals noch seltenen sammtenen Kleidern und mit schweren, dreimal um den Hals geschlungenen Ketten.

Auf jene Nachricht begab sich der König, anstatt sogleich zum Heere zu gehen, zuerst nach Moulins und bat den Connetable, mit ihm zu reisen; dieser stellte sich aber krank und eilte auf sein Schloß Chantilly; als dieses aber von den königlichen Truppen angegriffen werden sollte, ging er über Chambery und Besançon nach Deutschland. Hier warb er Truppen, marschirte mit denselben im folgenden Jahre nach Italien, und zog, als man ihm die Wahl ließ, entweder nach Spanien zu gehen oder in Italien zu bleiben, das Letztere vor. Unterdessen hatte statt des Königs Franz der Liebling desselben und seiner Mutter, der Admiral Bonnivet, das französische Heer nach Italien geführt. Dieser lagerte sich anfangs September bei Susa, besetzte, weil der Oberbefehlshaber der kaiserlichen Truppen, Prosper Colonna, sich nach Mailand begab und dort erkrankte, Asti, Novara und Alessandria, marschirte am 14. September über den Tessin, und erschien dann vor Mailand. Er hoffte diese Stadt auszuhungern, und erwartete ganz gewiß, daß die durch den schrecklichen Druck der Spanier erbitterten Lombarden sich erheben und so seine Unternehmungen erleichtern würden. Dies geschah jedoch nicht, und Prosper Colonna vertheidigte die Stadt, in welcher der arme Franz Sforza gar nichts galt und vermochte, meisterhaft. Der Erstere war aber alt und vorsichtig und, wenn auch ein Meister im Vertheidigungs-System, doch zum Angreifen und Wagen nicht geneigt. Er erkrankte, und beunruhigte Bonnivet auch im Oktober und November nicht, als dieser die Einschließung von Mailand längst aufgegeben hatte. Dadurch ward endlich der Kaiser be-

wogen, den Oberbefehl an Lannoy zu übertragen. Dieser reiste, um Prosper Colonna nicht zu beleidigen, mit dem Marquis von Pescara, der sich erbittert über Colonna's Zaudern und Zögern nach Neapel begeben hatte, sehr langsam von dort nach Mailand zurück, indem er jeden Tag die Nachricht von Colonna's Tode erwartete. Wirklich starb derselbe auch am 30. December 1523. Jetzt übernahm Lannoy den Oberbefehl.

Im folgenden Jahre (1524) erschien Karl von Bourbon mit den in Deutschland geworbenen Abenteurern und mit einer Vollmacht des Kaisers in der Lombardei. Bonnivet hatte, um Sold zu sparen, während der Wintermonate, viele Söldner entlassen, und viele seiner schweren Reiter waren nach Hause zurückgekehrt. Die Kaiserlichen begannen deshalb den Feldzug schon Ende Februar. Sie drängten die Franzosen, ohne daß diese eine Schlacht lieferten, aus ihrer Stellung, erschienen dann jenseit des Tessin, und nöthigten Bonnivet ebenfalls über diesen Fluß zurückzugehen und eine feste Stellung in und um Novara zu nehmen, in welcher er die Verstärkungen, die ihm aus Frankreich und aus der Schweiz geschickt wurden, erwartete. Die dargebotene Gelegenheit zu einem Treffen ward von den kaiserlichen Generalen nicht angenommen, weil dieselben Vercelli erobert hatten und Bonnivet's Heer in Novara auszuhungern hofften. Im April erschienen endlich Reiter von der einen und schweizerisches Fußvolk von der anderen Seite im und am Gebirge, um Bonnivet zu verstärken. Der Herzog von Longueville hatte nämlich vierhundert Gensd'arme über den Mont Genevre geführt und lag bei Susa, und zu gleicher Zeit waren zehntausend Mann Schweizer über den St Bernhard gegangen, um ihre Landsleute im französischen Heere zu befreien. Diese zehntausend Schweizer hatten nördlich von der Sesia Halt gemacht, und wollten selbst dann nicht weiter vorrücken, als Bonnivet im Anfang Mai von Novara aufgebrochen war und ihnen gegenüber am anderen Ufer der Sesia erschien. Er mußte deshalb mit großem Verluste über den Fluß setzen. Hierauf übernahmen die Schweizer, ihn nach Ivrea zu geleiten, damit er durch Unter-Wallis nach Hause gelangen könne. Als Bonnivet bei dieser Gelegenheit die Kaiserlichen abhalten wollte, ihm über die Sesia zu folgen, ward er verwundet. Er überließ

daher dem ritterlichen Helden Bayard die Anführung desjenigen Theiles der Truppen, welcher den Rückzug deckte; aber auch Bayard ward von einer Kugel getroffen und starb den Tod eines Helden. Das Ende Bayard's wird von den Franzosen, wie dies ihre Art ist, theatralisch-pathetisch beschrieben und ausgemalt. Er küßte, wie sie sagen, das Kreuz seines Schwertes, und grüßte sterbend die Gottheit mit kirchlichen Worten (Miserere mei, domine!), ließ sich unter einen Baum legen und starb mit dem Gesichte gegen den Feind gewendet. Die Franzosen zogen ohne großen Verlust über Ivrea ab; Italien war für sie verloren.

Wenn damals die kaiserlichen Generale, wie Pescara wollte, sich mit dem begnügt hätten, was in Italien geschehen war, so würde wahrscheinlich Franz I. nicht weiter an Mailand gedacht haben; sie unternahmen aber dem Herzog Karl von Bourbon zu Gefallen einen Zug gegen Marseille, der sie noch in demselben Jahre um alle errungenen Vortheile brachte. Dieser Zug war von Pescara und Karl von Bourbon, welche einander tödtlich haßten, geleitet, und sollte in den Provinzen, in welchen der Letztere Erbherr war, einen Aufstand zu seinen Gunsten erregen helfen. Die Franzosen hatten jedoch den Proceß gegen Karl von Bourbon schon eingeleitet und seine Güter mit Beschlag belegt und wäre dies auch nicht geschehen gewesen, so hätte man jedenfalls das Unternehmen nicht auf Marseille, wo Karl als Landesverräther verabscheut war, sondern auf Avignon richten müssen. Auch wurde der Zug während der in jenen Gegenden ungünstigsten Jahreszeit unternommen. Der Kaiser gab zu demselben Flott und Heer, Heinrich VIII. von England Geld her.

Anfang Juli gingen die beiden genannten Feldherren mit etwa siebenzehntausend Mann vortrefflicher Truppen über den Var, und Hugo von Moncada erschien mit einer spanischen Flotte an der Küste der Provence. Diese Flotte war jedoch der französischen unter Andreas Doria bei weitem nicht gewachsen. Im August eröffneten Pescara und Karl von Bourbon die Belagerung von Marseille. Sie setzten dieselbe vierzig Tage lang fort, hatten aber alsbald durch Hitze und Mangel weit mehr zu leiden, als der Feind, weil ein Veteran aus Ludwig's XI. Zeit, Montmorency, welcher den ehrenvollen Auftrag hatte, das Land zu

schützen, sich durchaus in keine Schlacht einließ, sondern nur die Zufuhren abschnitt und Alles durch Streifpartieen unsicher machte. Während Philipp von Brion, Graf von Chabot und Renzo da Ceri die Stadt Marseille tapfer vertheidigten, und Andreas Doria Alles, was zur See herbeigebracht wurde, wegnahm, sammelte Franz bei Avignon eine furchtbare Menge Geschütz, sowie ein Heer von achttausend leichten Reitern, vierzehntausend Schweizern, sechstausend Landsknechten und zehntausend Franzosen und Italiänern. Mit diesem Heere setzte er über die Rhone, und nun waren Karl von Bourbon und Pescara genöthigt, die Belagerung von Marseille wieder aufzuheben und nach Italien zurückzukehren. Sie nahmen ihren Weg über Nizza und wurden dabei von Montmorency durchaus nicht gehindert; dieser war ihnen zwar stets auf der Ferse, ließ sich aber nicht verleiten, eine Schlacht zu wagen, deren Gewinn ihm weniger hätte nützen, als ihr Verlust ihm hätte schaden können.

König Franz zog hierauf, weil er dem Feinde in der Besetzung Mailand's zuvorkommen wollte, über den Mont Cenis, und gelangte schon im Anfang des Oktober nach Susa. Pescara war ihm jedoch vorausgeeilt und mit Lannoy nach Mailand marschirt, wo die Pest wüthete und den Herzog Franz vertrieben hatte. Die Kaiserlichen erkannten bei der Ankunft der Franzosen sogleich, daß sie Mailand nicht vertheidigen könnten; sie zogen daher in demselben Augenblicke durch die Porta Romana aus Mailand ab, als die Franzosen durch die Porta Ticinese und Vercellina in die Stadt einrückten. Franz blieb übrigens mit dem größeren Theile seines Heeres vor der Stadt, damit dieselbe nicht geplündert werde. Von Mailand richtete sich Franz, worüber er sehr getadelt worden ist, sogleich gegen Pavia, statt daß er das kaiserliche Heer hätte verfolgen und die Verwirrung desselben beim eiligen Abzuge benutzen sollen, um es gänzlich zu zerstreuen. Die kaiserlichen Truppen behaupteten Lodi, Alessandria, Trezzo, Como und Pavia, und gerade die festeste dieser Städte, Pavia, begannen die Franzosen am 28. Oktober zu belagern. Die Besatzung Pavia's ward von Leyva befehligt, der sich so lange zu vertheidigen hoffte, bis die versprochene Hülfe aus Deutschland einträfe. In der That opferten sich bei dieser Gelegenheit Karl's Generale pa-

triotisch für den Kaiser auf. Sie sammelten auf eigene Kosten ein Heer in Lodi, um Pavia zu entsetzen. Lannoy verpfändete zu diesem Zwecke die Einkünfte von Neapel, Karl von Bourbon seine Edelsteine und Georg von Frundsberg seine Herrschaft Mindelsheim in Baiern. Als dadurch die Bezahlung ihrer achtzehn- bis neunzehntausend Mann noch nicht gedeckt ward, versprachen eines Theils auch die Spanier des Heeres, ihrem geliebten Führer, dem Marquis von Pescara, zu Gefallen noch einen Monat ohne Sold zu dienen, und anderes Theils gelobten die deutschen Truppen unter Georg von Frundsberg und dem Grafen Sittich von Salm, Alles zu wagen, um Georg's Sohn Kaspar, welcher mit Leyva in Pavia eingeschlossen war, zu befreien.

Die Sache des Kaisers stand seit dem Monat December 1524 sehr bedenklich, weil kurz vorher Hadrian VI. gestorben und der Kardinal Julius von Medicis, welcher bis dahin unumschränkt in Toscana regiert hatte, unter dem Namen Clemens VII. zum Pabste gewählt worden war. Dieser bemühte sich von Anfang an, einen Bund zu Stande zu bringen, um die Deutschen und die Spanier aus Italien zu vertreiben. Er hatte gleich bei seinem Regierungsantritte den Bund mit dem Kaiser nicht bestätigt; er hatte den Herzog von Ferrara bewogen, den Franzosen Munition und Geschütz zu liefern; er war Ursache, daß die Venetianer nach ihrer Weise sich anschickten, mit den Franzosen zu unterhandeln; er hatte endlich selbst mit den Letzteren einen Bund geschlossen. König Franz verpflichtete sich gegen Clemens VII., die Medicis in dem Besitze von Toscana zu schützen; dafür versprach der Pabst, ihm die Eroberung von Neapel, welches ganz von Truppen entblößt war, zu erleichtern. Clemens schickte hierauf unter seinem Schutze den Hippolytus von Medicis, welchen er nachher zum Kardinal machte, und den Alexander, der wahrscheinlich sein eigener Sohn war (s. S. 375), nach Florenz, wo der Letztere später gleich einem Phalaris wüthete.

Franz beging die Unvorsichtigkeit, ein bedeutendes Heer nach Neapel zu schicken, noch ehe er selbst des Sieges sicher war. Der Führer dieses Heeres, welches aus zehntausend Mann Fußvolk bestand, war Johann Stuart, Herzog von Albany. Derselbe rückte alsbald durch die Garfagnana in Toscana ein, und hatte

bereits bei Lucca einige tausend Mann unter Renzo da Ceri an sich gezogen, sowie auf des Pabstes Ersuchen die Verfassung von Siena geändert, als es zwischen König Franz und den Truppen des Kaisers bei Pavia zu einer Schlacht kam, welche alle Aussichten des Pabstes und der Franzosen vereitelte. Leyva, der mit sechstausend Mann in Pavia lag und seit dem 28. Oktober das ganze Heer der Franzosen aufgehalten hatte, war im Anfang des Februar aufs Äußerste gebracht worden, und die kaiserlichen Generale, zu denen seit kurzem auch der junge Marquis del Guasto gehörte, hatten daher beschlossen, den französischen König in seinem Lager vor Pavia anzugreifen. Jedermann rieth damals dem Letzteren, die Belagerung aufzuheben und sich zurückzuziehen, er hielt aber nach seiner gascognischen Art und seinen ritterlichen Begriffen von Ehre dies für schimpflich, und beschloß, den Angriff der Feinde in der für ihn nachtheiligen Stellung vor Pavia zu erwarten. Vergebens suchten der alte la Tremouille, Ludwig d'Ars und die Marschälle von Chabannes und von Foix ihm zu beweisen, daß sein Heer nicht stark genug sei, ein Treffen zu liefern; er verschmähte jeden Rath und hörte nur auf Bonnivet, der nach der Art der Höflinge zu dem allein rieth, was sein Herr wünschte. Die Hartnäckigkeit, mit welcher er auf seinem Willen beharrte, ist um so auffallender, da kurz vorher sechstausend Graubündtner in ihre Heimath zurückgekehrt waren, weil ein abenteuernder Ritter Chiavenna besetzt und die Pässe des Veltlin gesperrt hatte. So kam es dann am 24. Februar 1525 zu der Schlacht von Pavia, in welcher die Schweizer des französischen Heeres mit Ausnahme von Diesbach's Compagnie ihre Pflicht nicht thaten und Franz völlig geschlagen wurde. Der Kampf war mörderisch, und sowohl der weise, fünfundsiebenzigjährige la Tremouille, als auch der Marschall von Chabannes, Ludwig d'Ars, Büssy d'Amboise, Clermont Tonnere, St. Pol, der Marschall von Foix, sowie andere französische Generale und edle Herren wurden getödtet. König Franz selbst ward nebst dem Bastard von Savoyen und dem jungen König Heinrich von Navarra gefangen. Den Letzteren befreite jedoch sein Diener wieder. In Betreff der Zahl der Gebliebenen schwanken die Angaben zwischen achttausend und fünfzehntausend; jedenfalls steht es fest, daß das französische Heer

gänzlich vernichtet wurde. Ein Hauptantheil an diesem Ausgange der Schlacht ward dem Neffen Pescara's, dem jungen del Guasto, zugeschrieben, weil derselbe die Mauer des Thiergartens einschießen ließ, welche den Rücken der Feinde schützte. Der gefangene König wurde zuerst nach Pizzighettone abgeführt; der Geldmangel der Sieger war aber so groß, daß sie ihn im Juni ganz gegen den Willen Pescara's und Karl's von Bourbon, deren Einwilligung dazu nur mit Mühe erlangt werden konnte, nach Madrid bringen lassen mußten, damit die Soldaten sich nicht seiner als eines Geißels für ihren rückständigen Sold bemächtigten.

Auf Italien ruhte nach der Schlacht bei Pavia ein weit furchtbarerer Druck, als je vorher; denn der Kaiser ließ sich nicht allein zwölfmalhunderttausend Dukaten für die Belehnung des Herzogs Franz Sforza von Mailand bezahlen, sondern man rechnete auch, daß Mailand allein täglich fünftausend Dukaten zahlen mußte, und überdies übte jeder General, jeder Führer einer Söldnerbande, ja sogar jeder Soldat auf eigene Rechnung Bedrückungen aus. Der Pabst schloß im April einen Vertrag mit dem Kaiser und mit dem Herzoge von Mailand, um seiner Familie die Herrschaft über Florenz zu sichern; er trat aber nichtsdestoweniger bald nachher in die geheime Verbindung der italiänischen Staaten gegen den Druck der kaiserlichen Heere und Generale. Die Seele dieser geheimen Verbindung war der Kanzler Morone von Mailand, welcher schon so manchen schändlichen Verrath angesponnen hatte. Auch den Marquis von Pescara, der in Mailand lag, suchte Morone in seine Verschwörung zu ziehen; er betrog sich aber in diesem Manne. Pescara stellte sich nämlich blos, als wenn er auf Morone's Vorschläge eingehe, damit er von Allem unterrichtet sei und später entweder durch Morone Herr von Neapel werden oder durch die Anzeige der Plane desselben den Herzog von Mailand verderben könne.

Das Unternehmen einer allgemeinen Verbindung der italiänischen Staaten gegen den spanischen Druck wurde dadurch sehr gefördert, daß Karl V. den englischen König Heinrich VIII. betrogen und den Kardinal Wolsey, dem er das Pabstthum versprochen, getäuscht hatte, daß er ferner dem gefangenen König Franz Bedingungen vorschreiben wollte, welche dieser nicht erfüllen konnte,

und daß endlich seine Soldaten mit ihren Führern ganz Italien zu Grunde richteten. Die Mutter des Königs Franz trat als Regentin von Frankreich mit den Italiänern in Verbindung, schickte einige wenige Truppen, und gewann den Kardinal Wolsey und dessen König, welche Subsidien zu leisten versprachen. Während der Monate Juli, August und September wurde unterhandelt, um, sobald französische Hülfstruppen in Italien erschienen sein würden, von allen Seiten her über die Kaiserlichen herzufallen. Im Oktober warf aber der Marquis von Pescara, welcher in Novara krank lag, plötzlich die Maske ab. Er beschied den Kanzler Morone aus Mailand zu sich, und dieser ging in die Falle, obgleich er und alle Italiäner den Marquis als einen grausamen, falschen, Treue und Glauben verachtenden Mann verabscheuten. Pescara hielt, während er sich mit Morone über die Verschwörung besprach, Leyva und Andere hinter einer Tapetenwand versteckt, damit er Zeugen gegen ihn habe; dann ließ er ihn nach Pavia bringen und dort Gericht über ihn halten. Dies Alles geschah nur, um den Herzog Franz Sforza aus seinem Besitzthum verdrängen zu können, welches er kurz vorher so theuer hatte erkaufen müssen. Franz Sforza, der schon früher in Lodi und Pavia kaiserliche Besatzung hatte aufnehmen müssen, ward jetzt genöthigt, auch Cremona, Trezzo, Lecco und Pizzighettone zu räumen. Er behielt freilich vorerst noch die Burg von Mailand, in welcher er krank darnieder lag, mußte aber erfahren, daß alle Anstalten getroffen würden, um ihn dort im Nothfall jeden Augenblick angreifen zu können. Übrigens starb Pescara im November 1525, und statt seiner erhielt Karl von Bourbon das Commando der kaiserlichen Truppen. Unter diesem litt Italien noch weit mehr, als unter Pescara, weil das Heer keine Achtung vor ihm hatte und die Soldaten, welche keine Zahlung erhielten, über ihn geboten, nicht er über sie.

In dieser Zeit erwarb sich der Stifter der Häuser Guise, Mayenne und Aumale ein solches Verdienst um Frankreich, daß er unter den folgenden Regierungen dem Hofe nothwendiger Weise gefährlich werden mußte, als die katholische Linie ausstarb und das Recht der Nachfolge an einen reformirten Prinzen kam. Claudius von Guise, dessen jüngster Bruder bei Pavia sein

Ende gefunden hatte, war der zweite Sohn Rainer's II. von Lothringen, und hatte bei dessen Tode Aumale, Mayenne, Guise, Joinville und Elboeuf erhalten, während seinem älteren Bruder, Anton, Lothringen zugefallen war. Er war es, der während der Gefangenschaft des Königs die Feinde von den Grenzen des eigentlichen Frankreich abwehrte, und zugleich verhinderte, daß der damals in Deutschland wüthende Bauernkrieg sich nach Frankreich verbreitete.

Während die Venetianer, der Pabst und England wegen eines Bundes unterhandelten, dessen Zweck die Befreiung von Italien sein sollte, der aber auf den Beitritt Frankreich's berechnet war, schmachtete der König Franz das ganze Jahr 1525 hindurch in einer harten Haft zu Madrid unter der strengen Aufsicht des Spaniers Alarcon, dem er gleich nach seiner Gefangennehmung übergeben worden war. Am Ende des Jahres ward er aus Langeweile und Verdruß tödtlich krank, und jetzt erst dachte Karl V. ernstlich an den Abschluß eines Friedensvertrages, welchen Franz auch einging, indem er sich dabei Bedingungen gefallen ließ, die er, auch wenn er gewollt hätte, nicht hätte halten können. Dieser Vertrag ward am 14. Januar 1526 geschlossen, und heißt der Madrider Frieden, wurde aber nie erfüllt. Das dies nicht geschehen konnte, wird man schon aus dem einen Umstand erkennen, daß Franz sich verpflichten mußte, Burgund und die Franche Comté herauszugeben und Italien seinem Schicksale zu überlassen. Außerdem setzte der Vertrag ein Vertheidigungsbündniß und eine Verschwägerung des Königs mit dem Kaiser fest, sowie die Abtretung von Mailand und Neapel und die Verzichtleistung auf alle Lehensherrn-Rechte an Landschaften des kaiserlichen Gebietes. Karl selbst zweifelte an der Erfüllung der vielen lästigen Bedingungen des Vertrages, und forderte deshalb, daß, ehe Franz in Freiheit gesetzt werde, nicht nur dessen ältester Sohn, der Dauphin, sondern auch der zweite, der Herzog von Orleans, ihm als Geißel übergeben würden. Diese wollte er so lange in Spanien zurückbehalten, bis Lannoy, welcher den König nach Frankreich begleiten sollte, melden würde, daß alle Bedingungen erfüllt seien.

Franz hatte, was allerdings jesuitisch war, gleich nach der Unterschreibung des Vertrages, die Franzosen seines Gefolges auf sein

Zimmer kommen lassen, und vor ihnen gegen jeden Artikel desselben protestirt, welcher entweder das Gebiet seiner Nachfolger schmälerte oder ohne Einwilligung der Stände nicht hatte zugestanden werden können. Am 18. März 1526 reiste er, von Lannoy begleitet, an den Fluß Bidassoa, welcher Spanien von Frankreich trennt. Hier kam ihm Lautrec mit den beiden Prinzen entgegen, und diese wurden dann auf dem Flusse selbst gegen ihn umgetauscht. Hierauf eilte Franz nach Bordeaux, wo er seine Mutter und die zweite der unter seiner Regierung Alles vermögenden und deshalb in den französischen Geschichtsbüchern verewigten Mätressen vorfand. Die eine derselben war Diana von Poitiers, eine Tochter des in den Proceß Karl's von Bourbon verwickelten Herrn von Valery, die zweite aber Anna von Pisseleu, welche zuerst Gräfin von Penthièvre und nachher Herzogin von Estampes war.

Franz war nicht zu bewegen, den Madrider Vertrag, wie Lannoy verlangte, gleich beim Eintritte in Frankreich zu bestätigen; er willigte vielmehr schon zu Bordeaux in den Bund ein, welchen seine Mutter mit Heinrich VIII. geschlossen hatte. Gleich darauf berief er die Notabeln des Reiches nach Cognac, um dieselben über den Vertrag von Madrid zu hören, oder vielmehr um sich hinter sie zu verstecken. Die Notabeln erklärten, der König habe kein Recht, irgend eine Provinz des Reiches zu veräußern, und Franz gab hierauf dem Lannoy den Bescheid, er könne den Vertrag nicht ratificiren, weil er keine Macht habe, ihn zu erfüllen. Am 22. Mai trat er dann zu Cognac der sogenannten Clementinischen oder heiligen Ligue bei, welche zwischen Clemens VII., Venedig, Mailand, Florenz und England zur Befreiung Italien's vom spanischen Joche geschlossen worden war, nachdem auch die Kantone der Schweiz eingewilligt hatten, fünfzehntausend Mann nach Italien zu schicken. Nach diesem Vertrage, welcher dem Könige von England bei der Vertheilung der spanischen Besitzungen in Italien ein Stück des Neapolitanischen und dem Kardinal Wolsey eine Rente von zehntausend Dukaten zusicherte, sollte Franz dreißigtausend Mann nach Italien schicken, wenn der Kaiser ihm nicht seine Söhne ohne Lösegeld zurückgebe. Als nachher der Prinz von Oranien erschien, um Burgund in Besitz zu nehmen, ward ihm jener Vertrag vorgezeigt.

Ehe Franz sein Heer nach Italien schicken konnte, war der Krieg dort schon begonnen und zum Nachtheile des Pabstes und des Herzogs von Mailand geführt worden. Die französischen Truppen, welche 1525 unter dem Herzoge von Albany nach Neapel geschickt worden waren, hatten sich, als sie unterwegs die Niederlage bei Pavia erfuhren, theils aufgelöst, theils in Civitavecchia nach der Provence eingeschifft. Die Stadt Mailand war auf ganz unerhörte Weise gepeinigt worden, zuerst durch Pescara, dann nach dessen Tode eine Zeitlang durch seinen Neffen del Guasto und endlich durch Karl von Bourbon. Es sammelte sich zwar ein Heer zum Entsatze des in der Burg von Mailand belagerten Herzogs Franz Sforza; aber der Herzog von Urbino, welcher das venetianische Heer anführte, zauderte aus Arglist, und Johann von Medicis, sowie Vitello Vitelli, die an der Spitze der päbstlichen Banden standen, wurden durch die Unterhandlungen aufgehalten, welche der Kaiser durch Hugo von Moncada in Rom hatte anspinnen lassen. Vergebens hegten die unglücklichen Mailänder die Absicht, sich zu Gunsten ihres Herzogs zu erheben; der Herzog von Urbino wagte sich mit seinen neugeworbenen Leuten an die im Kriege ergrauten Soldaten Leyva's und del Guasto's nicht, und diese entwaffneten und brandschatzten die Mailänder auf eine schauderhafte Weise (rubandoli, bastonandoli, ferendoli). Der größte Theil der Bevölkerung war bereits aus der Stadt getrieben, als endlich im Anfange Juli das Bundesheer vor Mailand ankam. Allein gleichzeitig erschien auch Karl von Bourbon, welcher im Anfange des Jahres 1526 aus Spanien zurückgekehrt war, in der Stadt. Da nun die Schweizer immer noch nicht eintrafen und das Bundesheer unthätig bei Marignano stand, so mußte der unglückliche Herzog am 24. Juli die Burg an Karl von Bourbon übergeben. Er machte dabei die Bedingung, daß er für seine Person nach Lodi gehen dürfe, welches die Verbündeten vorher wieder erobert hatten. Hier schloß er sich endlich öffentlich an die Clementinische Ligue an. Der Herzog von Urbino verhalf ihm hierauf zum Besitze der Stadt Cremona, deren Burg in seinen Händen geblieben war. Um dieselbe Zeit trafen endlich auch die so lange erwarteten Schweizer, dreizehntausend Mann stark, in der Lombardei ein.

Dem Pabst Clemens und seiner Hauptstadt erging es nicht besser, als dem Herzoge von Mailand und der seinigen. Clemens VII. war nämlich mit dem Hause Colonna in eine heftige Feindschaft gerathen, glaubte aber dieselbe um die Zeit beigelegt zu haben, als er seine besten Truppen zum Bundesheere stoßen ließ; er hatte daher keine Truppen in Rom, als Hugo von Moncada, der Stellvertreter Lannoy's in Neapel, welcher vorher den Frieden mit den Colonna's eingeleitet hatte, diese wieder gegen ihn aufregte. Moncada war ein würdiger Zögling seines Freundes Cäsar Borgia, und achtete Treue und Glauben noch weniger, als Vespasian Colonna, auf welchen der Pabst sein besonderes Vertrauen gesetzt hatte. Auf sein Anstiften erschienen Vespasian und Ascan Colonna, unterstützt vom Kardinal Pompejus Colonna, plötzlich mit achthundert Reitern oder vielmehr Banditen in Rom. Der Pabst verzagte im Vatican, und wurde nur mit vieler Mühe beredet, sich in die Engelsburg zu flüchten. Hier belagerte man ihn sogleich, während sein Palast, die vaticanische Kirche, der dritte Theil von Borgo nuovo und die Häuser der Gesandten der Ligue geplündert und unerhörte Gräuel verübt wurden. Die Engelsburg war jedoch nicht mit Lebensmitteln versehen, und Clemens mußte sich daher gefallen lassen, einen Waffenstillstand anzunehmen, welchen Moncada ihm anbot. Die Hauptbedingung dieses Waffenstillstandes war, daß der Pabst seine Truppen von dem Bundesheere zurückziehen solle, wodurch dasselbe dann gerade in dem Augenblicke aufgehalten wurde, als es nach der Eroberung von Cremona, durch Schweizer und Franzosen verstärkt, die Belagerung von Mailand begonnen hatte. Clemens umging gleich anfangs diese ihm abgezwungene Bedingung, indem er den Johann von Medicis mit seinen Banden unter dem Vorwande beim Heere ließ, daß Johann's Leute vom französischen Könige bezahlt würden. Gleich darauf erklärte er den Waffenstillstand für erzwungen, und sobald seine Truppen aus der Lombardei bei ihm eingetroffen waren, nahm er an der Familie Colonna eine schreckliche Rache. Er ließ die Paläste derselben in Rom dem Boden gleich machen, entzog den Kardinal seine Würde, und schickte seine Banden überall aus, um die Güter, Gärten, Gebäude und Besitzungen der anderen Glieder des Hauses Colonna auf vandalische Weise zu verwüsten.

Im Mailändischen bedrängte, sobald die päbstlichen Truppen wieder im Bundesheere dienten, der Herzog von Urbino die Spanier. Er zog auch dem Georg von Frundsberg entgegen, um ihn zu schlagen, ehe derselbe die vierzehntausend Landsknechte, welche er anführte, mit dem Heere Karl's von Bourbon vereinigt habe. Die Truppen, welche Frundsberg mit sich brachte, hatte er in Deutschland leicht gesammelt, weil dort überall viel Redens von der Beute war, die man unter seiner Führung erwerben könne; er hatte daher auch nur einen einzigen Thaler Handgeld gegeben, indem er seine Leute auf die unermeßlichen Schätze des reichen Italien vertröstete. Der Herzog von Urbino glaubte, Frundsberg habe kein Geschütz, er erfuhr aber schon bei Borgoforte das Gegentheil, als dort Johann von Medicis durch eine Falconet-Kugel so gefährlich verwundet ward, daß er gleich darauf starb. Das Geschütz hatte Alphons von Ferrara hergegeben, welcher, obgleich er ein Mitglied der Ligue war, die kaiserlichen Truppen gegen den Bund unterstützte, um sich des Kaisers Freundschaft zu sichern.

Karl von Bourbon war um diese Zeit (Anfang 1527) zu Mailand in so großer Geldverlegenheit, daß er sich stellte, als wenn er den gefangenen Kanzler Morone hinrichten lassen wolle, blos damit dieser gezwungen werde, sich mit zwanzigtausend Dukaten loszukaufen. Sobald er das Geld erhalten hatte, machte er Morone zu seinem Freunde und Rathgeber. Im Januar 1527 verband er sich mit Frundsberg's Truppen und faßte, durch den Geldmangel gedrängt, den Entschluß, nach Rom zu marschiren, wo der Pabst sich den Winter hindurch mit großer Mühe gegen Lannoy vertheidigt hatte, der ihn von Neapel aus neckte. Raub und Plünderung war der ganze Zweck dieses Zuges gegen Rom, auf welchem übrigens Karl von Bourbon von Januar bis April nicht weniger als vier oder fünf Aufstände seines aus tapferem Raubgesindel aller Nationen bestehenden Heeres zu bekämpfen hatte. Als er seinen Marsch angetreten hatte, war (März 1527) Lannoy gerade mit dem Pabste über einen Waffenstillstand auf acht Monate einig geworden, und dieser hatte thörichter Weise seine Truppen, welche er ebenso wenig, als der Kaiser die seinigen, zu bezahlen vermochte, entlassen. Clemens wurde daher tödtlich erschreckt, als

— 24 März Karl von Bourbon erklärte, er werde sich um den

Waffenstillstand des Vice-Königs gar nicht kümmern. Vergebens reiste Lannoy in Karl's Lager vor Florenz, welche Stadt durch den Marquis von Saluzzo vertheidigt wurde; die Soldaten Karl's tobten und lärmten so furchtbar, daß Lannoy, um sein Leben zu retten, eilig zurückgehen mußte. Karl von Bourbon marschirte hierauf nach Arezzo und von dort, so schnell er konnte, nach Rom.

Am 5. Mai 1527 kam Karl von Bourbon, dem das italiänische Bundesheer auf dem Fuße nachfolgte, vor Rom an. Er erkannte sogleich, daß er die Stadt Rom um jeden Preis nehmen müsse, wenn er nicht durch Mangel und durch die Waffen der herbeieilenden Feinde fallen wolle; er beschloß also, sogleich einen Sturm auf die Stadt zu unternehmen und Alles an einen verzweifelten Kampf zu setzen. Dies geschah am 6. Mai, und der Erste und Einzige, welcher dabei durch einen Schuß getödtet wurde, war Karl von Bourbon. Er fiel, als er die Leiter zur Ersteigung der Mauer ansetzen wollte. Die Stadt ward gleich darauf von seinen Soldaten erstürmt.

Der Tod Karl's von Bourbon war unter den damaligen Umständen ein Unglück für Rom; denn seine Soldaten waren über den Verlust ihres Führers heftig erbittert, sie hatten außerdem keinen Oberbefehlshaber, da Lannoy von ihnen als Feind gehaßt wurde, und die einzelnen Hauptleute verfuhren daher, bis Prinz Philibert von Oranien zum Oberanführer gewählt ward (Mitte Mai), völlig nach Willkür. Die wüthenden Horden plünderten die ganze Stadt, Kirchen und Klöster nicht ausgenommen, peinigten, um Geld zu erpressen, den angesehenen Theil der Einwohnerschaft mit großer Grausamkeit, und ermordeten mehrere tausend Menschen auf ganz muthwillige Weise. Die Zahl der von ihnen Getödteten wird von Einigen übertrieben auf achttausend geschätzt; wahrscheinlicher ist eine andere Angabe, nach welcher nur halb so viel umgekommen wären. Der ganze Zug nach Rom war — darin stimmen alle Schriftsteller überein — ein Raubzug, und die Soldaten hatten in Rom die reichste Beute zu finden gehofft; wenn aber manche Schriftsteller uns glauben machen wollen, daß die Plünderung aus dem Grunde, weil Frundsberg und viele

seiner Soldaten Lutheraner waren, grausamer geworden sei, so dürfen wir erwidern, daß die Spanier und Franzosen, unter welchen doch keine Ketzer waren, Kirchen und Heiligthümer noch weniger schonten als Frundsberg und seine Deutschen, und daß ja kurz vorher sogar die Soldaten des Kardinals Colonna den Vatican und die Peterskirche beraubt hatten. Der Pabst hatte sich bei der Erstürmung der Stadt in die Engelsburg geflüchtet, wo er dann enge eingeschlossen und belagert wurde. Bei dieser Gelegenheit prahlte der bekannte Künstler Benvenuto Cellini in seiner ruhmredigen, aber naiven Lebensbeschreibung, welche Göthe deutsch herausgegeben hat, daß er in der Engelsburg das Geschütz gerichtet habe, und daß von ihm die ganze Generalität um Philibert würde niedergeschossen worden sein, wenn nicht Orsini ihn daran gehindert hätte. Wir lassen dahin gestellt sein, was an diesen Gasconaden wahr sein mag.

Das italiänische Bundesheer war in zwei Abtheilungen, von welchen die eine den Grafen Guido Rangone, die andere den Herzog von Urbino zum Anführer hatte, den kaiserlichen Truppen nachgefolgt; Rangone war aber nicht stark genug, und der Herzog von Urbino zauderte und zögerte, so daß beide Heere sich erst am 16. Mai bei Orvieto vereinigten. Um diese Zeit waren endlich Hugo von Moncada und der Kardinal Pompejus Colonna in Rom eingetroffen, und hatten den Gräueln gesteuert, welche bis dahin Tag und Nacht fortgedauert hatten; sie konnten es aber nicht dahin bringen, daß Lannoy als Oberanführer anerkannt worden wäre. Der Letztere mußte vielmehr die Stadt wieder verlassen, und das Heer erwählte, wie bereits gesagt worden ist, den Prinzen Philibert von Oranien. Dieser machte ernstliche Anstalten zur förmlichen Belagerung der Engelsburg, weil die Bundestruppen nach langem Bedenken nicht rathsam gefunden hatten, Rom anzugreifen, sondern nach Viterbo zurückgegangen waren. Überhaupt hatte der Pabst damals keine Ursache, von seinen Verbündeten viel zu hoffen; denn die Florentiner schickten den Alexander und den Hippolytus von Medicis aus ihrer Stadt fort, die Venetianer rissen Ravenna und Cervia wieder vom Kirchenstaate ab, die Malatesta nahmen aufs neue Rimini weg, und Alphons von Ferrara setzte sich wieder in den Besitz von Modena und Reggio.

Bis zum 5. Juni, also einen ganzen Monat hindurch, behauptete der Pabst sich in der Engelsburg; an diesem Tage aber entschloß er sich, mit des Kaisers Raubschaaren zu capituliren, weil von seinen Verbündeten keine Hülfe zu erwarten war. Die Bedingungen, welche er gewähren mußte, waren unerfüllbar hart; denn die Officiere des kaiserlichen Heeres, mit denen er am 6. Juni capitulirte, forderten nicht blos unerschwingliche Geldsummen für sich, sondern auch Land und Leute für den Kaiser, sowie die Zurücknahme der gegen die Colonna's ausgesprochenen Censuren. Der Pabst sollte hunderttausend Dukaten sogleich, weitere fünfzigtausend in zwanzig Tagen, sowie zweimalhundertundfünfzigtausend in zwei Monaten zahlen und, bis die ersten einmalhundertundfünfzigtausend abgeliefert wären, unter der Aufsicht desselben Alarcon gefangen bleiben, welcher auch den König Franz I. in Gewahrsam gehabt hatte. Er sollte außerdem die Engelsburg, die Burgen von Ostia, Civita Vecchia und Citta Castellana dem Kaiser übergeben, sowie Parma und Piacenza räumen. Karl's V. Politik forderte freilich, daß er, der damals in Spanien war, sich stelle, als wenn er von diesem Allem nichts wisse und über die schnöde Behandlung, welche der gefangene Pabst von seinem Heere erlitt, höchst unwillig sei. Er ließ deshalb Festlichkeiten, welche er angeordnet hatte, wieder einstellen, erschien öffentlich in Trauerkleidern, und beklagte laut den ganzen Vorfall. Allein er verschaffte dem Pabst die Freiheit nicht wieder, und bestand auf der Vollziehung alles dessen, was die Soldaten demselben abgepeinigt hatten. Diese Vollziehung unterblieb jedoch; denn Citta Castellana war schon vom Bundesheere besetzt, Andreas Doria weigerte sich, die Kaiserlichen in Civita Vecchia einzulassen, und die Städte Parma und Piacenza hatten vom Pabste insgeheim den Befehl erhalten, sich der Spanier zu erwehren. In Rom selbst wurden übrigens Tausende der zügellosen Soldaten durch die Pest hingerafft; dessen ungeachtet wollten sie die Stadt trotz der Befehle Philibert's nicht eher verlassen, als bis sie ihren Sold erhalten hätten.

Jetzt endlich regten sich die Könige von England und Frankreich, wie wenn sie die harte Gefangenschaft des Pabstes rächen wollten. Allein vom König Franz waren, obgleich er unmittelbar

nach seiner Rückkehr aus Spanien seinen Beitritt zur Clementini-schen Ligue erklärt hatte, weder im Jahre 1526 noch 1527 Anstalten gemacht worden, dem unterdrückten Herzoge von Mailand Hülfe zu leisten. Franz gab deutlich zu erkennen, daß er die drohende Stellung nur aus dem Grunde angenommen habe, damit er den Kaiser zum Nachgeben in Betreff des Herzogthums-Burgund und zur Befreiung seiner beiden Söhne bewege. Er hatte deshalb auch zu dem italiänischen Bundesheere nur eine geringe Anzahl Truppen geschickt, welche der Markgraf von Saluzzo befehligte. Die Unterhandlungen der Franzosen mit Heinrich VIII. von England waren schon vor des Königs Franz Befreiung eingeleitet, die Hauptbedingungen aber nach seiner Ankunft in Bordeaux ausgemacht worden, und Heinrich war besonders dadurch gewonnen worden, daß Franz seine Hülfe bei der damals sehr eifrig betriebenen Scheidung des englischen Königs von seiner Gemahlin, der Katharina von Aragonien, versprochen hatte.

Im Mai ward endlich, als man die Gefangenschaft des Pabstes erfahren hatte, ein bestimmter Plan zur Befreiung Italien's gemacht. Wolsey begab sich hierauf nach Amiens, wohin auch König Franz gekommen war. Der englische Minister ward in Frankreich mit denselben Ehrenbezeugungen empfangen, mit denen man gekrönte Häupter zu empfangen pflegte. Der König selbst kam ihm zu Pferde bis auf eine Viertelmeile von Amiens entgegen. Karl V. wußte zwar durch Kabalen den Abschluß eines Offensiv-Bündnisses eine Zeitlang aufzuhalten; er konnte aber am Ende doch nicht verhindern, daß Franz I. und Heinrich VIII. am 18. August über vier Verträge mit einander einig wurden. In dem ersten dieser Verträge wurde das ewige Freundschafts-Bündniß zwischen beiden Königen bestätigt. Der zweite setzte fest, daß Heinrich's VIII. Tochter Maria entweder mit Franz selbst oder mit dessen zweitem Sohne, dem Herzoge von Orleans, vermählt werden solle. Im dritten wurde ausgemacht, daß Heinrich ein halbes Jahr lang monatlich dreißigtausend Dukaten zur Führung des Krieges in Italien hergeben solle. Der vierte endlich enthielt die Bestimmung, daß die beiden Könige während der Gefangenschaft des Pabstes weder in die Berufung einer allgemeinen Kirchen-

verſammlung willigen, noch irgend eine Bulle, die ihren Rechten oder den Rechten ihrer Unterthanen entgegen wäre, anerkennen wollten. Dies bezog ſich, wie wir ſpäter ſehen werden, auf die Scheidung Heinrich's VIII. von ſeiner Gemahlin, der Tante Karl's V.

Das Heer, welches den Pabſt befreien ſollte, erſchien ſchon im Juli in Italien, und der Markgraf von Saluzzo hatte den Befehl, ſich mit demſelben zu vereinigen. Auch die Schweizer ſchickten zu dieſem Heere zehntauſend Mann, ſie hatten aber dabei nur ihren Schützling, den Herzog von Mailand, im Auge; denn ſie wollten den Franzoſen nicht zur Eroberung von Neapel Hülfe leiſten. Zum Oberbefehlshaber des auf fünfzigtauſend Mann angegebenen Bundesheeres ward auf ausdrückliches Verlangen des engliſchen Königs und der Venetianer Lautrec ernannt, welchem Heinrich VIII. den Sir Robert Jernigham als Commiſſär zur Befreiung des Pabſtes zur Seite gab. Als dieſes Heer die Lombardei erreicht hatte, erſchienen im September Cäſar Fregoſo und Peter Navarro von der Landſeite, ſowie Andreas Doria zur See vor der Stadt Genua, und nöthigten dieſelbe, ſich aufs neue den Franzoſen zu unterwerfen, deren Herrſchaft den Genueſen bald ſehr drückend ward. Lautrec ſelbſt, welcher unterdeſſen ſiegend und erobernd vordrang, beſetzte am 4. Oktober die Stadt Pavia. Schon war Leyva, welcher in Mailand lag und nur wenige tauſend Mann hatte, im Begriff, auch Mailand und Como zu räumen, als der Kardinal Cibo zu Lautrec ins Lager kam und ihn dahin brachte, daß er, anſtatt Mailand zu bedrohen, zur Befreiung des Pabſtes gegen Rom marſchire. Dazu verſtanden ſich jedoch die Schweizer, die nur für den Herzog Franz Sforza ausgezogen waren, durchaus nicht; ſie zogen vielmehr nach Hauſe zurück, und Lautrec verlor auf dieſe Weiſe zehntauſend Mann. Statt nun ſeinen Marſch zu beſchleunigen, blieb Lautrec Monate lang in Piacenza, vielleicht aus Furcht vor der Peſt, welche auch den kaiſerlichen General Lannoy und viele deutſche Soldaten im Kirchenſtaate hinraffte. Nachher unterhandelte Hugo von Moncada, welcher dem Lannoy als Vice-König von Neapel nachfolgte, mit dem Pabſte, während Lautrec noch immer zauderte, um den Ausgang der Unterhandlungen abzuwarten, die ſein König

mit dem Kaiser angeknüpft hatte. Endlich verschafften die englischen Commissäre durch Bestechung dem Pabste die Freiheit. Dieser entfloh am 5. December 1527 verkleidet nach Orvieto, gerieth aber hier durch den Besuch der englischen Gesandten in große Verlegenheit; denn sie verlangten von ihm in Betreff der Scheidung ihres Königs Dinge, die er nicht gewähren konnte, ohne den Kaiser zu beleidigen, dessen Hülfe er doch sowohl in Deutschland gegen die Ketzer, als auch in Italien für sich und seine Familie nöthig hatte.

Die Unterhandlungen zwischen Karl V., Franz I. und Heinrich VIII., welche den französischen Feldherrn Lautrec 1527 in Oberitalien festgehalten hatten, scheiterten im Januar 1528 völlig, und die beiden letzteren Könige schickten Herolde nach Spanien, welche am 28. dem Kaiser zu Burgos Fehde ankündigten und ihn herausforderten, die aber Karl verhaften ließ. Lautrec begann daher seinen Zug gegen Neapel schon im Februar 1528, wobei er seinen Weg nicht durch den Kirchenstaat, sondern durch die Marken nahm. Er gebot über eine sehr zahlreiche Kriegsmacht, weil das ganze verbündete Heer sich an ihn angeschlossen hatte; doch glauben wir den Schriftstellern nicht, welche dieselbe auf sechszig- oder gar achtzigtausend Mann zu Fuß und zwanzigtausend Reiter schätzen. Die Franzosen wurden in allen neapolitanischen Städten von dem alten Anhange des Hauses Anjou freudig aufgenommen, und im Monat Mai 1528 waren nur noch Neapel, Gaëta und Manfredonia von kaiserlichen Truppen besetzt. Unterdessen hatte Philibert von Oranien die Soldaten, welche vor dem Empfange ihres Soldes Rom nicht verlassen wollten, im Februar mit dem Lösegelde des Pabstes bezahlt, und war am Ende März nach Neapel gekommen. Vor dieser Stadt erschien Lautrec am 1. Mai. Hier erfocht dann der Sohn des Andreas Doria, Philipp Doria, mit den genuesischen Schiffen, mit welchen er dem König Franz einige Monate lang zu dienen versprochen hatte, einen entscheidenden Seesieg. Die kaiserliche Flotte wurde ganz zu Grunde gerichtet und ihr Anführer, der Marquis del Guasto, gefangen genommen. Der Letztere benutzte aber nachher die Unzufriedenheit der beiden Doria über die Behandlung, welche ihre Vaterstadt von den Franzosen erlitt, um eine Verbindung zwischen Andreas

Doria und dem Kaiser zu vermitteln. Die Genueſen beſchwerten ſich damals über ſehr viele Dinge, beſonders aber darüber, daß ihr Handel, namentlich ihr Salzhandel, gedrückt und nach Savoyen gezogen werde. Lautrec empfahl ſeinem Könige, dem Doria zu willfahren; der Kanzler Düprat hintertrieb dies aber, und der König übertrug dem Herrn von Barbeſieux, Franz von Rochefoucault, das Commando der Flotte, ohne zu bedenken, daß genueſiſche Seeleute eher einem Edeln ihrer Vaterſtadt, als einem Franzoſen folgen würden. Doria wartete, bis die Zeit ſeiner Verpflichtung verfloſſen war, kündigte dann den Franzoſen auf, verließ die franzöſiſchen Schiffe und begab ſich mit den Seinigen in den Dienſt des Kaiſers.

Als dies geſchah, war das Schickſal des franzöſiſchen Hauptheeres unter Lautrec bereits entſchieden. Während des Sommers waren Tauſende der Franzoſen dem Mangel und dem Klima erlegen und nebſt ihrem Führer Lautrec von den Krankheiten hingerafft worden, welche eine Folge der Hitze und der ungeſunden Stellung am Poggio Reale waren. Lautrec's Nachfolger im Commando, der Markgraf von Saluzzo, zog mit dem Heere nach Averſa, ward dort eingeſchloſſen, und willigte im Auguſt 1528 in eine ſchimpfliche Capitulation. In Calabrien wurde noch einige Zeit fortgekämpft.

Auch in der Lombardei war den ganzen Sommer hindurch geſtritten worden. Dorthin hatte zuerſt Herzog Heinrich von Braunſchweig Deutſche geführt, welche den Kaiſerlichen unter Leyva zum Siege verhalfen. Dann war der Herzog aber verdrießlich nach Deutſchland zurückgekehrt, und der Graf von St. Pol, welcher mit Schweizern den Verbündeten zu Hülfe kam, hatte in Folge davon eine Zeitlang die Oberhand, bis er am 21. Juni von Leyva bei Landriano gänzlich geſchlagen und gefangen wurde. Hierauf befreite Andreas Doria mit Hülfe des Kaiſers ſeine Vaterſtadt von den Franzoſen. Er bewies bei dieſer Gelegenheit Edelmuth und Patriotismus; denn er bat ſich, als Karl V. ihm zur Herrſchaft von Genua verhelfen wollte, die Wiederherſtellung der alten republikaniſchen Freiheit als einzige Belohnung aus.

Italien war verödet, durch furchtbare Krankheiten, welche man insgeſammt Peſt nannte, verwüſtet und entvölkert, und alle Par-

teien fühlten das Bedürfniß des Friedens. Dieſer ward denn auch am 3. Auguſt 1529 zu Cambray unter dem Namen des Damenfriedens geſchloſſen, und machte den Kaiſer zum Herrn von Italien und zum Schützer des Pabſtes und ſeiner weltlichen Abſichten. Wir brechen hier ab und werden die Bedingungen der Verträge, welche Karl V. 1529 mit den verſchiedenen Staaten Italien's und beſonders mit dem Pabſte ſchloß, erſt dann anführen, wenn wir vorher einen flüchtigen Blick auf die Bildung und Literatur jener Zeit geworfen haben.

V. Literatur und Bildung der erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts.

1. Einleitende Bemerkungen.

Die Bildung und Literatur Italien's hatte, wie früher (Th. X. S. 408) gezeigt worden iſt, im ſechszehnten Jahrhundert den Punkt erreicht, den die griechiſche Bildung und Civiliſation zur Zeit der Ptolemäer, die römiſche in der Kaiſerzeit und vielleicht auch die unſerige jetzt erreicht hat, den Punkt nämlich, wo die ſchöpferiſche Kraft des Genies verſchwindet und erſchlafft, und nur der kalte Verſtand oder eine ganz wilde Phantaſie die Literatur beherrſcht. Wir würden daher ſogleich zu der neuen, den Zeiten und Umſtänden angepaßten Literatur und Bildung, die im ſechszehnten Jahrhundert nach und nach jenſeit der Alpen entſtand, übergehen können, wenn nicht in dieſes Jahrhundert einige Werke und Schriftſteller fielen, welche den Franzoſen bis in die Mitte des ſiebenzehnten, den Deutſchen ſogar bis in das dritte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts als Ideale und unübertreffliche Muſter galten, weil die Sprache und Form derſelben allerdings unübertrefflich waren. Die italiäniſche Literatur war gleich der griechiſchen vom Natürlichen zum Gekünſtelten und Gezierten, vom Genialen zum Rhetoriſchen, Declamatoriſchen und Sentimentalen, von der kräftigen, mit wenigen Zügen mehr andeutenden, als ausführenden Rede zu einer breiten, buntfarbigen Sprache, welche beſſer zum Geſange, als zu ernſter Rede paßt, von der Philoſophie zur Sophiſtik übergegangen. Von einem Fortſchreiten der Bildung konnte nicht mehr die Rede ſein, ſobald in Italien während der

erſten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts die politiſche Freiheit vernichtet war und nur noch diejenige Art von Kunſt und Literatur blühte, welche dem Luxus des Adels und der Schmeichelei der Höfe diente. Ein Fortſchritt war allerdings zu bemerken, er war aber blos ſcheinbar; denn die Entwickelung des realen und mathematiſchen Wiſſens und die Anwendung desſelben auf das Leben, welche noch im Fortſchreiten begriffen war, gehört nicht in dieſes Werk.

Wir gehen daher im Folgenden von dem Gedanken aus, daß die Haupt-Literatur des ſechszehnten und ſiebenzehnten Jahrhunderts die theologiſche oder theologiſch-polemiſche und die politiſch-hiſtoriſche war. Die Erſtere war den Völkern dieſſeits der Alpen eigenthümlich, und wirkte in Deutſchland, Preußen, Polen, Liefland, Kurland, Skandinavien, England und Frankreich begeiſternd oder auch fanatiſirend; ſie kann aber hier nicht im Einzelnen betrachtet werden, weil die Theologie und die Polemik in unſeren Zeiten ganz anders, als im achtzehnten Jahrhundert behandelt werden, und folglich dieſe ganze Literatur ihr Intereſſe verloren hat. Umgekehrt verhält es ſich mit der hiſtoriſch-politiſchen Literatur und mit der Sophiſtik diplomatiſcher Schreiberei; denn dieſe erreichte ihre Blüthe gerade in Italien, und die hiſtoriſchen und ſtyliſtiſchen Meiſterſtücke, welche dort im ſechszehnten Jahrhundert entſtanden, ſind bis auf den heutigen Tag Muſterwerke geblieben. Wir werden indeſſen neben den letzten als klaſſiſch anerkannten Dichtwerken Italien's und der hiſtoriſch-politiſchen Literatur dieſes Landes auch der neuen Literatur dieſſeit der Alpen ganz kurz gedenken müſſen.

2. Italiäniſche Literatur.

a. Poeſie.

Die germaniſchen Völker wurden bei ihrer Civiliſation und in Rückſicht auf die Gattungen der Poeſie in ähnlicher Weiſe irre geleitet, wie die nach Freiheit ſtrebenden Nationen unſerer Zeit auf einen falſchen Weg des Conſtitutions-Weſens gerathen ſind (ſ. Th. X. S. 415 f.). In der Literatur glaubte man nämlich nicht eher die Höhe der Civiliſation erreicht zu haben, als bis alle Gattungen und Dichtarten der Alten in den neueren Sprachen

wiederhergestellt und die Tragödie, die Komödie, das Epos, alle lyrischen Formen, die Satyre, das Idyll und die anderen Poesieen der Alten neu geschaffen wären. Ebenso wollte man in neuerer Zeit bei den Staatseinrichtungen durchaus das Wesentliche und Unwesentliche der englischen Verfassung nachahmen, und machte sich dadurch lächerlich. An und für sich war Beides nicht zu tadeln; denn in vielen Dingen war das Muster der Alten sehr nützlich, und die Hauptsache der englischen Verfassung besteht in dem, wonach alle Völker von Anbeginn aller Zeiten an strebten Weil man aber gar keine Rücksicht auf die Überlieferung, auf die Anlagen und Bedürfnisse der verschiedenen Volksstämme, Zeiten und Umstände nahm, gerieth man in Kindereien und verfehlte das Ziel. Diese Andeutungen hier auszuführen, erlaubt der Raum nicht und ist auch dem Zwecke dieses Werkes fremd; wir erwähnen des Gedankens nur, weil das Streben, alle Gattungen der Alten wieder hervorzubringen oder gar zu übertreffen, schon im sechszehnten Jahrhundert die Entartung des Geschmackes in Italien erzeugte, welche nachher nach Frankreich verbreitet ward, noch ehe dort der wahre Geschmack sich geltend gemacht hatte. Wir werden deshalb auch, da wir keine Literaturgeschichte schreiben, der Bemühungen, eine italiänische Tragödie und Komödie zu erschaffen, kaum im Vorbeigehen erwähnen, obgleich Ariosto und Machiavelli zu ihrer Zeit sich dadurch einen Kranz verdienten. Die Zeit hat bewiesen, daß die Italiäner zu sehr Meister des Possierlichen sind, um regelmäßige Komödien zu schaffen oder auch nur zu würdigen, und zu sehr Meister im Melodrama, um die eigentliche Tragödie zu verstehen oder zu schaffen. Hat doch in unseren Tagen der furchtbare Franzosen-Hasser Alfieri, als er endlich italiänische Tragödien hervor gebracht zu haben glaubte, nur eine Nachahmung des französischen Pathos und Bombastes auf die Bühne gebracht!

Ein Epos, wie man das nennt, oder mit anderen Worten ein nationales Heldengedicht in Homer's Manier hat, alles Redens und Treibens ungeachtet, keine der neueren Nationen hervorzubringen vermocht, wenn gleich die Deutschen und die Schotten diesem Ziele am nächsten gekommen sein mögen. In Betreff der Deutschen meinen wir jedoch nicht etwa Klopstock, sondern das Heldenbuch und das Nibelungen-Lied, welche Beide auf unserem

Boden gewachsen sind, nicht aber eine Nachahmung Homer's oder ein Fabrikat nach Aristoteles Regeln waren. Schon Virgil's Aeneide, durch Musik der Sprache, sowie durch Sentenzen und Reminiscenzen der Griechen bezaubernd, ist etwas ganz Anderes, als sie sein sollte, wenn sie auch noch so vortrefflich ist, was gewiß keiner von uns leugnen wird, die wir aus der alten Schule sind und unseren Horaz und Virgil auswendig wissen.

Die Italiäner hatten schon früher eine erzählende Form der Dichtung gesucht und gefunden (s. Th. X. S. 411). Diese war freilich nicht Homerisch, wohl aber ganz national, unterhaltend und ironisch. Man war jedoch damit nicht zufrieden, und bestand darauf, einen Homer oder Virgil zu haben. Dies veranlaßte Tasso, zwei entgegengesetzte Elemente, das Epische und das Romantische, mit einander zu verbinden, was auf einen Abweg führen mußte. Homer's Gattung war ganz demokratisch gewesen und seine Könige nur die Ersten unter Gleichen; Virgil's Epos war aristokratisch, wie seine Idyllen; Tasso's Heldengedicht war, was man auch vom Singen desselben durch die venetianischen Gondolieren und dgl. m. sagen mag, nicht volksmäßig, sondern monarchisch und dem Geschmacke der luxuriösen Zeit Leo's X., der Medicis und des Alphons von Ferrara angepaßt. Dies Alles schadet der Vortrefflichkeit der klassischen Werke jener Zeit durchaus nicht; unsere Bemerkungen sind historische, nicht kritische, da die Ästhetik nicht unser Fach ist. Es soll nämlich im Folgenden nur angedeutet werden, wie das romantisch-erzählende Gedicht des Mittelalters, welches dem Volke und dem Mangel an äußerer Bildung angehörte, durch Pulci und Andere mit einem Zusatze von Ironie, Spott und Verhöhnung des Volksglaubens der skeptischen Aristokratie des fünfzehnten Jahrhunderts nahe gebracht ward.

Ehe wir angeben, wie Ariosto, ohne an Homer oder Aristoteles zu denken, das von Bojardo und Berni Gesammelte (s. Th. X. S. 416 f.) zu einem originalen Heldengedicht benutzte, und ehe wir den Weg nachweisen, auf welchem wenige Jahre nach ihm Tasso das Heldengedicht und das Idyll dem entartenden Kunstgeschmacke anpaßte, muß gezeigt werden, daß gerade in diesem Jahrhundert, wo nur an den Höfen und in den Kreisen der hohen Aristokratie Bildung und Geschmack zu finden waren, wo

jede ketzerische Äußerung, jedes revolutionäre Wort am schärfesten verpönt und am härtesten bestraft wurde, ebenso, wie zur Zeit Ludwig's XIV. und Ludwig's XV. und wie in der unserigen, die allerfrevelhafteste und keuschen Seelen unerträglichste Dichtung, Satyre und Erzählung ein sehr großes Publikum fanden und reichlichen Ertrag brachten. Um dies zu beweisen, braucht man nur einen einzigen Schriftsteller, welcher an Unverschämtheit, Gemeinheit und Schmutz Alles übertraf, was bis auf Voltaire's Pücelle Schändliches und Niederträchtiges gedichtet, geschrieben und gedruckt worden ist, anzuführen und die Bemerkung hinzuzusetzen, daß derselbe vom Pabste gehegt, von Karl V. und sämmtlichen Fürsten seiner Zeit geehrt und reich beschenkt und von der sonst unerbittlich grausamen und strengen aristokratischen Regierung Venedig's bis zuletzt geschützt worden ist. Dieser Schriftsteller ist unter dem Namen Peter Aretinus oder Peter von Arezzo der ihm nach seiner Vaterstadt gegeben wurde, am bekanntesten Er war von Jugend auf ein boshafter, liederlicher Knabe, un wurde schon frühe aus seiner Vaterstadt verjagt, erwarb sich aber dessen ungeachtet in einer Zeit, wo Witz und Bosheit für Genie galten, sehr bald einen ausgebreiteten Ruf, weil er gleich dem Franzosen Voltaire der Sprache, des beißenden Spottes und der Verskunst mächtig war wie wenige seiner Zeitgenossen. Leo X., der an seinem monarchisch glänzenden, von Künstlern und Gelehrten über Alles gepriesenen Hofe solche Leute versammelte, fand an Aretin's empörend schmutzigen Gedichten Gefallen, und gab ihm ein Ämtchen.

In Rom machte Aretinus die Bekanntschaft des Nicolo Franco, welcher dieselbe ärgerliche und gotteslästerliche Schriftstellerei trieb, wie er, zuletzt aber dafür schwer büßen mußte. Dieser half dem Aretinus mit den gelehrten Kenntnissen aus, die demselben mangelten. Daß Leute wie Nicolo Franco und Peter Aretinus nicht lange Freunde bleiben konnten, versteht sich von selbst; sie belustigten nachher durch empörend schmutzige, ungezogene und gemein schimpfende Satyren, die sie gegen einander schrieben, über zwanzig Jahre lang das vornehme Publikum ihrer Zeit. Nicolo Franco schrieb in lateinischer und italiänischer Sprache ein Buch, dem an grober Anstößigkeit nur Aretin's

Schriften gleich kommen. Dasſelbe beſteht aus zweihundertund-achtzehn Satyren gegen Aretinus, und enthält das Anſtößigſte und Schlüpfrigſte, was je geſchrieben worden iſt. Deſſen ungeachtet ward ein ſolches Buch im Lande des gläubigſten Zelotismus zwiſchen den Jahren 1543 und 1548 nicht weniger als dreimal neu aufgelegt *). Wir führen daher auch ſowohl Nicolo Franco, als Peter Aretinus nur an, um zu zeigen, welche Leute und welche Schriften man in Italien duldete, während Savonarola, Ochino, Peter Martyr und andere fromme Männer verbrannt oder verjagt wurden. Nicolo Franco trieb ſein Weſen über fünfundzwanzig Jahre lang in Rom; zuletzt machte er es aber dem Pabſt Pius V. zu arg, und dieſer ließ ihn 1569 aufknüpfen.

Peter Aretinus war um kein Haar beſſer, weder als Menſch noch als Schriftſteller; er ward aber weltberühmt, und Städte und Fürſten huldigten ihm. Er mußte freilich Rom verlaſſen, als Giulio Romano oder ſogar, wie oft geglaubt wurde, Raphael ſeine Meiſterſchaft in ſechszehn vortrefflich ausgeführten, aber jedes reine Gemüth empörenden Zeichnungen von abſcheulicher Wolluſt bewieſen hatte, und Aretinus zu dieſen Zeichnuugen, welche Marcus Antonius von Bologna eben ſo vortrefflich in Kupfer geſtochen hatte, ſechszehn sonnetti lussuriosi dichtete. Aretinus begab ſich von Rom nach ſeiner Vaterſtadt Arezzo, und zeigte hier eine wahre diplomatiſche Meiſterſchaft, weil er durch ſeine giftigen Angriffe und Pasquillen immer denjenigen, der ihm nicht ſchaden konnte, verletzte, uud dagegen ſeinen Stachel dem lieh, der im Vortheile war oder ihn reichlich beſchenkte. Er erhielt von dem franzöſiſchen König Franz I. eine Ehrenkette, ſowie vom Pabſte die Erlaubniß, nach Rom zurückzukehren, und wurde, als er in Begleitung einer venetianiſchen Geſandtſchaft zu Kaiſer Karl V. kam, von dieſem mit mehr Aufmerkſamkeit behandelt, als irgend einer der Geſandten. Da Aretinus eben ſo prahleriſch und ge-

*) Es hat den Titel: Commentario sulla Priapea di Nicolo Franco. Schon die Dedication beweiſt die Frechheit eines Auswurfes der menſchlichen Geſellſchaft. Sie lautet: Agli infami prïncipi dell' infame secolo suo Nicolo Franco Beneventano. Principi! Jo v'ho parlato in prosa. Che parte haggiate frà tante infamie v'el potre connoscere, se la vostra trascuraggine non sia cosi cieca in leggiere com' è stata in danare.

mein, als beißend, boshaft und im Ausdrucke gewandt und dabei zugleich aller Schwächen seiner Zeit, sowie der Laster und Wollüste der Fürsten und der regierenden Aristokratie kundig war, so rühmt er selbst von sich, er sei mächtiger und gefürchteter, als Pabst und Kaiser. Die Stelle, in welcher er dies ausspricht, kann uns zeigen, wie bescheiden er sich auszudrücken pflegte. Sie lautet: „Was wollt ihr? Ich bin dem Sophi von Persien und dem indischen Mogul bekannt; in der ganzen Welt ist keiner meinem Ruhme gleich. Ja, was wollt ihr? Die Völker zahlen den Fürsten Tribut, und diese zahlen mir, ihrem Sklaven und ihrer Geißel, schuldige Steuern."

Da wir Deutschen in dem elenden Menschen und seinen schändlichen Schriften schwerlich etwas Ausgezeichnetes erkennen werden, und da auch Montagne, der doch zuweilen in argem Schmutz Witz und Philosophie findet, dem Aretinus nur ein mittelmäßiges Genie zugesteht, so müssen wir bemerken, daß ausgezeichnete Italiäner doch anders denken. Alfieri, der mit so unerhörtem Fleiße seine Sprache studirte, und sie vom Opern-Ton und von weiblicher Zartheit wieder zur alten männlichen Kraft zurückzuführen suchte, gesteht ein, daß er den Dialogen des Aretinus in Rücksicht auf Sprache und Manier sehr viele Belehrung verdanke. Übrigens darf Aretin's Glück uns nicht befremden; denn er war ein ächter Italiäner, hatte Naturgaben, fürchtete weder Gott noch Teufel, und kannte die verworfensten Lüste seiner entarteten Landsleute, der verdorbenen Höfe und der im Müßiggang schwelgenden Geistlichen. Seine Werke sind, mit Ausnahme der von ihm geschriebenen Komödien, von der Art, daß sich die Titel derselben zum Theil nicht ohne Erröthen nennen lassen; glücklicher Weise aber sind sie auch sehr selten. Seine Komödien allein sind frei von Schmutz und durchaus volksmäßig; es ist deshalb auch Schade, daß man in Italien wegen der herrschenden Stegreif-Komödie und wegen der Oper die regelmäßige Komödie (Comedia del arte) verschmähte, welche Aretinus ebenso, wie Arioste und Machiavelli, vortrefflich behandelt hat.

Aretin's bittere Satyre war die Stimmung einer Zeit, in welcher der Unwillen eines Volkes, das von Fürsten und Päbsten vermittelst gedungener Soldaten seiner politischen und religiösen

Freiheit beraubt worden war, ſich durch heftige Ausfälle Luft machen wollte. Dies wäre leicht nachzuweiſen, wenn hier die lange Reihe der Männer, welche im ſechszehnten Jahrhundert Meiſter des höhnenden Spottes waren, angeführt werden dürfte. In Florenz zeichnete ſich die niedere Klaſſe durch Witz und Originalität ſo ſehr aus, daß während des ſechszehnten Jahrhunderts zugleich ein Schuſter und ein Schneider dieſer Stadt in der Literaturgeſchichte unſterblich geworden ſind. Der Schuſter Gelli nämlich ſchrieb vielgeleſene Dialogen oder eine Art von Lucianiſchen Geſprächen, und als derſelbe 1569 ſtarb, hielt ihm der Schneider Michael Capri eine Leichenrede, welche für ein Meiſterſtück italiäniſcher Volksberedſamkeit gilt.

Den Ton Aretin's mußten ſelbſt die Männer aus den höheren Klaſſen anſtimmen, wenn ſie ihren Zeitgenoſſen genügen wollten; denn dieſe forderten, daß man ihre Unterdrücker nicht mit Glimpf und Feinheit, ſondern mit tödtlichen Waffen und mit Grobheit angreife. Arioſto und Nelli fanden daher für ihre klaſſiſchen, in der monarchiſch-ariſtokratiſchen Manier des Horaz geſchriebenen Satyren zwar Leſer, aber kein Publikum. Berni dagegen (ſ. Th. X. S. 417) war mehr nach dem Geſchmack ſeiner über Tyrannen und Tyrannei heftig erbitterten Landsleute. Seine Satyren ſind nicht ſo ſchmutzig, als die des Aretinus, aber faſt noch heftiger *).

---

*) Wir wollen nur zwei Proben geben, und zwar in der Urſprache, weil jede Überſetzung, wenn ſie auch noch ſo vortrefflich iſt, den Charakter derſelben verwiſchen muß. Wir wählen zuerſt ſeine Verſe gegen Pabſt Hadrian VI. Dieſer war bekanntlich eines Schneiders Sohn, worauf der letzte Vers hindeutet, ſowie ein Niederländer, Karl's V. Statthalter in Spanien und der Nachfolger des Florentiners Leo X., weshalb die Tedeschi, die Marrani und die Fiorentini erwähnt werden. Die Stelle lautet:

O poveri infelici cortegiani,
Usciti delle man dei Fiorentini
E dati in preda a Tedeschi e Marrani,
Che credete che importin quegli uncini
Che porta per impresa quest' Arlotto,
Figliol' d'un cimador de' panni lini?

Die zweite Probe mögen die Verſe abgeben, in welchen Berni den Alexander von Medicis verwünſcht, der durch Clemens VII. den Florentinern aufgedrungen

In Betreff des Epos war, wie früher (Th. X. S. 416 f.) angegeben worden ist, eine Anzahl Dichter beschäftigt, das Material eines Heldengedichtes nach Homer's Muster zusammenzusetzen, und Bojardo brachte dasselbe in einer ungeheueren Masse von Versen an das Licht. Bojardo's Werk ermangelte jedoch der Form. Drei italiänische Dichter des sechszehnten Jahrhunderts versuchten daher die Aufgabe zu lösen, ihrer Nation ein Heldengedicht zu verschaffen, zwei von ihnen aus dem von Bojardo gesammelten Material, der dritte aber aus einem romantischen Stoffe, dem er eine klassische Form zu geben suchte, nach welcher die beiden Anderen nicht strebten. Diese drei Dichter waren: Ariosto, welcher bis zum Jahre 1533 lebte und dichtete, Berni, dessen Tod entweder 1538 oder 1544 erfolgte, und Tasso, der bis 1595 lebte.

Berni und Ariosto hielten sich, ohne auf die Regeln des Aristoteles Rücksicht zu nehmen, an Bojardo's verliebten Roland oder mit anderen Worten an die poetischen Volksmährchen von Karl dem Großen und seinen Paladinen, welche durch das ganze Mittelalter hindurch im Munde des Volkes gewesen und durch die Bänkelsänger erhalten worden waren. Berni, ein sehr witziger und satyrischer Kopf, folgte genau dem Bojardo und überarbeitete ihn nur, ging aber mit den Paladinen und ihren Thaten auf ähnliche Weise um, wie Pulci im Morgante (s. Th. X. S. 412 ff.); nur trieb er es nicht so arg, wie dieser. Er entfernte aus dem erst durch ihn zu Ansehen gebrachten Orlando inamorato des Bojardo die niedrigen und schlechten Verse, die sich in demselben finden, bearbeitete die anderen, feilte sie aus und behielt die naive

---

wurde und in Florenz eine seit den Zeiten Caracalla's unerhörte Grausamkeit und Wollust übte:

Empio signor, che de la roba altrui
Lieto ti vai godendo e del sudore:
Venir ti possa un canchero nel cuore;
Che ti porti di peso ai regni bui.
E venir possa un canchero a colui (Clemens VII.),
Che di quella città ti fe' signore.
E s'egli è altro che ti diu favore
Possa venir un canchero anche a lui.

und nationale Art der Erzählung bei, schob aber Sentenzen und besonders viele Witze ein *). Er benutzte dabei die Fortschritte, welche die italiänische Sprache in seinem Jahrhundert durch die Bemühungen der klassisch Gelehrten und der zahlreichen Schriftsteller gemacht hatte.

Ariosto hat allerdings auch den scherzhaften, oft ironischen Ton der erzählenden Volks-Poesie beibehalten, und Wieland, Alxinger und Nicolai haben diesen in Deutschland, wo er, weil wir anderer Natur sind, als die Italiäner, etwas affectirt herauskommt, nachgeahmt, so kleinstädtisch auch der Witz oft erscheint. Das Großartige von Ariost's Manier, das Wunderliche und Wunderbare mit dem Ironischen, Durchdringenden und Erhabenen zaubernd zu verbinden, entgeht zwar dem gewöhnlichen Leser; der Kenner der Alten aber findet in Ariost's rasendem Roland Alles wieder, was er in Plato's Dialogen bewundert hat. Ariost hat durch das Fließende und Natürliche seiner Verse, durch ihren nicht im geringsten erkünstelten Wohlklang, durch die fortreißende Gewalt, die Fülle und den Strom seiner Rede, durch die Kraft des Ausdruckes und die Wahl der einzelnen Worte die Italiäner so bezaubert, daß er ihnen, wie Homer den Griechen, Muster und Quelle der ächt italiänischen Poesie geworden ist. Seine Einbildungskraft ist, nur auf andere Weise, fruchtbar und unerschöpflich, wie die des Dante. Natürlichkeit, Färbung und Wahrheit zeichnen alle seine Beschreibungen aus; er erklärt nicht, er beschreibt nicht, er erzählt nicht, sondern bringt Alles unmittelbar vor die Augen. Irrig ist es, wenn man seine Art zu erzählen darum tadelt, weil er nicht Homerisch erzählt; denn er hat ja gerade dadurch einen großen Vorzug vor Tasso, daß er nicht Virgil oder Homer, sondern nur Italiäner und Kind seiner Zeit sein will. Dies vergaß Alfieri, als er dem Ariost vorwarf, daß er seine Geschichten so oft abbreche, um später wieder anzuknüpfen. Dieser eingebildete Fehler lag ja schon in den Quellen, denen Ariost folgte, und noch mehr in der zutraulichen, die Leser als gute Bekannte gemüthlich begrüßenden Manier, welche den Italiänern so sehr an ihm gefällt.

*) Er fügte, wie die Italiäner sagen, copia di lepidezze hinzu.

Wer übrigens auch nur die erſten Stanzen jedes Geſanges geleſen hat, wird wiſſen, daß Arioſt, trotz ſeiner munteren Scherze und trotz des ſich Gehenlaſſens ſeiner Manier, durchweg an den paſſenden Stellen ebenſo erhaben und ernſt ſein kann, als Ariſtophanes in den Chören ſeiner ſehr unfeinen Luſtſpiele war.

Wir dürfen der Kürze wegen nur zwei Stellen aus Arioſt's Heldengedicht anführen, um den Ernſt ſeiner philoſophiſchen Bemerkungen, den leichten Fluß ſeiner Verſe und die Lebendigkeit wie den Reiz ſeiner Beſchreibungen darzulegen. Wir wollen keine Überſetzung beifügen, weil es unmöglich iſt, die Muſik der Sprache in einer anderen wieder hervorzubringen. Beide Proben ſind aus dem ſechsten Geſange entlehnt, die eine aus dem Anfange *), die andere aus der Mitte, wo er die großartigen Gartenanlagen des Herzogs Alphons von Ferrara beſchreibt **).

---

*) Miser, chi male oprando si confida,
Ch' ognor star debbia il maleficio occulto;
Che quando ogni altro tace, intorno grida
L' aria e la terra istessa, in ch' è sepulto:
E Dio fa spesso, che 'l peccato guida
Il peccator, poich' alcun di gli ha indulto,
Che se medesmo, senz 'altrui richiesta,
Inavedutamente manifesta.

**) Culte pianure e delicati colli,
Chiare acque, ombrose ripe e prati molli;
Vaghi boschetti di soavi allori,
Di palme e d'amenissime mortille;
Cedri ed aranci, ch' avean frutti e fiori
Contesti in varie forme e tutte belle,
Facean riparo ai fervidi calori
De' giorni estivi con lor spesse ombelle;
E tra quei rame con sicuri voli
Cantando se ne giano i rosingnuoli.
Tra le purpuree rose ed i bianchi gigli
Che tepida aura freschi ognora serba,
Sicuri si vedean lepri e conigli
E cervi con la fronte alta e superba,
Senza temer ch' alcun gli uccida o pigli,
Pascano o stiano ruminando l' erba:
Saltano i dami ed i capri snelli e destri,
Che sono in copia in quei luoghi campestri.

Taſſo wollte den Forderungen der klaſſiſchen Gelehrten ſeiner Zeit, der durch die Grammatik und Rhetorik der beiden letzten Jahrhunderte gebildeten neuen Generation, er wollte den Höfen und Damen genügen, welche eine Epopöe in Virgil's Manier wünſchten; dieſen ſeinen Zweck hat er erreicht. Daß er ſich zu Arioſto und zu Dante, ja ſelbſt zu Berni ſo verhält, wie Euripides zu den vor ſeiner Zeit lebenden Tragikern, ſchadet ſeinem Verdienſte keineswegs; denn ſeine Zeiten und alle folgenden haben für Fortſchritt im Weſen genommen, was nur Vollendung der Form war. Wer wollte es wagen, ſein einzelnes Urtheil dem ſo vieler Generationen entgegen zu ſetzen? Was dieſer und jener bei ihm vermiſſen mag, das fehlt der Zeit, für welche Taſſo arbeitete. Wenn wir daher im Folgenden nicht unbedingt zu loben ſcheinen, ſo geſchieht dies blos, weil wir in ihm, dem Vollender der Form, dem Meiſter der Sprache des Geſanges, welche Dante's Kraft und Arioſto's Natürlichkeit verſchmähte, auf dieſelbe Weiſe wie im Euripides den Höhepunkt der Civiliſation erblicken, welcher überall und immer in jedem menſchlichen Dinge der Anfang des Sinkens iſt. Taſſo wählte daher auch einen Stoff aus dem Kreiſe der Gedichte der Ritterzeit, aber nicht aus dem der Ritter Karl's des Großen oder der Tafelrunde, ſondern der heiligen Züge nach Jeruſalem. Er beſang, wie Boſardo, Arioſt und Berni, Liebe, Ritterthum und chriſtlichen Eifer; aber er ließ Ironie und Scherz hinweg, und ward ſentimental und galant. Er gebrauchte Wunder und Zauber, gab aber auch den Heiligen, den Reliquien und beſonders der Hierarchie die gebührende Ehre.

Taſſo gebraucht die Aeneide nicht wie Dante, um Virgil's Reflection und poetiſche Declamation zu vergeiſtigen und in eine neue, chriſtlich-Ariſtoteliſche Philoſophie umzuwandeln, ſondern um ſie zu umſchreiben und zur Unterhaltung oder zum Vorleſen paſſend zu machen. Er verfährt auf gleiche Weiſe mit den Alten, wie Virgil mit dem Homer; man kann ihn daher ebenſo durch die beigefügten Stellen der Alten, die er faſt nur überſetzt, erklären, wie Heyne in ſeinen Noten den Virgil durch die Homeriſchen Stellen erklärt hat. Dem Dante und dem Arioſt merkt der Freund der Alten allerdings überall an, welche Stelle eines alten Dichters ihnen vorſchwebte; aber eigentliche Reminiscenzen findet man bei

ihnen nur wenige. Bei Tasso verhält es sich damit ganz anders*). Dies nimmt dem Werke nichts von seinem Werthe; es zeigt aber, daß Tasso — worauf es hier allein ankommt — in einer Zeit lebte, welche in Gedichten mehr das Glatte, Unterhaltende und Gefällige, als das Originale, Geniale und Tiefe suchte. Tasso hat daher auch die Regeln des Aristoteles ziemlich genau beobachtet und, um sein Publikum nicht zu ermüden, den Umfang seines Gedichtes mehr beschränkt, als seine Vorgänger. Bojardo's Werk ist gleichsam ein großes Magazin von Heldenmährchen, Berni konnte ebenfalls kein Ende finden, und Ariost, welcher die Bekanntschaft mit Berni's Gedicht voraussetzt und eine Art Fortsetzung desselben gibt, hat in der ersten Auflage von 1516 vierzig und in der zweiten umgearbeiteten von 1533 sechsundvierzig Gesänge, deren jeder aus etwa achtzig Stanzen von je acht Versen besteht.

So romantisch das befreite Jerusalem sonst auch ist, so suchte Tasso sich doch dem Historischen zu nähern oder vielmehr das Historische in das Poetische aufzunehmen, ohne zu bedenken, daß beide Dinge durchaus unverträglich sind. Das Historische im Homer und Virgil ist Mythe oder nationale Überlieferung aus dunkeler Urzeit, mit der man machen kann, was man will, und Lucan's Pharsalia ist kein Heldengedicht, sondern die poetisch-historische Erzählung eines Stoikers. Tasso folgt den Berichten der Schriftsteller aus der Zeit der Kreuzzüge, die er noch in der Handschrift benutzen konnte, oft so genau, daß man seine Verse nicht selten als historische Ergänzung oder Erklärung der urkundlichen Geschichten benutzen kann.

Diese Manier, dasselbe Travestiren Virgil's, dieselbe Sentimentalität, nach welcher Tasso im Heldengedichte strebte, suchte er auch im Idyll, und hier ist von der Höhe, auf welcher er als Meister der Form, der Sprache und der Empfindung im befreiten Jerusalem steht, zur Ausartung durch Guarini's Pastor Fido nur

*) Wie dies zu verstehen sei, wird man gleich aus den ersten Versen des befreiten Jerusalem sehen, wo das Canto l' arme pietose e 'l Capitano des Virgil Arma virumque cano nur umschreibt, das Musa, tu che non di caduchi allori etc. an Dante's Verse erinnert, und das Cosi porgiamo a l' egro faciul etc. bloße Übersetzung der Verse des Lucretius ist.

ein sehr kleiner Schritt. Da die Ausartung der italiänischen Poesie durch Guarini und durch Marini mit der Entstehung der klassischen französischen Poesie, besonders aber mit der Wiedererweckung der alten, ächten Komödie durch Moliere im siebenzehnten Jahrhundert nothwendig zusammenhängt, so versparen wir die Bemerkung über das Verhältniß von Tasso's Amyntas zu Guarini's Pastor Fido und zu Marini's literarischen Kunstarbeiten auf den Abschnitt über die französische Literatur jenes Jahrhunderts.

b. Geschichte.

Das wichtigste literarische Ereigniß des sechszehnten Jahrhunderts ist unstreitig die Entstehung der Kirchengeschichte als einer Wissenschaft und ihre eigenthümliche Behandlung im päbstlichen Sinn und Geist durch die Kardinäle Baronius und Raynaldus, sowie im katholischen, aber antipäbstlichen durch Paul Sarpi und im protestantischen durch die sogenannten Magdeburger Centuriatoren. Da jedoch die Arbeiten der Letzteren die der Ersteren erst hervorgerufen haben, so müssen die Bemerkungen über die italiänischen Kirchenhistoriker und deren Arbeiten auf den nächsten Band verschoben werden.

Wir werden aus diesem Grunde hier nur von der politischen Geschichte reden, welche im sechszehnten Jahrhundert unter den Italiänern dieselbe Richtung erhielt, die sie in unseren Tagen überall genommen hat, indem sie rhetorisch, sophistisch, diplomatisch und politisirend ward. Daß das Wesen leidet, wenn die Form vorzugsweise berücksichtigt werden muß, daß die einfache Philosophie des Lebens verschwindet, wenn der Geschichtschreiber, um nützlich zu sein, um berühmt oder auch nur gelesen zu werden, das schreiben muß, was die sogenannte gebildete Welt seiner Zeit und ihre Staatsmänner von ihm fordern, oder was z. B. in Frankreich das bethörte Volk von einem Lamartine und Louis Blanc erwartet, leuchtet von selbst ein. Man kann daher in den italiänischen Geschichtschreibern des sechszehnten Jahrhunderts ebenso, wie im Tasso, große Eigenschaften und ein ausgezeichnetes Künstler-Genie bewundern und ihre Leistungen dankbar anerkennen und dennoch einsehen, daß sie Kinder einer übergebildeten Zeit

waren und derselben ihre Arbeit anpassen mußten. Das Letztere ist das Einzige, was hier, wo von eigentlicher Literaturgeschichte und von vollständiger kritischer Würdigung der einzelnen Schriftsteller die Rede nicht sein kann, berücksichtigt werden darf. Wir geben jedoch nur Winke und Andeutungen, keine Regeln, keine Charakterschilderungen oder Orakel; dies müssen wir bemerken, um nicht das Ansehen zu haben, als ob wir dem, was einmal fest steht, widersprechen oder das, was aus einem anderen Gesichtspunkte betrachtet unstreitig groß ist, verkleinern wollten. Nur ein Thor oder ein Tyrann wird leugnen, daß Dinge, welche der Beifall der Zeiten und die Mehrheit der Stimmen sehr hoch gestellt hat, diese Stelle verdienen; die Mehrheit und die Gelehrten haben aber ebenfalls Unrecht, wenn sie es dem, der sich durch eigenes Forschen und Denken seine besondere Ansicht gebildet hat, verargen, daß er diese ihnen ausspricht.

Während des fünfzehnten Jahrhunderts suchten, wie bereits früher (Th. IX. S. 462 und 469 ff.) bemerkt worden ist, die ersten Männer Italien's in allen Städten und Gegenden die Geschichte ihres Vaterlandes in klassischem Latein zu behandeln, weil alle Aktenstücke, diplomatischen Noten, Briefe u. s. w. in dieser Sprache verfaßt wurden, und weil folglich jeder Diplomat und Minister mit gutem Latein innig vertraut sein mußte. Dies änderte sich, als die italiänische Sprache vollständig ausgebildet war und die alte Civilisation wiederkehrte. Wir reden daher hier nur von den Männern, welche in ihrer Muttersprache die Geschichte ihrer Zeit geschrieben haben. In diesen allein kann man den Charakter der Zeit erkennen, weil diejenigen, welche, um anerkannt zu werden, Lateinisch schrieben, sich bis zum Lächerlichen und Albernen romanisiren mußten. Nichtsdestoweniger findet sich unter den lateinischen Geschichtschreibern, welche Muratori in seiner großen Sammlung der italiänischen Geschichtsquellen herausgegeben hat, eine Anzahl ausgezeichneter Werke; wir haben es aber hier nicht mit der Kritik der historischen Quellen des sechszehnten Jahrhunderts, sondern mit dessen Geist und Bildung zu thun. Wir wollen uns damit begnügen, blos an einigen wenigen Männern und ihren Werken nachzuweisen, daß auch die ausgezeichneten, noch immer als klassisch geltenden historischen Werke

den Charakter des Jahrhunderts an sich trugen. Dies schadet ihnen bei denen, welche zu urtheilen verstehen, so wenig, daß es vielmehr ein Tadel wäre, wenn sie, was unter den Deutschen oft der Fall war, nicht Kinder ihrer Zeit und ihres Volkes, sondern Gestalten in des Thucydides oder des Tacitus Kleidern gewesen wären.

Unter den Geschichtschreibern ist aus vielen Ursachen zuerst Machiavelli zu nennen. Eine bloße Andeutung seiner Wirksamkeit im Leben wird zeigen, daß derselbe die politische Weisheit der philosophischen und religiösen vorziehen mußte, und daß er, gewohnt mit meisterhafter Kunst, Sophistik und Eleganz des Styles geschriebene politische und diplomatische Schriften abzufassen, eher das Kluge und Nützliche, als das Weise, Wahre und Gute zu empfehlen geneigt war. Wir finden ihn bei seinem Eintritte ins öffentliche Leben als Republikaner im Dienste der aristokratischen Partei von Florenz, folglich als einen Gegner der Medicis, welche an der Spitze der demokratischen Partei standen. Kosmus von Medicis und seine Söhne dachten wie Cäsar, Machiavelli dagegen dachte, so lange die Umstände der Aristokratie günstig waren, wie Cicero. In dieser Zeit war er nicht blos Staatssecretär der Republik Florenz, sondern er hatte auch als Gesandter die wichtigsten Geschäfte zu leiten, welche ein Mann von strengen Grundsätzen nimmer hätte übernehmen können oder, wenn er sie übernommen hätte, schlecht geführt haben würde. Machiavelli ward 1499 zum Intriguiren an den Grafen von Forli gesendet. Er reiste viermal (1500, 1503, 1510 und 1511) zu ähnlichen Zwecken an den französischen Hof. Er ward ebenso nach Pisa geschickt, und war 1502 der Vertraute des Cäsar Borgia, welchen er als den Meister einer um Moral ganz unbekümmerten Politik bewundert. In den Jahren 1503 und 1506 kabalirte er zu Rom; welche politische und historische Weisheit man aber dort suchte und ehrte, wird aus dem, was früher erzählt worden ist, leicht zu schließen sein. Im Jahre 1505 wurde Machiavelli nach Perugia geschickt, sowie damals und nachher (1509) noch einmal nach Mantua und an den Herrn von Piombino, 1504 aber dreimal nach Siena und 1507 an Kaiser Maximilian I. Später diente er einer ganz anderen Art Politik, als er 1521 nach Carpi und 1523 nach Venedig gesendet wurde. Noch im Jahre 1526 schickte ihn seine Vaterstadt

an Guicciardini, welcher damals den Angelegenheiten des Pabstes in der Lombardei vorstand. Aus allem diesem ergibt sich, daß man, um die zu verschiedenen Zeiten ganz verschiedenen historischen und politischen Urtheile und Ansichten Machiavelli's richtig zu beurtheilen, zuerst vorzüglich seine Gesandtschaftsberichte oder die Briefe an seine Regierung (Signoria) studiren muß. Diese Berichte kann ein Diplomat nicht ungelesen lassen; sie zeigen aber zugleich, daß der Politiker sich mit vollem Vertrauen aus Machiavelli's Schriften bilden kann, der Historiker dagegen sie mit derselben Vorsicht lesen muß, mit welcher der Deutsche Johannes von Müller's Werke lesen wird. Machiavelli's diplomatische Berichte, welche unter dem Titel Legazioni 1767 zum ersten Male in Florenz erschienen sind, füllen zwei Bände der Mailänder Classici Italiani. Man findet in denselben die ganze Feinheit eines gebildeten Italiäners aus der höchsten Klasse der Gesellschaft, sowie alle Bildung und Gelehrsamkeit eines der besten Kenner der Alten, zugleich aber auch alle Kniffe und alle Verschlagenheit einer sophistischen, der Treue, Wahrheit und Religiosität völlig ermangelnden Generation.

Im Jahre 1512 ward Machiavelli nebst Capponi, Boscoli und einigen anderen Freunden der alten aristokratischen Republik, schuldig oder unschuldig, in den Proceß wegen einer Verschwörung, welche die Vertilgung der ganzen in ihre Vaterstadt zurückgeführten Familie Medicis beabsichtigt hatte, verwickelt und durch die Folter in einen schrecklichen Zustand versetzt. Damit begann für ihn eine Zeit der Entfernung vom politischen Treiben, welche von 1513 bis 1519 dauerte und für ihn herber war, als alles Andere. In dieser Zeit arbeitete Machiavelli seine Schriften aus, welche, so vortrefflich sie auch sind, doch gleich den Gedichten Lord Byron's überall den unruhigen und unbefriedigten Charakter ihres Verfassers verrathen. Die vorzüglichsten Männer der drei letzten Jahrhunderte und besonders die zahlreichen Politiker unserer, zu Machiavelli's Staatskunst zurückgekehrten Zeit, sowohl die liberalen als ihre Gegner, erheben ihn freilich bis in den Himmel. Sie mögen vom genialen Standpunkte aus Recht haben; wir reden nur von dem Eindrucke, den diese Meisterarbeiten, welche in einem hinreißenden Style geschrieben sind und ein großes Genie, vieles

Talent und eine seltene Fähigkeit der Darstellung beweisen, auf eine unbefangene, Gott-ergebene Seele machen. Allen politischen und historischen Schriften Machiavelli's scheint uns ein Satz zu Grunde zu liegen, der für uns trostlos ist, wenn man auch eingestehen muß, daß er für den Kreis der Erfahrungen Machiavelli's allerdings wahr war. Dieser Satz ist der Gedanke, daß es in allen menschlichen Dingen weder auf Religion, noch auf Moral, sondern lediglich auf Klugheit, Macht und Gewalt ankomme. Machiavelli übersieht dabei durchaus, zu welchem furchtbaren Resultat dies, als allgemeine Wahrheit angenommen, führen würde.

Da das aristokratische Rom und das oligarchisch regierte Venedig Machiavelli's Ideale waren, und da seine eigenen Erfahrungen in einer Zeit, wie die früher von uns beschriebene war, ihn leiteten, so war es ihm leicht, die römische Geschichte seiner Politik anzupassen. Dies geschah in den Vorlesungen über Livius (Discorsi sulla storia di Tito Livio), denen die Vorträge zu Grunde lagen, welche er der aristokratischen Jugend von Florenz in den Gärten Ruccelai's gehalten hatte. In diesen Betrachtungen über römische Geschichte, deren anderweitiges Verdienst zu allgemein anerkannt ist, als daß wir hier, wo wir keinen kritischen Zweck verfolgen, von demselben reden dürften, sucht Machiavelli den von Rom und vom alten Florenz begeisterten Jünglingen in der Art der alten Redner und mit deren Talent zu beweisen, daß die römischen Einrichtungen unübertrefflich gewesen seien. Er übersieht dabei ganz, daß Größe und Glanz von Güte und Vortrefflichkeit für alle Bürger ohne Unterschied durchaus verschieden sind, was gewöhnlich auch unsere Anglomanen vergessen. Es wird übrigens seiner Gelehrsamkeit und seiner diplomatischen Fertigkeit im Sophistisiren leicht, die Verfassung Rom's durch Beispiele des damaligen England und Frankreich und des Kaiserreichs zu Tacitus Zeit hervorzuheben und den Beweis zu führen, daß alles Spätere schlechter gewesen sei. Er entschuldigt als Staatsmann und Sophist einer glänzenden Zeit, wie die seiner Jugend war, alle Gräuel; jede Streitigkeit des Volkes und der Patricier wird bei ihm unbedeutend; die politische Religion der Römer erscheint ihm vortrefflich, die christliche dagegen wird in den Schatten geschoben, und vom Pabstthum und dessen Macht in Italien leitet er den

Verfall Italien's her. Dabei wird mit einer solchen Kunst und Gelehrsamkeit das Wahre zur Unterstützung des Halbwahren oder gar des Falschen gebraucht, daß die größten Alterthumsforscher entzückt gewesen sind, weil sie hier das bewiesen zu finden glaubten, was sie so sehnlich bewiesen zu sehen wünschten. Übrigens sind Machiavelli's Discurse über Livius sehr ausführlich, und das Verständniß derselben erfordert ein fleißiges Studium des Alterthums, sowie eine genaue Kenntniß der Aristotelischen Grundsätze der Staatsweisheit; sie sind daher auch von denen, welche in unseren Tagen am lautesten von ihnen geredet haben, schwerlich verstanden oder auch nur aufmerksam gelesen worden.

Machiavelli's sieben Bücher vom Kriege (della guerra) zeigen ihn als einen über seine Zeit erhabenen Mann und als einen historischen Politiker, welcher die Mängel der Menschen und Regierungen seiner Zeit durchschaute, die rechten Mittel ihnen abzuhelfen angab und eben deshalb kein Gehör fand. Er bemüht sich, die Italiäner aus dem Schlummer der Weichlichkeit und Verwöhnung, in welchen sie versunken waren, zu erwecken und auf die Ursache ihrer von den Ausländern zur Unterdrückung Italien's benutzten Schwäche aufmerksam zu machen. Er zeigt ihnen das Verderbliche des Systems, Leute, welche für Geld gemiethet sind (Condottieren), für sich kämpfen zu lassen; er ertheilt ihnen den Rath, eine Art Landwehr zu bilden, und benutzt, um denselben recht eindringlich zu machen, den damals in Italien neu erwachten Enthusiasmus für das alte Rom und dessen Einrichtungen. Seine genaue Kenntniß der Geschichte wird bei dieser Gelegenheit nicht sophistisch, sondern historisch benutzt. Machiavelli zeigt nämlich den Italiänern, daß ein Claudius Marcellus, ein Marius, die Scipionen, ein Julius Cäsar ganz allein mit Italiänern alle jene Nationen besiegt haben, welche jetzt Italien unterdrückten.

Diese Schrift hatte Machiavelli für seine jungen Freunde Buondelmonte und Ludwig Allemanni bestimmt, für welche er auch die Vorlesungen über römische Geschichte gehalten hatte. Ihnen zu Gefallen schrieb er noch ein anderes Büchlein, durch welches er dem Einwurfe zu begegnen suchte, daß das, was zur Zeit der alten Römer in Italien möglich gewesen sei, jetzt nicht mehr möglich sein würde. Dieses Buch ist die Biographie des

Castruccio Castracani (s. Th. VIII. S. 137 f.). Die Beziehungen desselben auf den Zweck aller Schriften Machiavelli's, seine Landsleute aus dem Schlummer der Üppigkeit und Weichlichkeit zu kräftigem Patriotismus und edelem Nationalgefühle zu erwecken, scheint Vielen, die über Machiavelli geschrieben haben, entgangen zu sein. Selbst Guinguenée, welcher im Anfange des achten Bandes seiner italiänischen Literaturgeschichte sehr ausführlich über Machiavelli handelt, hat die eigentliche Bedeutung jenes Buches nicht hervorgehoben, obgleich er sie, nach einer anderen Stelle zu urtheilen, geahnt zu haben scheint. Machiavelli wählt nämlich, weil er überhaupt die Geschichte nicht als Zweck oder mit anderen Worten als Darstellung des Geschehenen, sondern nur als Mittel behandelte, den Bürger eines kleinen Staates wie Lucca, um handgreiflich zu machen, daß ein Mann von Kraft und Talent auch noch im gesunkenen Italien, von kleinem Anfange beginnend, sich und sein Vaterland groß machen könne. Er bleibt auch in diesem Buche dem politischen Grundsatze getreu, den er, durch eine lange Erfahrung belehrt, dem Jesuitismus und der gleißnerischen Pfaffenweisheit, mit welcher die Fürsten und Pfaffen seiner Zeit das Volk bethörten und unter ihr Joch brachten, entgegensetzt. Diesen Grundsatz legt er seinem Helden in den Mund, wenn er ihn sagen läßt: „Der Mensch dürfe vor nichts zurückbeben, er müsse Alles versuchen, Alles wagen; Gott sei immer nur mit dem Starken, er ertheile stets dem, der Etwas habe, noch mehr, und nehme dem, der wenig habe, auch noch das, was er habe. Dies gehe daraus hervor, daß Gott ja den Schwachen immer in die Hand des Starken gebe." Dieser Ausspruch war jedoch nicht so frevelhaft gemeint, als es scheinen könnte. Es ist ein bloßer Satz aus dem Kreise der Erfahrungen Machiavelli's, und es versteht sich dabei von selbst, daß, wer wagt und versucht, sich auch der Gefahr zu unterliegen und umzukommen aussetzt, da das Leben einer Lotterie verglichen wird.

In dieser Lebensbeschreibung war das eigentlich Historische Nebensache, und Machiavelli nahm es damit gar nicht genau; Aldus Manutius der Jüngere hat sich daher auch ganz umsonst über dieselbe ereifert. Dieser grundgelehrte Mann hat sich durch Reisen, Forschen, Prüfen und Erkundigen alle Mühe gegeben,

um die historischen Schwächen und Mängel Machiavelli's aufzudecken und den Beweis zu liefern, daß der große Mann die Erforschung der Thatsachen vernachlässigt habe. Es kommt für Machiavelli's Hauptzweck auf die Punkte, welche Aldus berichtigt haben soll (denn wir selbst haben sein Buch nicht gesehen) gar nicht an. Indessen wäre doch, und zwar der historischen Forschungen wegen, zu wünschen, daß des Aldus Schrift *) weniger selten wäre, als dieselbe sein soll. Guinguenée hat diese Schrift ebensowenig zu Gesicht bekommen, als Renouard, der doch den Werken der Aldinischen Druckerei sein ganzes Leben gewidmet hat. Als politische Belehrung ist das Buch vortrefflich, als Geschichte schlecht, als Biographie mittelmäßig, da nicht nur die römische Eleganz, welcher Machiavelli in demselben ebenso, wie in der Florentinischen Geschichte, die Einfalt und ungeschmückte Wahrheit opfert, einen unangenehmen Eindruck macht, sondern auch die Charakterschilderung am Schlusse schlaff ist und der dichterischen Dreistigkeit Plutarch's ermangelt.

Das einzige ganz eigentlich historische Werk Machiavelli's, seine acht Bücher Florentinischer Geschichten **), sind dem Pabst Clemens VII. gewidmet, was schon darauf deutet, daß sie zwar sehr klassisch, schwerlich aber mit der Feder eines Dino Compagni oder auch nur eines Vellutello geschrieben sein können. Wenn indessen auch Machiavelli in seinem Florentinischen Geschichtswerke mehr einen politischen Zweck, als den historischen der ungekünstelten und ungeschminkten Darstellung verfolgt, so ist doch dieser Zweck der edelste, den ein Schriftsteller sich vorsetzen kann; nur haben wir oft gewünscht, daß wir nicht so oft durch affectirte Nachahmung der alten Muster, durch lange eingeschobene Reden, durch gekünstelte herbeigezogene Sentenzen und durch die mit bewunderungswürdiger Kunst gebauten Perioden von der Sache auf den kunstreichen Verfasser geführt würden. Machiavelli allein hat übrigens die Kunst verstanden, aus einer Stadtgeschichte eine

*) Le azioni di Castruccio Castracani degli Antelminelli, signore di Lucca, con la genealogia della famiglia, Roma 1590, 4.

**) Istorie Fiorentini di Nicolo Machiavelli, cittadino e secretario Fiorentino.

Weltgeschichte zu machen, was ihm nur deshalb möglich war, weil viele ausgezeichnete Schriftsteller vor ihm Alles, was mit der äußeren Geschichte von Florenz zusammenhing, in der Muttersprache so ausführlich behandelt hatten, daß er es als bekannt voraussetzen und dagegen vorzugsweise die innere Geschichte der Stadt behandeln konnte.

Jener von uns vortrefflich genannte Zweck, welchen Machiavelli in diesem Werke sich vorgesetzt hat, besteht darin, daß er seinen Landsleuten vermittelst ihrer eigenen Geschichte den Gang und das Resultat der ganzen Weltgeschichte handgreiflich vorzustellen suchte. Er weist nach, wie der schlechtere Zustand einer folgenden Generation immer aus den Fehlern der vorhergehenden entspringt, und diese Fehler deutet er an. Er zeigt auf klare Weise, daß physisches Erschlaffen und moralischer Tod enge mit einander verbunden sind, und daß alle Staaten nur so lange blühen, als die Einfalt der Sitten in ihnen besteht und Luxus, Üppigkeit und der übermäßige Reichthum einiger wenigen Bürger nicht die Federkraft des ganzen Volkes gelähmt haben. Damit die Kraft erhalten werde, müsse nach seiner Erfahrungs-Politik der Kampf der Stände unter sich fortdauern; sobald einer derselben ganz obsiege, sei der Verfall unvermeidlich. In Florenz hatte, wie Machiavelli nachweist, anfangs ebenso, wie im alten Rom, der Adel oder vielmehr die Patricier die Macht und Regierung ganz allein im Besitze; die Florentinischen Patricier verloren aber, wie die römischen, durch Stolz und Habsucht die Herrschaft, welche dann an die Mittelklasse oder die Bourgeoisie kam. Diese nahm, wie Machiavelli nachweist, zu den Fehlern, die den mittleren Ständen eigen sind, bald auch noch die ihrer Vorgänger, der Patricier, an, und eröffnete dadurch denen, welche an der Spitze und im Namen des niederen Haufens nach der Herrschaft einer monarchischen Gewalt strebten, die Aussicht auf dieselbe. Die Art, wie Machiavelli das stets wechselnde Wogen und Wiegen der verschiedenen Klassen und den Kampf der Parteien vor die Augen des Lesers bringt und klar macht, ist unnachahmlich. Seine tiefe Einsicht in die ganze italiänische Politik und sein sicherer Takt sind überall gleich, weshalb er auch über sehr wichtige Dinge, wenn sie dieser seiner Natur fremd sind, blos als Diplomat ur-

theilt. Dahin rechnen wir unter Andern, daß er über den Einfluß der christlichen Religion oder des Katholicismus blos nach den Misbräuchen, die sich eingeschlichen haben, urtheilt, und daß er eine Weltbegebenheit wie die Kreuzzüge nur von der Politik Urban's II. ableitet.

Da Machiavelli's Florentinische Geschichte stets als ein Kunstwerk, als ein Meisterstück der Darstellung und des Styles anerkannt worden ist, so wäre es allzu dreist, nur eine Einwendung dagegen machen zu wollen, wie derjenige thun könnte, welcher den Styl und die Manier des Thucydides der Schreibart des Livius vorzieht. Einiges haben jedoch auch sogar zwei italiänische Literatoren, Tiraboschi und Giovanni Andres *), mit allem Rechte getadelt. Der Letztere sagt: „Machiavelli ist von der Vollkommenheit eines Geschichtschreibers trotz aller seiner Vorzüge weit entfernt. Jedes Buch seiner Geschichte beginnt mit einer Abhandlung (dissertazione) und mit einem politischen Raisonnement, welches nach seinem eigenen Geständnisse in Beziehung auf Dinge, die außerhalb Toscana's vorgefallen sind, viel zu ausführlich ist. Er beschreibt ferner sehr oft Dinge, die nicht sehr anziehend sein können, mit einer zu kleinlichen Genauigkeit. Sein Styl ist nicht lebhaft und beseelt genug **). Die Reden, die er freilich nicht gerade sehr häufig einmischt, und zwar nur an Stellen, wo sie passend und nöthig scheinen, sind oft sehr nüchtern und kalt, und stehen hinter den Reden im Livius und in anderen Alten weit zurück."

Machiavelli's Florentinische Geschichte fand bei Clemens VII. eine weit weniger günstige Aufnahme, als die von ihm verfaßte Komödie Mandragola bei Leo X. gefunden hatte. Dieser hatte nämlich nicht allein bedeutende Summen für die Aufführung des Stückes hergegeben, sondern auch den Verfasser nach Rom eingeladen, um dieselbe zu leiten. — Die übrigen Arbeiten Machiavelli's übergehen wir, weil hier nur von historischen Werken die Rede ist. Die berühmteste derselben, die Belehrung für einen Fürsten, der eine usurpirte Gewalt behaupten will (del principe), gehört

*) Tom. III. parte II.

**) Wir glauben allein darum, weil zu viel Kunst und Verstand, kein Herz und keine Natur darin ist.

ganz der Politik an. Diejenige Art von Politik, welche Machiavelli in diesem Buche dem Fürsten empfiehlt, ist oft heftig geschmäht worden, und sogar Friedrich der Große hat eine Widerlegung desselben geschrieben; wenn man aber bedenkt, daß Machiavelli durch und durch Diplomat war, so wird man begreifen, wie er, einst ein edler Republikaner, dazu kommen konnte, ein solches Buch zu schreiben. Wir haben nämlich eine Urkunde, in der Machiavelli berichtet, welche Höllenqual er empfand, als er während der Jahre 1513 bis 1519 von den öffentlichen Geschäften entfernt war, und wie er weder Tag noch Nacht Ruhe hatte, bis ihn die Medicis wieder zu Gnaden annahmen und in Geschäften gebrauchten. Diese Urkunde ist ein Brief, den er 1513 an Francesco Vettori schrieb, der aber erst 1810 in Mailand gedruckt worden ist. Wenn man denselben liest, so wird man fast auf den Gedanken gebracht, daß der Diplomat, um von Usurpatoren zu Gesandtschaften gebraucht zu werden, für diese das Buch vom Fürsten geschrieben habe. —

Der zweite große italiänische Geschichtschreiber, welcher mit den Alten in Eine Reihe zu setzen ist, und dessen Werk zugleich die Hauptquelle für die Geschichte der letzten Jahre des fünfzehnten und der ersten des sechszehnten Jahrhunderts bildet, ist Francesco Guicciardini. Im Jahre 1482 geboren, war er zuerst Lehrer des Rechtes zu Florenz, dann Advokat und hierauf Gesandter, indem ihn die Republik Florenz schon 1512 an den König Ferdinand von Aragonien schickte. Später war er Statthalter des Pabstes in Reggio, wo er, wie oben (S. 383) berichtet worden ist, sich dadurch unsterblich machte, daß er den Überfall der Franzosen vereitelte, und dadurch ihre Vertreibung aus Italien veranlaßte. Guicciardini beschreibt daher in seiner Geschichte von Italien nur Begebenheiten, in welche er selbst verflochten gewesen war. Er dachte ganz anders als Machiavelli; er war der aristokratischen Republik abgeneigt und dagegen der monarchischen Regierungsform von Hause aus gewogen. Er wurde deshalb auch von den Medicis gleich nach ihrer Rückkehr gebraucht, und von den Florentinern, welche trotz der republikanischen Form damals schon ganz monarchisch waren, im Jahre 1515 dazu gewählt, um im Namen ihres Staates zu Cortona die Anrede an Leo X. zu halten. Der Pabst nahm

ihn damals ſogleich in ſeine Dienſte, und machte ihn nicht nur zum Statthalter von Reggio und Modena, ſondern auch von Parma. Unter Paul III. kehrte er nach Florenz zurück, und ward dort wieder zur Leitung der Staatsangelegenheiten gebraucht.

Guicciardini, deſſen Breite und deſſen auf bewunderungswürdige Weiſe künſtlich zierlicher, aber auch verwickelter Periodenbau ſprichwörtlich geworden ſind, hat aus der Geſchichte ſeiner Zeit ein abgerundetes Kunſtwerk gemacht. Mit Karl's VIII. Zug nach Italien (1494) beginnend und mit der Schlacht bei Pavia endigend, folgt er vom erſten Einrücken der Franzoſen an allen Veränderungen, welche durch den Einfall derſelben bewirkt wurden, ganz ausführlich im Einzelnen bis zu ihrer gänzlichen Vertreibung aus Italien. Er hat freilich nicht, wie die Kritiker einer gewiſſen Art von ihm zu fordern oder an ihm zu tadeln pflegen, Kapitel über die Künſte und Gewerbe, über den Handel und die Wiſſenſchaften eingeſchoben, deren Geſchichte zwar allerdings ſehr genau behandelt werden muß, aber doch den raſchen Gang der Darſtellung menſchlicher Thaten und Geſinnungen nicht unterbrechen darf; denn er iſt, wie Thucydides, nur der Handlung der Zeit gefolgt. Er hat den Faden der Erzählung der Begebenheiten fortgeſponnen und, ohne ſich um die Hülle und das Äußere ängſtlich zu bekümmern, den Geiſt und das Weſen der Dinge ins Licht zu ſetzen geſucht. Daß er ſeine Zeit und die Geſinnungen und Beweggründe der Menſchen, alſo die Mittel ſie zu leiten und zu regieren, vortrefflich verſtanden hat, oder, mit anderen Worten, daß er der praktiſchen und poſitiven Politik ganz mächtig war, während Machiavelli nicht nur früher als Gegner der Medicis, ſondern auch ſpäter als ihr Rathgeber mehr der doctrinären Politik ſich befliß, ſieht man ſchon daraus, daß ſein Werk und Philipp von Comines' Geſchichte die unzertrennlichen Begleiter Karl's V. waren.

Guicciardini's Geſchichte war, wie die lateiniſch geſchriebene allgemeine Geſchichte des Präſidenten de Thou, lange Zeit nur verſtümmelt bekannt, weil man alle Stellen gegen den römiſchen Hof und gegen die Kabalen der vornehmen Herren aus ihr weggelaſſen hatte, ſo daß ſelbſt die prächtige Ausgabe, welche Pasquali 1738 in zwei großen Folianten zu Venedig veranſtaltete, der zwei ſeit 1603 überall ausgetilgten und verbotenen Stellen würde entbehrt haben, wenn

nicht der Verleger einen Kunstgriff gebraucht hätte, um sie drucken zu dürfen; doch fehlen auch in dieser Ausgabe noch Stellen. Erst 1775 hat man ein von des Verfassers eigener Hand corrigirtes Exemplar gefunden, welches dann zu Florenz unter dem Namen Friburgo als Druckort in vier Quartbänden herausgegeben ward.

Durch tiefe Menschenkenntniß, scharfen Blick, edeln Sinn und Studium der Alten zeichnet sich Guicciardini aus, den nicht wie Machiavelli der Vorwurf trifft, daß er uns kein Mittel darbietet, seine Machtsprüche zu prüfen und hier und da die Quellen in die Hand zu nehmen; denn Guicciardini erzählt nur Geschichten seiner Zeit oder solche, in denen er selbst handelnde Person war. Übrigens sind wir weit entfernt, mit Bolingbroke, welcher die Menschheit ebenso wie Guicciardini betrachtet, den italiänischen Advocaten dem Thucydides vorzuziehen. Mit Recht fragt der Italiäner Andres, der ihn übrigens verdienter Maßen sehr lobt: „Wo sind bei ihm jene lebendigen Gemälde, jene aus dem Leben genommenen, uns ansprechenden Charakterschilderungen, jene gedrängten Zeichnungen, welche wir an den Alten bewundern?“ Den Styl Machiavelli's und seine ganze Art zu schreiben würden wir, trotz des Mangels an Einfachheit, sowie der in historischen Dingen stets verdächtigen Affectation und Fremdartigkeit der Nachahmung des alterthümlichen Styles, wegen der Gedrängtheit, Bestimmtheit, Klarheit und lichtvollen Ordnung jedenfalls der Breite Guicciardini's vorziehen. Übrigens wird Guicciardini auch dadurch lästig, daß er immer das Eine unter das Andere mischt. Die ewig wiederkehrende, zum spöttischen Sprichwort gewordene Erwähnung des an sich unbedeutenden Krieges der Florentiner mit den Pisanern (s. S. 135), die sehr unangenehmen und ganz unnöthigen Wiederholungen, die lästige Ausführlichkeit, mit welcher er alle großen und kleinen Gründe und Ursachen, die jedem Beschlusse und jeder Berathschlagung zu Grunde lagen, berichtet, machen Guicciardini's Wortreichthum und künstlichen Periodenbau beschwerlich, während Machiavelli's Kunst und Kürze uns auch gegen unseren Willen hinreißt. Wahr ist übrigens, daß kein historisches Werk der Neueren den besseren Alten näher steht, als Guicciardini's Geschichte von Italien zu seiner Zeit. Übrigens sind die von ihm eingeschalteten Reden in einer Zeit, in welcher die diplomatischen

Geschäfte ebenso in Reden, wie jetzt in diplomatischen Noten und Denkschriften, behandelt wurden, nicht so unpassend und lästig, als wir diese Manier gegenwärtig finden würden.

3. Deutsche Literatur und Bildung.

Wir glauben in Betreff des Einflusses der deutschen Literatur auf Leben und Bildung einen anderen Weg einschlagen zu müssen, als derjenige ist, welcher vorher für Italien befolgt worden ist und später auch für Frankreich befolgt werden wird. Die deutsche Literatur ist erst seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts nach und nach für unsere Nation klassisch und für die anderen Völker bedeutend geworden, so wenig es auch den Deutschen früher an Bildung und Wissenschaft gefehlt hat. Eine deutsche Literatur gab es schon darum nicht, weil unsere Nation nicht einem deutschen, sondern einem römischen Kaiser gehorchte und einem römischen Reiche, sowie einer römischen Kirche angehörte. Die deutschen Gelehrten fuhren daher, wenn sie allgemein gelesen werden wollten, auch dann noch fort, in der römischen Sprache zu schreiben, als die Italiäner, Spanier, Franzosen und Engländer schon längst aufgehört hatten, die Gegenstände, welche vor das große Publikum gehörten, lateinisch zu behandeln. Wir können aus diesem Grunde auch bis über die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts hinaus, zwar stets von einer stillen, erfreulichen, dem deutschen Privatleben und dem sehr beschränkten Zustande unserer mittleren Klassen angemessenen Bildung reden, aber von keiner glänzenden Literatur oder von glänzenden Anstalten zu ihrer Pflege, wie diejenigen waren, welche schon König Franz I. von Frankreich in seiner Hauptstadt errichtete. Bildung und Ton der Zeit können also in Betreff des deutschen Volkes nicht, was bei den Italiänern und Franzosen möglich ist, an einzelnen bis auf unsere Tage klassisch gebliebenen Nationalwerken, wie selbst das garstige Buch vom Gargantua und Pantagruel in Frankreich noch gegenwärtig ist, anschaulich gemacht werden, sondern dies muß auf eine andere Weise geschehen. Wir müssen nämlich, weil keine klassischen Werke der Deutschen vorhanden sind, das Streben einzelner Männer unseres Volkes, unter ihren Schülern die alterthümliche Bildung und das Urchristenthum zu verbreiten, hervorheben. Es

wird sich dabei von selbst ergeben, daß die Wissenschaft und Kunst der Alten, welche in Italien ein Luxus und Zeitvertreib der Vornehmen und Reichen war, und in Frankreich gleich anfangs einen ungeheueren Aufwand und königliche Freigebigkeit in Anspruch nahm, in Deutschland ganz im Stillen den gedrückten edelen Seelen ihre Armuth erleichterte. Dies würde schon allein daraus hervorgehen, daß Luther, welcher sogar nach seiner Feinde Zeugniß durch angeborenes Talent und erworbene Wissenschaft der ausgezeichnetste Mann in Deutschland war, ohne irgend eine Beschwerde Armuth und Mangel getragen haben würde, wenn man ihm nur die Freiheit des Denkens und Lehrens gegönnt hätte. Sein Freund Melanchthon, der weise und freundliche Gründer der deutschen Mittelschulen, denen unser Vaterland weit mehr verdankt, als den Prunkanstalten der Universitäten, obgleich sie ohne diese nicht hätten werden oder bestehen können, gehörte freilich durch seinen Vetter Reuchlin den höheren und reicheren Klassen an; auch er war aber viel stolzer darauf, daß er der Elementarlehrer für die künftigen Gründer neuer Mittelschulen war, als auf irgend eine Entdeckung, die ihn unter den Gelehrten verewigt hätte.

Das Grübeln, das Sammeln und die Freude am stillen Forschen haben der deutschen Nation oft den Spott ihrer Nachbarn zugezogen; diese wußten aber nicht, daß unsere Geistlichen, Schullehrer und Magister über der Befriedigung, welche die Studien selbst ihnen gewährten, die Ansprüche vergaßen, welche nicht hätten befriedigt werden können, ohne das Volk zum Lastträger der Civilisation und des Schimmers seiner Gelehrten zu machen. Hat doch Luther die Reise nach Augsburg zum Kardinal Cajetanus, vor welchem er dort in einem geliehenen Kleide erschien, zu Fuße und die Fahrt auf den Wormser Reichstag (s. S. 342 und 370) in einer Art Bauernkarren gemacht! Auch Melanchthon, der doch in guter Gesellschaft aufgewachsen war, machte, als er von Tübingen nach Wittenberg gezogen war und hier zum ersten Male auftrat, durch seine dürftige und unansehnliche Erscheinung sogar auf Luther selbst einen sehr unangenehmen Eindruck. Luther beschreibt ihn bei dieser Gelegenheit als ein kleines Männchen, und stellt, nach seiner komischen Art zu schildern, ihn gerade so dar, wie wir etwa einen Tübinger

Stiftler, der durch Mangel an Luft und Licht Jahre lang der Welt entfremdet war, beschreiben würden; er fügt aber hinzu, daß, sobald Melanchthon seine Rede begonnen habe, alle Wittenberger erkannt hätten, daß Tübingen ihnen einen großen Mann überlassen habe, welcher den besten Italiänern zu vergleichen gewesen sei.

Zwei Jahrhunderte lang hat die deutsche Nation um die Frage zu kämpfen gehabt, ob ihre Staats-Religion eine für Künstler, Dichter, Könige, Fürsten, Grafen und Ritter passende bleiben oder eine moralisch bürgerliche werden solle. In diesem Kampfe für ein geistiges Gut mußten alle äußeren Güter aufgeopfert werden, und man entsagte endlich sogar der politischen Freiheit, um nur der Glaubens- und Lehrfreiheit genießen zu können. Daher kann denn auch schon ein einziger Blick auf die Spanier, Italiäner und Franzosen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts uns zeigen, welche Art von Civilisation die Gelehrten Deutschland's zu gründen suchten. Sie wollten nicht, gleich denen Italien's und Frankreich's, große und glänzende, den Staat belastende Anstalten gründen oder große und berühmte Gelehrte bilden; sie wollten vielmehr durch gelehrte Schulen eine geistige und sittliche Bildung unter dem Mittelstande und durch ihn im Volke verbreiten. Dies gelang, und Deutschland allein zeichnete sich vor allen Ländern Europa's, selbst England nicht ausgenommen, von jeher dadurch aus, daß auch der Geringste und Ärmste mit wenigen Kosten zur höchsten Bildung gelangen konnte. Sobald sich daher im sechszehnten Jahrhundert die theologischen, in barbarischem Latein geführten Streitigkeiten über die Concordien-Formeln und die symbolischen Bücher ein wenig gelegt hatten, blühte bei den Deutschen auch die Poesie, besonders die geistliche und mystische, neu auf, und Deutschland's Astronomen fanden die ewigen Gesetze des Weltenumlaufes, von welchen die Alten keine Ahnung gehabt hatten. Daß nachher im siebenzehnten Jahrhundert ein Stillstand erfolgte, daran waren die Nation und auch die Gelehrten nicht Schuld.

Um dies im Einzelnen zu zeigen, gehen wir von einer Ansicht aus, welche nicht ganz irrig sein kann und, auch wenn sie es wäre, zu dem Zwecke, zu welchem sie hier gebraucht werden soll, gleichwohl dienen könnte. Diese Ansicht ist: daß eines Theils Luther und Melanchthon ebenso für die Bildung der deutschen

Nation, wie für die Religionsſtreitigkeiten, die Hauptperſonen des ſechszehnten Jahrhunderts waren, und daß anderes Theils Tübingen, Wittenberg, Heidelberg und Prag in dieſem Jahrhundert und in den erſten zehn Jahren des folgenden nach einander die Hauptſitze und Pflanzſchulen deutſcher Wiſſenſchaft waren. Da nun Melanchthon ſowohl für Tübingen, als für Wittenberg die Hauptperſon war, ſo reden wir von ihm und von Luther, welcher ebenfalls in Wittenberg lehrte, zuerſt, und verſparen das, was von Heidelberg und Prag ausging, auf den folgenden Band, in welchem die zweite Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts behandelt werden wird.

Melanchthon's Wirkſamkeit hängt mit Reuchlin's und Ulrich's von Hutten Kampf für Licht und Freiheit und für edele Humanitäts-Bildung enge zuſammen, und die von ihm in Heidelberg begonnenen Studien trugen erſt in Tübingen, wo er ſchon in ſeinem ſechszehnten Lebensjahre eine Lehrſtelle erhielt, Früchte. Wir handeln daher zunächſt von Tübingen, und gehen dann auf Wittenberg über, von wo nachher Melanchthon wie aus einer Miſſions-Anſtalt Boten des Lichts in alle Gegenden Deutſchland's ſendete. Wir glauben an ſeine Geſchichte um ſo mehr unſeren Bericht anreihen zu können, als wir wegen deſſen, was hier übergangen wird, auf eine Abhandlung verweiſen können, welche der würtembergiſche Pfarrer Heyd in der Tübinger Zeitſchrift für Theologie vom Jahre 1839 niedergelegt hat. Unſere Bemerkungen beſchränken ſich indeſſen vorerſt auf die Bemühungen der proteſtantiſchen Gelehrten um die allgemeine Bildung Deutſchland's, weil dieſe bis zur zweiten Hälfte des ſechszehnten Jahrhunderts allein ſtanden, und erſt dann die Jeſuiten verſuchten, in ihrem Sinne und unter ihren Glaubensgenoſſen Eifer für die Wiſſenſchaft zu erwecken. Der Orden der Jeſuiten erlangte gerade dadurch die Bedeutung, von welcher im folgenden Bande die Rede ſein wird, daß er, das Bedürfniß der Zeit in Bezug auf höhere Bildung anerkennend, den Proteſtanten nicht das Verdienſt um die Schulen und Wiſſenſchaften überlaſſen wollte, ſondern ebenfalls Schulen gründete, um das Wiſſen mit Wiſſen zu bekämpfen. Melanchthon's Schulen und freie Wiſſenſchaft erhielten gerade zu der Zeit, als die Jeſuiten die ihrigen errichteten, einen tödtlichen

Stoß, weil die blinden Lutheraner, die Osiander und Consorten, mit der Concordien-Formel Unfug trieben, die freien Seelen aus Melanchthon's Schule als halbe Reformirte oder, wie man sie nannte, als Krypto-Calviniſten verfolgten, und durch die Regierungen den Deutſchen eine neue dogmatiſche Scholaſtik, ein ganz geſchmackloſes und ſteifes Formelnweſen aufzwangen. Unſer Bericht über Melanchthon's Bemühungen und Verdienſte ſoll daher zeigen, daß dieſer Mann, ſowohl unter den Anhängern der neuen, als der alten Lehre wiſſenſchaftliches Leben weckte und einen Kampf der Wiſſenſchaft veranlaßte, der allein Leben gibt, da in der Ruhe der Tod iſt, wie die Ruhe im Tode.

Melanchthon verdankte ſeine Bildung ſeinem Vetter Reuchlin, mit welchem er ſchon in Pforzheim zuſammentraf, wo er die Schule beſuchte, und im Hauſe von Reuchlin's Schweſter wohnte. Dieſer Gelehrte, welcher bekanntlich ſchon ein vornehmer und furchtſamer Reformator deutſcher Studien war, ermunterte ſeinen kleinen Vetter, durch Privatunterricht Griechiſch und Hebräiſch zu erlernen, weil beide Sprachen damals noch nicht in der Schule gelehrt wurden. Rührend iſt dabei, was ſowohl Melanchthon ſelbſt, als auch Reuchlin in ſeinen Briefen von den einfachen Verhältniſſen jener Zeit und von dem Verkehr des Letzteren mit dem jungen Mann, den er ſchon in Tübingen zum Reformator der deutſchen Schulen und Studien beſtimmte, erzählt.

Stuttgart, wo Reuchlin bis auf Eberhard's I. Tod als Hofrichter wohnte, und Tübingen, wohin er oft kam, um Gericht zu halten, vereinigten ſchon zu der Zeit, als der Streit wegen der Verbrennung der rabbiniſchen Schriften begann (ſ. Th. X. S. 449 ff.), eine Anzahl beſcheidener, mit ſehr Wenigem zufriedener Männer, welche, wenn ſie in Rom, Mailand oder Florenz gelebt hätten, weltberühmt geweſen ſein würden. Wir nennen nur einen Stöffler, Bebel, Braſſicanus und Simmler. Unter dieſen Männern iſt in Hinſicht auf die Verbindung der Mathematik mit dem Studium des Alterthums, welche in den von Melanchthon's Schülern eingerichteten Schulen eingeführt wurde, vor allen Anderen Stöffler wichtig, weil die Nation es ihm verdankte, daß ſie am Ende des Jahrhunderts einen Kepler erhielt, welchen Alle neben Newton, wir über ihn ſetzen, weil er zugleich Aſtronom und Platoniſcher

Philosoph und Dichter war, während Newton über der Offenbarung Johannis grübelnd, rechnend und deutelnd brütete. Stöffler war in der Mathematik und Astronomie der Nachfolger des Peurbach und Regiomontanus, deren große Verdienste um Astronomie und zugleich um allgemeine Literatur bereits früher (s. Th. IX. S. 432 f.) dargelegt worden sind. Regiomontanus war der Erfinder der Instrumente, mit denen die Beobachtungen erneut wurden, welche Claudius Ptolemäus und Hipparchus gemacht hatten. Sein Schüler Walter verbesserte dieselben und als beide Männer die Unrichtigkeit der astronomischen Tafeln, deren man sich bis auf ihre Zeit bedient hatte, erkannten, berechneten sie neue. Ganz Europa staunte, als zwei Deutsche eine neue Berechnung der Himmels-Veränderungen *) bekannt machten, welche kein Italiäner zu verfertigen im Stande war. Pabst Sixtus IV. rief deshalb den Regiomontanus nach Rom, bediente sich seiner zur Verbesserung des Kalenders, und machte ihn zum Bischof von Regensburg. Regiomontanus starb 1476 in Rom; sein Schüler Walter aber, welcher bis 1504 lebte, setzte die Beobachtungen und Berechnungen desselben fort.

In die Spuren dieser Männer trat Melanchthon's Lehrer Stöffler, der Gründer der mathematischen Schule in Tübingen und der Urheber der Kalender. Er wandte die Arbeiten, welche seine beiden Vorgänger nur für die Astronomen gemacht hatten, für das Volk an, indem er das, was die Astronomen Ephemeriden nannten, zum Kalender machte. Seine Kalender der ersten zwei- unddreißig Jahre des sechszehnten Jahrhunderts wurden in ganz Europa als eine willkommene Erscheinung begrüßt. Stöffler war zugleich ein geschickter Mechanikus, und hielt zu Tübingen stark besuchte Vorlesungen über Mathematik, über Astronomie und besonders über mathematische und physische Geographie, was in Bezug auf die Fortschritte der deutschen Cultur besonders deshalb zu bemerken ist, weil man damals noch keine Bücher über diese Gegenstände besaß. Stöffler hielt täglich Vorlesungen und nützte durch dieselben mehr, als durch Bücher. Er war es, durch welchen Melanchthon bewogen wurde, den Aratus ins Lateinische zu

*) Ephemerides astronomicae ab anno 1475 ad 1506.

übersetzen; er war es, der den Sebastian Münster bildete, welcher nachher von Basel aus für die Geographie und ihre Cultur ebenso wirkte, wie sein Studiengenosse Melanchthon von Wittenberg aus für die Einführung der Mathematik in die Schulen. Die Jesuiten fanden sich dadurch genöthigt, die mathematischen und exacten Wissenschaften auch in den katholischen Schulen eifrig betreiben zu lassen.

Was Stöffler für die mathematischen und geographischen Wissenschaften leistete, thaten Bebel für die lateinische Sprache und ihren Ausdruck und Reuchlin für das Hebräische und Griechische. Bebel's Latein zog den Melanchthon von Heidelberg nach Tübingen, wo er und eine Anzahl anderer Männer, wie Heinrichmann, Brassicanus, Coccinius und Altenstaig, eine Art gelehrten Bund gegen das Küchenlatein und die Barbarei ihrer Zeit schlossen. Von Bebel und Brassicanus lernte Melanchthon, der dies in den von ihm 1544 herausgegebenen Briefen an und von Reuchlin ausdrücklich ausspricht, die Gelehrsamkeit für das Leben fruchtbar machen und so gleich den von uns früher genannten Italiänern den Geschmack der Nation in den gelehrten Schulen bilden, statt daß diese bisher blos das Gedächtniß gefüllt hatten. Dies beabsichtigte Bebel durch seine Vorträge über lateinische Schriftsteller, und dahin zweckte auch der Eifer der genannten Männer für die lateinische Stylistik, weil alle Glieder der höheren Klassen damals nur Lateinisch zu schreiben pflegten, und Latein, nicht Französisch die allgemeine europäische und diplomatische Sprache war. Mit der genauen Nachahmung des Styles der hochgebildeten Patricier von Rom war nothwendiger Weise auch eine Verbesserung des Tones der guten Gesellschaft verbunden.

Für die griechische Sprache oder vielmehr für das Lesen griechischer Schriftsteller benutzte Melanchthon einen Magister Hildebrand, den er sehr rühmt, von welchem wir aber keine Bücher kennen. Auch Simmler gab ihm Privatanweisung. Nimmt man dazu, daß Oekolampadius, der auf mehreren Universitäten Italien's gewesen war, gemeinschaftlich mit Melanchthon für die Verbreitung und Vervollkommnung der Hülfsmittel des Griechischen in Deutschland arbeitete, und daß er ebenso eine Gesellschaft für das Griechische stiftete, wie Bebel eine für das Lateinische

gestiftet hatte, so wird man erkennen, was Tübingen für die Cultur Deutschland's war, ehe es durch Wittenberg verdunkelt wurde, und was Melanchthon, schon ehe er Professor in Wittenberg ward, also vor seinem einundzwanzigsten Jahre leistete.

Die Art Professur, welche Melanchthon in Tübingen hatte, hielt ihn in einer unteren Stellung; die politischen Verhältnisse Würtemberg's aber waren nach des edeln Eberhard I. Tode von der Art, daß es ein Glück für Deutschland war, als Melanchthon, nachdem er in Tübingen nicht blos in den alten Sprachen und den mathematischen Wissenschaften, sondern auch in Geschichte, Philosophie und Beredsamkeit sich ausgezeichnet hatte, im Jahre 1518 nach Wittenberg berufen wurde, wohin aus Deutschland wie aus der Fremde alle Freunde des Lichtes zu Luther strömten. Hier allein war Gelegenheit, das Ziel zu erreichen, welches Melanchthon dort wirklich erreicht hat, wie selbst seine Zeitgenossen dadurch anerkannten, daß sie ihn den Schullehrer aller Deutschen (Praeceptor Germaniae) nannten. Er selbst sagte, die Reinigung aller Wissenschaften und Unterrichtsweisen auf hohen und niederen Schulen vermittelst eines zweckmäßigen Studiums der Alten und einer gesunden Philosophie sei die Aufgabe seines Lebens. Dies konnten freilich sehr viele seiner Zeitgenossen, welche nur für theologische Klopffechtereien Sinn hatten, nicht verstehen.

Melanchthon's erstes Auftreten in Wittenberg (August 1518) schildert Luther in einem munteren Briefe ganz meisterhaft, indem er das Unansehnliche und Unbedeutende seiner Person und seiner Äußerlichkeiten mit dem Glänzenden und Alle Ergreifenden seiner Antrittsrede in Contrast stellt. Diese Rede handelte von dem, was so eben Zweck und Ziel von Melanchthon's ganzem Leben genannt worden ist, von der Verwandlung der höheren und niederen Schulen Deutschland's in Anstalten für die Bildung zur ächten Humanität (De corrigendis studiis). Sie muß Luther's Beifall besonders deshalb erhalten haben, weil in ihr die scholastische Philosophie und die Freunde derselben sehr übel wegkamen. Melanchthon's Auftreten als Lehrer kündigte den Deutschen eine Rückkehr ihres Jugendunterrichtes von Prudentius und Consorten zum Homer und von Thomas von Aquino und seines Gleichen zum Apostel Paulus an; denn er las gleich anfangs sowohl über

die Iliade, als über den Brief an die Römer. Seine ganze Richtung war die der gelehrten Italiäner, welche aus der alten Literatur eine neue zu erwecken und das ganze Volk zur höheren Bildung zu rufen, nicht das Land mit wortklaubenden Philologen und citirenden, übergelehrten Akademikern zu füllen suchten. Die Verhältnisse rissen ihn aber später in die trostlose theologische Polemik, welche nach Luther's Tode in Deutschland erwachte, und die Streitigkeiten zwischen den Calvinisten und Lutheranern, den Philippisten oder Krypto-Calvinisten und den Anhängern der in Tübingen geschmiedeten Concordien-Formeln und wiederum aller dieser protestantischen Parteien mit den Jesuiten führten am Ende einen blutigen Religionskrieg herbei, und verhinderten, daß der von Melanchthon ausgestreute Samen in Deutschland die Früchte brachte, deren sich Frankreich schon im sechszehnten, besonders aber im siebenzehnten Jahrhundert erfreute.

Melanchthon, welcher durch seine unter gebildeten Frauen verlebten Knabenjahre, durch Reuchlin's Umgang und durch seine zwar munteren, aber von aller Rohheit entfernten und nach höherer Bildung strebenden Universitäts-Freunde von dem rohen Wesen der in Klöstern oder in klösterlichen Schulen gebildeten Gelehrten seiner Zeit und ihrem Schimpfen, Schelten und Poltern fern gehalten worden war, arbeitete zu Wittenberg unaufhörlich darauf hin, in Deutschland den Geschmack und Ton der guten Gesellschaft des alten Griechenland und Rom zu verbreiten. Er erklärte den Quinctilian, den Cicero und Virgil besonders in Bezug auf Nachahmung; denn er übersetzte selbst Vieles aus dem Griechischen in reines Latein, indem er es seinem Freunde Luther überließ, die Muttersprache auf die Weise, wie dieser gethan hat, zu vervollkommnen. Melanchthon übersetzte die vorzüglichsten im Thucydides vorkommenden Reden, sowie die des Demosthenes und des Isokrates Rede vom Frieden, ferner des Theognis Weisheitssprüche, des Lucian Rede gegen die Verleumdung, den Pindar und den Euripides. Er verfaßte ferner in einer Zeit, wo es in Deutschland noch ganz an Lehrbüchern fehlte, mit dem Lehrtalent, welches ihn auszeichnete, gut geschriebene Handbücher über Grammatik, Rhetorik und Mathematik. In Betreff der letzteren Wissenschaft verfaßte er einen kurzen Inbegriff der Elemente Euklid's. Er

schrieb außerdem über Tacitus Germania, machte Einiges von der Astronomie des Ptolemäus bekannt, förderte die seiner Zeit sehr berühmte Chronik seines Landsmannes Naucler zum Drucke und ordnete sie besser, und schrieb selbst einiges Historische, unter Andern eine Geschichte Ludwig's des Baiern. Seine sämmtlichen Werke mußten, obgleich sie vier Folianten füllen, von 1568 bis 1601 in Straßburg viermal neu aufgelegt werden, und seine Reden erschienen besonders in sechs Octav-Bänden.

Ein Blick auf die Wirkung der bescheidenen Männer, welche in Melanchthon's Spuren traten, wird zeigen, daß diese Männer, trotz der widrigen Zeitumstände und trotz des Mangels an Aufmunterung, für die eigentliche Volksbildung und die stillen, allein beseligenden Studien der als Kabinets-Gelehrten verachteten Deutschen mehr leisteten, als die glänzenden, prahlenden Unsterblichen unter den Franzosen, die Scaliger, die Saumaise, die Casaubonus. Wollten wir die Verdienste jener Männer richtig würdigen, so müßten wir, weil sie mehr wirkten als schrieben, der einzelnen Geschichten ihres Lebens ausführlicher gedenken, als der Zweck dieses Werkes erlaubt; es sollen daher, um das Gesagte klarer zu machen, nur einige wenige Namen und Notizen angeführt werden.

Unter den Männern, welche, wie Melanchthon, unabläßig bemüht waren, durch Lehre und Unterricht das Dunkel der deutschen Schulen zu erhellen, ist billig zuerst sein älterer Freund, Eobanus Hessus, wie er nach seinem Geburtslande genannt wurde, anzuführen. Dieser Mann war schon enge mit Melanchthon verbunden, als er noch in Tübingen lebte. Er lehrte nach Melanchthon's Weise zu Nürnberg und Erfurt, wo er Professor der Dichtkunst und Geschichte war, und starb schon 1540. Ein zweiter Melanchthon war der Pfälzer Camerarius, welcher eine vortreffliche Biographie Melanchthon's geschrieben hat. Er war der erste ausgezeichnete Mann einer Familie, die sich um deutsche Wissenschaft und auch um deutsche Staatsgeschichte große Verdienste erworben hat. Seine Söhne und Enkel traten alle in seine Spuren; der berühmteste unter den Letzteren war des unglücklichen Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz Kanzler, und ward später vom schwedischen König Gustav Adolf in seine Dienste gezogen, weil er

für den vorzüglichsten deutschen Staatsmann galt. In der Pfalz war, so lange Kurfürst Ludwig V. und sein Bruder Friedrich lebten, für Aufklärung und Religionsverbesserung nichts zu thun; denn Melanchthon's Schüler Grynäus und seine Freunde Sebastian Münster und Hermann von dem Busche verließen Heidelberg, weil sie mit den fünfzig oder sechszig Gulden Gehalt, die man den dortigen Professoren gab, nicht leben konnten. Camerarius richtete aber die Nürnberger Gelehrtenschule ein, welche durch ihren Rector, Eobanus Hessus, eine der ersten Pflanzschulen klassischer Wissenschaft und Beredsamkeit in Deutschland ward. Camerarius selbst wurde nach Tübingen und von dort nach Leipzig berufen, wo er 1574 starb. Wenn man einen Blick auf seine in Jöcher's Gelehrten-Lexicon aufgezählten Schriften wirft, so muß man über die Menge und Mannichfaltigkeit derselben erstaunen. Sie umfassen das ganze Alterthum, und keine von ihnen ist ganz unbedeutend. Sie verdienen auch immer gelesen zu werden, und man muß sehr bedauern, daß sie von den nach Neuem haschenden Zeitgenossen nicht öfter und aufmerksamer gelesen werden. Schade ist es, daß die von Camerarius verfaßte Geschichte des Schmalkadischen Krieges, die man bei Freher findet, in griechischer Sprache geschrieben ist; hätte er sie deutsch geschrieben, so würden wir im Betreff einer wichtigen Periode der deutschen Geschichte ein im Geiste der Alten verfaßtes lesbares Werk in der Muttersprache und für das große Publikum besitzen, welches uns jetzt ganz fehlt.

Neben den genannten Männern ist zunächst Holzmann anzuführen, welcher seinen Familiennamen gräcisirte und in Xylander umwandelte, wie auch Melanchthon es mit dem seinigen (Schwarzerd) gemacht hat. Er war zugleich als Mathematiker und als Kenner und Übersetzer der Alten in solchem Grade ausgezeichnet, daß es schwer zu sagen ist, ob er seinem Vaterlande, in welchem damals die griechische Sprache noch wenig verbreitet war, mehr durch sein Leistungen in der Mathematik oder durch seine Übersetzungen der Griechen genützt hat. Man mußte sich nämlich beim Mangel aller Wörterbücher und Grammatiken durch lateinische Übersetzungen zum Erlernen des Griechischen verhelfen. Das Vaterland war ebenso undankbar gegen Xylander, als später gegen den größten Mann des siebenzehnten Jahrhunderts, Kepler. Der Letztere kam

im Mangel um; Xylander, welcher um ganz elenden Lohn übersetzen mußte, arbeitete sich zu Tode. Er starb 1576. Kästner in seiner Geschichte der Mathematik hat ihm als Mathematiker ein würdiges Denkmal gesetzt, ohne ihn declamatorisch zu preisen. Was Xylander leistete, wird aus einer bloßen Aufzählung seiner Arbeiten ersehen werden können. Er übersetzte den Plutarch, den Strabo, den Cedrenus und Scylitzes, des Psellus Schrift über mathematische Wissenschaften, den Dio Cassius, des Kaisers Marc Aurel Buch „An sich selbst", den Theokrit, den Phlegon und des Diophantus höhere Arithmetik, welche letztere Übersetzung zu den wenigen einigermaßen bezahlten gehörte, indem der Herzog von Würtemberg ihm fünfhundert Thaler für dieselbe gab. Xylander übersetzte ferner das Buch des Stephanus Byzantinus über die Städte, den Pausanias, das Leben des Proclus von Marinus, den Antoninus Liberalis, des Apollonius Wundergeschichten, das ähnliche Buch des Antigonus und den Diodorus Siculus. Den Polybius übersetzte er ins Deutsche. Außerdem schrieb er eine große Zahl mathematischer, optischer und astronomischer Schriften, sowie Erklärungen des Homer und Horaz und eine Euklideische Algebra.

Zu den Männern, welche, von Melanchthon ermuntert und unterrichtet, ihr Leben dem Vaterlande widmeten, ohne eine andere Belohnung zu suchen, als das Bewußtsein die Geistesbildung der Deutschen mächtig gefördert zu haben, gehören auch die beiden Brüder Lotichius. Der Eine von ihnen war Abt zu Schlüchtern im Hanauischen, der Andere ward von diesem zur Errichtung einer gelehrten Schule in Schlüchtern gebraucht. Beide waren zu ihrer Zeit durch ganz artige lateinische Gedichte berühmt; hier sind sie aber als Mitgründer der neueren Studien zu erwähnen. — Andere Männer, die sich durch die Verbreitung der alterthümlichen Studien und des Geistes der Alten ausgezeichnet haben, werden im folgenden Bande erwähnt werden, wenn von der Blüthe der reformirten Studien in Heidelberg und von Prag die Rede ist. Hier, wo wir nur von Wittenberg reden, müssen wir noch ganz kurz Luther's und des von ihm ausgehenden Theiles der deutschen Bildung handeln.

Da im sechszehnten Jahrhundert Alles, was in Deutschland öffentlich gethan, geredet und geschrieben wurde, sich mehr oder minder auf Luther bezog oder von ihm und seinen Freunden ausging, so müßten eigentlich Luther's Schriften hier sehr ausführlich durchgegangen werden. Dies erlaubt jedoch der Inhalt derselben nicht, weil wir alles Theologische und jede Controvers vermeiden. Es ist aber auch nicht nöthig, an diesem Orte auf die einzelnen Schriften einzugehen, da die ganze vorhergehende wie die zunächst folgende politische Geschichte Deutschland's sich nur mit Luther beschäftigt, und dabei der wichtigeren Schriften desselben oft ausführlich gedacht werden muß. Wir wollen daher nur mit wenigen Worten Luther's Beziehung auf deutsche Literatur, Dichtung und Sprache andeuten.

Luther hat vermittelst seiner Bibel-Übersetzung nicht allein den Grund zu einer Büchersprache gelegt, sondern es ward auch durch ihn ein bestimmter Dialekt allen Deutschen zur Regel gemacht, und die Bibelsprache Luther's leistete in Deutschland das, was in England durch den Conversations-Ton der guten Gesellschaft von London und in Frankreich durch den Pariser Ton bewirkt worden ist. In Folge der Bibel-Übersetzung Luther's hat ein deutscher Normaldialekt die übrigen aus der Literatur verdrängt und die Nation ein Buch voll Muster der Behandlung aller Gattungen der Poesie und Prosa erhalten. Von dem Hohenliede, dem Hiob und den Psalmen an bis zur patriarchalisch idyllischen Geschichte des ersten Buches Mosis und des Buches Ruth welche Mannichfaltigkeit! Und wie meisterhaft paßte Luther im Hiob und in den Psalmen seinen deutschen Ausdruck dem Sinne an! Er traf, wie das auch bei dem Latein der Vulgata, der er oft folgt, der Fall ist, meisterhaft und instinktmäßig den Geist und Ton der Zeiten und Verfasser, und schuf auf diese Weise, da seine Bibel ein Lesebuch des protestantischen Theiles der deutschen Nation ward, für diesen eine Sprache und eine Art geistlicher Bildung, welche man bei denen, die dem alten Glauben treu blieben, und die ein jeder in seinem nicht ausgebildeten Dialekt oder in der lateinischen Sprache seiner Kirche schrieben, gänzlich vermißt.

Luther's Bibel-Übersetzung mag an vielen Stellen ungeachtet der Hülfe, welche sein Freund und Collège Melanchthon, der wie ein

Rabbiner Hebräisch und wie ein in Griechenland geborener Gelehrter das Griechische verstand, ihm geleistet hat, hier und da im Einzelnen unrichtig sein. Dergleichen Mängel kann der Theologe des Katheders verbessern; wenn es aber darauf ankommt, das Leben, das Wesen und den Geist einer von Gott, nicht von industrieller Weisheit erleuchteten oder von Herder's Posaune betäubten Zeit wiederzugeben, so steht Luther allein, und der Deutsche kann nur von ihm die Sprache erlernen, die das Herz trifft. Wir finden es daher ganz natürlich und recht, daß die Gelehrten unserer Zeit andere, dem Fortschritte der Zeit angepaßte Übersetzungen gefertigt haben; sie werden aber nie bewirken können, was Luther's Bibel bewirkt hat. Diese ist unter uns ebenso national geworden, wie Homer es unter den Griechen war. Wie bei uns Luther's Übersetzung der Bibel früher das Lesebuch der ganzen Nation vom letzten Proletarier an bis zum ersten Fürsten ward und hier und da noch ist, so waren in Frankreich Plutarch's Lebensbeschreibungen alter Helden, welche im fünfzehnten Jahrhundert übersetzt wurden, ein Lesebuch, und blieben es aus demselben Grunde, aus welchem Luther's Übersetzung sich erhalten wird. Luther und die französischen Übersetzer Plutarch's haben das, was sie übersetzten, im Sinne des Volkes, dem sie angehörten, mit dem Herzen, nicht mit dem Verstande aufgefaßt und so wiedergegeben, wie es ihnen in ihrer Zeit erschien; sie haben also Sprache und Sache begeistert wieder geschaffen, wie es für ihre Zeit paßte, nicht wie es dem Wortsinne nach einst war. An dem neuen Meisterwerke der Deutschen ließen sich daher auch viele Einzelnheiten tadeln und verbessern, das Ganze aber war unübertrefflich. Auch in unserer Zeit noch ist das, was aus vollem Herzen floß, am besten geeignet, um sich die Sprache und den Geist der besseren Zeiten unseres Volkes anzueignen.

In Bezug auf geistliche Lieder hat Luther, welcher zugleich musikalisch war, selbst vielleicht weniger geleistet, als man oft behauptet; er ist aber der Urheber einer Gattung von Poesie geworden, welche dem deutschen Gemüthe mehr entsprach, als irgend eine andere. Dies hier nachzuweisen, würde nicht passend sein; wir wollen daher nur die Bemerkung hinzufügen, daß Koch in seinem Handbuche der Literatur die Namen von dreißig Männern

nennt, welche sich in der Zeit von Luther bis auf Opitz durch geistliche Gedichte ausgezeichnet haben.

Auch in anderen Zweigen der Volks-Literatur weckte Luther Nacheiferer; die Religionsstreitigkeiten der folgenden zwei Jahrhunderte aber, welche in lateinisch geschriebenen Büchern geführt wurden, erstickten die deutsche Literatur wieder. Wir glauben jedoch andeuten zu müssen, daß uns gerade aus dem vierten und fünften Jahrzehnt des sechszehnten Jahrhunderts einige ächt deutsche und ganz originelle Schriften überliefert worden sind, welche beweisen, wie sehr es zu bedauern ist, daß der in ihnen betretene Weg nicht weiter verfolgt ward. Der erste von den Männern, welche in dieser Beziehung zu nennen sind, ist der Verfasser einer baierischen und einer deutschen Chronik, welcher, weil er in Abensberg geboren war, unter dem Namen Johannes Aventinus bekannt ist. Er schrieb sowohl seine baierische Chronik als seine Chronica vom Ursprunge der alten Deutschen, welche Letztere erst einige Jahre nach seinem 1534 erfolgten Tode gedruckt ward, mit solcher Freimüthigkeit, daß man, weil er Katholik war und doch die Geistlichen sehr hart mitnahm, seine baierische Geschichte arg verstümmelte. Ziegler hat nämlich 1554 des Aventinus baierische Chronik unter dem Titel Annales lateinisch herausgegeben, dabei aber Alles, worauf die Protestanten sich hätten berufen können, ausgelassen. Diese verschafften sich jedoch die Originalhandschrift und ließen sie 1580 durch Johann Cisnerus in Basel herausgeben. Beide Chroniken, nämlich die deutsch geschriebenen, sind nicht blos wegen ihres naiven und freimüthigen Tones, sondern auch darum merkwürdig, weil sie eine Frucht des Studiums der alten handschriftlichen deutschen Literatur und der Archiv-Documente waren, welche der Verfasser durchsucht hatte, und von denen Manches, was er noch benutzen konnte, für uns verloren ist. Mit einer kritischen Geschichtserzählung vertragen sich freilich die so zahlreich aufgenommenen Sagen und Mährchen nicht; dagegen aber passen sie für eine gemüthliche Volks-Belehrung und -Unterhaltung durch Geschichte vortrefflich.

Ein anderes deutsches Buch aus Luther's Zeit ist dadurch merkwürdig, daß sowohl Luther als Melanchthon dasselbe heftig bekämpft haben, und daß es uns zeigt, auf welche Weise die Litera-

tur der damals rasenden, jetzt ungemein friedlichen Wiedertäufer mit der Literatur der Reformatoren contrastirte. Diese Secte verhielt sich zu den Reformatoren gerade so, wie die Radikalen, Socialisten und Communisten unserer Zeit zu den Constitutionellen; auch waren ihre Grundsätze ungefähr dieselben, wie die der französischen Socialisten, wenn man anders Lamennais zu diesen zählen darf. Ihr Hauptschriftsteller war Sebastian Franke, welcher 1500 zu Donauwörth geboren war, und in lateinischer und deutscher Sprache originelle Bücher und Satyren oder, wenn man will, Pasquillen schrieb, zu denen, wie wir weiter unten sehen werden, auch Luther sich herabließ. Er lebte, wie es scheint, vom Bücherschreiben, Bücherdrucken und Bücherverkaufen, und war in Nürnberg, Ulm und Straßburg ansässig, mußte aber aus allen diesen Städten weichen, weil seine furchtbare Schriftstellerei und seine unerschöpfliche Fruchtbarkeit, besonders an Schriften in deutscher Sprache, dem Staate und der Civilisation, welche erst im Werden begriffen war, verderblich zu werden drohten. Seine meisten Schriften fallen in den Zeitraum von 1528 bis 1545, also in eine Zeit, wo die Hauptgefahr, mit welcher Franke's Schwärmerei vom inneren Worte, von einer Totalreform und von der Unwesentlichkeit jeder äußerlichen Form in Staat und Kirche die Reformation bedrohte, nicht mehr viel schaden konnte. Luther ärgerte sich besonders über Franke's impertinente, in lateinischer Sprache abgefaßte Schmähschrift gegen die Weiber; er begleitete die von einem seiner Freunde geschriebene Widerlegung derselben mit einer Vorrede, welche in der ihm eigenthümlichen Art, also nicht gerade milde geschrieben war.

Am heftigsten ward Luther über Sebastian Franke, der ihm an Kenntniß des Wesens deutscher Nation und ihrer Geschichte, sowie an Gewandtheit im Gebrauche der Sprache nicht im geringsten nachstand, durch ein Buch desselben erbittert, welches 1533 unter dem Titel: „Paradoxa oder zweihundert und achtzig Wunder-Reden aus der heiligen Schrift" erschien; wir könnten jedoch eine ganze Reihe von Auflagen dieser mystischen Schrift aufzählen, welche noch 1690 in Riga wieder aufgelegt worden ist. Dem inneren Wesen nach ist dieselbe durchaus nicht so gotteslästerlich, als sie durch die Art, wie ihr Verfasser sich ausdrückte, dem Luther und

Melanchthon vorkommen mußte. Sie enthält z. B. den Satz, es gebe keine Sünde wider Gott, denn was unter Menschen Sünde sei, sei es vor Gott nicht. Sie lehrt ferner eine örtliche und wesentliche Gegenwart Gottes in Pflanzen und Thieren und in Allem, was da ist, so daß also Sebastian Franke auf einen Pantheismus zurückkommt, welcher der ältesten Philosophie zu Grunde lag, wie der Religion der Bramanen, der Buddhaisten und der Chinesen. Nach dieser Philosophie konnte denn auch Christo keine andere Göttlichkeit zugeschrieben werden, als diejenige, welche allen großen, um die Menschheit besonders verdienten Männern zukommt; und dies war es vorzüglich, was die genannten beiden Reformatoren gegen Franke erbitterte, und was auch Calvinus an Servet dadurch rächte, daß er denselben verbrennen ließ.

Eine Sammlung von deutschen Sprichwörtern, welche Sebastian Franke in zwei verschiedenen Zeiten unter verschiedenen Titeln herausgab, enthält, soviel wir wissen, nichts Fanatisches, Schwärmerisches oder Revolutionäres. Sie wurde daher auch sehr oft aufgelegt und fand, trotz des Hasses, welchen Luther gegen Franke hegte, bei Bürgern und Bauern ihre Stelle neben der Luther'schen Bibel. Sie enthält überlieferte Lehren gemeiner Klugheit und verdient der Sammlung, welche Agricola fast um dieselbe Zeit machte, unstreitig vorgezogen zu werden.

Franke hat auch zwei merkwürdige Geschichtswerke verfaßt. Das Eine ist eine allgemeine Geschichte, und führt den Titel: „Chronica, Zeytbuch und Geschichtbibel von anbegin bis auf das jar 1531;" das Andere ist eine deutsche Geschichte und heißt: „Germania d. i. Chronica des ganzen Teutschen Landes und aller Teutschen Völker Herkommen u. s. w." Beide Bücher füllten durch Franke's originelle Weise, die Geschichte in der Muttersprache zu behandeln, eine Lücke, welche die damaligen Gelehrten mit ihrem Streben, die Griechen und Römer nachzuahmen, nicht ausfüllen konnten, so sichtbar aus, und entsprachen so sehr einem allgemein gefühlten Bedürfnisse, daß sie in ganz Deutschland verbreitet wurden und in einer guten deutschen Bibliothek nie fehlen durften. Der Druck von Franke's allgemeiner Geschichte wurde nicht eher erlaubt, als bis der Verfasser erklärt hatte, daß in derselben nichts gegen den rechten Glauben vorkomme. Es fand sich jedoch sehr

bald, daß auch nicht eine Spur von dem, was die Theologen und Juristen des sechszehnten und siebenzehnten Jahrhunderts den im Staate zu duldenden rechten Glauben nannten, in dem Werke enthalten sei, und man machte deshalb dem Verfasser den Vorwurf, daß er alle Ketzer entschuldige und sich ihrer Ketzereien annehme. Ihm sei, hieß es, eine Religion, eine Secte und eine Meinung immer gerade so gut, wie jede andere; er rede von einem inneren Worte, von einem Christus in uns, und dies sei ein großes Verbrechen; denn wenn das wahr sei, so würde ja die Welt gar keiner gelehrten Theologen bedürfen. Als er darüber der städtischen Polizei Rechenschaft geben sollte, konnte er freilich das, was gedruckt war, nicht ableugnen, und er wurde daher aus der Stadt gewiesen. Sein Werk war jedoch zur Zeit der Concordien-Formeln und des Lutherischen Wortglaubens gleich nach Luther's Tode allen gemüthlichen Deutschen so erwünscht und passend, daß wir, wenn dies hier geschehen dürfte, eine lange Reihe von Ausgaben aufzählen könnten, welche im sechszehnten Jahrhundert von demselben gemacht worden sind. Das Verzeichniß dieser Ausgaben werden die Leser leicht in einem der vielen literarischen Handbücher unserer Nation aufsuchen können; wir bemerken nur, daß theils vom Verfasser selbst, theils nach seinem Tode von einem Ungenannten Fortsetzungen hinzugefügt wurden, so daß Franke's Werk schon 1551 zu Ulm in drei Folianten gedruckt ward. Es hatte also die Verketzerung desselben durch die protestantischen Theologen und Juristen und das Zetergeschrei, welches der gelehrte katholische Theolog Cochläus gegen dasselbe erhob, keinen anderen Erfolg, als daß dem Geschichtbuche des Schwärmers noch mehr Leser verschafft wurden.

Franke's deutsche Geschichte ist auch dadurch merkwürdig, daß sich in derselben eine der drei kurzgefaßten Erklärungen (clavis) von Melchior Pfinzing's Theuerdank (s. Th. X. S. 439 f.) findet. Von diesen Erklärungen ist die eine von Melchior Pfinzing selbst, die andere von Sebastian Franke, die dritte von Matthäus Schultes. Alle drei zusammen findet man in einer Schrift von Joh. David Köler, welche Hummel in Nürnberg 1790 herausgegeben hat. Auf dem Titel der von uns gebrauchten deutschen Chronik Franke's steht: „Getruckt zu Bern in Vchtlandt bei

Matthia Apiario vnnd vollendet auf den ersten Tag Martii 1539." Fol. Es sollen aber Ausgaben von demselben Jahre und sogar vom vorhergehenden vorhanden sein, die an anderen Orten gedruckt worden sind. Auch dieses Buch ward oft neu herausgegeben, und noch im Jahre 1598 erschien eine Ausgabe zu Riga.

4. Übergang des klassischen Studiums von Italien nach Frankreich und erste Schritte zu einer neuen französischen Nationalliteratur.

a. Allgemeines.

In Frankreich trat während des sechszehnten Jahrhunderts eine lange Reihe von Männern auf, durch deren Bemühungen das Studium der Alten für die neuere Literatur und für das Leben im Allgemeinen erst recht fruchtbar ward, oder mit anderen Worten, welche dahin gewirkt haben, daß die neuere Bildung, die seit dem vierzehnten Jahrhundert mit Hülfe der alten Literatur so bedeutende Fortschritte gemacht hatte, in Frankreich neue ebenso große und in manchen Fächern noch größere machte. Dieser verdienten Männer waren so viele, und es zeigte sich in Frankreich, was in Deutschland nicht der Fall war, ein solcher Wettstreit und eine solche Gleichheit des Eifers und des strebenden Geistes zwischen den Gelehrten der katholischen und protestantischen Schulen, daß das Einzelne schon des Raumes wegen auf den nächsten Band verspart werden müßte, wenn auch nicht das Meiste von dem, was zu sagen ist, erst der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts angehörte. Wir werden daher erst später, wo von den Italiänern gar nicht mehr, von den Deutschen nur wenig zu reden ist, dieser großen und angestrengten Bemühungen französischer Gelehrten ausführlich gedenken, hier aber in Betreff des Gelehrten uns auf das, was unter Franz I. geschah, beschränken und in Betreff der eigentlich französischen Literatur nur einige Bemerkungen über die in der alten naiven, derben Sprache verfaßten poetischen und prosaischen Schriften machen. Die Letztere ist bekanntlich in unseren Tagen bei denjenigen Franzosen, welche den gebahnten und ausgetretenen Weg platter, aber klarer Rede verlassen wollten, wieder zu Ehre gekommen, weil man in der alten Sprache, wie wir bei Luther, Kraft, Natürlichkeit und Neuheit, im Inhalt Nationalität,

Munterkeit und jenen derben Witz fand, den die Hof-Literatur des ſiebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts nicht duldete.

b. Studium des Alterthums vor Franz dem Erſten.

In Hinſicht auf Politik, diplomatiſche Künſte, Tücke und Argliſt waren die Franzoſen ſchon unter Ludwig XI. und unter Karl VIII. Schüler und auch ſogar Meiſter der italiäniſchen Wiſſenſchaft geweſen. Unter Ludwig XII. ſuchten ſie auch den Unterricht der alten Sprachen und der in Italien blühenden Wiſſenſchaften in ihrem Lande zu begründen, und verbanden, wie die Italiäner im elften und zwölften Jahrhundert gethan hatten, ihre neuen Studien mit dem Studium des römiſchen Rechtes. In den Rechtsſchulen von Bourges, Orleans und Dijon finden wir Spuren klaſſiſcher Studien, welche nicht von der Regierung ermuntert waren. Schon Ludwig XII. ſuchte die Griechen, welche die alten Wiſſenſchaften nach Italien gebracht hatten, auch in Frankreich zu gebrauchen. Er wandte ſich an Johann Laskaris, welchem er ausgezeichnete Ehre erwies, der jedoch erſt unter ſeinem Nachfolger Franz I. mit großem Erfolge als Lehrer aufgetreten iſt.

Auch einen in lateiniſcher Sprache ſchreibenden Geſchichtſchreiber, wie er ihn ſich wünſchte, in Frankreich aber nicht fand, ließ Ludwig XII. ſich aus Italien kommen. Die Kunſt des Lateinſchreibens, die Nachahmung des Styles von Cicero, Livius und anderen Alten ward bekanntlich unter den Italiänern des fünfzehnten und ſechszehnten Jahrhunderts bis zum Abgeſchmackten getrieben. Wer ein Werk über Geſchichte oder Staatsſchriften, welche für ganz Europa beſtimmt waren, geſchrieben haben wollte, der mußte ſie lateiniſch ſchreiben laſſen und ſich eines in der neuen Schule gebildeten italiäniſchen Styliſten bedienen. Ludwig XII. wandte ſich daher, als er die franzöſiſche Geſchichte in zierlichem Latein ſchreiben laſſen wollte, an den Biſchof Stephan Poncher um Rath, und dieſer empfahl ihm den Italiäner Emilio, welcher dann unter dem Namen Paulus Aemilius der Geſchichtſchreiber Frankreich's wurde, das bis dahin nur Chroniken beſeſſen hatte. Paulus Aemilius kam wahrſcheinlich um das Jahr 1499 nach Paris, und der König, der ihn zum Hiſtoriographen ernannt hatte, gab ihm eine Domherrn-Stelle, damit er ungeſtört der Erfüllung ſeiner

Aufgabe obliegen könne. Er arbeitete sein Werk in Hinsicht auf die Form mit solchem Fleiße aus, daß er nicht weniger als sechszehn Jahre lang am Style feilte, ehe er die ersten vier Bücher erscheinen ließ. Im Jahre 1516 gab er diese vier ersten Bücher französischer Geschichten (De rebus gestis Francorum libri IV. Paris. fol.) heraus, und erst zehn Jahre nach seinem Tode (1539) erschien sein aus zehn Büchern bestehendes Werk, welches die Geschichte bis auf den Anfang von Karl's VIII. Regierung enthält, vollständig. Die Beurtheilung dieses Werkes gehört nicht hieher. Die Aufgabe, im Style der Alten zu schreiben und den Franzosen zu zeigen, wie man Latein schreiben müsse, hat Paulus Aemilius erfüllt; denn der gelehrte Latinist Lipsius preist ihn über die Maßen und behauptet, daß sein Werk den Mustern der Alten vollständig entspreche. In Rücksicht der Geschichte selbst wird wohl niemand ihn mit de Thou vergleichen, welcher ebenfalls in klassischem Latein schrieb. — Einen anderen lateinischen Stylisten, welcher schon dem Cäsar Borgia Dienste geleistet hatte, rief Ludwig XII. ebenfalls nach Paris. Dieses war jener Aleander, dessen Eigenschaften Luther mit seiner so bitteren Ironie geschildert hat (s. S. 366). Aleander begann 1508 in Paris Stylistik zu lehren, übernahm aber später die Stelle eines bischöflichen Geschäftsträgers in Rom, und besorgte daselbst neben den ihm aufgetragenen Geschäften seine eigenen so schlau, daß er in kurzer Zeit Kardinal ward.

Um Griechisch zu lehren, ließ König Ludwig XII. den Georg Hermonymus nach Paris kommen; dieser war aber nicht im Stande, das zu lehren, was er selbst nicht wußte. Dagegen weckte der Rector der hohen Schule von Dijon, Pierre Türreau oder Petrus Turrellus, den Eifer eines Franzosen, der sein Schüler war und für die Studien mehr gethan hat, als irgend ein Anderer, weil er des Königs Franz ganzes Vertrauen besaß und dessen würdig war. Pierre Türreau selbst hat zwar auch Mehreres geschrieben, seine Werke verdienen aber hier keiner Erwähnung, und er ist nur wegen seines dankbaren Schülers Pierre Düchatel oder Petrus Castellanus zu erwähnen. Düchatel erlernte vom elften bis zum sechszehnten Lebensjahre durch großen Fleiß das Griechische so gut, daß er von Türreau einer Klasse

vorgesetzt wurde. Daraus geht hervor, daß dieser erste Schöpfer des griechischen Unterrichtes in Frankreich eben so früh anfing, als Melanchthon. Als Düchatel nachher erfuhr, daß Erasmus von Rotterdam, welcher damals diesseit der Alpen für den größten Meister der alten Sprachen und für den besten Lehrer der neuen Wissenschaft galt, in Basel lehre, eilte er von Dijon aus zu ihm, ward in der Frobenischen Druckerei zu Basel Corrector, und erhielt Anweisung von Erasmus. Von Basel begab er sich nach Bourges, wo er die Rechtswissenschaft studirte. Nachher unternahm er eine Reise in die Länder, welche Sitze der alten Cultur gewesen waren, nämlich nach Italien, Egypten, Palästina und Griechenland. Er lehrte auf derselben sogar zwei Jahre lang in Cypern die lateinische Sprache. Diesem Manne verdankt König Franz I. den Ruhm, Paris zum Sitze der Wissenschaft des Alterthums gemacht und in seiner Hauptstadt alle Hülfsmittel der Geistesbildung vereinigt zu haben.

c. Großartige Anstalten des Königs Franz I. zur Reform aller Studien.

König Franz I. war zwar selbst in seiner Jugend ganz vernachlässigt worden; sein Sinn ward aber bald geweckt, und er suchte dann um so eifriger seiner lebhaften Nation die Bildung einer neuen Zeit zu verschaffen, je peinlicher er selbst die Mangelhaftigkeit seiner Erziehung empfand. Die Bekanntschaft mit Italien, wo die Fürsten, die hohe Aristokratie und sogar die Päbste Ruhm und Glanz darin suchten, daß sie Schützer und Förderer der Wissenschaft und Kunst hießen, bewog ihn, nicht blos Hofleute und Schmeichler, sondern auch Dichter und Männer von Geschmack um sich zu sammeln. In dieser Beziehung gab ihm der an sich unbedeutende Dichter Colin einen weit besseren Rath, als der Kardinal du Bellay. Der Letztere empfahl den genialen, aber nichtswürdigen Mönch Rabelais seinem Schutze, der Erstere dagegen den edeln Geistlichen Düchatel, der sich um Wissenschaft und Kunst und deren Verbreitung in Frankreich unsterblich verdient gemacht hat. Düchatel gewann die Gunst des Königs und behauptete sich in derselben; er ward von einem Bisthum zum anderen befördert und durch die Stelle eines Groß-Almoseniers an

den Hof gefesselt. Er war es, der dem Könige den Rath gab, neben der alten dotirten, aber für die neue Zeit unbrauchbaren scholastischen Universität Paris eine neue königliche für diejenige Wissenschaft zu errichten, die man im Mittelalter nicht gekannt hatte und jetzt verschmähte. Der König ging auf diesen Vorschlag ein, und stellte 1530 vier neue, von ihm besoldete Professoren für das Griechische und Hebräische in Paris an, denen dann, um das Mönchs-Latein zu verbannen, 1534 noch ein Professor der lateinischen Beredsamkeit beigefügt ward. Später errichtete man noch drei neue königliche Professuren, eine für Mathematik, eine zweite für römische Philosophie und eine dritte für die Arzneiwissenschaft. Die Errichtung der letzten Professur gab die Veranlassung, daß die mit der Heilkunde verbundenen Wissenschaften endlich auf die Erfahrung und Beobachtung zurückgeführt wurden. Vidius nämlich, der auf Düchatel's Rath von Florenz nach Paris gerufen wurde, ging von den Arabern auf Hippokrates und Galenus zurück; sein Nachfolger, Gautier, der Leibarzt des Königs, zeigte, daß sowohl die Griechen als die Araber die Anatomie nicht so, wie die Wissenschaft es fordere, hatten betreiben können, und der berühmte Schüler desselben, Andreas Vesalius, welcher aus Brüssel nach Paris kam, trat nicht nur in seine Spuren, sondern schuf auch eine ganz neue anatomische Wissenschaft, so daß er als der Gründer der neueren Anatomie angesehen werden kann.

In der ersten Zeit der Regierung des Königs Franz I. kehrte auch Johann Laskaris zurück, welcher jetzt für seine gründliche Lehre den Boden bereitet fand. Ludwig XII. hatte ihn nach Venedig geschickt, von dort war er, als dieser König starb, nach Rom gegangen, wo er zu Leo's X. Zeit eine Anstalt zur Bildung junger Griechen leitete und zugleich einer Druckerei vorstand, und von wo er dann 1515 durch Leo nach Paris gesandt wurde. Hier brachte er das Griechische empor, und wirkte auf Büdé oder Budeus, dessen weiter unten ausführlich gedacht werden wird, ebenso ein, wie Reuchlin auf Melanchthon. Sein Hauptverdienst war, daß er, von Büdé unterstützt, mit Einsicht eine vortreffliche Sammlung von Handschriften auf Kosten des Königs zu Fontainebleau zusammenbrachte.

Franz I. verdarb mit dem Eifer für die Förderung der alten Sprachen und der neuen Wiſſenſchaft einen regen Sinn für die damals in Italien blühende Kunſt, und ſuchte dieſe in Frankreich emporzubringen. Wir wagen jedoch nicht, dieſe Bemühungen zu würdigen, da die Beurtheilung der ſchönen Kunſt wie der lyriſchen Poeſie Anlagen erfordert, welche wir nicht zu beſitzen glauben. Nur das Eine wollen wir anführen, daß Franz mit dem durch ſeine Kunſtwerke in halberhabener Metallarbeit berühmten Benvenuto Cellini in ganz vertrauliche Verbindung trat, und denſelben auch auf einige Zeit mit ſich nach Frankreich nahm. Über das Verhältniß jenes drolligen Künſtlers zu Franz findet man in der von Göthe überſetzten Selbſtbiographie Benvenuto Cellini's anziehende Anekdoten, deren Wahrheit wir freilich, obgleich ſie den Charakter des Königs ſehr gut bezeichnen, oft bezweifeln, weil bekanntlich Benvenuto Cellini in dieſer Schrift ſo kräftig log, daß er es endlich ſelbſt glaubte. König Franz war übrigens in ſeinen Ausgaben für Kunſt und Wiſſenſchaft ebenſo, wie für ſeine Geliebten und deren Anhang, nicht ſowohl freigebig als vielmehr verſchwenderiſch. Es war daher auch ein Glück für Frankreich, daß Düchatel dafür ſorgte, daß die Gelehrten, welche ſein König unterſtützte, vortrefflich gewählt und die Sammlungen von Handſchriften und Alterthümern mit großer Einſicht gemacht wurden.

In Betreff der Einkäufe für dieſe Sammlungen bediente Franz ſich nicht nur des Johann Laskaris, ſondern auch dreier anderer Männer, Peliſſier's, Danès' und Poſtel's. Der Erſtere, welcher übrigens dabei zugleich politiſche Geſchäfte zu beſorgen hatte, wurde nach Venedig geſchickt, wohin die von den Türken vertriebenen Griechen Alles geflüchtet hatten, was ſie mit ſich nehmen konnten. Auch Peliſſier mußte zu dem gleichen Zwecke nach Venedig gehen. Danès aber bereiſte im Auftrage ſeines Königs ganz Italien und Griechenland, ſowie die einſt von Griechen beherrſchten Gegenden Aſien's. Das größte Verdienſt um die von Franz angelegten Sammlungen hatte unſtreitig Wilhelm Poſtel.

Dieſer Mann, welcher von 1510 bis 1581 lebte, war Profeſſor in Paris, gab aber ſeine Stelle auf und reiſte nach Wien, ſowie nach Rom. Hier trat er in den Jeſuiten-Orden, wurde jedoch nachher wieder aus demſelben ausgeſtoßen und bis 1559 ge-

fangen gehalten. Von Rom ging er nach Venedig, und hierauf lehrte er wieder Mathematik zu Dijon. Zuletzt ward er als Indifferentist in ein Kloster gesperrt, in welchem er 1581 starb. Wir erwähnen seiner nur wegen seiner beiden Reisen nach Constantinopel, haben aber nicht herausbringen können, ob und in wie weit Franz ihn dabei unterstützte. Auf jeden Fall hat Postel sich unsterbliche Verdienste um sein Vaterland erworben. Diese bestehen hauptsächlich in seinen Einkäufen von Handschriften, durch welche Vieles, was sonst verloren gegangen wäre, gerettet und an einem Orte wie Paris, wo es für die Fortschritte der Wissenschaft am besten benutzt werden konnte, vereinigt worden ist. Wegen der fünfzig Schriften, welche er verfaßt hat, würden wir ihn hier nicht nennen, weil wir weit entfernt sind, diesen eine Wirkung auf ihre Zeit zuzuschreiben. Postel, welcher das Lateinische, Griechische und Syrische sehr gut verstand, begleitete seines Königs Gesandten La Foreſt nach Constantinopel, und benutzte den Einfluß, den dieser dadurch, daß der König mit dem Sultan gegen die Christenheit conspirirte, auf den Beherrscher des osmanischen Reiches erhielt, für seine wissenschaftlichen und artistischen Zwecke. Dazu war Postel ganz gemacht; denn ihm war der Islam ebensoviel werth als das Christenthum, was er unvorsichtiger Weise äußerte, so daß ihn deshalb die Jesuiten trotz seiner Gelehrsamkeit aus ihrem Orden ausstießen. Er scheint ein sonderbarer Mann gewesen zu sein, und war sein ganzes Leben hindurch unstet. Wir finden ihn, außer an den vorhergenannten Orten, auch in Genf und in Basel. Die unschätzbaren Sammlungen, welche er auf seinen Reisen zusammenbrachte, sind später alle in die königlichen übergegangen, weshalb man die Summen, welche er für dieselben ausgegeben hatte, und somit auch sein Verdienst ganz auf des Königs Franz Rechnung zu schreiben pflegt.

Nachdem die Verdienste der Regierung und einiger Lehrer und Sammler um die in Frankreich neu gegründeten höheren und niederen Schulen, in welchen man die Wissenschaften nach Art der Alten und der Italiäner lehrte, dargelegt worden sind, sollten eigentlich auch die Gelehrten und ihre Hauptarbeiten angeführt werden. Wir wollen jedoch nur zwei von diesen Männern nennen,

weil sie zu den Früheren gehören; die große Zahl Anderer, welche in diesem Jahrhundert die Wissenschaften zur Vollendung brachten, kann mit Ausnahme einiger wenigen, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts wirkten und im folgenden Bande angeführt werden sollen, hier nicht erwähnt werden, weil dieselben nur für den Gelehrten Bedeutung haben. Wollten und dürften wir in einem für das größere Publikum bestimmten Werke streng der Ordnung der Zeit und dem Grundsatze wissenschaftlicher Vollständigkeit folgen, so müßten wir vor Allem die Verdienste der klassisch gebildeten Theologen und unter diesen namentlich die eines Calvinus und Beza, sowie die Verdienste der früher elegant, in unserer Zeit historisch genannten Juristen aufzählen. Wir müssen uns aber auf die allgemeinen Wissenschaften beschränken, da wir weder Vollständigkeit bezwecken, noch Specialfächer der Gelehrsamkeit berühren wollen. Es werden daher auch die ausgezeichneten Juristen, deren Namen seit etwa fünfzig Jahren auf deutschen Kathedern wieder täglich genannt werden, ein Duarenus, Balduinus, Cujacius, Dionysius und Jakob Godofredus, hier absichtlich nicht erwähnt. Dagegen wollen wir zweier anderer ausgezeichneten praktischen Juristen, des Peter Pithou und des Wilhelm Büdé oder Budeus, näher gedenken, und zwar des Letzteren hier, des Ersteren im nächsten Bande. In einer Zeit, wo in Deutschland ein praktischer Jurist oder selbst ein Lehrer des römischen Rechtes aus Mangel an Muße, oder weil die Politik ihn verschlingt, oder weil die Furcht vor dem Examen ihm früh den Trieb geraubt hat, selten etwas Anderes als sein Fach (das (purum putum jus) treibt, scheint es uns doppelt Pflicht, das Gedächtniß von zwei Männern zu erneuen, die sich ebenso viel Verdienst durch ihre richterliche Thätigkeit als in den Humanitäts-Wissenschaften erworben haben. Im nächsten Bande wird ihnen noch ein Dritter, der Präsident de Thou, beigefügt werden, weil alle drei als Beamte des Staates für die Gerechtigkeitspflege und die Ausübung und unparteiische Deutung des Rechtes und der Gesetze eben so unverdrossen thätig gewesen sind, als für das Studium der Geschichte, der alten Sprachen und ihrer eigenen ja für die Alterthumswissenschaft in ihrem größten Umfange und in ihrer edelsten Bedeutung.

Wilhelm Budé oder Budeus, welcher 1467 geboren war, ist vor allen Anderen als der Mann zu betrachten, der das Studium der Griechen emporgebracht und dasselbe nicht allein den Franzosen, sondern überhaupt allen Völkern diesseit der Alpen erst eigentlich möglich gemacht hat. Er begann damit, daß er die neue Art das Recht zu studiren, durch welche im Anfange des sechszehnten Jahrhunderts Orleans, Bourges und Dijon die Schüler der scholastischen Universität Paris und sehr viele Fremde herbeilockten, durch zwei mit fast beispiellosem Beifalle aufgenommene Schriften empfahl. Diese Bücher sind: seine Noten über die vierundzwanzig ersten Bücher der Pandekten und ein ihm eigenthümliches juristisches Werk in fünf Büchern (De asse et partibus ejus). Das Letztere wurde allein in Paris von 1516 bis 1548 sechsmal neu gedruckt und außerdem in Venedig, in Köln, in Lyon und wahrscheinlich auch an anderen Orten herausgegeben. Budé fühlte nachher das Bedürfniß, die griechische Sprache zu erlernen, und wandte sich, weil es noch an allen Hülfsmitteln dazu fehlte, an den Hermonymus, der, wie wir wissen, von Ludwig XII. nach Paris gerufen worden war. Dieser las mit ihm den Homer, Budé beklagt sich aber über die Unwissenheit desselben, und über seinen Mangel an Erziehung und seine Rohheit. Besser fand er seine Rechnung bei dem feinen, der byzantinischen Regentenfamilie angehörigen Laskaris: auch rühmt er die Dienste, welche dieser ihm geleistet habe. Schon unter Ludwig XII. stand Budé in großem Ansehen; unter Franz I. erhielt er neben seinen anderen Geschäften auch die Aufsicht über die königliche Bibliothek, deren Sammlung dieser König mit so großem Aufwand und Eifer betrieb. Budé ward maître des requêtes oder Kabinets-Referent der eingereichten Bittschriften, sowie bald auch Prevot von Paris. Er richtete daher seine Studien besonders auf das Recht der Griechen, auf die Redner, welche vor den Gerichten oder vor dem Volke Civil- oder Kriminalprocesse führten, und auf ihre Reden. Die Frucht dieser Studien war sein Hauptwerk oder die vollständige Anleitung zum Studium der griechischen Sprache (Commentarii linguae Graecae), welche in den Jahren 1529 bis 1536 schon viermal neu aufgelegt werden mußte. Dieses mit ganz unbegreiflicher Mühe und Genauigkeit gearbeitete

Werk hat auch nach der Erscheinung des griechischen Sprachschatzes (Thesaurus) von Stephanus seinen Werth behalten, besonders in dem, was die griechischen Redner und das griechische Recht angeht. Es wird in demselben nicht blos citirt, sondern es werden ganze Stellen eingerückt und erklärt, was freilich das Aufsuchen sehr erschwert.

Budé und Laskaris bildeten auch den Mann, der die neu errichtete Professur der griechischen Sprache zuerst bekleidete. Dies war Peter Danès. Derselbe ward jedoch weniger durch seine Bemühungen um das Studium der Alten, als durch den heftigen Kampf berühmt, welchen er für den Aristoteles und die Aristotelische Philosophie gegen Pierre Ramée oder Petrus Ramus und dessen Schule führte. Ramée war bis zum Lächerlichen ein Gegner des Aristoteles, und bildete die zahlreiche philosophische Schule der Ramisten, welche auf allen Universitäten Anhänger fand. Überall bekriegten sich damals Aristoteliker und Ramisten, und ihr Streit wurde eben so heftig und machte eben so viel Aufsehen im sechszehnten Jahrhundert, als der der Nominalisten und Realisten der vorhergehenden Jahrhunderte in den Schulen der Scholastiker. Wir nennen übrigens Danès hier nur deshalb, weil auch er zu denen gehörte, welche von ihrem Könige gebraucht wurden, um zu den neuen Studien durch Sammlung der Hülfsmittel den Weg zu bahnen. Er verweilte von 1534 bis 1537 zu dem ausdrücklichen Zwecke in Italien, um Alterthümer und Handschriften einzukaufen. Sonst hat er als Professor der griechischen Sprache nur Weniges geleistet, was einer Auszeichnung werth wäre. Die Verdienste aber, die er als Bischof und als Gesandter auf dem Concilium zu Trient sich erworben hat, zu würdigen, ist unsere Sache nicht.

Auch die beiden Galland, Peter und Wilhelm, welche nach Danès das Griechische lehrten, wirkten nur anregend für das Studium. Man achtete schon zu ihrer Zeit ihre Reden für ihre Hauptarbeit. Dagegen gelten drei ihrer Landsleute bis auf den heutigen Tag als Gründer der Wissenschaft des Alterthums diesseit der Alpen. Diese drei Männer sind: Tourneboeuf (Turnebus), Lambin und Müret. Wir dürfen jedoch hier nicht im Einzelnen nachweisen, wie und wodurch dieselben sich in diesem

Jahrhundert unmittelbar um die Schulstudien von ganz Europa und mittelbar um die nationale Bildung, Literatur und Sprache der Franzosen verdient gemacht haben. Wir wollen nur bemerken, daß ihre Wirksamkeit das gesammte klassische Studium umfaßte und durch das ganze sechszehnte Jahrhundert hindurch geht; denn Tourneboeuf starb 1565, Lambin 1572 und Müret 1585.

d. Erste Schritte zur Vermischung der alterthümlichen Bildung mit ächt französischen nationalen Elementen.

Zu derselben Zeit, als in Frankreich das klassische Studium gegründet und jene rhetorisch pomphafte Weise, Geschichte und andere Zweige der Literatur zu behandeln, durch welche die gallischen Schulen sich schon zur römischen Zeit auszeichneten, vermittelst der Lateiner neu erweckt wurde, entstand die bis auf Voltaire herrschende eigenthümliche Literatur der Franzosen voll Zweifel, Spott, Hohn, Witz und verständiger Lehre. Um dies deutlich zu machen, soll ein Dichter und ein Prosaist angeführt werden. Es wird sich von selbst zeigen, welches Element die Franzosen um dieselbe Zeit in ihre Literatur und Sprache aufnahmen, als Luther's und seiner Schüler Ernst die Sprache, die Literatur und das Leben der Deutschen durchdrang. Spott und Skeptik, die Verbindung ernster Dinge mit ganz unanständigen, gemeiner Hohn des Edelsten und possenhafter, unsittlicher Schmutz erscheinen neben und durch einander. Dies war national, weil der lebhafte Franzose gern das liest, was den grübelnden Deutschen ärgert. Wir dürfen daher nur andeuten, was wir gefunden zu haben glauben; eine Kritik oder Beurtheilung von Arbeiten, welche von den Franzosen bis auf unsere Zeit und selbst noch jetzt als national und für Bildung und Leben belebend anerkannt werden, wäre vom Standpunkte einer ganz verschiedenen Nationalität aus sehr anmaßend.

Der Erste, welcher in dieser Beziehung anzuführen ist, hat mit den Alten eigentlich nichts gemein, und war auch schon im fünfzehnten Jahrhundert als Dichter bekannt. Dieser Mann ist der von bettelarmen Eltern und Voreltern entsprungene **Villon**. Er war ein Gauner und selbst noch Schlimmeres. Er wetteiferte durch seine Poesieen mit dem Vater Ludwig's XII., dem Herzog Karl von Orleans. Von dem Letzteren rühmt der Abbé Sallier,

daß er und nicht Villon der Erſte geweſen ſei, welcher in den Geiſt der franzöſiſchen Sprache eingedrungen ſei und alle vorhergehenden Dichter durch Originalität übertroffen habe. Allein ſo artig auch des Herzogs Gedichte ſein mögen, und ſo ſehr ſie auch, abgeſehen von ihrer geringeren Plumpheit und Derbheit, in Villon's Manier abgefaßt ſein mögen, ſo muß doch jener Ruhm dem Villon bleiben, obgleich dieſer Dichter oft gemein, ungezogen, anſtößig und in ſeinen Poſſen, die für Witze gelten ſollen, niedrig iſt. Villon war 1431 geboren, und dichtete ſein vorzüglichſtes Werk, das große Teſtament, ſchon 1461. Wir führen ihn hier aus dem doppelten Grunde an, weil Marot, welcher zunächſt in ſeine Spuren trat, auf des Königs Franz Befehl ſeine Hauptarbeiten ſammelte, und weil die Franzoſen behaupten, Villon habe das, was ſie zarten Scherz (badinage délicat) nennen, und was zwiſchen dem Leichten (l'agréable) und dem Poſſenhaften (bouffon) die Mitte halte, zuerſt erkannt. Dies haben, wie ſie ſagen, nachher Marot, St. Gelais, Voiture und Sarraſin zur höchſten Vollendung gebracht. Villon ſelbſt ſagt in ſeinen Gedichten, daß Lernen nicht ſeine Sache geweſen ſei *), und daß er unter Menſchen gelebt habe, die ſich in Wirthshäuſern herum trieben, wo Luſtigkeit und Verachtung der Geſetze und der Moral, nicht aber ſeine Sitten gelernt werden können. Er nennt ſich daher den Meiſter und das Muſter eines ächten Gauners **). Er berichtet in ſeinem, in Balladen eingetheilten großen Teſtamente, daß er ſchon als junger Menſch wegen kleiner Diebſtähle oft zum Gefängniſſe und endlich wegen eines größeren, uns unbe-

Hé! Dieu si j'eusse estudié
Au tems de ma jeunesse folle
Et à bonnes meurs dedié,
J'eusse maison et couche molle.
Mais quoy? je fuya escolle
Comme fait le mauvays enfant.
En escrivant ceste parolle,
A peu que le cueur ne me fend.
La mère nourricière
De ceux, qui n'avoient point d'argei
A tromper devant et derrière,
Estoit un homme diligent.

kannten Vergehens nebst fünf seiner Genossen zum Galgen verurtheilt wurde. Er appellirte damals an das Parlament, und sein Todesurtheil wurde in Verbannung verwandelt, was er selbst in seiner Danksagungs-Ballade an das Parlament bezeugt. Er ward an dem Orte, wohin er sich geflüchtet hatte, nicht besser, und fiel in die Hände des Gerichtshalters des Bischofs Thibaut d'Aussigny von Orleans, über dessen Gefängnisse er sich bitter beschwert *). Diesmal bewirkte Ludwig XI. seine Freilassung, wofür er dem Könige in seinem großen Testamente, das, wie das kleine, sich auf die Streiche seines Lebens und auf seine Schicksale bezieht, freundlich dankt. Seine Hauptarbeiten sind seine beiden Testamente, sowie le Jargon und les Repues franches. Wir glauben jedoch Richtung und Ton hinreichend angedeutet zu haben; weiter einzugehen scheint für unseren Zweck nicht passend.

Wir sollten jetzt von Clement Marot reden, welcher ganz genau in Villon's Spuren trat; dies mag aber auf den nächsten Band verspart bleiben. Hier soll dagegen nur noch kurz angedeutet werden, wie Franz Rabelais den folgenden Prosaisten mit eben der Lustigkeit, Leichtfertigkeit, Originalität, unerschöpflichen witzigen Laune und argen Schlüpfrigkeit voranging, mit welcher Villon den Dichtern den Weg zeigte. Schon Rabelais hatte sich ganz in Villon einstudirt; auch läßt er ihn, was Viele für baare Münze genommen haben, in seinem Pantagruel nach England reisen, mit dem Könige dieses Landes auf ganz vertrautem Fuße leben und in allerlei komische Abenteuer verwickelt werden. Rabelais, den noch heutiges Tags oder vielmehr jetzt mehr als

*) Dieu mercy et Jacques Thibaut,
Qui tant d'eau froide m'a fait boire
Et en bas lieu, non en lieu haut
Manger d'angoisses maintes poires
Enferré, si j'en ay mémoire
Pour lui, je prie et reliqua
Que dieu lui doint et voire
Ce que je pense et cetera.
Toutefois je n'y pense mal
Pour lui et pour son lieutenant,
Aussi pour son official.
Je les ayme tous d'ung tenant
Ainsi que Dieu fait le Lombard.

je die Franzosen den größten Philosophen unter den Possenreißern und den an drolligen Einfällen reichsten Philosophen nennen, war 1483 nahe bei Chinon in der Touraine geboren, und führte ein Wirthshausleben wie Villon; nur beging er nicht wiederholt Kriminalverbrechen wie dieser. Die gelehrte Schule hatte er besucht und sein schnödes, oft gemeines Hauptwerk, welches von Gelehrsamkeit strotzt, beweist eine ungemeine Belesenheit. Er trat in den Franziskaner-Orden, und studirte dann, obgleich er immer ein Trinker blieb, die Schriften der Alten und ihre Sprachen mit eisernem Fleiße. Auch fand er deshalb, als er der Franziskaner und diese seiner müde wurden, bei den Benedictinern Zuflucht. Als Benedictiner war er lehrend thätig, erwarb sich große Kenntnisse, und schrieb einige gelehrte und fromme Bücher, die aber niemand las und liest, während sein mit Possen und wunderlichem Zeuge angefülltes Hauptwerk noch immer gelesen und gepriesen wird. Er ward nachher dem Kardinal du Bellay, dessen Denkwürdigkeiten wir oft anführen, nützlich, und diente demselben als Possenreißer. Dieser nahm ihn daher mit sich nach Rom, wo der Pabst ihn 1523 von den Ordensgelübden, die er gebrochen hatte, lossprach. Rabelais studirte hierauf Medicin. Als sein Beschützer du Bellay Bischof von Paris wurde, gebrauchte derselbe ihn als Arzt und als Spaßmacher, und gab ihm zur Belohnung die Pfarrei Meudon bei Paris. Dort lebte Rabelais dann von 1545 bis 1553.

Da Rabelais ein Mann von Geist und ganz ungewöhnlichen Kenntnissen war, da er die Welt gesehen hatte, in Paris lebte und zweimal in Rom gewesen war, da die Rede ihm wie Wasser floß und er weder Gott noch Menschen scheute, so war er allerdings der rechte Mann, um Alles, was die Menschen seiner Zeit ernsthaft thaten und litten, von der komischen Seite her zu schildern. Dies hat er in einem Werke gethan, welches man in Rücksicht der Absicht und des darin bewiesenen komischen Talents mit dem Don Quixotte des Spaniers Cervantes verglichen hat; es ist aber ein großer Unterschied, wenn ein wackerer und edeler Mann wie Cervantes seiner Zeit ihre Verblendung und ihre Thorheiten scherzhaft vorhält, oder wenn ein gemeiner und schmutziger Mönch wie Rabelais alles Reine mit seinem Hohne befleckt und alles

Hehe und Heilige durch seinen Witz in den Kreis der Schenken herabzieht. Dieser elende Mönch nimmt in seinem Roman, welcher jetzt wieder viel gelesen wird, den Papst, trotz der von demselben ihm bewiesenen Gunst, furchtbar mit, verspottet schon durch die stets wiederkehrenden Ausdrücke, papegots, evegots, cardingots die höhere und niedere Geistlichkeit, und war doch sein Lebenlang eine Art Hofnarr des Kardinals du Bellay, von dem er die Pfarrei Meudon und eine Präbende an der Kirche St. Maur des Fossés erhielt. Einem solchen Manne steht es sehr schlecht an, den Cato und Persius zu spielen; dies stört aber die Franzosen gar nicht. Das Dunkel des Räthselhaften, in welches er sich hüllte, schützte ihn, obwohl es immer räthselhaft bleibt, wie zu einer Zeit, in welcher unter Franz I. und Heinrich II. überall die edelsten und besten Gelehrten verfolgt und hingerichtet wurden, ein witziger, obscöner Trunkenbold als Pfarrer geduldet werden konnte.

Der Roman, von welchem wir reden, ist die Geschichte des Riesen Gargantua und seines Sohnes Pantagruel *). Die vier ersten Bücher desselben wurden von Rabelais noch bei seinen Lebzeiten herausgegeben, das fünfte erschien erst nach seinem Tode, weil ihm doch angst geworden war. Unter den Zeitgenossen fand das Buch so reißenden Abgang, daß man zu erzählen pflegt, Rabelais habe eine Übersetzung des Hippokrates drucken lassen und, [illegible] über den schlechten Absatz derselben geklagt [illegible]

Die drei folgenden Bücher erschienen dann ebenfalls nach einander, und der Buchhändler soll gesagt haben, er habe von dem ersten Buche mehr Exemplare in zwei Monaten abgesetzt, als Bibeln in einem ganzen Jahre. Man behauptet auch, daß der berühmte und witzige Henricus Stephanus ihm an den zwei letzten Büchern geholfen, was wir jedoch bezweifeln. Die Prognosticación Pantagrueline ist wahrscheinlich nicht von Rabelais, und die ihm zugeschriebenen Schifffahrten Panurg's nach den unbekannten Inseln hat er gewiß nicht verfaßt. Die Franzosen betrachten den Gar-

*) De la vie, faits et dits héroiques de Gargantua et de son fils Pantagruel avec la prognostication Pantagrueline.

gantua und Pantagruel als eine unerschöpfliche Quelle des Witzes und der durch ihre spätere Hof-Literatur ganz verschwundenen Natürlichkeit, Offenheit, Freimüthigkeit und derben Entfernung von aller Convenienz. Dies kann der Ausländer nicht beurtheilen, da er ohne einen Schlüssel des Räthselhaften und ohne einen vollständigen Commentar das niedrig-schmutzige und unanständige Buch nicht zu lesen vermag; er muß es aber glauben, weil Montagne, Moliere, Lafontaine, Boileau, Voltaire und Paul Louis Courier eingestehen, daß ihnen Rabelais für die Philosophie des Lebens und für das philologische Studium ihrer Muttersprache ein Haupt-Hülfsmittel gewesen sei.

Man wird leicht erkennen, daß die neuere französische Literatur nothwendiger Weise einen von dem der deutschen ganz verschiedenen Gang annehmen mußte, wenn auch alle anderen Umstände bei beiden Nationen gleich gewesen wären, da seit dem sechszehnten Jahrhundert die deutschen Schriftsteller Luther's Bibel-Übersetzung als Quelle des Reichthums ihrer Sprache und des Tones, in welchem man mit dem Volke reden müsse, betrachteten. Wir folgern daraus nichts zum Vortheile der Deutschen oder zum Nachtheile der Franzosen; das wäre einseitig und ungerecht. Wir glauben nur, daß sich darin eine Grundverschiedenheit des Nationalcharakters zeigt, und daß seit der Entstehung der neuen französischen Literatur Scherz und Spott, Hohn [illegible] und Skepsis und Leichtfertigkeit die Haupt-Elemente derselben [illegible] Wie verbreitet des Rabelais Roman trotz aller seiner Dunkelheit und Weitschweifigkeit war und ist, wird man daraus sehen, daß die Bibliographen sechszig Auflagen desselben zählen. Zu den vorzüglichsten dieser Ausgaben gehören die Amsterdamer von 1711 in fünf Bänden mit Erklärungen von le Duchat und la Monnoye, die Pariser von 1823 in drei Bänden und die von Esmangart und Johanneau besorgte, mit den sämmtlichen Noten (daher Variorum genannt) begleitete, welche 1823 bis 1826 in neun Bänden erschien.

00099707

Digitized with financial assistance from

HT Parekh FOUNDATION

An Initiative by HDFC

WITH YOU, RIGHT THROUGH

on 27 November, 2018